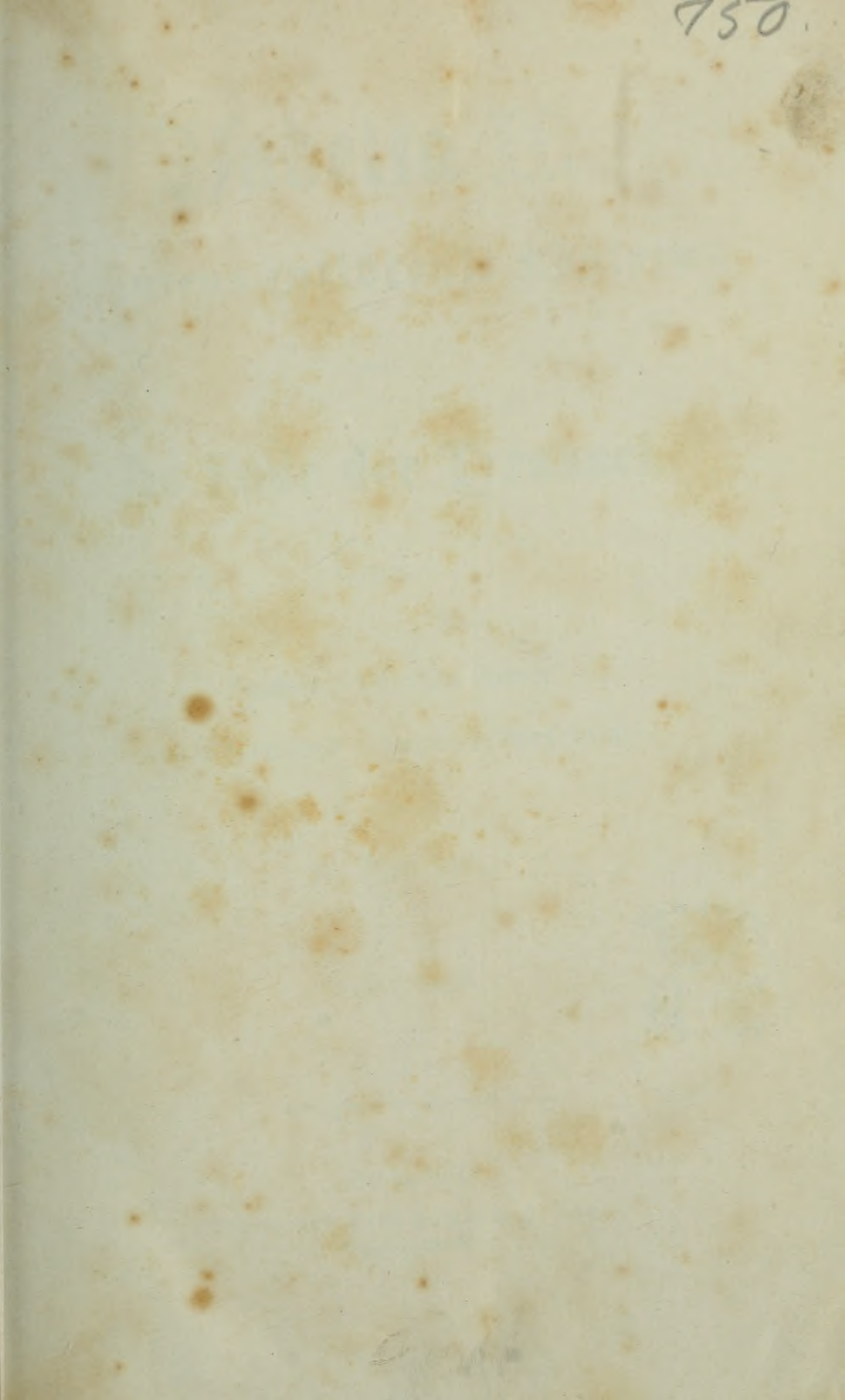
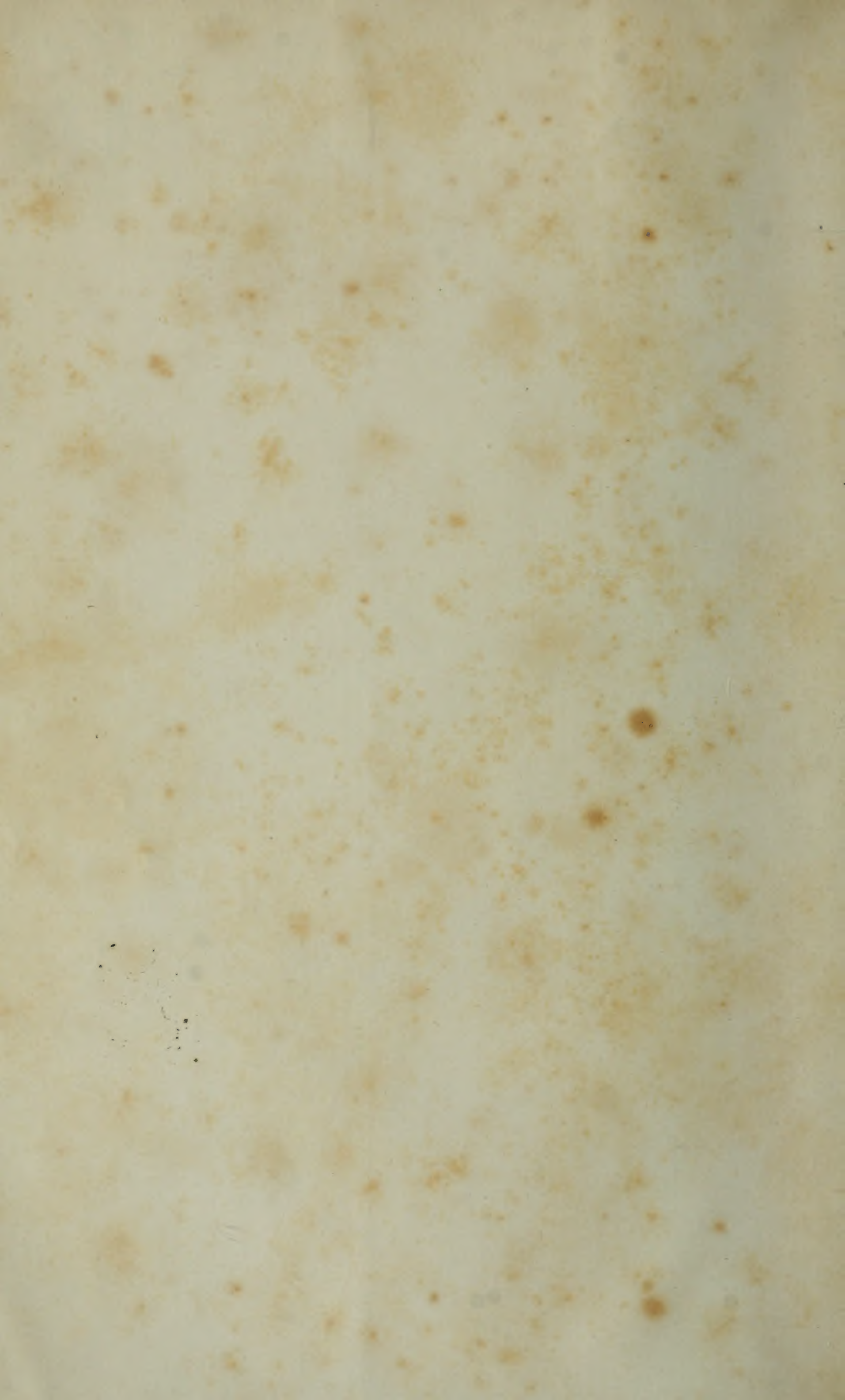






Isabella II.

Spaniens entthronte Königin

oder:

Das Ende der Tyrannei.

Illustrirter historischer Roman

aus Spaniens neuester Geschichte

von

Dr. Adolf Weiß.

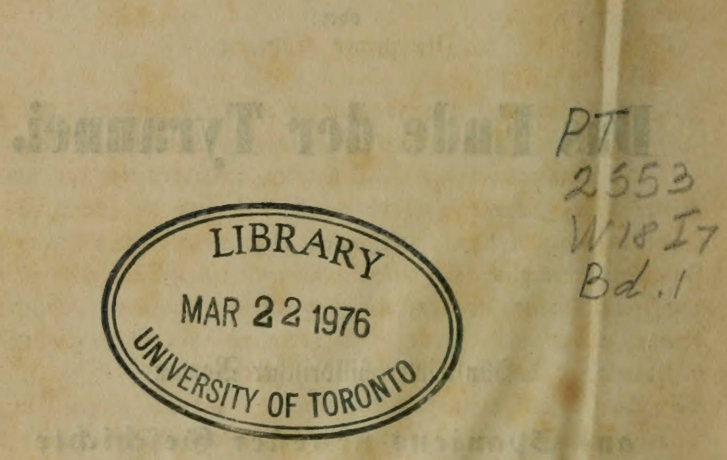
Erster Band.



Berlin, 1869.

Verlag von Otto Humburg u. Comp.

Alexandrinenstraße 74.


LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO
PT
2553
W18 I7
Bd. 1

Erstes Kapitel.

Die junge Königin.

Im Schlosse von Madrid ging es am 10 December 1829 laut und festlich her. Aus dem großen Krönungssaale tönten die Pauken und jubelten die Trompeten, denn eben war das neuvermählte Paar, der König Ferdinand VII. und die schöne Marie Christine von Neapel, gefolgt von einer unabsehbaren Schaar von spanischen, portugiesischen, neapolitanischen, französischen und anderen Offizieren, Damen in Diamanten und Rubinen strahlend, Priestern in blauen, rothen und violetten Gewändern und den vielen Hofbeamten in fantastischen Uniformen, in den Saal getreten.

Aller Augen ruhten wohl am meisten auf der jungen Königin. Von schlankem Wuchse, schritt sie leicht wie ein Mädchen, aber doch wiederum stolz und sicher wie eine geborene Königin, daher. Das blitzende Diadem hob das reiche, üppige, schwarze Haar noch mehr hervor; aber mehr als Diadem, mehr als Perlen und Edelsteine an dem kostbaren Gewande der Königin, glänzten die unbeschreiblichen Augen derselben. Sie beherrschte mit ihnen den Kreis der Offiziere, Kirchenfürsten, Hofbeamten und Damen. Jeder sagte sich, daß die 25jährige Prinzessin vom Golf von Neapel nur geboren schien, um Königin der Spanier zu werden. — — Ferdinand, der königliche Gemahl, machte neben der strahlenden Tochter des Vesuv einen recht kläglichen Eindruck. Gebrochen an Leib und Seele, hatte er sich die Tochter seines Verwandten in Neapel nur zur Frau gewählt, um einen Quell neuen Lebens für sein, mit unzähligen Flüchen beladenes Dasein, zu gewinnen, um sich an der jugendlichen Zauberin wieder von Neuem emporraffen zu können zu neuen Thaten — Ferdinand war vor der Zeit zum Greis geworden. Der fast 14jährige Kampf, den er mit seinen empörten Provinzen hatte führen müssen, hatte ihm den festen Blick, die sichere Hand, die königliche Haltung geraubt. Seht, seht, wie er die Augen an den Boden heftet, statt sie in höchster Freude schweifen zu

lassen über die glänzende Versammlung, und sich zu weiden an der Zahl und Pracht seiner Vasallen. Aber in jedem der Versammelten argwöhnt er einen Feind, einen Verräther; denn nicht allein die Söhne der Freiheit des Vaterlandes haben den Degen gegen ihn gezogen, nicht allein die Veteranen von Vittoria haben die Büchse auf ihn angelegt, auch die frommen Patres und Bischöfe haben ihm den Gifttrank gebraut, als er die Gegner der Inquisition und der Pfaffenwirthschaft nicht so niederkartätschen, nicht so in den Kerkern verschmachten ließ, als es die Hüter der Religion ad majorem gloriam Dei (zur größeren Ehre Gottes) beabsichtigt und gefordert.

Trompetentusch und Paukenwirbel! „Es lebe Seine apostolische Majestät von Spanien, König Fernando von Gottes Gnaden!" rief die schrille Stimme des Erzbischofs von Toledo. Nur mühsam hatte der schmeerbäuchige, violette Herr den Trinkspruch hervorgebracht. Wieder jubelten Trompeten und Pauken, und dröhnend stimmte die bunte Versammlung in den Ruf ein.

Trotz der steifen spanischen Hoffitte brach die allgemeinste Fröhlichkeit sich Bahn; und selbst die ehrsamen Herren von der Tonsur vertieften sich in die heitersten Gespräche mit den blühenden, stolzen Kastilianerinnen, den leichtfüßigen, gluthäugigen Andalusierinnen, und fanden manch' kokettes Hoffräulein von den Ufern des Xenil um so interessanter, je mehr unverfälschtes Maurenblut in ihren Adern floß.

Der König saß theilnahmlos wie einer, der unfreiwillig in den Lustjubel gerathen ist, an der Seite seiner jungen Gemahlin. Diese, im wahrsten Sinne die Königin des Festes, begann schon hier ihr Regiment über die Herzen. So mancher edle Kastilianer, der mit Groll nach dem Könige hinübersah, den er wegen seiner charakterlosen Härte verachten mußte, freute sich, daß endlich eine milde, energische Königin auf die Entschlüsse des schwachen Fürsten einen wohlthätigen Einfluß ausüben würde.

Eben noch hatte die holde Königin Christine die galante Huldigung des Grafen von Almaden, eines schönen Gardeoffiziers, mit einer sarkastischen Bemerkung beantwortet, da fiel ihr Blick auf eine hohe Mönchsgestalt, die, beinahe unbeweglich, an einer der Marmorsäulen lehnte. Lange schon ruhte das düstere Auge des Klosterbruders auf der jugendlichen Fürstin, ohne daß diese es wahrgenommen.

Hatte der Blick des Mönches magnetische Kraft? Aus dem Gesicht der Königin war urplötzlich der Ausdruck der harmlosen Freude verschwunden und gedankenvoll starrte die Königin vor sich hin. Voll Besorgniß nahten die Kammerfrauen, um des Befehles der Gebieterin

gewärtig zu sein. — Niemand sonst hatte die Veränderung in dem Benehmen der Königin bemerkt, als die besorgten Dienerinnen und jener düstere Mönch, dessen Züge jetzt einen fast dämonischen Charakter annahmen.

Achtlos schritten die geputzten Herren und Damen an ihm vorüber.

„Ha, Marionetten und seelenlose Puppen! Merkt Ihr's nicht, wie ich schon den Faden an Eure Degen und Hälse, an Eure Federhüte und Arme binde?" murmelte der Alte in sich hinein.

Ein lustiger Kauz aus dem königlichen Dienertroß, der seine Augen und Ohren stets überall hatte, der Estremadure Isturijo, klopfte in heiterer Laune dem sonderbaren Klosterbruder auf die Achsel: „Na, ehrwürdiger Pater, Ihr seht ja aus, als stäk' Euch ganz Spanien im Halse und Ihr könntet's nicht verdauen!"

Unwillig wandte sich der Mönch ab, ohne ein Wort zu erwidern, denn er kannte den Spruch: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit." — —

Unterdeß hatte Königin Marie Christine in Begleitung einer einzigen Kammerzofe, ihrer kleinen Sikula, durch ein verstecktes Pförtchen den Saal verlassen. Dem König hatte man gesagt, die Königin bedürfe einer kleinen Erholung und werde bald wieder zurückkehren.

Während des festlichen Wirrwars, in das sich die Masse der Gäste unter dem Einfluß der feurigen spanischen Weine aufgelöst hatte, war die Entfernung der Königin kaum aufgefallen.

Isturijo, der lustige Estremadure, war aber plötzlich nachdenklich geworden. Wie gesagt, seine Augen und Ohren waren überall. Er hatte die Königin verschwinden sehen, hatte sich dann nach der Marmorsäule gewandt; auch der räthselhafte Klosterbruder war verschwunden. — Ein Gedanke fuhr blitzartig durch seinen Kopf. „Sollte der unheimliche Korallenbruder etwa auch solch eine Eule sein, wie wir sie schon zu Dutzenden hier haben? — — Oho! Wenn der Kerl gar zwischen unserem erlauchten Herrn und der jungen Königin stände! — Beim Gebein des heiligen Jago! Isturijo ist kein Tölpel!"

Erschrocken über sein halblautes Gespräch, drehte er sich rund um. Sein Entschluß war gefaßt. Hastig stürzte er, manchen Don und manche Donna unsanft bei Seite stoßend, zur Thür hinaus. Einige seiner Kollegen sahen ihm achselzuckend nach.

„Bei dem ist's sein Lebtag nicht richtig gewesen! Aber laßt ihn nur. Er ist des Königs Narr, und wehe dem, der ihm was zu Leide thut!" sagte der Eine zu dem Andern. — — — — — —

Auf der Puerta del Sol stand die neugierige Menge Kopf an Kopf, und wie das Brausen des Meeres flog es über den gewaltigen Platz. Alle Fenster ringsum waren zu Ehren des neuvermählten Königspaares prächtig erleuchtet. Die Fahnen und Teppiche wurden von der rauhen Winterluft hin= und hergeweht; aber dennoch hielten die schönen Kastilianerinnen auf den Balkonen aus, und lauschten den Klängen der Militair=Kapellen, welche, auf der Puerta vertheilt, nationale Weisen spielten.

Ein schmächtiger, junger Mann von etwa 25 Jahren, drängte sich durch das dichtstehende Volk. Obgleich seine Gestalt nicht den Eindruck der körperlichen Kraft machte, so wich doch jeder gern aus, wenn es die feurigen und gebietenden Blicke des jungen Mannes begehrten.

Nicht lange war der junge Doktor vorgedrungen in dem brausenden Menschenmeere, als ihm ein vierschrötiger Offizier von der Linie unabwendbar in den Weg trat, sich stürmisch auf ihn stürzte und ihn mit dem Rufe: „Juan, lieber, goldener Juan! Herzensjunge! jetzt bist Du kriegsgefangen!“ umarmte und einige schallende Küsse auf des schmächtigen Doktors Mund presste. Nur mit Mühe riß sich dieser los.

„Bei der heiligen Jungfrau! Du hier? Pedro! Du bist's wirklich! Ja, ja. Noch nicht dünner geworden!“

„Dicker, dicker!“ ergänzte der Offizier und lachte unbändig, und war im Begriff, seine stürmische Zärtlichkeit von Neuem zu beginnen. —

Die Menge hatte den Beiden Platz gemacht und freute sich über das Wiedersehen der beiden Freunde.

„Komm nur jetzt fort von hier,“ erinnerte Juan. „Wir wollen uns doch einen bequemeren Ort für unsere Freude und unsere Mittheilungen aufsuchen.“

Ein prächtiges Feuerwerk, das herrliche Garben von bunten Raketen prasselnd in die Luft sandte, zog die Aufmerksamkeit der Umstehenden ab. — — Mit Mühe arbeiteten sich die beiden Freunde durch das Gedränge und gelangten endlich in eine stille, enge Gasse, wo sie in ein Weinhaus eintraten.

Eine trübe Ampel erhellte das Gemach. Träumerisch blickten die beiden Freunde in die Weingläser. Das Gespräch stockte, nachdem es bis jetzt recht lebhaft gewesen war. — „Juan! Jedenfalls müssen wir bald aufbrechen und den guten Isturijo vor der schleichenden Gefahr warnen. Du hast ihn also wirklich gesehen, leibhaftig, den Bruder Namenlos?“

„O, warum hab' ich ihn nicht mit dem Degen durchbohrt? Fluch meiner Menschlichkeit! Pedro! Wie lange werden noch diese Spinnen unser schönes Spanien in ihre Netze einspinnen! Wie lange wird dieses stolze Männervolk der Tiara und dem Brevier in sklavischer Erniedrigung dienen! Weiber sind Könige und Beichtväter Minister — und Memmen" — schrie Juan wüthend — „Memmen sind Spaniens Männer!" — Er warf das Weinglas an die Wand, daß das edle Naß umherspritzte und der Wirth erschrocken herbeilief.

„Wirth, habt Ihr Angst," beruhigte diesen Pedro, „wir bezahlen unsere Flüche in blanker Münze." Er warf Geld auf den Tisch. Der Wirth entfernte sich eben so eilig. —

„Wir gehen zusammen," nahm Pedro die unterbrochene Unterhaltung wieder auf. „Wir werden ja sehen, was Isturijo dazu meinen wird. — Uebrigens ist es mir sehr unklar, lieber Juan, wie grade Isturijo sich so in der Gunst des mißtrauischen Königs festsetzen konnte.

„Weil er den Narren spielte, und um den Fürsten die Wahrheit ungestraft sagen zu können, muß man sich überspannt stellen. Weißt Du das noch nicht? Hat doch schon König Philipp in dem deutschen Stück zum Marquis Posa gesagt: „Sonderbarer Schwärmer!" Das will weiter nichts sagen, als: wenn ich Dir erlauben soll, mir die Wahrheit zu sagen, so will ich Dich vorher zum Narren promoviren! Ha ha!"

„Freund! Werden wir Beide des Königs Narren! Ha! Ich mit dem Sarras, Du mit der Feder."

„Pedro! Werde Du des Königs Narr — Und ich der Narr der Königin!"

„Doktor, Du hast einen reizenden Einfall. — Aber" — setzte Pedro leise und bedächtig hinzu, „wenn nun Bruder Namenlos an Deine Narrheit noch weniger glaubte, als an die des lustigen Estremaduren?"

„Du fragst mehr, als zehn Weise beantworten können, und qualifizirst Dich dadurch ganz vorzüglich zum Narren Seiner apostolischen Majestät."

„Danke, danke, Juanchen!" — Die Glocke schlug hell die elfte Stunde.

„Pedro, kannst Du trotz Deines dicken Bauches leise auftreten?"

„Leiser, als eine junge Katze."

„Gut. Gehen wir."

Die beiden Freunde traten hinaus in die Nacht und verschwanden bald in den sich kreuzenden Straßen der Residenz. —

Wir haben Isturijo in dem Augenblick verlassen, als er im Begriff stand, dem räthselhaften Mönch nachzuspüren. Durch seine intime Stellung zum Könige hatte er sich eine genauere Kenntniß aller geheimen Treppen, Tapetenthüren u. s. w. erwerben können, als seine Kameraden. Er huschte behend und geräuschlos wie eine Katze durch eine Reihe von Corridoren und verlassenen Sälen, oft stehen bleibend, um zu lauschen.

Endlich blieb er am Anfange eines langen Corridors, wie vom Blitz getroffen, stehen. Der Corridor führte zu den Zimmern der Königin, war aber stets unbenutzt geblieben, und so sollte es auch weiter sein, denn unheimliche Gerüchte gingen unter den Hofleuten um über besagten Corridor; und man hatte deshalb schon seit Jahren einen andern Zugang zu jenen Gemächern eingerichtet. — Isturijo war einer der Wenigen, dem es durch seine Localkenntniß möglich war, ohne Mühe hierher zu gelangen. Aber wie kam er darauf, grade diese unheimliche Gegend des weitläufigen Königsschlosses aufzusuchen? Isturijo konnte sich selbst keine Rechenschaft darüber geben, ein dunkler Drang hatte ihn getrieben. Jetzt starrte er, an allen Gliedern zitternd, die Gestalt an, die wie eine Bildsäule regungslos im vollen Mondenschein dastand. Isturijo drückte sich in eine Ecke.

„Mein Gott, mein Gott! der Namenlose!“ flüsterte Isturijo für sich, und der Schrecken bannte die Glieder des sonst so unerschrockenen treuen Dieners.

Da sah er, wie es in einem der Gemächer der Königin, welches an den gespenstigen Corridor grenzte und durch eine geheime Thür mit ihm verbunden war, hell wurde. Der Mönch schickte sich an, das Ende des Corridors zu erreichen. — Isturijo betete rasch; dann sprang er leicht, wie ein beutegieriger Tiger, auf den unheimlichen Mönch los, mit den halblaut hervorgezischten Worten: „Böser Dämon! Du hast mich mein ganzes Leben hindurch verfolgt. Teufel in einer Kutte, willst Du Dich jetzt mit Deinen bübischen Künsten zwischen unsere hochgelobten Majestäten eindrängen? Des Kapitano Isturi Degenstöße hast Du parirt, meine Schwester hast Du gemordet, geistig und leiblich, meinen Namen hast Du gestohlen. Isturijo, der Narr des Königs, wird Dich richten!“

Der Mönch stand regungslos. Seine Gestalt schien zu wachsen. Wie eine Hölle glühte es in seinen Augen, die alle Bewegungen Isturijo's bewachten.

Dieser schien alle Furcht, alles Entsetzen verlernt zu haben, aber auch alle Vorsicht. Hastig griff er in seinen Mantel und riß ein

Pistol hervor. Der Mönch aber packte mit Gedankenschnelle des schwächlichen Dieners Arm und hielt ihn wie mit eisernen Klammern fest. Das Pistol entlud sich und schaurig antwortete das Echo in den weiten Corridoren. Einen Moment später lag der treue Diener Isturijo röchelnd am Boden. Ein gewandter Dolchstoß des Mönches hatte ihn für alle Zeiten stumm gemacht. Isturijo's Mund konnte das Räthsel nicht mehr lösen, welches sein Schicksal mit dem des Mönches so unheimlich verknüpfte. — Alles war das Werk eines Augenblickes gewesen. Gleichgültig schauten die Mauern des weiten Schloßhofes, grausam kalt blickten die Wände der Corridore auf das Entsetzliche, was eben geschehen, gleich als wenn sie dergleichen oft erlebt hätten. Grell schien der Mond auf die Gestalt des Mörders, der wieder starr wie eine Bildsäule mit angehaltenem Athem lauschte. Alles war noch still, nur der Nachtwind ahmte das Röcheln des eben Verblichenen nach. Was kümmerte den Diener eines höheren Princips aber das Sausen des Windes? Der verrieth nichts von den Geheimnissen des großen Bundes, der netzartig einen Theil der Welt umsponnen hat. Rasch entschlossen lud der herkulische Mönch den zuckenden Leichnam auf seine Schultern, riß ein Fenster des Corridors auf und warf ihn hinab in den Hof. Wieder lauschte er; dann, als noch Alles still blieb, huschte der Klosterbruder durch die Wand am Ende des Corridors, die sich auf einen leisen Druck öffnete. Es war ein Nebenzimmer zum Schlafgemach der Königin.

Wir treten in ein Gemach, das in gothischem Stile gebaut ist, und dessen Spitzbogenfenster auf den geräumigen Schloßhof schauen. Es ist mit fast orientalischem Luxus ausgestattet, aber die schweren, dunkeln Vorhänge vor den Fenstern und an den kostbaren Betten der Königin und ihrer kleinen Sikula verleihen dem Gemach einen schwermüthigen Charakter. Im Hintergrunde vor einem, aus schwarzem Marmor gearbeiteten Altar, den ein schwarzes Crucifix krönt, kniet mit ängstlicher Geberde die junge Königin. Die zwei Kerzen zu beiden Seiten des Crucifixes sind die einzige Erleuchtung des Zimmers. Die Königin ist halb entkleidet und malerisch fallen fessellos die dunkeln Haare über den schwanenweißen Nacken, die mit einem dünnen Schleier verhüllten Schultern hinab. Hinter der Königin kniet die zitternde Sikula. Der übrige Theil des Gemaches ist in ein träumerisches Halbdunkel gehüllt. — —

Die beiden Frauen haben den Schuß dicht vor ihren Zimmern vernommen. Wie in Vorahnung eines gewaltigen Unheils sind beide auf die Knie gestürzt. — Sollte dem alten ehrwürdigen Bernardino

ein Leid widerfahren sein? Niemand am Hofe kennt den geheimnißvollen Mann. Niemand weiß es, daß er der räthselhafte Schutzgeist der Königin seit frühester Jugend ist. Wenn man dem Alten aufgelauert, ihn hier zur nächtlichen Stunde vor den Gemächern der jungen spanischen Königin gefunden hätte? Was würde aus dem Rufe der Majestät geworden sein? Das waren die Fragen, mit denen sich die Königin und Sikula quälten. Die Königin blickte in angstvoller Andacht zum Bilde des Gekreuzigten empor, als müßte er helfen. Sie murmelte hastig feurige Gebete um Abwendung eines fürchterlichen Schicksals. Und doch wollte kein lindernder Balsam ihr Herz beruhigen. Es blieb öd' und kalt wie der Blick des Gekreuzigten; denn, ach, die Jugend der Königin war nicht mehr ohne Vorwurf. Das Gebet kam nicht mehr aus dem schuldlosen Herzen eines Mädchens, sondern aus dem, von Leidenschaften und Ränken erfüllten Busen eines Weibes.

Im Vorzimmer regte sich etwas. — Die Königin erhob sich rasch. „Sikula! Horch! Die Häscher des Königs! O, ich unglückliches Weib! Warum blieb ich nicht in meinem schönen Italien!“ So jammerte die Königin Christine und rang die Hände.

Sikula, das leichtfüßige Kind, hatte nicht mehr Zeit, auf die angstvollen Reden der Königin zu hören. Sie war in das Nebenzimmer geeilt. Sie erkannte im Scheine des Vollmonds den Pater Bernardino, den längst Erwarteten. — „Melde mich Deiner Herrin!“ flüsterte er dem freudig erschreckenden Mädchen zu. Sikula schlüpfte in das Zimmer der Königin mit den Worten: „Er ist da! Majestät.“

Christine rief kurz: „Er mag eintreten,“ und warf sich noch einmal vor das Crucifix, um ein Dankgebet zu flüstern.

Bernardino's Riesengestalt zeichnete sich auf den beleuchteten Vorhängen ab. Geräuschlos war er in's Gemach getreten. Bald erhob sich die Königin, trat ihm entgegen, küßte ehrerbietig des Mönches Hand und winkte ihm, sich auf einen, von Sikula hingeschobenen Sessel niederzulassen. Ein zweiter Wink entfernte das Mädchen aus dem Gemache.

Mit angstvoller Erwartung ruhten die Blicke der jungen Königin auf dem marmornen Antlitz des Mönches.

„Meine Tochter! Die heilige Jungfrau sei gelobt, daß sie mich zu Dir geleitet hat. Der Blitz der ewigen Gerechtigkeit hat den getroffen, der Dir frevelnd nahen wollte, gedungen von unsichtbaren Feinden, die auf Dein Verderben lauern.“ —

„Ehrwürdiger Vater! Ich zittere vor Euch, und doch find' ich

wiederum nur bei Euch meinen Muth wieder. Erlaubt Ihr mir, zu fragen, was eben jetzt Schreckliches geschehen ist?"

„Frage nicht, junges Weib! Die Wege der Vorsehung sind dunkel, und Deine heitre Jugend soll frei sein von den Schatten der Erkenntniß. Noch darf ich die liebliche Dämmerung Deines Lebensmorgens nicht mit der blendenden Fackel erhellen. Noch sollen rosige Wolken die Abgründe verhüllen, an denen Dein Fuß wandelt."

Königin Christine war tief nachdenklich geworden. Scheu blickte sie den Pater an, dessen Auge unverwandt auf ihr ruhte, als wolle er tief in ihre Seele blicken.

Mit klangloser Stimme flüsterte die bleiche Fürstin:

„Wer hält mich, wer leitet mich an diesen Abgründen?"

Bernardino fuhr vom Sessel auf und trat dicht vor die Königin. Seine Blicke flammten in verzehrender Gluth.

„Weib! Wer hat Dich von Jugend auf geleitet? Wer war Dir nahe, wie Dein Schatten? Wer kam stets im entscheidenden Augenblick, um Dir zu rathen?"

Königin Christine schwieg eine Minute. Sie kämpfte einen schweren Kampf. Aber bald erhob sie das Auge strahlend wie eine echte Königin und mit erkünstelter, stolzer Ruhe sprach sie:

„Es ist wahr, Ihr erschienet stets — im entscheidenden Augenblick, — aber — wenn Ihr ein allweiser Heiliger, ein Geweihter des Herrn seid, warum" — die Augen der Königin schossen Blitze und ihre Wangen überflog die Röthe der Scham und des Unwillens — „warum ließet Ihr mich fallen? Warum" — die Stimme der Königin wurde leiser — „warum mußte ich alle Verzweiflungsqualen eines befleckten Gewissens erdulden? Warum — war't Ihr da nicht bei mir im entscheidenden Augenblick, als der verkappte Priester — o könnt' ich jene Stunden der Schmach, der ersten Schmach, auf ewig aus meinem Gedächtniß tilgen!" —

Die Stimme der Königin wurde von Thränen erstickt.

Bernardino stand noch immer kalt und regungslos vor der Weinenden. Nach kurzem Schweigen begann er: „Majestät haben kein Vertrauen zu mir. Ich bin heut gekommen, der Geist trieb mich, Euer Majestät eine große Mission zu überantworten. Ich werde gehen. Als Prinzessin Christine beugten Sie sich vor dem welterfahrenen, düsteren Greise; aber als Königin Christine bedürfen Sie meines Schutzes, meiner Warnungen nicht mehr. Ich gehe in meine Klause zurück. Die Jungfrau schütze Euch!"

Bernardino beugte sich nieder, um die Hand der Königin zu küs-

sen, aber diese brach in lautes Weinen aus und stürzte nieder zu den Füßen des Mönches, seine Knie umfassend.

„Bleibt bei mir, ehrwürdiger Vater! Verlaßt mich jetzt nicht! Nennt mich wieder Eure Tochter. Ich bin ja noch ein Kind! Niemals will ich wieder fragen. An Eurer Hand will ich gehen, ohne zu fragen, ohne zu forschen!"

Bernardino blieb kalt; doch nahm seine Stimme einen weicheren Klang an: „Du hast mir einen schweren Vorwurf gemacht. Du bist zur Sünderin geworden. Warum? Weil Dein Herz stolz und hochmüthig war, weil Du noch nicht wußtest, daß Du durch Sünde zur Buße, und durch die Buße zum Gehorsam eingehen müßtest. Dein Beruf war es, einst Mutter eines Volkes, Lenkerin des Völkerschicksales zu werden. Deine Mission war es, kraft Deiner Charakter-Anlage, Königin eines schwachen, willenlosen Königs zu werden, und als ein mildes Werkzeug des Himmels durch Herrschertugenden den höchsten Zwecken der heiligen, alleinseligmachenden Kirche zu dienen. In den Gluthen und Flammen Deines Herzens bist Du fest geläutert worden — doch nein" — unterbrach sich der Mönch, „Du bist noch zu weich; Du liebst diesen Spanierkönig — und er wird Dich halten wie eine Schöne von Sunem, damit Du seinen kalten Tagen die entflohene Wärme zurückgiebst. Du bist noch keine Königin! Du dienst Deinem Herzen mehr, als der Kirche!"

Königin Christine sprang erregt auf und blickte den Mönch blitzenden Auges an. Dann stürzte sie nieder vor dem Altar und betete einige Minuten. —

Dumpfer Lärm schlug an das Ohr der Schweigenden; Bernardino fuhr zusammen. Königin Christine durfte sein Erschrecken nicht sehen; er war wieder ruhig. — Der Tumult wurde lauter; er näherte sich den Zimmern der Königin. Sikula klopfte angstvoll an die Thür; Königin Christine erhob sich rasch und sah den Mönch forschend an; in seinen Zügen war nicht die geringste Unruhe zu bemerken.

„Fürchtet Ihr Euch nicht, Vater?"

„Nein. Ich stehe in der Hand Gottes!"

„Man kommt, um Euch zu suchen; man wird Euch finden, fesseln und tödten; und mich wird man — verachten! — Nicht so?"

Christine hatte das Alles so ruhig gesprochen, als glaubte sie selbst nicht daran.

„Und wenn sie die Thüren einschlagen und mich von Dir reißen, meine Tochter, was würdest Du dann thun?" fragte mit eisiger Ruhe Bernardino.



Isabella II.



„Ich würde die Zudringlichen mit meinem königlichen Zorne bedrohen, ich würde mich vor Euch stellen; und wenn man Euch dennoch gefangen nähme, so würde ich als gemißhandelte Königin vor das spanische Volk treten und meinen Gemahl anklagen."

Aus Bernardino's Augen blitzte wilde Freude. —

Schon war der Tumult dicht vor den Thüren der Königin, und auch von der Seite des gespenstigen Corridors nahten sich Tritte. Den Hof erhellten Fackeln.

Wieder begann die Königin: „Bleibt hier, Vater! Ich bin Königin von Spanien!" Sie sprach es mit einer überzeugenden Majestät.

Bernardino küßte sie auf die Stirn. „Knie nieder, meine Tochter; so gefällst Du mir und der Kirche, die durch mich zu Dir redet. Sei Königin von Spanien! — Diene Fernando niemals! — Dein Herz soll deshalb nicht trauern — — denn der Gnadenvorrath der Kirche ist unermeßlich — und im Dienst der Kirche gibt es keine andere Sünde als — Ungehorsam! — Lebe wohl."

Noch ehe sich Königin Christine erheben konnte, war der Mönch durch das Hinterzimmer verschwunden. — Es war ihr, als erwache sie aus einem schweren Traume.

Auf dem Corridor hatten sich einige entschlossene Diener bewaffnet aufgestellt. Allein an ihren Mienen sah man, wie ungern sie sich an dem unheimlichen Orte aufhielten. Sie hatten nicht bemerkt, wie der Mönch aus der Thür getreten war, denn diese lag im tiefsten Schatten und keiner der Diener hatte eine Ahnung von der Existenz eines Zuganges zu den Gemächern der Königin von diesem Corridor aus. Ihre Aufmerksamkeit richteten sie daher zunächst auf die Gänge und Thüren, die in den Corridor ausmündeten.

Als die Diener plötzlich von jener Seite, die nach ihrem Wissen keinen Ausgang hatte, einen hochgewachsenen Mönch feierlichen Schrittes auf sich zukommen sahen, ergriff sie jäher Schrecken. „Heilige Cäcilie!" zeterte der eine. „Beim Sankt Jago! der Mönch!" schrie der andere und liefen entsetzt davon. —

Bernardino verlor keinen Augenblick seine Ruhe; er setzte seinen langsamen Gang fort und gelangte, geflohen von Jedem, der die Riesengestalt sah, unangefochten ins Freie.

Dicht beim Schlosse in einer engen Gasse harrte ein scharrendes Roß. Mit rascheren Schritten strebte Bernardino darauf los. Eben wollte er das Roß am Zügel fassen, da stürzte vom Schlosse her ein Dienertroß mit Fackeln nach dem dunkeln Orte, voran ein schmächtiger

junger Mann mit schwarzem Spitzbart und ein unförmlich dicker Offizier.

„Steh, Mönch!" schrie außer sich der Offizier. „Leute, fallt dem Pferde in die Zügel!"

„Tausend Realen giebt Euch der König, wenn Ihr ihn lebendig fangt!" ergänzte der junge Doktor.

Allein es war zu spät.

Bernardino schwang sich behend in den Sattel und jagte davon. Einige Schüsse knallten ihm zwar nach, aber nichts verrieth, daß sie getroffen. — Pferde waren nicht sofort zur Hand, und des räthselhaften Bernardino Roß war ein vortrefflicher Renner. —

„Da habt Ihr's, Ihr schläfriges Gesindel! Nun sucht Euch die Realen auf der Straße! Heiliges Kreuz von Granada! Sind das Memmen! Da soll doch gleich das Fegefeuer Euch in die Köpfe fahren!" so fluchte der Offizier und wurde vor Wuth ganz kirschbraun im Gesicht.

„Na, Pedro! Dein gotteslästerliches Fluchen bringt ihn auch nicht wieder. Wir müssen nun einmal den Mönch anders fassen und zeigen, daß er von Fleisch und Blut ist. — Jedenfalls will ich den wackeren Isturijo rächen!"

Die Diener machten große Augen, sahen einander verdutzt an und zerstreuten sich in der Stadt, um eine Spur des Entflohenen aufzufinden. —

Im Schloßhofe umstanden Viele mit verstörten Mienen die Leiche Isturijo's. „Das böse Gespenst hat ihm das Genick gebrochen!" meinten die Meisten. Andere wieder: „Warum geht er auch vorwitziger Weise auf dem unheimlichen Corridor um Mitternacht spazieren."

Den Worten Pedro's und Juan's wollte Keiner glauben; und gar trat einer der Palast-Offiziere an Juan heran mit den Worten: Will der Herr vielleicht sagen, daß zur Nachtzeit nach den Gemächern der Königin ein Mönch — — — —?"

Juan wollte antworten, aber Pedro gab ihm einen Wink und Juan verstand.

Mit drohenden Blicken trat der Palast-Offizier an Pedro: „Kamerad! Ihr werdet Eurem Freunde sagen, was sich zu reden schickt!"

„Ich werde Kamerad!" brummte Pedro; und leise zu Juan: „Komm nur, mit dem ist nicht gut Kirschen essen. — Wie ist's nun? Der Posten eines Narren Seiner apostolischen Majestät ist vacant. Ich werde mich melden. Und Du?" —

„Ich werde darauf sinnen, wie ich der Narr der schönen Königin werden kann. — Mein Ehrenwort!"

„Dann zieh' aber Deinen schwarzen Rock aus und gürte Dir den Degen um. Königinnen sind an Uniformen und Degen gewöhnt. Außerdem mußt Du recht tapfer sein und ein guter Schachspieler; die ars amandi studirt man in Spanien nur in der Kriegsschule. Verstanden?" —

Die beiden Freunde verließen das Schloß. —

Als bald nach der Entfernung Bernardino's ein Kammerherr im Auftrage des Königs bei der Königin erschienen war, um sich zu erkundigen, was bei ihr vorgefallen, hatte sie zornigen Blickes geantwortet: „Ist es in Spanien Sitte, daß man die Frauen des Nachts in ihren Schlafgemächern stört? Sagt meinem Gemahl, Seiner apostolischen Majestät: Ich bin Königin von Spanien!" —

Zweites Kapitel.

Königin Christine und der Erzbischof von Toledo.

Der Frühling von 1830 rückte heran. Die Orangen und die Granaten blühten und in allen Büschen sangen die Nachtigallen; ein tiefblauer Himmel breitete sich über das schöne Spanien, und um die Spitzen des Montserrat, in dem gebirgigen Katalonien, hingen leichte Wolken wie Ostersiegesfahnen.

Die duftenden Blüthen und zwitschernden Vögel wußten nichts von dem Joche, das auf dem Lande der alten Westgothen lag. Das holde Gottesauge, die Sonne, strahlte hernieder auf die thränenreiche Perle Europa's, und der Himmel küßte das Land so warm, so innig, als sollten in dem heiligen Liebeskusse aller Fanatismus, aller Priestertrug, alle Knechtschaft und jede Lüge höfischer Geschmeidigkeit, jede Heuchelei der schlimmsten Charakterlosigkeit ihr Ende finden. Aber, wie auch in der italienischen Heimath der jungen, liebreizenden Königin Christine der vulkanische Boden zitterte, und überall in Frankreich und Deutschland es tief unter der glatten Oberfläche schmollte und grollte, über Spanien lag Todesstille.

Wie mancher edle Kastilianer ballte die Faust grimmig, wenn er daran dachte, daß erst vor zwei Jahren (1828) die letzten französischen Regimenter das Land geräumt. Priester-Intriguen und höfische Ränke hatten den verhaßten Fremdlingen die Pässe der Pyrenäen, die Thore der Festungen und den Staatsschatz geöffnet. Um ihr Eigenthum zu retten, hatte es die Kirche für recht und gut gehalten, den Schweiß des Landes den Franzosen preiszugeben; waren die französischen Regimenter doch nur eingerückt, um die Rache der unversöhnlichen Pfaffenschaft an den zwiespältigen, unentschlossenen Liberalen zu ermöglichen und auf den Trümmern, auf der gestürzten Ordnung einen neuen Jesuitenstaat zur Ehre der Kirche zu errichten. Kein Aschanti-Fürst im wilden Afrika hat mehr Schädel zur Verzierung seiner Residenz gebraucht, als die spanische Reaktion, die auf Tausenden von Leichen ihren Thron errichtete, um zu herrschen, zu verwirren und das Land auszuplündern.

Am Hofe von Madrid war Isturijo's Tod längst vergessen. Der pflegmatische König trauerte zwar lange still um seinen geliebten Narren; aber die Reize seiner jungen, geistsprühenden Gattin trösteten ihn über den Verlust. Er merkte es kaum, wie die schöne Neapolitanerin ihm längst das Zepter aus den Händen gewunden hatte, und wie sie allein am Hofe regierte. — Sie diktirte und er unterzeichnete.

Man hätte nach alledem glauben sollen, König Fernando und Königin Marie Christina würden durch das Band der innigsten Liebe verknüpft. Doch wer auf diesem Fürstenthron Liebe und Vertrauen zwischen den Eheleuten suchte, der hatte keine Ahnung von dem Gegentheil.

Marie Christina war die Nichte ihres alternden Gemahls, der im Anfang des Jahres 1829 zum zweitenmal Wittwer geworden war und der, vielleicht seinem Bruder Don Carlos zum Trotz, eine dritte Ehe einging, um möglichenfalls einen Leibeserben zu erhalten. —

Wie hätte der Mann, der zwei Frauen in die Gruft betten sah, der zweimal allein, ohne Liebe dastand, noch ein süßes Gefühl dieser Art empfinden können? Der Herbst, der entblätterte Herbst, hatte sich mit dem Frühling vermählt. — Nur selten sahen einander die königlichen Ehegatten; die spanische Hof-Etikette erschwerte einerseits einen vertraulichen Verkehr und drückte jedem Versuche der Annäherung, jedem Gespräche den Stempel des Förmlichen, des Offiziellen auf. — —

„Ob ich wohl im Oheim den Mann lieben könnte?" fragte sich Christina, als sie in ihrem Gemach, unbelauscht von Sikula, der Hofdamen wartete, die sie zum Könige geleiten sollten. — „Ich will es heut versuchen, ich will, wenn ich vor ihn hintrete, die Königin ver-

gessen und mich als liebendes Weib zeigen, ob auch die steifen Hofschranzen dabei außer sich gerathen sollten."

Königin Christina war nicht mehr jung genug, um Hochachtung gegen einen bejahrten Gemahl für Liebe zu nehmen, und doch war sie wiederum auch nicht alt genug, um der Liebe, dieser wärmenden, lieblichen Flamme entbehren zu können.

Das Fordern ihrer Brust erstreckte sich auf mehr, als auf die offiziellen von der Etikette zugestandenen Liebkosungen. Schon hatte sie es schier vergessen, daß sie einmal in den Armen des Gatten gelegen; und wenn nicht ihr Busen sich in süß verrätherischer Weise gehoben haben würde, sie hätte auch vielleicht in diesem Augenblick nicht mehr gewußt, daß König Fernando ihr Gemahl sei.

Fernando wollte seine Frau sehen. Er hatte Sehnsucht nach ihr, denn er war leidend; er heischte vielleicht Liebe. Kann man auch ernten, wo man nicht gesäet?

Die Königin schritt, begleitet von den Hofdamen, von denen keine einzige bis jetzt ihr Vertrauen besaß, gefolgt von den königlichen Hellebardieren, nach dem Saal, wo der König sie erwartete. — Alles ging in steiffstem, spanischem Stile vor sich. Die Königin wurde ungeduldig und plötzlich brach sie in die Worte aus: „Darf ich meinen Gemahl nicht eine Stunde ohne Zeugen sprechen?"

Fernando schien ganz erstaunt zu sein. Bisher war seine Gemahlin stets damit zufrieden gewesen, wenn sie der König nur ohne die Minister und Adjutanten hatte sprechen können. — — Doch die Majestät winkte und Alle verließen den Saal.

Die beiden Ehegatten waren nun allein. Mit ausgebreiteten Armen schritt Christina ihrem Gemahl entgegen:

„Fernando! In diesem Augenblick vergiß, daß Du der König von Spanien bist. Sieh', eine grausame Sitte verbietet uns den warmen Herzschlag, wenn die Schranzen unsere Mienen belauschen und jedes unserer Worte auffangen."

Der König that erstaunt einen Schritt zurück.

„Königin! Was haben Sie so Wichtiges mir mitzutheilen. O, ich bin sehr leidend und Alles, Alles regt mich auf!"

Seine Mienen verriethen nichts, gar nichts von ehelicher Liebe. Um seine Lippen zuckte es schmerzlich, als wollten sie ihr Bedauern aussprechen, daß Krankheit und Schmerzen ihn untauglich machten, die Reize seiner jungen, schönen Gattin zu genießen.

Die scharfblickende Fürstin errieth diesen Gedanken. Leichenbläſſe

und Zornesröthe wechselten in ihrem Gesicht. Sie ließ die ausgebreiteten Arme stolz heruntersinken und meinte in kaltem Hofton:

„Ich fühle die Schmerzen meines Gemahls in tiefster Seele; und ich will meine Gebete zur heiligen Jungfrau verdoppeln, damit sie sich Spaniens und meiner erbarme.“ — —

Ihr Blick war erschreckend kalt. Der König hatte kaum hingehört, indem Schmerzen ihn peinigten. Er stöhnte.

Die Königin zog die Klingelschnur.

Die Kammerdiener traten ein und führten den König in sein Gemach zurück.

Er reichte noch vorher seiner Gattin die Hand zum Kusse. Der Zug der Königin setzte sich wieder in Bewegung und geleitete das bleiche, in ihrem Herzen tief verletzte Weib nach ihren Gemächern zurück. —

Als sie endlich mit Sikula allein war, rief sie dieser bitter lachend zu:

„Sikula! Ich bin bei Lebzeiten meines Mannes zur Wittwe geworden!“

Sikula verstand nicht, was ihre Gebieterin meinte. —

Die verschiedensten Leute hatten fortan Zutritt zu ihr. Sie diktirte weiter dem Könige in die Feder, was sie wünschte, um in der Wonne des Herrschens den Schmerz des Herzens zu vergessen. —

Die Pfaffenpartei triumphirte, in der gewandten Königin ein Werkzeug für ihre Zwecke gefunden zu haben.

„Majestät verdienen sich den reichsten Segen des Himmels durch Ihre klug erdachten Maßregeln,“ wagte schon der Erzbischof von Toledo der Königin in einer Privataudienz schmeichlerisch zu sagen. „Die heilige Kirche ist in Spanien zur triumphirenden geworden.“

„Eminenz! Ich habe keinen Antheil. Mein hoher Gemahl erweist mir nur die Gnade, mich zuweilen Antheil nehmen zu lassen an der schweren Sorge der Regierung.“

„Nein, Königin! Ihr kränklicher Gemahl bedarf einer starken Herrin; und die heilige Jungfrau hat es gefügt, daß Sie die Mutter eines so edlen Volkes geworden sind. Unter Ihrer Hand soll über den Verirrungen der Ketzerbrut eine neue Welt der Kinder Gottes erstehen. Und Sie wissen es, daß die Schaar der Diener unserer heiligen Kirche bereit sind, mit Rath und That Ihnen zur Seite zu stehen.“

„Wirklich, Eminenz?“ fragte die Königin mit spöttischer Laune. „Wäre nicht mein erhabener Schwager, Prinz Carlos, weit geeigneter,

meinen königlichen Gemahl in der Kunst des Regierens zu ersetzen? Ich bin nur ein Weib."

Der Erzbischof war einen Augenblick betroffen über diesen Einwurf. Aber schnell gefaßt entgegnete er:

„Prinz Carlos? — Es steht mir nicht zu, dem Urtheile meiner Gebieterin über den Bruder Ihres königlichen Gemahls vorzugreifen. Aber Sie wissen selbst zur Genüge, daß Prinz Carlos es liebt, in stiller demüthiger Thätigkeit —"

„Im Trüben zu fischen und seine Gelder zu verzehren," unterbrach lachend die schalkhafte Königin den Erzbischof. „Wie wär's, wenn wir den Prinzen zwängen, sein Licht vor den Leuten leuchten zu lassen und ihn den Andachtsübungen mit dem dummen Guergué zu entziehen. Ich fürchte, Schwager Carlos wird noch Mönch werden und vergessen, daß er der präsumtive Thronerbe ist." —

„Majestät! Man sollte nicht glauben, daß Sie die Gemahlin eines Königs sind, der sich darnach sehnt, einen Leibeserben von seiner holden Königin geschenkt zu erhalten."

„Fast müßt' ich fürchten, das zu verrathen, was die Frau des geringsten Bürgers glückselig ihrer Nachbarin in's Ohr flüstert."

Der Kirchenfürst lächelte fein, machte aber mit gen Himmel gewandten Blicken eine segnende Bewegung mit den Händen.

„Knie nieder, meine Tochter! Empfange Du, und was Du unterm Herzen trägst, den Segen des ergrauten Dieners der Kirche! Heil dem König Fernando und Heil seinem Nachfolger!" —

Erröthend war die Königin niedergekniet und, als die Ceremonie vorüber, sich wieder erhoben mit der gewiß berechtigten Frage:

„Wenn aber die heilige Jungfrau und ihr heiliger Sohn wollen, daß der Kirche getreueste Magd nur einer Tochter genese, wird dann der weibliche Sproß zur feindlichen Flamme werden, der die Brüder trennt?" —

Der Erzbischof war in bedeutender Verlegenheit.

„Wer möchte sich vermessen, den Rathschlüssen der Vorsehung vorzugreifen! Gewiß wird der heilige Geist die Räthe des königlichen Hauses erleuchten, damit sie das Richtige thun werden zum Heile Spaniens." —

„Hochwürdiger Vater! Ihr wollt mir liebevoll die Binde vor die Augen legen, damit sie den schrecklichen Familienstreit nicht sehen sollen." — Christine wurde von Wort zu Wort erregter.

„Wenn ich die Mutter einer Tochter werde, so wird man mich aus dem Lande treiben, wenn der König seine Augen geschlossen. Dann wird

man mich für gefährlich halten und mich eine Feindin der Spanier nennen. Wenn ich aber so hoch begünstigt bin, einen Sohn zu gebären, — wer weiß, ob man dem Säugling nicht die Krone entreißt — oder mich von dem Knaben trennt, um ihn seiner Mutter zu entfremden. — Aber wie eine junge Löwin will ich dann den Thron vertheidigen gegen die Puppe, die sich Don Carlos nennt." —

Der Erzbischof erschrak noch mehr. Sollte die Königin wissen, wie man im Stillen ihrem Einflusse entgegen arbeitete? — Ja, sie wußte es. Pater Bernardino hatte es ihr verrathen, um sie noch mehr zu spornen zur Theilnahme an den Regierungs-Geschäften; Pater Bernardino war mehr in die geheimen Pläne des Jesuitenordens eingeweiht, als die spanischen Erzbischöfe zusammen genommen. Die Letzteren agitirten aus Patriotismus für den rechtmäßigen Thronerben Don Carlos und gegen den wachsenden Einfluß Christina's.

„Prinz Carlos wird nie den Thron besteigen." So rettete sich mit erheuchelter Freimüthigkeit der Erzbischof aus der Schlinge der Königin. Und sollte einmal unser hoher Gebieter sterben, — so weiß ich heut, von dieser Stunde an genau, wer die Regentschaft führen wird."

Die Königin ward verlegen. — Es lag eine tiefe Wahrheit in den Worten des Kirchenfürsten. Sie erbat sich seinen Segen, empfing ihn knieend, und die Audienz war vorüber. — —.

Am Tage darauf — es war der 17. Mai 1830 — wurde die Hauptstadt und alle vornehmen Kreise mit der Nachricht überrascht: Das Salische Gesetz, welches die weibliche Erbfolge verbietet, ist aufgehoben. —

Es war nämlich eine altkastilianische Satzung seit Jahrhunderten, daß Töchter niemals den Thron besteigen konnten. Starb der König ohne männliche Nachkommenschaft, so ging die Krone auf seinen ältesten Bruder oder dessen Sohn über. Das war das sogenannte Salische Gesetz. —

Doch hatten schon einmal im Jahre 1789 die Cortes (Stände) ihre Zustimmung zur Aufhebung dieses Salischen Gesetzes gegeben, weil die Besorgniß vorhanden war, der Mannesstamm der spanischen Bourbonen möchte aussterben, und so diktirte die Furcht vor einem Heimfall Spaniens an Neapel oder Frankreich diese Maßregel. —

Später nach der Rückkehr der Bourbonen in das von den Franzosen befreite Land, war das Salische Gesetz unter Einfluß der carlistischen Partei am Hofe wieder von neuem eingeführt worden.

Und jetzt — wir ahnen durch wessen Einfluß — war dem Prinzen

Carlos durch eine königliche Verfügung wiederum die Aussicht auf die Nachfolge entzogen worden. —

Die Nachricht, daß sich die Königin im fünften Monat der Schwangerschaft befand, verbreitete sich bald wie ein Lauffeuer durch das Land. —

Jeder Einsichtige sagte sich, daß der Bruch des Königs mit der Carlisten-Partei schon deshalb nicht mehr aufzuhalten sei, weil letztere, als die schwerbeleidigte, kein Mittel unversucht lassen könnte, um sich gründlich aller militairischen und sonstigen Gewalten zu vergewissern. —

Ein wildes Intriguenspiel am Hofe von Madrid begann nun. Einige Fanatiker der alten Erbfolge, ergebene Kreaturen von Carlos, machten einmal den Versuch, die Königin zu vergiften. Eine Kammerfrau fiel als Opfer — und die Sache wurde verschwiegen, um allen öffentlichen Scandal zu vermeiden. Nur der Trappist Antonio Maregnon wurde in ein einsames Kloster in den Pyrenäen verbannt.

Drittes Kapitel.

Die Geburt der Königin Isabella II.

Der Sommer des Jahres 1830 war vorüber. Im Residenzschlosse von Madrid herrschte große Aufregung; die Minister und hohen Staatsbeamten waren im Vorzimmer versammelt. Schon dämmerte der Abend herein. Auf einen Wink traten die zum Theil schon grauhaarigen Männer in das Gemach der hohen Wöchnerin. — — —

Christina wurde kurz darauf von einer Tochter entbunden. Es war der 10. October des Jahres 1830.

Es ist Sitte an den meisten Höfen, daß die höchsten Staatsbeamten dem Akte der Entbindung beiwohnen, um sofort eine Urkunde über das glückliche Ereigniß abzufassen, und durch ihre Anwesenheit sich von dem Sachverhalt zu überzeugen und Verwechselungen, wie sie aus Staatsrücksichten zuweilen vorgekommen sind, zu verhindern. —

„Das ist der Bürgerkrieg!“ flüsterte ein alter Hofbeamter dem Kriegsminister zu.

„Gott schütze Spanien!“ gab leise der Angeredete zurück. —

Das Volk jubelte in den Straßen von Madrid. Die Kanonen donnerten. Die Glocken läuteten und riefen die Menge zur feierlichen Messe in die Kirchen. — — — —

Das königliche Kind von Spanien erhielt in der Taufe den Namen Isabella neben einer lang en Reihe anderer. Man hoffte von ihr dereinst ein Morgenroth über Spanien, wie zu den Zeiten der ersten Isabella, deren Enkel von den ungarischen Pußten bis zu den Gestaden des stillen Meeres geherrscht hatte.

Am Tage der Tauf-Festlichkeiten gab der König seinen getreuen Madrillenen ein großartiges Stiergefecht. Dieses National-Vergnügen darf niemals fehlen, wenn ein großes Ereigniß die Herzen des spanischen Volkes höher schlagen macht.

Schon rüstete sich der Hof, um im festlichen Aufzuge dem Spektakel beizuwohnen, als ein eilfertiger Reiter an die königliche Cavalcade heran sprengte nnd meldete, das Volk wolle gegen den Prinzen Carlos eine lärmende Demonstration machen. König Fernando erschrak heftig. Der Zwist in seiner Familie war ihm sehr zuwider, stand doch noch die Erinnerung an den Zwiespalt mit dem eigenen Vater Carlos wie ein drohendes Gespenst vor seiner Seele.

Die Kunde von dem, was geschehen sollte, drang bald zu Prinz Carlos. Mehrere Generale aus der Zahl seiner Verehrer drangen in ihn, er möge sofort Madrid verlassen und in einem seiner Lustschlösser allen Demonstrationen aus dem Wege gehen, die seiner Sache nur schaden könnten, und bei etwaigen Gegen-Kundgebungen des carlistischen Clerus den Prinzen nur vor der Zeit compromittiren würden.

Fernando, der vor jeder Regung der Volksstimmnng erbebte, rief den General Canterac, den Gouverneur von Madrid zu sich. „General! Bieten Sie einen Theil der Truppen auf, und wenn sich das geringste Zeichen einer politischen Demonstration kundgiebt, so schreiten Sie zur Gewalt und treiben Sie den Pöbel auseinander!"

Alle Offiziere im Gefolge des Königs erbleichten bei diesem Befehl. Sie kannten des Königs jähen Zorn, wußten aber auch, daß er schon in wenigen Stunden den Befehl bereuen würde, wenn es zu spät gewesen; jedoch wer sollte es wagen, ihm zu widersprechen. Der General Canterac wagte es.

„Majestät! Die Maßregel wäre ein politischer Fehler. — Ich darf sie nicht ausführen, ohne Ihre Ruhe und Sicherheit zu gefährden."

Der König wurde roth vor Zorn. „General Zabala! Verhaften Sie den Gouverneur, und führen Sie die Maßregel aus."

„Ich werde handeln, Majestät!"

Die Offiziere der Suite sahen einander verdutzt an. Zabala war ein feiner Kopf; und Niemand aus dem königlichen Gefolge zweifelte daran, daß er den unüberlegten Befehl nicht ausführen, sondern irgend einen Ausweg finden werde. Canterac ritt gelassen nach der Schloßwache und stellte sich als Gefangener.

Dergleichen Dinge war man in Spanien gewöhnt und am allermeisten zur Zeit des despotischen Fernando. — — — —

Königin Christine befand sich ihren Gemächern. — General Zabala ließ sich zu einer wichtigen Mittheilung anmelden. Christine sah den noch jungen Mann gern; er ward vorgelassen.

„Und was bringen Sie mir, mein Lieber?" fragte Christine in gluthvoller Erwartung.

„Meinen Degen und meinen Kopf für unsere künftige Königin Isabella; doch ich erbitte dafür von Ihnen, schöne Majestät, einen Befehl an dero hohen königlichen Gemahl, sofort in Ihren Gemächern zu erscheinen und zu bleiben, weil Sie krank geworden sind."

Die Königin konnte nicht fassen, was der General sagte, bis er ihr den Sachverhalt auseinandergesetzt.

Sie gab gern das Versprechen, rasch so zu handeln, wie es der General erbeten. Sie reichte ihm die Hand zum Kusse, nnd auf ein Knie niedersinkend, rief er: „Es lebe Christina, Königin von Spanien!" und verließ eiligst das Schloß. — — — —

Auf einer großen Wiese am Manzanares waren die Schranken und Balkone bereits von einer ungeheuren Menschenmenge besetzt. Das flimmerte und schimmerte und glänzte auf den Estraden für die Vornehmen und Granden, für das Offiziercorps, die Diplomaten und Staatsbeamten von prächtigen Uniformen, Federbüschen, kostbaren Toiletten und Edelsteinen. Die Matadore mit den rothen wehenden kunstvoll um's Haupt geschlungenen Tüchern harrten des Winkes; die Musikbanden warteten nur der königlichen Cavalcade, um ihren musikalischen Spektakel zu beginnen. Rings hatte sich eine unabsehbare Volksmenge auf der Ebene gelagert, und um die Marketender wogte ein lebhafter Verkehr. Einzelne Reiter konnten nur mit Mühe durch das auf- und abwallende Menschenmeer hindurchkommen.

Die Federbüsche der königlichen Cavalcade leuchteten in der Ferne. Prinz Carlos ritt an der Seite seines königlichen Bruders Fernando. Die Musikbanden begannen ihre betäubenden Weisen und das Volk fing an in ein sich fortrollendes „Viva Fernando! Viva Isabella!" einzustimmen. Auch einige vorlaute: „Abajo Carlos!" drangen bis

zu den Ohren des Königs, der sich unruhig nach Zabala und nach den Truppen umsah. Noch war keine Spur von solchen zu entdecken. Der König hielt an. Da sprengte hastig ein Palastoffizier salutirend an den König heran und meldete:

„Ihre Majestät die Königin ist krank geworden und verlangt sehnsüchtig Seine Majestät bei sich zu sehen!“ — Der König fuhr erschrocken zusammen. Was war das? — Er schwenkt aber stumm sein Roß und von einem Theil seiner Suite begleitet, ritt er in eiligem Galopp wieder zurück. — Im Volke gaben sich Zeichen der Unruhe kund; man umdrängte fragend die zurückgebliebenen Offiziere, und als sich die Kunde von der Krankheit der Königin überall verbreitet hatte, ging der Ruf wie ein Gewitter von Tribüne zu Tribüne: „Viva Christina! Abajo Carlos!“ — (Es lebe Christina! — Nieder mit Don Carlos.)

Die Offiziere richteten ihre Blicke fragend auf Don Carlos. Dieser warf sein Roß herum und einen bösen Fluch murmelnd, jagte er davon der Stadt zu. Sollte nach Entfernung des Königs Fernando und seines Bruders Don Carlos das Stiergefecht dennoch stattfinden? Es war dies eine inhaltsschwere Frage. Wurde das Stiergefecht heute abgesagt, so mußte dies ungeheuern Eindruck auf die Volksstimmung machen, und es waren bei der herrschenden Aufregung gegen Don Carlos folgenschwere Auftritte zu befürchten. —

General Zabala, der unterdeß wieder am Platze erschienen war, gab auf eigene Verantwortung den Befehl zum Beginn des Schauspiels.

Die geputzten Stiere rannten schnaubend in die Arena. Der Matador saß fest im Sattel mit seiner Lanze, und wich geschickt den Attaken des Thieres aus. Donnernder Beifall lohnte jede gewandte Evolution des kühnen Mannes.

Nun begann eine anziehende, aber zugleich die Nerven der Zuschauer auf's Höchste anspannende Jagd in der Arena. Schon blutete der Stier an vielen Stellen; ängstlich scheute zuweilen das edle Roß des Matadors, aber die scharfen Sporen trieben es immer wieder an. Gewandt sprangen die Männer mit den rothen Tüchern auf die nächsten Tribünen hinauf, als es der Stier auf sie abgesehen zu haben schien und den Matador ignorirte, der davon wenig erbaut war.

Die zarten Händchen der schönen Spanierinnen klatschten unausgesetzt Beifall. Sie waren an dieses blutige Schauspiel ja längst gewöhnt.

Da — auf einmal nahm das geängstigte und zugleich erbitterte

Thier einen wüthenden Anlauf nach dem Matador; mit einem gewandten Sprunge zur Seite rettete sich der junge Mann, und die Hörner des Stiers bohrten sich in die eine Tribüne ein, daß sie zitterte und ächzte.

Rasch sprang der Matador vom Pferde und stieß dem Stier die Lanze in den Leib, daß dieser dumpf brüllend zusammensank und ein Strom dunkelrothen Blutes den Sand der Arena färbte. Ungeheurer Jubel setzte sich von Tribüne zu Tribüne, von Estrade zu Estrade fort und — „Abajo Don Carlos, abajo Don Carlos!" brauste es weit über die wogende Volksmenge. — — Viele Vornehme verließen gekränkt den Platz.

Der zweite Stier trabte ruhig in die Arena und schien fast gar nichts von den Matadoren wissen zu wollen. Diese und besonders der berittene, wurden in Folge dessen sorgloser. Die Menge höhnte und pfiff, um den Stier zu reizen. Plötzlich senkte dieser die Hörner und schoß auf den Reiter los. Das Pferd sank schwer getroffen auf den Sand. Der Matador sprang herab; kaum aber hatte er sich aus den Bügeln gerettet, als der Stier ihn überrannte und zerfleischte. Unter einem schrecklichen Wehgeheul hauchte der Aermste seinen Geist aus. — Die Menge war entsetzt und verwirrt.

„Das gibt ein Unglück!" — riefen einige Stimmen. „Das ist der Bürgerkrieg!" — schrieen Andere. — „Armes Spanien!" „Abajo Carlos!" „Nieder mit den Pfaffen!" „Es lebe Isabella!" tönte es durcheinander. — Die Menge löste sich von Schrecken erfüllt auf. —

Viertes Kapitel.

Prinz Carlos.

Infant Don Carlos weilte seit dem verhängnißvollen Stierkampf in seinem Schlosse zu Aranjuez. Die Stimme des Volkes hatte ihn aus der Residenz verbannt; und Wuth über die ihm angethane Schmach, Furcht vor einem entschiedenen Handeln stritten in seiner Seele um die Herrschaft. Mit langen Schritten durchmaß er das Zimmer; und wenn ein neuer Gedanke in seinem Kopfe Raum gewonnen zu

haben schien, so blieb er vor einem der hohen Bogenfenster stehen und schaute hinaus in die regengraue Landschaft. —

Ein Sonnenstrahl wollte die bleifarbene Wolkendecke durchbrechen. Trüb wie der Wintertag war auch die Gegenwart des Infanten. — Don Carlos, ein Mann von 42 Jahren, gehörte zu jenen unglücklichen Naturen, denen der Himmel den Blitz der Leidenschaft, der entweder einen schöpferischen oder zerstörenden Gedanken gebiert, versagt hat. Ein unwiderstehliches Phlegma war dem Prinzen stets eigen gewesen; daher war es nie vorgekommen, daß ein Glück oder Unglück einen bleibenden Eindruck auf ihn gemacht hätte. War der Untergrund dieses seltsamen Charakters ein unerschütterlicher Felsenbau oder ein Gemenge von weichen, knabenhaften Elementen, die eine tiefere Erschütterung überhaupt unmöglich machen? Don Carlos hatte nie von Herzen geliebt, — aber auch nie aus Herzensgrund gehaßt. Die Welt schien für ihn da zu sein, um ihn zu ennuyiren. Alles, was unter seinem Namen jemals geschehen war, das hatte nicht der prinzliche Kopf erdacht; das war aus den Köpfen seiner Freunde und Parteigänger entsprungen. Genug: Don Corlos war der blasirte, stumpfe, unfruchtbare Zweig eines Geschlechts, das, ähnlich dem der Stuart, an geistiger Versumpfung, an unheilbarem Marasmus (Vergreisung) zu Grunde geht.

Eben starrte wieder des Prinzen Blick ziellos in die trübe Landschaft hinaus, als ein geschmeidiger, zierlicher Mann, scheinbar ein hoher Dreißiger, in das hohe Gemach trat. Er mußte eine intime Stellung zu Don Carlos einnehmen; wie hätte er sonst so ohne Umstände eintreten können. Ein Blick rechts, ein Blick links — kennzeichnete den Intimus als vorsichtigen Mann, der das Vertrauen seines prinzlichen Gönners besaß. —

Der Eintritt des Hofmannes machte augenscheinlich auf den Infanten einen günstigen Eindruck. In Gesellschaft mit sich selbst mochte sich wohl der Prinz schrecklich gelangweilt haben; der Andere hatte dies jedenfalls geahnt und kam den quälenden Gedanken des Infanten zu Hülfe.

„Verzeihen Sie, Königliche Hoheit, wenn ich ungemeldet in das Gedankennetz trete, das mein Prinz so eben unstreitig zu vollenden im Begriff war.“

„Im Gegentheil, Chevalier, Sie kommen mir eben recht, denn, ehrlich gestanden, ich habe das ewige Intriguiren und Agitiren herzlich satt. Es reibt mich auf, raubt mir den Schlaf — und was ist ein Leben ohne Schlaf! Ziehen wir uns in's Privatleben zurück,

liebster Chevalier. Ich möchte meine Apanage viel lieber im Frieden und auf einem angenehmen Landsitze Andalusiens verzehren, als hier über revolutionäre Anschläge brüten und die Rolle eines Haupt- und Staats-Rebellen meines königlichen Bruders spielen."

Der Chevalier von St. Silvain lächelte nur. Er kannte das unüberwindliche Phlegma seines Freundes lange genug, um zu wissen, was er davon zu halten hatte.

„Wissen Ew. Königliche Hoheit nicht, daß mehr als ein Dutzend Köpfe denken und Tausende von Armen handeln werden, wenn es meinem Herrn gefällt, neue Kräfte zu sammeln für spätere Zeiten?" St. Silvain strich sich befriedigt seinen vollen Knebelbart und blinzelte schlau nach dem Prinzen, der einen tiefen Athemzug that, gleich als wollte er sagen: „Gott sei Dank, daß ich einen finde, der für mich denkt."

Er sagte das freilich nicht laut. St. Silvain aber verstand es doch und referirte, indem er nahe an den Prinzen herantrat mit halber Stimme:

„Hoheit! Der Vertrag mit Seiner Majestät von Portugal, Dom Miguel, ist unterzeichnet. Der wackere Bischof von Leon hat die Sache mit fabelhafter Eile betrieben. Ich habe das Schriftstück mitgebracht, es fehlt nur noch die Unterschrift von Eurer Königlichen Hoheit. — Wollen Ew. Königliche Hoheit das Schriftstück hören?"

„Ich kenne den Inhalt. Vetter Dom Miguel schickt, im Falle der König stirbt, 20,000 Mann zu Hilfe und ich verpflichte mich zu einem gleichen Gegendienst, falls Portugal angegriffen werden sollte. — Gut. Mein Bruder ist sehr leidend. Sagte es nicht Villareal?"

„So ist's," entgegnete St. Silvain. „Werden Ew. Königliche Hoheit unterzeichnen? Soll ich die Freunde, die Säulen Ihres Rechtes rufen, damit sie Zeugen des feierlichen Aktes seien?"

„Rufen Sie, Silvain, aber kurz, kurz. Ich will noch viel mit Ihnen allein sprechen."

St. Silvain öffnete die Thür, und herein traten: der Geheimsekretair Arias Tejeiro, ein hochgewachsener Mann, dessen echt spanische Grandezza mit düsterem Gesichtsausdruck und kohlschwarzem Haupt- und Barthaar ein seltsames Ensemble bildete; dann der Erzbischof von Cuba, der Bischof von Leon, beide im Ornat, General Villareal und eine Anzahl niederer Offiziere, einige Kutten und Herren im Civil. —

Die vornehme Versammlung stellte sich getreu der spanischen Rangliste auf und harrte der feierlichen Verlesung und Unterzeichnung des

Aktenstückes. — Don Carlos gab das Zeichen zum Beginn der Ceremonie. Das langathmige in echt spanischem Hofstil abgefaßte Aktenstück erlassen wir der Geduld der Leser und Leserinnen. Der Inhalt ist bereits angegeben.

Als die Ceremonie der Vorlesung durch St. Silvain vorüber war, drückte Arias Tejeiro mit fanatischer Hast dem Prinzen die Feder in die Hand, und dieser unterschrieb, ohne ein unmerkliches Zittern unterdrücken zu können.

„Mit diesem Federzug," begann der Bischof von Leon, „haben Sie Ihren getreuen Freunden bewiesen, daß Sie entschlossen sind, als Mann zu handeln, und dereinst als Carlos VII. einzutreten für die alten kastilischen Fueros, für die Gerechtsame der heiligen Kirche und die Wohlfahrt der Nation! Lange lebe unser Infant Don Carlos und sein hoher Bundesgenosse König Dom Miguel!"

Don Carlos hatte vergebens versucht, seine Züge in eine heroische Faltenlage zu bringen. Er hatte vielleicht eine Ahnung, wie unwürdig die Komödie für ihn sei. Vielleicht war ihm ein dunkles Bewußtsein von seiner Marionetten-Rolle gekommen, und er drehte der Gesellschaft den Rücken und sah zum Fenster hinaus.

Die „Großen" dieses Prätendentenhofes waren augenscheinlich schon längst daran gewöhnt, daß der „Prätendent" zuweilen ganz und gar in seinem Phlegma unterging. Die Puppe hatte ihren Namen unter den Vertrag gesetzt. Weiter sollte sie nichts. Es waren ja kühne und verwegene Degen genug vorhanden, um unter dem Feldgeschrei: „Viva Don Carlos!" für die legitime Erbfolge und die unumschränkte Herrschaft der katholisch-conservativen Ideen einzutreten. —

Da schien dem Prinzen plötzlich ein Gedanke gekommen zu sein. Er drehte sich rasch um und fragte mit einem Gemisch von Neugierde und Furcht: „Wie stehen wir gegenwärtig zum Ministerium in Madrid?"

„O, vortrefflich," nahm Arias das Wort. „Noch ist es der herrschsüchtigen Neapolitanerin, der Königin Christine, nicht geglückt, unsere edlen Freunde zu beseitigen. Leider wird es aber schwer halten, den grauen Trotzkopf Canterac zu beseitigen. Der leichtfüßige Zabala — der gegen schöne Augen und blanke Realen nicht unempfindlich ist — ist rascher dem Canterac gewichen, als er es sich wohl selbst träumen ließ."

„Und die Gouverneure in den Provinzen?" fragte Don Carlos, den plötzlich eine Regentenlaune überschleichen mochte, weiter.

„General Villareal! Ihr müßt das wissen von Eurer Rundreise her," drehte sich der Bischof von Leon zu dem Gerufenen um.

„Arragonien, Katalonien., Navarra, das Baskenland, Leon, Asturien und Alt-Kastilien sind carlistisch. Madrid allein dient der Königin Christine."

Der Prinz nickte befriedigt mit dem Kopfe. Wie auf Verabredung machten die Getreuen Kehrt und verließen das Gemach.

Don Carlos winkte St. Silvain, zu bleiben. Ach, er scheute das Alleinsein mit den quälenden Gedanken.

St. Silvain blieb. Don Carlos warf sich erschöpft in eine Ottomane und winkte dem Freunde, sich gegenüber auf einen Sessel niederzulassen.

„Freund St. Silvain!" begann der Infant nach einer langen Pause, nachdem er mit einem heftigen Gähnkrampfe gerungen. „Ich verabscheue Alles, was mich in meiner Ruhe stört. Ist es denn wahr, daß mein Name den Interessen unserer heiligen Kirche zur Kriegsfahne werden muß? Muß, Silvain?"

Der Hofmann kämpfte mit dem ehrlichen Freunde. Doch der Hofmann siegte. Don Carlos war nicht der Mann, der durch Wahrheit gerettet werden konnte. —

„Sie schweigen, St. Silvain? Hören Sie, mich dauert dieses schöne Spanien!"

St. Silvain mußte sprechen, wollte er nicht Mißtrauen in die Seele des Fürsten säen.

„Königliche Hoheit! Unser ärgster Feind ist der dem Menschen angeborene Hang zur Ruhe. So lange wir aber Mitglieder der streitenden Kirche sind, müssen wir uns mannhaft emporreißen und der Ruhe entsagen. Nicht rückwärts darf der Soldat sehen, will er siegen. Noch weniger darf es ein Mann, den Gott auf eine hohe Zinne gestellt hat. Der Fürst, der als kleine Vorsehung zu wachen hat über ein Volk, muß alles schwächliche Gefühl unterdrücken, denn in solcher Gestalt nahet der Versucher, nahet die schöne Schlange Lillis, um den Mannesmuth in süßer Berauschung zu ersticken. Zweifach ist Ihre Mission, Prinz! Indem Sie Ihr Erbrecht vertheidigen, verfechten Sie das Recht der Nation. — Und glauben Sie nicht, daß diese Christina, ist sie erst Regentin, ihre Stützen gerade aus den liberalen, kirchenfeindlichen Parteien sich wählen wird?" —

Langsamen, feierlichen Schrittes trat der bleiche, düstere Guergué, Abbé und Beichtvater des Prinzen, ein. — — Ein frommes Feuer glänzte aus den Augen Don Carlos'. Die Glocke läutete zur Vesper,

Silvain schloß sich den Beiden an. Nach dem Gebet unterwarf sich der Prinz täglich mit Guergué langen, religiösen Exercitien. —

* * *

Ein Jahr war seit dem erzählten Kriegsrath am Hoflager des Infanten Don Carlos vorübergegangen. Den zahlreichen Anhängern, welche die Sache der legitimen Thronfolge, des salischen Gesetzes, verfochten, war es gelungen, vorwiegend in den nördlichen Provinzen Spaniens unter den Truppen, den Bauern und der Geistlichkeit wichtige Verbindungen anzuknüpfen.

Die südlichen Landschaften: Andalusien, Murcia, Valencia, Neu-Kastilien boten dem Treiben der Carlisten weit weniger Anhaltspunkte; denn durch den Handelsverkehr, entlang der ausgedehnten Küsten, waren schon zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges (1808—14) liberale Anschauungen eingebürgert worden. Und wie die frische Luft, wenn sie in dumpfe Mauerlöcher und Höhlen eindringt, nach und nach alle bösen Dünste und Gase hinaustreibt, so war in den Handels- und Hafenplätzen des Südens, in Cadix, Malaga Granada, Valencia, Carthagena 2c. der alte Aberglaube, die von den Pfaffen gepflegte Dummheit bereits untergraben durch die Ideen des politischen Liberalismus und der Toleranz.

In den inneren Provinzen dagegen, und vorzüglich in den Gegenden längs der Pyrenäen, standen die Bauern noch ganz und gar unter dem Einfluß der Geistlichen und der Mönche. Und da die spanische Geistlichkeit ein Interesse daran hatte, daß nicht gerüttelt würde an der alten Verfassung des Landes, und außerdem Don Carlos, seiner unmännlichen Haltung, seiner Bigotterie wegen, ein bequemes Werkzeug der pfäffischen Ränke und Pläne war, so stellte sie sich in überwiegender Mehrheit auf Seite des durch die Ernennung Isabella's zur Thronerbin bei Seite geschobenen Prinzen und war entschlossen, eine etwaige Regentschaft Christinens zu verhindern.

Der Moment, wo der letztere Fall eintreten konnte, war nach menschlichem Ermessen nicht mehr fern.

König Fernando litt an einer unheilbaren Krankheit und lag oft schon Tage hindurch ohne Bewußtsein.

Am Bette des kranken Königs wurden denn auch die gräßlichsten Intriguen gesponnen. Es fehlte der männliche Arm, der die Zügel der Regierung straff in die Hände genommen und alle Intriguen zerrissen hätte.

Die junge Königin schwankte unschlüssig hin und her. Erziehung und Familien-Traditionen drängten sie auf die Seite der apostolischen Partei, wie sich die Anhänger Don Carlos' nannten. Aber angeborene Energie und das natürliche Bestreben, ihrer Tochter den Thron zu erhalten, zwangen sie in eine oppositionelle Stellung hinein, in der sie sich nicht leicht zurechtfinden konnte.

Ihr Herz, ihr Fühlen befand sich auf Seiten der Kirche und der Anhänger des starrsten Absolutismus; sie kannte nichts anderes.

Ihr Verstand sagte ihr aber, daß sie in den Reihen der Liberalen manchen trefflichen Minister, manchen tapferen General finden würde, wenn sie es über sich gewinnen könnte, mit der liberalen Partei zu gehen.

Aber die „Negros“, wie die Liberalen genannt wurden, mußten sich seit der französischen Intervention von 1823—28 sehr still halten, wollten sie nicht zu Tausenden denuncirt, von Kriegs- und geistlichen Gerichten abgeurtheilt, nach den Presidios (den Strafcolonien an der marokkanischen Küste) oder nach den Philippinen im fernen Ostasien geschleppt werden, außer — man begnadigte sie zu — Pulver und Blei. —

Wir haben schon gesehen, wie man sich von Seiten der höchsten Jesuiten-Kreise Mühe gab, aus der Königin Christina eine Trägerin der clericalen Ideen zu machen.

Indem man die carlistische Verschwörung durch die schwarze Armee der Mönche in alle Thäler des castilischen Hochlandes, der Pyrenäen und der catalonischen Terrassen, in alle Garnisonen und Knotenpunkte des Verkehrs verbreiten ließ, gedachte man der Königin Christine die umfassendsten Zugeständnisse abzutrotzen, sie ganz zur gehorsamen Dienerin der Kirche zu machen; und — wenn dies nicht glückte, ihr dennoch gerüstet entgegen treten zu können.

Alle Fäden liefen wie immer in Rom in den Händen des Jesuiten-Generals und seiner ehrwürdigen Collegen zusammen, und spanische Erzbischöfe und Bischöfe waren oft mehr willenlose Werkzeuge als einfache Pfarrer und unscheinbare Mönche.

Daß Pater Bernardino, der auch auf andere Namen hörte, nicht zu den Geringsten unter den Vätern der Gesellschaft Jesu gehörte, das werden die Leser bereits geahnt haben.

Schon war man von Seiten der clericalen Partei in Rom entschlossen, die Königin Christine ganz fallen zu lassen. Warum?

Weil die liberale Partei in Spanien sich doch stärker zeigte, als nach einer so gründlichen Reaktion zu erwarten war.

Unter solchen Umständen eine junge Frau an der Spitze der Regierung?

Wie leicht sind Frauen zu rühren, besonders wenn sie einen alten, unliebenswürdigen, schwächlichen Gemahl haben!

Ferner war die Aufhebung des salischen Gesetzes, die Geburt einer Tochter und die rasch um sich greifende Krankheit des Königs gegen den Plan der Clericalen gewesen.

Die politische Heirath Fernando's mit der energischen, ränkesüchtigen Marie Christine von Neapel war also ein grober Rechenfehler gewesen.

Marie Christine hatte so wenig Ahnung von dieser Art, Vorsehung zu spielen, als Fernando und Don Carlos.

Dazu kam, daß die Anhänger der verschiedenen Richtungen bei Hofe durchaus nicht immer aus Liebe zur Sache handelten und intriguirten, sondern daß Privat-Speculationen, blanke Dublonen und Ducaten eine nicht unbedeutende Rolle spielten.

Eine Folge dieser Verwirrung bei Hofe war ein Nachlassen der straffen Disciplin im Heere und in der Verwaltung.

Die Agitationen der Carlisten, die nicht grade Geheimniß waren, sondern von denen man offen und ungescheut sprach, ermuthigten auch die liberale Partei zu neuen Anstrengungen. Gerade jetzt, wo in Madrid ein carlistisches Ministerium seinen Einfluß mit der Königin und den ihr ergebenen Generalen Canterac, Zabala, Rodil und Valdez theilen mußte, glaubten die Liberalen ein entscheidendes Wort reden zu können.

Im Oktober 1831 machten die Liberalen unter Führung der Generale Lopez und Mina einen Einfall in Spanien mit Truppen, die sie jenseits der Pyrenäen in Frankreich gesammelt hatten. Allein die Regierung war bereits unterrichtet von dem kühnen Unternehmen.

Die Insurgenten, schwach an Zahl und schlecht bewaffnet, fanden bei der Bevölkerung der Gebirgsthäler gar keinen Anhang und nach einigen kurzen Scharmützeln mit den königlichen Truppen zerstreuten sich die Insurgenten, um ihr Leben in die Fremde zu retten. Viele wurden gefangen und füsilirt.

Weniger streng war die Regierung gegen carlistische Rebellen verfahren. Man nahm Rücksichten, die sich später sehr schwer rächten.

Auch dann noch, als Mordversuche von carlistischer Seite aus gegen das Leben des königlichen Ehepaares gemacht worden waren, suchte man die Sache zu vertuschen.

Ein zweites liberales Pronunciamento, welches von der See

aus in Malaga durch den früheren Kriegsminister Torrijo in Scene gesetzt worden war (1. Dezember 1831), wurde rasch und streng unterdrückt. Ueberall war es die Theilnahmlosigkeit des Volkes, welche die liberale Bewegung nicht zu Kräften kommen ließ.

Fünftes Kapitel.

Sehnsucht nach Liebe.

Wieder umspielten kosende Zephyrwinde die in voller Blüthenpracht stehenden Bäume im Garten des Residenzschlosses von Madrid, und die kleine Sikula war eben damit beschäftigt, ihrer schönen Herrin Rosen in die Haare zu flechten.

Königin Christine las in einem Zeitungsblatt. Ihre Blicke hafteten plötzlich an einem sehr kalten Regierungsbericht über die am 3. März 1833 niedergeschlagene Emeute der Marinesoldaten zu Cadix.

Während Sikula eifrig Rose um Rose mit liebevoller Emsigkeit in die schwarzen Flechten der königlichen Gebieterin wand, las diese halblaut: „Unseren braven Truppen gelang es, die Meuterer nach kurzer Gegenwehr zu überwältigen. Dreißig rebellische Marinesoldaten blieben auf dem Platze. Zehn Unteroffiziere und Gemeine wurden sofort standrechtlich erschossen!

Christina sprang erregt auf, und indem sie einen wilden Blick in den Spiegel warf, rief sie: „Sikula, warum flechtest Du die unschuldigen rothen Rosen in mein Haar; — weg — das ist Blutfarbe! Lies, wenn Du's verstehst, wie man die Spanier in unserem Namen mordet."

Die kleine Sikula erschrak heftig; von Politik verstand sie nichts. So hatte sie ihre Herrin noch nicht gesehen.

Und war denn wirklich Christina noch ein so weichherziges Kind, daß sie, eine Königin, vor der Füsilirung einiger Rebellen ebenso erschrak, wie eine ungewandte Köchin vor'm Taubenschlachten?

Es giebt Augenblicke, wo selbst eine recht verhärtete Natur durch eine wunderliche Situation gewisse Dinge im rechten Lichte sieht und bisher unbekannte Regungen fühlt.

Im Thronsaal, im Ministerrath, im Kreise der Generale, in der Gesellschaft des Beichtvaters hatte sie schon oft von Füsilirung sprechen hören, ohne auch nur den Appetit auf's Mittagessen verloren zu haben. Könige und Königinnen müssen ja etwas abgehärtet sein, besonders in Spanien, wo die Stiergefechte das Nöthige thun. — Aber heut: Rosen sich in's Haar flechten lassen und standrechtliche Erschießungen als Lectüre dazu? — —

Christina schämte sich vor sich selbst. So weichherzig zu sein, schickt sich das? Aber ach, wie ein verklungenes Kindermärchen zog es in ihre Seele. Ein versunkener holder Frühling sandte seine Blumendüfte und seine Nachtigallenlieder, seine rosigen Abendröthen. Und vor ihrem geistigen Blick blaute das Meer von Neapel; das Auge tauchte in die weite, weite Ferne und ruhte aus auf den duftumwobenen Bergen.

Sie erwachte. Ach, sie war in Madrid, in den Maschen grausamerIntriguen verstrickt, selbst Mord sinnend, weil sie vom Morde bedroht war.

Im Garten begann eine Nachtigall zu schlagen. —

Es war der Königin Christina, als hätte sie noch nie seit dem Abschiede von ihrem Vaterlande den Göttervogel singen hören. Sie lauschte den lockenden Liebestönen so andächtig, so athemlos, wie sie nie einer Messe gelauscht; und über die Züge des jungen Weibes ergoß sich ein Glanz, der den heiligsten Frieden in ihrer Seele anzukündigen schien.

Als aber in einem süß wehmüthigen Triller die Klage Philomelens verklang und die tiefe Stille ringsum kein Geräusch störte, da zog wieder eine Wolke der tiefsten Trauer über die schöne, freie Stirn der Königin.

Sie kniete vor dem Fenster nieder, und nachdem sie einen flehenden Blick gen Himmel geworfen, verbarg sie das Gesicht in ihren Händen und weinte.

Warum warf sich die fromme Königin nicht vor dem Gekreuzigten nieder?

Sikula, die kleine Sizilianerin, war ganz verwirrt über das Gebahren ihrer Herrin und stand besorgt hinter der Weinenden. Das leichtblütige Kind wußte noch nichts von den großen Schmerzen, die ein Menschenherz erfassen können, nach dem es lange dem Schein geopfert hat. —

Königin Christina erhob sich. Noch hingen einige Thränen wie Thautropfen eines Frühlingsmorgens in den seidenen Wimpern; erregt umarmte sie die zitternde Sikula.

„Sikula! Kannst Du errathen, was ich jetzt recht heiß wünsche?"

Sikula wagte nicht zu antworten.

„Komm, laß uns fliehen aus diesen schrecklichen Mauern, wo die Todten umgehen und die Lebendigen zu Mumien ohne Herz werden! Laß uns fliehen nach meinem schönen Vaterlande! Ich will nicht mehr Königin sein; ich will eine Schäferin werden in einem glücklichen, einsamen Thale!

„Ich will nichts mehr hören von diesen kalten Menschen, die verlarvt umher gehen!

„Ich will nichts mehr hören von blutigen Dingen!"

Sie sank erschöpft auf das Sopha und barg ihr Gesicht wieder in den Händen, als wenn sie die gewaltsam hervorstürzenden Thränen zurückdrängen wollte.

Die kleine Sikula knieete vor der betrübten Königin nieder.

„Meine Herrin ist krank! Soll ich den Arzt rufen?"

Christina erhob sich, und indem sie mit wehmüthigem Lächeln das Mädchen betrachtete, brach sie in die Worte aus:

„Glückselige Unschuld! Du begreifst das Unglück der Königin von Spanien noch nicht. Steh auf, Sikula! — O könnte ich Deine Schwester sein! O könnte ich sein wie Du, so einfältig, so glücklich und so — — —"

Sie stockte. Aber, sich plötzlich erhebend:

„Geh, liebes Kind! Laß mich allein! Du kannst mich nicht trösten."

Sikula wollte das Gemach verlassen. — Die Herrin winkte sie noch einmal zurück und fragte:

„Hast Du schon einmal geliebt?"

Sikula schüttelte das Köpfchen: „Nein, gütige Herrin!" Und sich stolz emporrichtend. „Einer zwar, Girolamo, des Nachbars Sohn, wollte mich zur Frau haben, und ist in die Berge gelaufen und wollte sich tödten, als ich ihm einen Korb gab; und hat auch geschworen, nie zu heirathen, wenn er mich nicht bekäme!

„Und Du, Grausame, hast den braven Jungen nicht erhört?" fragte die Fürstin vorwurfsvoll.

Sikula schlug die Augen nieder.

Die Worte der Königin kamen ihr so unerwartet. —

„Sikula! Sieh mich an. Mich hat noch keine Seele auf Erden geliebt!" sagte die Königin mit unsäglichem Schmerz.

„Gütige Königin!" warf sich schluchzend die Zofe vor Christina nieder. „Lieb' ich Majestät nicht aus ganzer Seele?"

Lächelnd sagte die Königin zu dem Mädchen, das gegen alle Hofetikette die Hand der Königin ergriff und stürmisch an die Lippen preßte:

„Geh, kleine Sikula! Du bist," setzte sie leise hinzu, — „kein Schäfer! Geh, laß mich allein!"

Sikula schlüpfte hinaus.

Die Königin war allein. Stürmisch hob und senkte sich ihr Busen, als wollte er die Fesseln, die ihn hielten, sprengen. Mit verzweiflungsvoller Gebehrde preßte sie die Hände gegen das Herz.

„O Gott! Schon sechsundzwanzig Sommer hab' ich gesehen — und noch hat mich kein Mann geliebt!

„Man warf mich in die bethörenden Strudel der Leidenschaft, — aber man liebte mich nicht!

„Ich bin Mutter der einstigen spanischen Königin, — aber der Vater dieses unglückseligen Kindes — liebte nur die Königstochter, nicht das Weib!

„Sein Herz weiß nichts von meinem Herzen; und das meine wendet sich ab von ihm!"

Sie hielt inne und lauschte in den Garten hinab, als sollte ihr der Morgenwind, als sollte ihr der Sang der Nachtigall ein Wort des Trostes bringen. Alles blieb still.

„O wenn ich mich einem dieser ehrgeizigen Herren vom Hofe, vielleicht einem Pfaffen hinwürfe — sie würden buhlen, buhlen — — mit mir!" —

Die Königin blieb vor dem hohen Spiegel stehn.

„Mit einer jungen Königin zu buhlen — das mag wohl die Eigenliebe manches Gecken, manches Schurken stacheln!" — — —

Hastig riß die Fürstin das Fenster auf — und als wieder die Nachtigall anhob, ihr Lied zu singen, da warf sich Christina nieder auf die Knie. Sie zog gierig die erquickenden Balsamdüfte ein, die zum Fenster hereinströmten; sie faltete die Hände und hob den Blick zum blauen Himmel, ihre Lippen bewegten sich; es war kein Ave Maria, was sie flüsterten, es war ein wortloses Gebet zur Himmelskönigin um Liebe, um Liebe!

Sikula klopfte leise; die Königin fuhr auf.

Sikula meldete:

„Seine Majestät trägt großes Verlangen nach Seiner hohen Gemahlin!"

Christina schrak zusammen.

„Mein Mann hat Sehnsucht nach mir?" fragte sie für sich.

Es kam ihr vor, als wolle der Himmel ihr heißes Gebet in überraschender Weise erfüllen. Einen Augenblick zögerte Christina, und dachte nach, ob sie nicht mit dem Ausrufe, daß sie von Niemandem geliebt wurde, zuviel gesagt und gefrevelt hätte. Wie, wenn der König sein Weib dennoch liebte.

„O Gott, laß es mich versuchen, das hingebende, bezaubernde Weib meines Gatten zu sein! Gieb mir die Herrschaft über sein Herz!" betete sie leise.

Dann rief sie laut: „Sikula, nun schaffe Deine Herrin, die Du so liebst, zu einer schönen, holden Königin um! Strenge Deinen Scharfsinn an und verwende alle Deine kleinen Künste, damit alle Spiegel der Welt in Verlegenheit kommen sollen, mir eine Schmeichelei zu sagen. Sikula, kleine Zauberin, hast Du gehört? Ich gehe als Königin zu meinem Herrn und Gemahl, dem Könige von Spanien!"

Sikula entwickelte bald eine lebhafte Geschäftigkeit. Wie viele Schublädchen zog sie auf, um alle die unnennbaren Sachen und Sächelchen herauszulangen, den Schmuck für Haar und Arme und Hände, für Busen und Schultern zurecht zu legen.

Bald stand die Fürstin mit entblößten Schultern vor dem hohen Spiegel. Ein Mantel von schwarzen Haaren umwallte die üppige und doch wiederum auch schlanke Gestalt des königlichen Weibes; und aus diesem wallenden Rahmen trat die glänzende, sich dem griechischen Schönheitsmuster nähernde Stirn voll Hoheit hervor.

Unter ihr leuchteten, gehoben von den schön geschwungenen Brauen, ein Paar unvergleichliche Augen, unbeschreiblich mild, wenn sie sinnend auf einem lieben Gegenstande, vielleicht auf den nickenden Baumwipfeln des Gartens ruhten; träumerisch verschleiert, wenn die seidenen, feinen Wimpern sich hernieder senkten, um den Gluthsee zu verbergen, der wie ein Abgrund der Lust, Jedem Gefahr bringen mußte, der sich in diesen Augen verloren hatte. Wenn sie aber aufzuckten in dämonischen fordernden Flammen oder im Feuer des Zornes, dann war es der Vesuv, der sich in ihnen wiederspiegelte, dann verriethen sie die gewaltigen, unbezähmten Leidenschaften, die in dem Busen des königlichen Weibes ihr verborgenes, unheimliches Spiel trieben.

Christina hatte sich schon lange auf einen Sessel niedergelassen, ein weiter Pudermantel umhüllte die Gestalt. Die vorher verschmähten rothen Rosen prangten in den dunklen Haaren, die Sikula's geschickte Finger zu einer kunstreichen, geschmackvollen Frisur verschlungen und geflochten hatte.

Ein blitzendes Diadem auf der Stirn, wo die dunklen Haare

in reichen Wellenlinien sich zu einem fantastischen Sockel für den erwähnten Kopfschmuck wölbten, dem zwei Röslein wie Wächter aus dem Blumenreiche beigegeben waren.

Der Mantel fiel. Christina sprang, wie ein neugieriges Mädchen auf, das sich zum erstenmal im Spiegel sieht. — — Ach, sie wagte kaum ihren eigenen, in voller, ungefesselter Freiheit hervorquellenden Busen zu betrachten — — denn — sie war nicht allein — und Sikula kicherte recht unvorschriftsmäßig vor sich hin. Das einfältige Mädchen wußte vielleicht gar nicht, weshalb.

„Kleine Närrin! — Jetzt mach', daß Du mich vollendest; der König harrt meiner. — Ich bin übrigens mit Dir zufrieden, Sikula. — So werd' ich ihm gefallen. Bin ich schön?"

„Majestät sind immer schön," antwortete das Mädchen verschämt ob des Lobes!

Bald umhüllte ein schweres Seidenkleid die grazienhafte Gestalt; und in weniger als einer Stunde war die Toilettenkünstlerin fertig, und die Königin war bereit, vor ihrem Gemahl zu erscheinen.

Gefolgt von Sikula und ihren Damen, den Gräfinnen von Almaden, Segura und der Marquise von Camona, dem Ceremonienmeister, ihrem Offizier und den zum Dienst commandirten Leibgardisten durchschritt sie rauschend die Corridore und erschien bei dem Könige.

Sehnsüchtigen Blickes eilte Se. Majestät der erwarteten Gemahlin entgegen. Ein einziger Wink sagte dem Gefolge, daß der König ohne Zeugen mit seiner Frau zu sprechen wünsche.

„Königin! Weib!" rief er gegen seine sonstige pflegmatische Ruhe aus und breitete die Arme aus, um Christina zu umfangen. Wie geblendet von der Schönheit der Königin, die durch den Schmuck der rothen Rosen noch mehr gehoben wurde, blieb er stehen und mit unsagbarem Wohlgefallen verschlangen seine Blicke all' die Reize, die ihn schon früher, als er noch ganz gesund war, entzückt hatten. —

„Mein König hat Sehnsucht nach mir gehabt! O, ich Gebenedeite des Herrn, daß mein königlicher Gemahl noch Liebe zu mir in seinem Herzen trägt!"

Sie sprach es innig und trat ihm einen Schritt näher.

„Fernando! Wir sahen uns so selten. Warum? Kann ich Dein Königsherz nicht ausfüllen, nicht verstehn? O hättest Du mich nie zu Staats-Actionen berufen, sondern wäre ich lieber die treueste Freundin Deiner einsamen Stunden geworden! Oder darf ein spanisches Königspaar nicht rebelliren gegen die alte, steife Hofsitte?" —

Der König lächelte befriedigt, man könnte sagen, glückselig. „Meine holde Königin, meine Christina! Heut wollen wir vergessen, daß wir über Spanien wachen. Weißt Du nicht, daß es draußen Frühling ist, und daß ich auch einmal den Frühling geliebt habe?"

Er zog sie auf das prächtige Sopha. — So saßen die beiden Majestäten einige Augenblicke schweigend neben einander. Sie saß lächelnd zurückgelehnt, die Rechte ihrem Gemahl überlassend, der sie mit unzähligen Küssen bedeckte.

Was dachte, was fühlte die Königin? Ihr Busen führte eine beredte Sprache und Alles, was hinter den kostbaren Stoffen sich nicht verbergen konnte, drängte nach oben. Die Fürstin hatte die dünne Spitzenumhüllung leise entfernt und bei Seite gelegt; und verlockend schauten die schneeigen Schultern aus dem prächtigen Gewande, das die schlanke Taille umschloß; und wie die liebliche Rose sich aus dem schmalen Kelche hervordrängt und sich entfaltet, duftend, berauschend, verlangend nach den Küssen der Zephyre und den Thautropfen der Mainacht, so quoll der Busen hervor aus dem streng versagenden Mieder.

Des Königs Augen glitten über die Reize, die in üppiger Fülle sich ahnen ließen und fast war das Feuer, das in Fernando's Blicken sich kundgab, gemischt mit dem Bedauern, daß er schon so alt und morsch sei. Aber er bemühte sich sichtbar, diesen Gedanken zu vergessen und sagte schalkhaft:

„Christina! Dein Mann ist seit kurzer Zeit alt geworden und Du bist so schön und jung noch!"

„Soll das ein Vorwurf sein?" fragte sie lächelnd zurück.

„Christina! Ich habe Dich wohl noch nie gefragt, ob Du mich liebst?"

Christina legte leise die Hand auf seinen Mund und warf ihm einen vielsagenden Blick zu, der aus Mitleid, Schalkhaftigkeit und Achtung zusammengesetzt war.

„Mein Fernando! Wenn Du mich liebst, so erfülle mir eine Bitte. Ich habe heut gelesen von den armen verführten Soldaten, die in Cadix erschossen worden sind. Ich bitte Dich, befiehl den Offizieren, daß sie keinen standrechtlich erschießen lassen sollen, ohne Deinen Willen und dann ziehe mich stets zu Rathe, wenn es sich um dergleichen handelt."

König Fernando's Blick wurde nachdenklich. „Christina! Wollten wir nicht die Regierungssorgen für diese süße Stunde verbannen? Sprich nicht von diesen Dingen. Komm, laß uns tändeln."

Christina schüttelte trüb das Haupt, aber voll Jugendfeuer erfaßte sie der König und preßte sie stürmisch an seine Brust und drückte einen langen Kuß auf die wunderschönen, vollen Purpurlippen, die der alte, wurmstichige König gar nicht werth war.

Das Feuer des Verlangens glühte aus seinen Augen. Er wollte heut das Königszepter mit dem Schäferstabe vertauschen.

Lassen wir die Gardine niedersinken und wenden wir uns ab von der Scene, wo der Herbst mit dem Frühling buhlt. —

Sechstes Kapitel.

Juan und der Pater Bernardino.

Die Leser erinnern sich, daß der dämonische Mönch Bernardino den Häschern des Königs Fernando glücklich entgangen war. In den Bergen Kataloniens fand er, der „Namenlose", einen sichern Schlupfwinkel, von wo aus er auch ferner seine Intriguen spann. —

Er ahnte freilich nicht, daß ein Mann lebte, der mit Isturijo innig befreundet gewesen, und dem dieser Alles verrathen hatte, was er über den Pater Bernardino wußte. Die blutige That des Mönches hatte nur den einen Zeugen beseitigt; der andere Mitwisser der dunkeln Geheimnisse, der Arzt Juan de Alar, ein früherer Parteigänger der Liberalen, war dem Klosterbruder unbekannt.

Juan de Alar hatte das Gelübde gethan, den ermordeten Freund zu rächen und dadurch der Sache der Freiheit zu dienen. Seinem abenteuerlichen Sinne sagte es am besten zu, den Büßenden zu spielen und sich mit List in das Vertrauen des Mönches zu stehlen, dessen Versteck er in Katalonien ausgekundschaftet hatte.

Wir werden sehen, wie weit es ihm gelingt, ein thätiges Werkzeug der Kirche zu werden.

* * *

Im nordöstlichen Winkel Spaniens drängen sich die Ausläufer der Pyrenäen so dicht an's Meer, daß es scheint, als hätten sich hier

vor vielen Tausend Jahren Land und See das Terrain streitig gemacht in heißem Ringen. Auch jetzt noch schauen die zackigen Felsenstirnen finster drohend auf die Wogen hinaus.

Eine Menge von Höhlen erstrecken sich tief in den Bergwall hinein, und besonders am Cap de Creuz scheinen sie unzählige Gemächer zu bilden für Gethier aller Art, wie für Unglückliche und menschenfeindliche Einsiedler.

Da oben im Sonnenglanze kniect ein Einsiedler. Ein Steinadler schießt von seinem unzugänglichen Felsenhorste herab. Er erhascht ein sorgloses Vöglein und trägt die Beute in sein Nest, wo es die königlichen Jungen zerfleischen werden.

Der Einsiedler verhüllt sein Angesicht und klimmt hinab nach seiner Höhle, die auf die weite Meeresfläche hinaus schaut. Er klettert so rüstig, als wär' er noch jung.

Was will er in dieser Einsamkeit? Wir können ihm in das Antlitz schauen, das der volle Sonnenschein trifft. Was willst Du, blühender junger Mann mit dem vollen, schwarzen Bart in dieser Vermummung? Hast Du keine Liebe gefunden unter den Menschen, daß Du die Einsamkeit wählst und die Gesellschaft der Geier und Luchse? —

Wir sehen den jungen Einsiedler in seiner Höhle verschwinden, und wandern hinunter in die schmalen Thäler von Catalonien. —

Ein Klosterbruder mit langem grauen Bart, einen gewaltigen Stab in der Hand, wandert emsigen Schrittes die steinigen Pfade hinauf nach dem Cap de Creuz. Die wenigen Hirten, die er auf seinem Wege trifft, knieen furchtsam vor dem Mann mit dem durchdringenden Blick nieder und nehmen den Segen des dämonischen Unbekannten in Empfang. Jeder kennt den Mönch, aber Niemand weiß seinen Namen zu nennen.

Alle fürchten sich vor dem schweigsamen Manne; denn was er spricht, ist dunkel und klingt wie ein finsteres Gebot Jahova's. Noch keiner hat ihn lächeln sehen; nur wenige Unglückliche haben es gewagt, ihn in seiner Höhle aufzusuchen, die einen reichen Vorrath von heilenden Kräutern — vielleicht auch von giftigen — birgt. Er ist der Fürst des Gebirges.

Zuweilen ist er Jahre lang fern gewesen, um eines Tages plötzlich aufzutauchen, ohne daß Jemand gewußt hätte, woher er gekommen. Auch die Pfarrer der Umgegend beugen sich vor ihm, — denn er ist ein gewaltiges Licht der Kirche, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. — Es ist der Pater Bernardino.

Der Greis voll Jugendkraft steigt ohne Ermatten von Berg zu

Berg. Nun steht er oben auf dem Vorgebirge und schaut auf's Meer hinaus.

Fern von Süden her wetterleuchtet es aus finstern Wolken.

Pater Bernardino wandte den Blick urplötzlich nach der Seite, wo ein Felsen-Chaos sich steil und zackig bis in's Meer hinab zieht. Ein Geräusch, wie von nahenden Tritten, schlug an sein Ohr. Richtig, des Einsiedlers Gestalt tauchte hinter einem ungeheuren Felsstück auf. Jener jugendliche Weltverächter, den wir am Morgen hoch oben gesehen haben, steht vor dem Alten.

„Gelobt sei die heilige Jungfrau, die mich Euch, ehrwürdiger Vater, finden ließ.“

„Sei gesegnet, mein Sohn! So wird Dich der innere Geist immer führen durch Klippen und Nacht auf die Höhen der Erkenntniß.“

Der junge Einsiedler beugte sich tief vor dem Mönche und drückte dessen Hand lange an seine Lippen.

Heller glühten die Blitze im Süden und spiegelten sich im Meere ab, dichter zogen sich die schwarzen Wolken zusammen.

„Mein Sohn, was thust Du hier in der Nähe des Himmels?“ — begann Pater Bernardino und forschte in den düstern Zügen des Einsiedlers, die einen ungeheuren Seelenschmerz wieder zu spiegeln schienen.

„Wer die Einsamkeit erwählte, der gehört den Menschen nicht mehr an. Ich bin gewesen — und als büßender Geist will ich Ruhe finden in den einsamen Schrecken der Wildniß. Unter'm Thau des Himmels will ich liegen und wie König Nebukadnezar Gras essen, damit ich meine Thorheiten büße!“ entgegnete der Einsiedler.

„Du bist ein Schiffbrüchiger, wohlan; kämpfe gegen die Wellen mit Deinen letzten Kräften, bis sie Dich tragen an einen schönen Strand, wo ein neues Leben für Dich beginnt unter den Rosenhecken eines neuen Frühlings.“

Der Einsidler blickte finster und trotzig zu dem räthselhaften Mönche auf. Das hatte er nicht erwartet.

„Wohl bin ich Einer, der gefrevelt hat gegen die heilige Kirche“ —

„Du hast als Juan de Alar in den Bataillonen der Gottesleugner gegen die Apostolischen gekämpft, jetzt nennst Du Dich aber Ramon“, unterbrach der Mönch den Einsiedler.

Juan — denn er war es wirklich — zitterte; war Bernardino allwissend?

„Juan de Alar ist gestorben — dieses härene Kleid verhüllt

den büßenden Ramon, und Ramon ist ein Kind der Trauer; er weiß nichts von Freude," erwiderte Juan gefaßt und ruhig.

„Du lügst," — donnerte Bernardino, daß die Felsen wiederhallten, „im Tiefinnersten Deiner Seele lebt das Bild eines Weibes; und darum suchtest Du die Wildniß, um einen höllischen Götzendienst diesem Spiel Deiner fiebernden Sinne zu weihen; Deine Kutte deckt ein heuchlerisches Herz; Du bist verflucht, denn Du hast keinen Gott mehr!"

Das Gewitter stand gerade über den beiden Männern. Ein blendender Blitz zerriß die Wolkendecke und spiegelte sich hundertfach in den ernsten Meereswellen, und lange krachte der Donner das Felsenufer entlang.

Juan richtete sich stolz vor dem Alten auf. „Nun, wenn Ihr Alles wißt, weßhalb werft Ihr mich nicht hinunter in die nächtliche See? Zaudert nicht, ich flehe Euch an. Gebt mir die Ruhe des Todes, — nein, — überliefert mich den Schrecken der Hölle ohne Buße, — wenn Ihr das könnt, und ich Euch zum Werkzeug zu schlecht bin!"

Statt der Antwort winkte Bernardino ihm zu folgen.

Schweigend erklommen sie einen Felsen-Vorsprung, der weit in's Meer hineinragte; es war das Cap de Creuz. — Alle Elemente fingen an sich zu empören; die Blitze fuhren wie feurige Schlangen aus schwarzen Wolken und ließen bald die kahlen Felsstirnen, bald die Wellen des mittelländischen Meeres in sekundenlangem grellen Leuchten sehen; der Donner rollte ohne Aufhören und der Sturm heulte in den Felsspalten und Höhlen und peitschte die dunkeln Wogen, daß der Schaum hoch aufspritzte und ein gewaltiger Wasserberg den andern verschlang, um hinter sich einen schauerlichen Abgrund zu lassen.

Die beiden Männer standen unerschüttert, als wüßten sie nichts von dem Kampf der gewaltigen Naturkräfte. — Bernardino hieß den jungen Einsiedler auf dem äußersten Punkte des Felsen niederknieen!

„Juan de Alar — hier an der Schwelle des Todes knie nieder und beichte!"

Juan gehorchte; sein Herz klopfte hörbar, er spielte ein kühnes Spiel; er würfelte um's Leben. Wenn der Wurf gelang — — — er wagte den Gedanken nicht auszudenken; gewaltsam drängte er all' sein Sinnen und Fühlen auf den schrecklichen Augenblick zusammen.

Der Alte hielt dem Knieenden ein schwarzes Cruzifix von Eisen vor das Antlitz und sprach langsam und feierlich: „Bei den Schrecken dieser Nacht, die einen Frevler an der heiligen Kirche in den Abgrund

der Hölle hinabrufen, — bei den Donnern des Gerichts, die Dich, Verworfener, fordern, bei dem Blute des Gekreuzigten, — gebiete ich Dir, mir die Wahrheit zu beichten, damit Du nicht verdammt seiest für ewig!"

Juan beichtete Alles von seiner Jugend an; doch bald stockte er — denn er war eben dabei, zu berichten, mit wem er in Madrid umgegangen. Hätte er in die Augen des Alten zu blicken gewagt, er hätte die funkelnden Blicke eines Tigers gesehen, der bereit ist, den Mitwisser seiner blutigen Ränke zu vernichten.

„Warum schweigst Du?" fragte hastig der Alte. „Wo blieb Isturi?" setzte er hastig hinzu.

„Ehrwürdiger! Die letzte Kunde von ihm kam mir aus Estremadura zu. Seitdem hörte ich nichts mehr von ihm."

Der Alte athmete auf. „Wo warst Du zur Zeit der königlichen Hochzeit?"

„In Madrid. Ich hörte von der Ermordung eines Dieners, der Isturijo geheißen haben soll. Ich glaubte einen Augenblick, es könnte mein Freund sein, denn die Beschreibung des Todten paßte auf meinen Freund; als ich aber darnach forschte, war der Ermordete längst begraben, keiner konnte mir Auskunft geben."

„Kanntest Du den Namen jenes Mönches, dessen Vertrauen Dein Freund einst besessen?"

„Nie! Er hatte viele Namen — aber die Leute nannten ihn den Vater Namenlos."

„Was thatest Du weiter?" fragte ruhiger der Alte.

„Ich war bei Mina's Bande — um den Tod zu suchen von den Kugeln der Königlichen, aber die Kugel verschmähte mich. Als Verbrecher wollte ich nicht sterben, langsam wollte ich meine Jugend abbüßen, denn Niemand liebt mich und Nichts liebe ich mehr, als den täglichen Tod in der Einöde. Ihr wißt Alles! Nun laßt mich beten!"

„Bete!" sprach kurz und schneidend der Mönch.

Juan gab Alles verloren; dem Anschein nach wußte der alte, schlaue Bernardino mehr über ihn, als gut war. Zudem mußte es in Bernardino's Interesse liegen, Jeden, der nur das Geringste seiner blutigen Geheimnisse kannte, zu beseitigen.

Noch immer zögerte der Ehrwürdige. Durch Juan's Seele schoß blitzartig der Gedanke: wie, wenn Du aufsprängst und ihn in's Meer stürztest, selbst wenn er Dich mit sich risse. Er kniete mit dem Gesicht dem Meere zu, von Bernardino abgewendet.

Der Alte zögerte. War es Juan dennoch geglückt, des schrecklichen Mönches Vertrauen zu erringen, und ihm Achtung abzutrotzen?

Das Gewitter war vorüber; die Wolken jagten wie zersprengte Armeen nach Norden, und an einer Stelle wurde der Himmel licht. Aus dem wüthenden Orkane war ein sanftes Nachtlüftchen geworden; der Mond trat hinter den Wolken hervor und warf sein Licht über die wunderliche Gruppe.

Der Alte begann: „Juan de Alar liegt unten im Meere begraben, eine wesenlose Larve."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Ramon, stehe auf!"

Juan erhob sich.

„Es hat dem Himmel gefallen, Dich zu seinem Werkzeuge zu erwählen, ich werde Dich aussenden. Groß ist meine Macht in Spanien. Nur eine Frage noch: welche Tugend des Christen und Kirchenstreiters strahlt am herrlichsten?"

„Der Gehorsam gegen die heiligen Gebote der allein selig machenden Kirche! Der Gehorsam, der nicht fragt und wankt, sondern der handelt und vollbringt!"

„Du hast recht gesprochen, mein Sohn; wenn die Glocken von Rosas zur Morgenmesse rufen, so finde Dich ein in der Kapelle dicht am Wasserfall. Meine Zeit in Katalonien ist vorüber, Du wirst mich in Madrid wiedersehen. Ein Nachen wird Dich die Küste entlang nach der Bucht des Ter tragen, wo ein Dreimaster Deiner wartet. Frage Niemanden. Wo das Fahrzeug vor Anker geht, wird nach vier Wochen ein Mädchen Dir ein versiegeltes Schreiben übergeben, in ihm findest Du das Weitere. Nun lebe wohl. Die heilige Jungfrau und St. Jago mit Dir!"

Der ehrwürdige Bernardino war hinter den Felsen verschwunden.

Ramon — wie wir Don Juan jetzt nennen werden — jubelte hoch auf in seinem Herzen. Daß er zu einer wichtigen Mission ausersehen worden, das sah er wohl ein, wenn er auch nicht recht durchschaute, welchem Zwecke er vorläufig dienen sollte.

Ramon's abenteuerlicher Sinn und sein glühender Haß gegen die geistliche und politische Tyrannei, die auf Spanien lag, hatten ihn eine Rolle wählen lassen, die er nur vermittelst seiner Kenntniß über Pater Bernardino mit Erfolg durchführen konnte.

Als Einsiedler unterm Cap de Creuz war es ihm geglückt, Bernardino's Bekanntschaft zu machen, der sich mit Vorliebe in den katalonischen Gebirgen aufhielt.

Die letzte furchtbare Prüfung hatte das Werk gekrönt. Wir

wissen, daß aus anfänglichen Feinden der Kirche oft ihre talentvollsten Diener geworden sind. Dieser Erfahrung folgend, war der ehemalige Rebell und Spötter dem Pater Bernardino eine angenehme Persönlichkeit für seine Zwecke; denn er hielt Ramon für sehr fanatisch und sittlich für gebrochen.

Als Ramon in Cadix angelangt war, geschah Alles, wie Pater Bernardino es vorher gesagt hatte.

Nach einigen Wochen überbrachte eine blühende Andalusierin dem staunenden Ramon einen Brief, worin ihm geboten war, dem Mädchen zu folgen und nach einer Umwandlung seines Aeußeren in der Tracht eines Studenten nach dem Lustschloß Ildefonso zu reisen, wo ihm fernere Weisungen erwarten würden. — — — — — — — — —

Wir finden unseren Helden wieder in dem schmalen Thale zwischen der Sierra Guadarama und dem lustig daher plätschernden Manzanares, wenige Stunden von Ildefonso entfernt. Singend zieht er im Schatten des Bergwaldes entlang. Das Rauschen der Eichen accompagnirt seinen Gesang, und hie und da antwortet ein einsamer Hirt von den Wiesen des jenseitigen Ufers. Der Pfad wendet sich um einen Felskegel.

Des Wanderers Blick fällt auf ein nettes Landhaus, das hoch oben an den Berg gelehnt scheint. Auf dem Balcon steht eine schlanke Frauengestalt. — —

Siebentes Kapitel.

Ein Liebhaber der Königin.

Königin Christina hatte weder im Schlosse zu Madrid, noch in ihren luxuriös ausgestatteten Gemächern zu Ildefonso die Ruhe, den Frieden gefunden, nach welcher sich ihr Herz sehnte. Seit Wochen bewohnte sie ein niedliches Häuschen auf dem Abhange der Sierra Guadarama, das einem der königlichen Pächter gehörte.

Die Zufluchtsstätte der spanischen Königin lag in einer romantischen Wildniß. Nicht weit von dem Felsengrat, von welchem das



Franz d'Assis, Gemahl der ehemaligen Königin Isabella II.

nette Pächterhaus weit in's Thal hinab schaute, brach die Hauptquelle des Manzanares aus einer Steingrotte.

Gewiß war hier ein Lieblingsplätzchen der ruhebedürftigen Königin; und wenn ein einsamer Wanderer im Strahl der Abendsonne da-

her kam und die junge Königin Christina und Sikula eifrig beschäftigt sah, Blumenkränze zu winden, dann mußte er die lieblichen Wesen für die Nymphen des Quells halten.

Niemand in der Gegend wußte, daß die spanische Königin hier allein sei mit ihrer Zofe, und der gute Pächter verstand zu schweigen.

Heute war ein Frühlingstag, wie ihn nur der Liebeskuß von Himmel und Erde hervorzuzaubern im Stande ist. Seit langer Zeit fühlte Christina ein seliges Behagen in der Trennung von Allem, was Glanz, Etikette, Intrigue und Politik heißt; nur von Zeit zu Zeit dachte sie mit Schrecken daran, daß sie eines Tages doch wiederum Königin werden müsse, und daß sie nicht ewig Schäferin bleiben könne.

Hätte der König und sein Ceremonienmeister eine Ahnung davon gehabt, daß die Königin heimlich Ildefonso verlassen, um als einfaches, titelloses Weib menschlich und unmittelbar die Natur genießen zu können, wie die Geringsten ihrer Unterthanen, sie wären in Schrecken gerathen über diesen beispiellosen Frevel gegen die spanische Hof-Etikette.

Heut — sie konnte sich keine Rechenschaft geben, weshalb — erfüllte Christina's Seele eine selige Ahnung, wie wenn sie noch ein blutjunges Mädchen wäre, und nichts erfahren hätte von den Schmerzen, die das Herz vergiften und verletzen.

Königin Christina stand allein auf dem schmucklosen Balkon, der einen Blick in das Thal gestattete, das sich in unzähligen Wendungen längs des seichten Manzanares hinab zog.

Ein Wanderer fesselte die Aufmerksamkeit der Fürstin; ach, sie sah so selten fremde Gesichter in dieser einsamen Gegend!

Der Wanderer näherte sich mehr und mehr. Schon konnte die Fürstin wahrnehmen, daß der Fremde kein Mann gewöhnlichen Schlages zu sein schien; seine noble Haltung, seine Kleidung, die Feder am Hut, die Jugend in dem ganzen Wesen des Mannes deutete auf einen Gelehrten oder Künstler. —

Christina hatte manchen müden Wanderer, der, von Hunger und Noth getrieben, es gewagt, die Treppe heraufzusteigen in's Pächterhaus, erquickt und beschenkt entlassen. Wenn doch nicht der schmucke junge Mann vorüberzöge! Er konnte gewiß viel erzählen aus den Provinzen, von fremden Ländern.

Christina war nahe daran, Sikula dem Wanderer entgegen zu schicken und ihn einzuladen, heraufzukommen und zu rasten. Warum

sollte sie die Gelegenheit nicht benutzen, im tiefsten Incognito aus dem Becher des Geistes zu naschen?

Der Fremde hatte schon längst die interessante Dame von fern beobachtet; als er nahe heran gekommen, schwenkte er den breiten Hut und ein lustiges: „Gott grüß Euch!" klang herauf.

Wenige Augenblicke darauf stand Ramon, — er war es, wie der Leser bereits wissen wird — vor der Königin. In seinem Gruße lag vollendete Grazie.

„Verzeiht, schöne Sennora, wenn ein fahrender Musensohn Euch mit der Bitte um eine Erquickung beschwerlich fällt. Der Tag war heiß und mein Weg weit."

„Setzt Euch, Sennor!"

Sikula, die eben herbeigekommen war, starrte den jungen Mann verwundert an. Hatte sie ihn jemals gesehen, oder machte seine Erscheinung so bedeutenden Eindruck auf ihr Herz? — Wir lassen dies unentschieden und werfen dafür einen Blick in das Herz der Königin.

Christina hatte die „Königin" vergessen. Als „Weib," das sich nach Liebe seit Jahren sehnt, ohne etwas anderes als Trug und Lüsternheit erlangt zu haben, fühlte sie, wie der Blick des jungen Wanderers, gleich elektrischen Funken, ihr Herz getroffen hatte. Mehr als einmal suchte sie im lieblichen Spiel der Unterhaltung, die sie bald mit Ramon angeknüpft, sich emporzuraffen zur stolzen Haltung der Königin und über die Gluth zu lächeln, die sie über ihre Wangen fliegen fühlte, wenn der fremde Mann sie mit seinen Seelenaugen ansah, und die so forschend auf ihr ruhten, als wollten sie das Incognito der Fürstin durchdringen, als wollten sie tief in das Herz derselben dringen und die Schleier heben, die einen Liebesabgrund deckten.

Die Sonne neigte sich tief zum Westen hinab; ein heller Stern glänzte bereits am dunkeln Osthimmel. Ramon, Christina und Sikula hatten gemeinschaftlich auf dem Balkon zu Abend gegessen. Der freundliche Pächter und seine Frau hielten sich in respektvoller Entfernung; doch, da das junge Weib für eine vornehme Nichte des Pächters galt, so fiel unserm Don Ramon nichts in dem Benehmen der Leute auf, denn Ramon's Aufmerksamkeit war zu sehr von seiner holden Gesellschafterin in Anspruch genommen, in seinem Herzen war bereits eine so lichte Feuersbrunst ausgebrochen, daß er nicht Zeit hatte, sich um andere Dinge zu bekümmern.

Plötzlich stockte die Unterhaltung. Schon einige Minuten hatten die beiden Verliebten einander gegenüber gesessen, einander in die

Augen geblickt und — geschwiegen. — Die Verliebten bleiben sich überall in der Welt gleich.

Was war es denn gewesen, was Christina's Herz so rasch in Banden geschlagen?

Wir haben bereits gesehen, wie tief, wie groß die Sehnsucht Christina's nach Liebe war. Die Königin Christina von Spanien konnte nur auf erheuchelte Neigung, nur auf Buhlschaft rechnen; das unbekannte Weib Christina, die Nichte des Pächters, wußte bereits, daß Ramon's Herz ihr gehörte.

Täuschte sie sich? —

Ramon hatte mehr als einen Liebeshandel in seinem Leben gehabt, aber das fühlte er, daß noch nie die heiße Fluth der Liebe ihm so am Herzen hinauf gestiegen war, als heute. War das Weib eine Sirene? Nein, in ihren Augen lag mehr, als die Lust zu fesseln. Nicht war's die schüchterne Anmuth eines Mädchens, die den reifen Mann gefangen nahm, nein, es war die seltene Vereinigung aller sinnlichen und geistigen Reize in der Person einer Frau, die nicht mehr träumt, sondern mit Bewußtsein und mit jubelndem Liebesentzücken Alles, Alles zu opfern bereit ist, um wieder Alles zu beanspruchen, was der Geliebte geben kann aus seinem Herzen, aus seinem Geiste.

Christina war das erste Weib, das Ramon lieben lernte. Die vollständig aufgeblühte Rose mit ihrem betäubenden Duft nahm den Mann gefangen.

Schon zitterte Ramon davor, seiner Mission untreu zu werden; denn er hatte schon oft davon gehört, wie die Liebe zu einem schönen, bestrickenden Weibe manchen Helden zum Schäfer umgewandelt. Sollte er hier diejenige gefunden haben, die ihm auf dem unbekannten Pfade aufhielt? Gehörte die schöne Spanierin mit dem italienischen Accent, mit ihrer sanften, bethörenden Stimme auch in den Plan des Ehrwürdigen vom Cap de Creuz?

Noch zwei Wegstunden hatte er bis Ildefonso, wo sich sein Schicksal entscheiden sollte. Der gastfreundliche Pächter hatte dem Fremden auf einen Wink Christina's ein Nachtlager in der einfachen Villa angeboten. — —

Hinter der Pächterwohnung zog sich ein ziemlich ansehnlicher Garten tief in den Berg hinein; dichtbelaubte Obstbäume vermehrten das Dunkel des Abends. In einer Laube von Gaisblatt hatten sich Ramon und Christina wieder zusammengefunden. Ein leiser Wink der Königin hatte Sikula beseitigt.

„Was spricht man in Spanien jetzt von Don Carlos und der

intriguanten Königin?" nahm endlich Christina das Gespräch wieder auf.

Ramon war in diesem Moment zu wenig Jesuitenschüler, um der schönen, geliebten Frau eine Lüge sagen zu können.

„Sennora! Man verflucht den Ersten und hofft auf die Zweite. Ach, unser schönes Spanien, ein unglückliches Land!" Er stockte.

„Sprechen Sie weiter, Sennor. Obgleich ich eine geborene Italienerin bin, so ward ich doch heimisch in diesem Lande und höre gern, was einer seiner edelsten Söhne spricht; denn auch ich liebe die Freiheit und habe das dumpfe Klosterleben hassen gelernt, in welchem ich meine Jugend vertrauern mußte. Freiheit und Liebe — sind sie nicht unzertrennliche Geschwister? O, sprechen Sie, haben Sie Zutrauen zu einer Schülerin, die Ihnen mit heißer Sehnsucht die Worte vom Munde saugt! Kein Mönch steht hinter Ihnen, kein Häscher des Königs."

Aus den Augen der Königin strahlte bei dieser Rede die hohe Gluth der Begeisterung; sie war verwandelt; die Worte des jungen Mannes hatten sie mit einem Zauberschlage in eine neue, schöne Welt versetzt.

Ramon schilderte mit den glühendsten Farben, mit kühner Beredtsamkeit die fluchwürdige Wirthschaft, die Spanien mißhandelte, und die Heldenkämpfe der Patrioten.

„Doch uns fehlen die Frauen, schöne Sennora, die diesen Männern das Schwert reichen, die sie belohnen für den Freiheitskampf, deren Herzen für die Freiheit schlagen; o wären Sie eine solche Frau, ich würde vor Ihnen auf die Knie sinken, wie Andere vor der heiligen Madonna. — Doch, was sag' ich, verbieten Sie mir solch' verwegene Sprache, holde Frau!"

Ramon wurde immer glühender. — Christina bekämpfte mit Mühe den Sturm ihrer Seele.

Ramon ergriff die Mandoline, die neben der Königin im Laubwerk hing, und sang zu den lieblichen Tönen:

„Es zog ein Ritter wohl in die Schlacht,
Um den Feind, den grimmen, zu schlagen;
Den letzten Gruß zur süßen Nacht
Der holden Frau muß er sagen! —
Leb' wohl, leb' wohl, Du liebliches Weib!
Eher ruht auf dem Blachfeld mein blutender Leib,
Als ich heim käm, als furchsamer Flüchtling!

Und es kam der Ritter wohl aus der Schlacht;
Der grimmige Feind war geschlagen.

Und er kos'te die kurze Sommernacht
Mit der Herrin, da begann es zu tagen!
Bist mein, bin Dein, Du wackeres Herz!
So rief die Frau im Liebesschmerz.
O bleibe, ich will Dir gehören!"

Die letzten Accorde verklangen. Eine Nachtigall gab aus dem Gebüsche Antwort.

Christina preßte die Hand gegen das Herz und ihre Blicke suchten den Himmel, über dessen Antlitz ein herrlicher Sternenschleier gebreitet lag. — — — Ramon kniete vor ihr.

„Sennora! Ich liebe Euch! — Wenn ich sündige, so macht Eure Augen, Eure Worte dafür verantwortlich! In Eurer Hand liegt das Glück meines Herzens, meines Lebens!"

Christina blickte mit unbeschreibbarer Wonne in die liebestrahlenden Augen des vor ihr knieenden Ramon. Sie strich ihm die dunkeln Locken von der Stirn und hauchte ihm zu:

„Steht auf! Ich bin — — Wittwe. Ihr dürft mich lieben, Ihr dürft mir dienen!"

Ramon sprang begeistert auf, und preßte das schöne Weib an seine Brust und bedeckte die vollen, schwellenden Lippen mit unzähligen Küssen.

Im süßen Liebesgeplauder saß das Paar noch lange. Die sehnsüchtigen Lieder der Nachtigallen, das leise Rauschen des Nachtwindes, wiegten die Liebenden in holde Träume. Verlassen wir sie. —

Achtes Kapitel.

Der Tod des Königs Fernando.

Während des Sommers von 1832 war es durch die kühnsten Ränke der Carlisten-Partei und des mit dieser verbündeten Premier-Ministers Calamerda geglückt, das Ohr des leidenden Königs so sehr zu belagern, daß sich der Einfluß der Königin als ohnmächtig erwies. —

Maria Christina befand sich noch immer in Ildefonso und schien gar nicht mehr daran zu denken, wieder nach Madrid zurückzukehren. War es nun, daß sie das unaufhörliche Intriguiren satt hatte und es vorzog, lieber in der angenehmen Gesellschaft ihres Palast-Offiziers Don Ramon de los Montes die Reize des Landlebens zu genießen und einen Cursus in der Kunst, die geistreiche Strohwittwe zu spielen, durchzumachen; kurz und gut das Einzige, was man von der Königin vernahm, war: „Ihre Majestät geruht, sich zu amüsiren.“

Die Hofleute schüttelten die Köpfe. Die Offiziere lachten heimlich und die Kutten am Hofe verdrehten fromm die Augen und hielten streng darauf, daß nichts Ehrenrühriges über die Königin gesagt wurde.

„Wer ist dieser bevorzugte Don Ramon de los Montes?“ so fragte alle Welt.

„Er ist vom neapolitanischen Hofe dem Könige empfohlen worden, und dieser hat ihn zum Palast-Offizier von Ildefonso ernannt.“

Das war Alles, was man dem neugierigen Frager antworten konnte; höchstens wurde heimlich noch hinzugesetzt: „Der hübsche Sennor mag wohl eine Jugendliebschaft der Königin sein, der jetzt dazu commandirt ist, ihr die Langeweile zu vertreiben.“ Daß Don Ramon aber außer seiner Ernennung zum Palastoffizier, die ihn selbst ebenso überraschte wie alle Andern, noch die geheime Mission aus dem Kabinet des Jesuiten-Generals in Rom durch Vermittelung Bernardino's bekommen hatte, der Liebhaber der Königin zu werden, das wußte nur er allein.

Wir haben bereits gesehen, wie die unberechenbare Macht zweier in Liebe entbrannter Herzen den Plänen der hohen Geistlichkeit in verhängnißvoller Weise vorgegriffen hatte. — Wie war das Erstaunen der Königin groß gewesen, als sich ihr, wenige Wochen nach der Scene im Garten des Pächters, Don Ramon als Offizier des Schlosses vorgestellt hatte! Wie war Don Ramon in freudigem Schrecken zusammengezuckt, als er in der Königin die heißgeliebte Frau wieder erkannt hatte! —

Man kann sich lebhaft vorstellen, daß die Wiedererkennungsscene durchaus nichts beitragen konnte, die Beziehungen Ramon's zu Christina zu stören. Christina wußte sich geliebt. Dem „fahrenden Musensohne,“ der sie nicht kannte, hatte sie auf's Wort geglaubt. Dem „Palastoffizier“ konnte sie nicht mißtrauen.

Ich werde das erstemal in meinem Leben geliebt! In diesem Selbstbekenntniß lag für die Königin eine Fülle von Glück. Der Jubel des so lange hintergangenen Herzens half der Königin leicht

über alle moralischen Skrupel; und kaum fühlte sie, daß sie sündigte. Ach, im Namen der selbstlosen Liebe sündigt es sich ja so leicht!

Eine andere Frage war es, ob Ramon die Liebe seiner Herrin im Geiste seiner finstern Rathgeber ausbeutete. Ob er ihr nicht noch oft glühende Vorlesungen über die Freiheit und über die Macht des Pfaffen-Regiments gehalten hat? — — Genug, Christina blieb dem Hoftreiben fern; — und an einem schönen Septembertage wurde sie durch die Botschaft aus ihrem idyllischen Landleben aufgeschreckt:

„König Fernando ist dem Andringen des Ministers Calamerda gewichen und hat die „pragmatische Sanction" vom Mai 1830, welche Don Carlos zu Gunsten eines erwarteten königlichen Kindes vom Throne ausschloß, wiederum aufgehoben und das Salische Gesetz restituirt (wiederhergestellt)."

Wie ein Blitz fuhr diese Kunde in den Liebestraum der Königin; eine aufgeschreckte Löwin eilte Christina nach Madrid. Allein mehrere Wochen hindurch verweigerte man der Königin den Zutritt zu ihrem Gemahl unter dem Vorwande, daß das Wiedersehen den König tödtlich aufregen würde.

Die Königin befand sich in der größten Aufregung. Sie berief die Generale Canterac, Zabala und andere ihr ergebene Offiziere zu sich, um im Falle einer dauernden Abschließung vom Gemahl, auf eigene Rechnung eine Revolution in's Werk zu setzen. Eigenmächtig berief sie ihren Freund Don Ramon de los Montes zu sich nach Madrid, denn sie glaubte, nur durch ihn sich gegen Anschläge auf ihr Leben sichern zu können.

Es war der 4. October. Die der Königin ergebenen Truppen waren bereit, sie kräftig in der Ausführung eines Staatsstreiches zu unterstützen. Gefolgt von ihren Hofdamen und Cavalieren setzte sich die Königin, ihr Töchterlein Isabella in königlichem Schmucke auf dem Arm, nach dem Krankenzimmer des Königs in Bewegung. Bestürzt, wagten die Pfaffen nicht, die Fürstin zurückzuweisen. Die entschlossene Haltung der Gardisten, welche auf den Corridoren die Wache hatten, verriethen, daß die Königin jeder Gewalt wiederum Gewalt entgegen setzen würde.

Der König erbleichte, als ihm Christina, die Infantin von Asturien an der Hand, in königlicher Haltung entgegen trat: „Wollen Ew. Majestät Ihre Tochter der Erbfolge berauben, und Mutter und Kind der Verachtung des spanischen Volkes aussetzen? — — Ich weiche nicht eher von diesem Platze, bis Sie Ihren Offizieren anbefohlen, Hand an die Königin von Spanien und Ihre Tochter zu legen.

Ich verlasse diesen Platz nicht eher, bis Sie der Prinzessin von Asturien wiederum das Recht zurückgegeben haben, das ihr durch die List der Gegner entrissen worden ist."

Fernando entgegnete: „Soll ich, dem alten kastilischen Recht zuwider, meinen Bruder Carlos von der Thronfolge ausschließen? Königin, das dürfen Sie nicht fordern!"

Christina blickte den kranken Herrscher, der in einem Polsterstuhl in Betten eingehüllt saß, mit der Energie des beleidigten Weibes, der Entschlossenheit einer Mutter an, der man ihr Kind rauben will.

„Hat nicht Infant Don Carlos schon längst durch seine hochverrätherischen Anschläge auf Unser Leben alle Ansprüche auf den Thron seiner Väter verwirkt? Wofür wurde Antonio Maregnon, der getreue Parteigänger, in ein Kloster der Pyrenäen geschleppt? War es nicht Don Carlos, der ihm befahl, Gift zu mischen?"

Der König hatte keine Antwort auf diese Anschuldigungen; er nickte nur kaum mit dem Kopfe und verbarg das Gesicht in den Händen. Nach einem Wink von ihm entfernte sich das erschütterte Gefolge aus dem Zimmer. Einige Boten sollten von Seiten der carlistischen Camarilla an Don Carlos' Hoflager zu Aranjuez entsendet werden; die aufgestellten Truppen verhinderten dies.

Es verging eine erwartungsvolle Stunde, ehe das Gefolge wieder eintreten durfte. Die Minister und Generale wurden schleunigst herbeigeholt. Königin Maria Christina hatte geweint, aber ein siegreiches Lächeln schwebte um ihren Mund; des Königs Züge waren weich geworden. Auf dem Tische, der vor die Majestät hingerollt worden, lag ein Aktenstück.

Das Zimmer füllte sich mit glänzenden Uniformen. Nur einer fehlte: der Premierminister Calamerda; er befand sich bereits außerhalb Madrids.

Der Geheim-Secretair las unter tiefstem Schweigen der Versammlung:

> „Ich, Fernando, von Gottes Gnaden König von Spanien, Kastilien, Arragonien, Leon und Navarra, thue hiermit kund und zu wissen, daß Ich während der Dauer Meiner Krankheit Meine Gemahlin, die Königin Maria Christina zu Meiner Mit-Regentin ernenne, und befehle, daß Ihr gehorsamt werde, gleich als Mir. Also gegeben im königlichen Schloß zu Madrid, am 4. October 1832." —

Christina führte ihr zweijähriges Töchterlein zum Könige. Dieser

nahm Isabella in seine Arme und küßte das Kind wiederholt. Christina sank vor dem Könige nieder und empfing einen Stirnkuß.

„Meinen Dank, mein hoher königlicher Gemahl, im Namen dieser Unmündigen, im Namen Spaniens!“

Sie erhob sich. Der König sank, überwältigt von der Aufregung, in die Kissen zurück. Der Zug der Königin entfernte sich.

Eine Stunde darauf berief Christina ihre Räthe zusammen; und bald prangte an den Straßenecken von Madrid die Neuigkeit:

> „Durch Allerhöchste Königliche Verordnung ist Ihre Majestät, die Königin Maria Christina zur Regentin von Spanien während der Dauer der Krankheit Seiner Majestät ernannt. — Die Königin-Regentin Maria Christina hat geruht, das bisherige Ministerium zu entlassen, den Infanten Don Carlos aus Spanien zu verbannen, alle ihm ergebenen Generale aus dem Königlichen Dienst zu entlassen. Eine allgemeine Amnestie erstreckt sich über Alle, die in politischer Untersuchung sich befinden. Die Cortes von Spanien sind berufen 2c.“

In Madrid herrschte großer Jubel. Abends war die Stadt glänzend illuminirt und auf der Puerta del Sol wogte eine ungeheure Menschenmenge, die nicht müde wurde, zu rufen: „Viva la libertad! Viva el gobierno liberal! Viva la reyna!” („Es lebe die Freiheit! Es lebe die liberale Regierung! Es lebe die Königin!“) — —

Zea Bermudez, der schon früher einmal Minister gewesen war, wurde mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt, womit er erst im Dezember zu Stande kam, und welches einen conservativ-liberalen Charakter trug. — — Am Hofe selbst bekamen viele Beamte und Offiziere, welche irgendwie verdächtig waren, den Laufpaß.

Die Cortes traten zusammen und huldigten der Regentin und der Prinzessin Isabella von Asturien. Auch entspannen sich aus diesem Akt Streitigkeiten zwischen der Königin und dem Minister Zea Bermudez, der seiner absolutistischen Richtung zufolge den liberalen Maßregeln der Regentin selten seine Zustimmung geben zu können glaubte.

Die Lehren des getreuen Don Ramon de los Montes waren bei der Königin auf sehr fruchtbaren Boden gefallen. Erst durch diesen Freund war sie über Alles aufgeklärt worden. Er hatte ihr einen tiefen Einblick in die Ränke des Clerus und besonders der Jesuiten

gegeben, und der erste Schrecken darüber hatte die Regentin fast in eine radikale Richtung hineingedrängt. Eines nur hatte Don Ramon verschwiegen: wie er selbst nämlich dazu bestimmt worden, der Liebhaber der Königin zu werden. Ein sehr erklärliches Anstandsgefühl und zugleich die Furcht, das Mißtrauen der Königin zu erwecken, hielten ihn davon zurück. Die Verheimlichung dieses Umstandes sollte ihm später zum Fallstrick werden. — —

Am Schluß des Jahres hob König Fernando die Verordnung, welche seiner Tochter Isabella die Nachfolge entzog, auf, vernichtete so zum zweiten Mal das Salische Gesetz (31. Dezember 1832); übernahm aber, um den Streitigkeiten zwischen der Königin und dem Minister Zea Bermudez ein Ende zu machen, unterm 4. Januar 1833 wiederum die Regierung. Dadurch wurde die liberale Richtung wieder stark eingeschränkt. Die Verwirrung im Lande war eine furchtbare; fanatische Mönche durchzogen die Provinzen nach allen Richtungen, um den Aufruhr zu predigen; die Gouverneure schalteten und walteten nach ihrem Belieben. Die Steuern blieben aus und im Staatsschatz herrschte sehr empfindliche Ebbe. —

Die Leiden des Königs nahmen zu. Nur selten noch hatte er das Bewußtsein von dem, was um ihn herum geschah, — und als die Kunde von den Erfolgen der Pedristischen Truppen in Portugal gegen den Usurpator Dom Miguel, dem guten Freunde des Don Carlos, eintrafen (Juli), da war der König nicht mehr im Stande, dergleichen in Empfang zu nehmen. Während unten auf den Straßen das Volk jubelte und laut die Zurückberufung der spanischen Regimenter, die Dom Miguel zu Hilfe gesandt waren, forderte, lag der spanische Monarch stöhnend auf seinem Lager und erwartete unter den hergesprochenen Gebeten der Mönche seinen Tod.

Im Schlosse von Madrid war große Aufregung. Einer ruft's dem Andern zu: „Der König liegt im Sterben!“ — Auf den Straßen und Plätzen bilden sich Gruppen. „Der König ist todt!“ „Viva la libertad!” tönt's durch einander. Keine einzige traurige Miene ist auf den Straßen zu entdecken. —

Auf seinem Lager liegt der König starr wie eine Leiche; er hat die Augen geschlossen; leises Stöhnen dringt aus dem halbgeöffneten Munde. Der Arzt hat die prüfende Hand am Pulse und heftet den Blick zuweilen auf die Uhr. Es ist in der elften Stunde der Nacht. Starren Blickes sitzt die Königin am Fußende des Lagers, und etwas hinter ihr zur Seite steht Sikula, die schlafende Isabella in den Armen. Der Beichtvater des Königs knieet vor dem Lager und murmelt

unaufhörlich Sterbegebete, von denen das Ohr des mit dem Tode Ringenden nichts mehr verstehen kann.

Nur düster brennt die Ampel an der Decke des Zimmers. Die Kerzen, die dem letzten Abendmahl des Fürsten geleuchtet haben, sind ausgelöscht, um die brechenden Augen nicht zu blenden. — Man hört nur die leisen Gebete des Priesters — sonst ist's todtenstill im Zimmer. Im dunkeln Hintergrunde blitzen Uniformen und leuchten die violetten Gewänder des Erzbischofs von Toledo und des Bischofs von Huesca und anderer ergebenen Kirchenfürsten. — —

Die Athemzüge des Königs werden tiefer; er scheint zu schlafen. Da fährt er auf mit einer letzten Kraft, die nur die Schauer des Todes wecken können.

„Hinweg, Godoy de la Paz*) — — was schleichst Du mir nach? — Bin ich denn ein Giftmischer?" so rief der Sterbende in jäher Fieberhitze.

„Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!" betete der Priester. „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, denn sie ruhen von ihrer Arbeit. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen wieder und binden ihre Garben!" —

„Christina! Christina!" ächzte der König, und stierte mit weit aufgeschlagenen Augen auf die Personen, die im Dunkeln standen.

Christina näherte sich. Noch erkannte sie der König, aber seine Gedanken verwirrten sich wieder.

„Komm, stell' Dich zu mir, — — Della Mira! schlag' ihn nieder — — den Traggistenmönch — — oh, oh —" stöhnte der König — „der hat mich — vergiftet!"

Alle schauderten.

Christina erfaßte die zitternde Hand des Sterbenden. Er sah sie an und flüsterte etwas, was Niemand verstehen konnte; nur die Worte: „Hochzeit — — Blumenkönigin — — Amnestie — —" waren für die zunächst Stehenden verständlich.

Der König war in einen tiefen Schlaf gesunken, man hörte ihn kaum athmen. Besorgt schauten Arzt, Beichtvater und Königin nach dem sich mehr und mehr entfärbenden Antlitz des Sterbenden. Die Muskeln zuckten regellos, wie ein beschädigtes Uhrwerk noch hier und da unregelmäßige Bewegungen kundgibt.

---

* Godoy de la Paz war ein intriguanter Minister bei Carlos IV. und hatte dessen Sohn Fernando des Hochverraths fälschlich angeklagt.

Christina ging nach dem Hintergrund des Zimmers. Dort stand Ramon. Sie flüsterte ihm Verhaltungsbefehle zu und er entfernte sich eiligst. Auch Canterac empfing die leisen Befehle der Königin; und Zea Bermudez sah es finsteren Blickes, wie die Königin schon jetzt die Regentin spielte, während der König noch lebte.

Lebte er denn noch? O ja, denn von Fieberfrost gepackt, fuhr er aus den Kissen empor. Die Augen traten aus ihren Höhlen.

„Dort ist Blut, da ist Blut! — — Ueberall! — — Riego! Was drohst Du mir — was winkst Du mir? — — Hab' ich Dich getödtet? *) — — Ah, — ah — die Krone sinkt — mir — vom Haupt — haltet mich — ein Abgrund — Flammen — — — Verdammte — — Carlos! Elliot! Hab' ich geschworen? — — Nein, ich habe nicht geschworen! — — — Ihr habt mich — — gezwungen!“ Er stieß mit den Händen, als wenn er Gestalten von sich hinweg drängen wollte.

Wieder sank sein Kopf in die Kissen und leiser murmelte er:

„Christina ist die Königin von Spanien — — Isabella — — mein Kind — — — auch Du — — verlassen — ach — — so verlassen — — bettelnd — — im fremden Lande!“ — —

Die kleine Isabella war erwacht, und als sie ihren Namen nennen hörte, streckte sie die Händchen aus nach dem sterbenden Vater. — Sikula trat mit dem Kinde vor's Bett; einen Moment war die Besinnung des Monarchen wiedergekehrt. Seine Blicke richteten sich mild auf das Kind. Er legte die zitternde Hand auf das Haupt desselben und sprach leise:

„Isabella — Königin von Spanien — Gott mit Dir —“

Alle im Saale waren niedergekniet. Die Frauen schluchzten. — Des Königs Bewußtsein schwand, er fuhr noch einmal wie ein Wüthender empor:

„Ha, die Rebellen — — sie zielen auf mich! Es sind ja — Erschossene — — seht, dort die Wunden in den Köpfen! — Ich — — ich — — ich — bin — — — verdammt — — ein Mörder! — —“ er schwieg.

Noch einmal wachte er auf. Die Augen hatten den wilden Glanz verloren; seine Lippen bebten; er faltete die Hände und faßte das Krucifix, das ihm der Priester vorhielt.

Er röchelte, er war nicht mehr. — —

---

*) Riego war der erste liberale Rebell 1820; Ferdinand ließ ihn erschießen.

Der Priester rief: „Fernando, Sohn des heiligen Ludevico, steige auf zum Himmel!"

Königin Christina's Gestalt bemächtigte sich ein nervöses Zittern; aber ihre Augen starrten thränenlos vor sich hin. Die Großwürdenträger, die im Zimmer waren, nahten ihr und dem königlichen Kinde huldigend.

Bald begab sich Christina mit ihrem Gefolge in ihre Gemächer zurück; sie bedurfte einige Stunden der Erholung. Die Damen Segura und Camona geleiteten sie; denn zu diesen beiden hatte die Fürstin seit einiger Zeit Vertrauen gefaßt. Sie langten in dem uns bekannten Zimmer an, das heute heller erleuchtet war als sonst, gleich als sollten die Schatten der Nacht und des Todes ganz und gar beseitigt werden.

„Sennoras!" sprach die Königin, „Ihr dient jetzt einer unglücklichen Wittwe, die als ein schwaches Weib den Thron ihrer Tochter vertheidigen soll gegen die Rebellion! Sennora's, ich bin sehr unglücklich! Es werden vielleicht schwere Tage kommen; werdet Ihr mir dann treu bleiben?"

„Majestät," erwiderte erregt Gräfin Segura; „die Spanierinnen sind treu bis zum Tode!"

„Und," setzte Marquise Camona hinzu, „jetzt, da Spanien auf unsere erhabene Herrin sieht, sind wir stolz, ihr unsere Treue, unsere Herzen zu weihen."

Die Königin fiel wortlos, in Thränen ausbrechend, bald der einen, bald der anderen Dame um den Hals. Nach einiger Zeit begann sie:

„Die Vorsehung legt mir schwere Lasten auf! O, ich habe gesündigt, ich habe gefrevelt! Ich habe vorzeitig die Hand ausgestreckt nach Krone und Herrschaft, wie ein eitles Weib nach dem blinkenden Schmucke greift."

Christina ging in höchster Aufregung im Zimmer auf und nieder. Durch die Stille der Nacht tönte fernes Gebrause von Menschenstimmen von der Schloßwache her. Man unterschied deutlich die Worte: „Viva la reyna Isabella!" (Es lebe die Königin Isabella!)

Wie ein Strahl des Tages zog es über das trübe Antlitz der Königin. Der Ruf belehrte sie, daß genug starke Arme da sein würden, um sich vor ihren und den Thron ihres Kindes zu stellen.

„Sennora's!" wandte sie sich wieder zu den beiden Damen. „Wenn Ihr mich trauern und weinen seht, so denkt, ich trauere nicht um meinen Gemahl, nicht um den so früh dahingenommenen Gefährten meines jungen Lebens allein: O, die Fürstinnen müssen recht selbstlos

sein, wenn sie ihre Pflichten erfüllen sollen! Ich trauere aber und weine um unser schönes Spanien, das den Schrecken des Bürgerkrieges preisgegeben ist; denn, während unser theurer König Fernando starren Antlitzes auf dem Paradebette liegt, und die Todtenmessen gelesen werden, erhebt bereits überall in den Provinzen der Aufruhr sein Schlangenhaupt. O, ich weine über unser schönes Spanien!"

Die Damen standen bleich vor der fieberhaft ernsten Fürstin, die sichtlich Ruhe zu finden schien in der Schilderung ihrer gefährlichen und verlassenen Lage.

„Einst", so fuhr sie mit leiser Stimme fort, „hatte ich einen schönen Traum; ich wollte dieses Land verlassen und in meiner Heimath die verlorene Jugendlust wieder aufsuchen. „Aber," — sie rief es überlaut und die ganze Gestalt nahm eine echt königliche Haltung an, „seit ich Mutter der künftigen Königin von Spanien geworden, seit mein hoher Gemahl mir das Siegel der Macht in die Hände gelegt, seitdem hab' ich's mir zugeschworen, nur zu weichen, wenn man mit den Bajonnetten auf mich eindringt, wenn man mich gewaltsam von den Stufen des Thrones herunterreißt. O, sie haben ihn getödtet, diesen Fernando! Unsichtbares Gift haben sie ihm in die Adern gespritzt! —

„Und weil ich Dich so heiß liebe, mein Spanien, —" sie trat rasch an's Fenster und blickte in die vom Monde erhellte Landschaft hinaus — „weil ich Dein sein will, Du mein neues Vaterland, so will ich auch unter dem Beistand des Himmels den Zepter halten wie ein Mann, das Schwert führen wie ein Krieger, damit ich Dich dereinst Deiner jungen Königin unversehrt übergeben, damit ich Dich von den finstern Dämonen befreien kann, die gleich Vampyren Dein Blut aussaugen!" — —

Sie wandte sich um, und küßte zum Zeichen des Abschieds die beiden Hofdamen auf die Stirn.

Sie war allein. — Warum ist Ramon nicht hier bei mir, um mich zu trösten?" flüsterte sie leise, und blickte sich besorgt um, als hätte sie Jemand belauschen können. „Ich muß es ja doch längst vergessen haben, daß ich einen Gemahl hatte. Ist er denn heute erst gestorben? War er denn nicht längst todt für mich und meine Tochter? Und da man mich verkauft hat an diesen todten Mann, wer kann mir da die Pflicht auflegen, ich sollte Thränen der Liebe, des Schmerzes um ihn vergießen, da die Natur mich frei gesprochen hat, da das Band gelöst ist, das mich mit ihm verknüpft hat, den

mein Herz nie erwählt? Fließet Thränen — des Mitleides um den armen Todten!

Doch ich habe nichts zu schaffen unter den Trauernden, unter den weinenden Weibern! Ich habe zu verhandeln mit den Waffen tragenden Männern, den Stützen meines Thrones."

Sie sprach dies mit stolzer, königlicher Geberde, riß die Thür auf und rief: „Man rufe mir Don Antonio de Zea, den Minister, und den Gouverneur Canterac!" —

Neuntes Capitel.

Das königliche Leichenbegängniß und der Bürgerkrieg.

Noch war es dunkel in den Straßen der Residenz, aber schon wogte eine ungeheure Volksmenge auf den Straßen. „Der König ist todt! Es lebe Königin Isabella II!" ertönte es aus den aufgeregten Gruppen. An allen Ecken stand bereits die mit unglaublicher Geschwindigkeit verfaßte und gedruckte Proclamation zu lesen:

> I. „Um $2^3/_4$ Uhr des heutigen Tages hat es Gott gefallen, die Seele Unsers theuern und vielgeliebten Gemahls, des Königs Fernando, welcher nunmehr der himmlischen Seligkeit theilhaftig geworden ist, zu sich zu nehmen; und als Reyna gobernadora (Königin-Regentin) während der Minderjährigkeit Meiner erhabenen Tochter, der Reyna Donna Isabella II thue Ich Solches, mit allem Leidwesen, welches Ich natürlich in Folge eines so betrübenden Ereignisses empfinde, dem königlichen Conseil zu wissen, damit dasselbe die unter solchen Umständen nothwendigen Maßregeln ergreifen.
>
> II. „Als Reyna gobernadora dieser Königreiche während der Minderjährigkeit Meiner erhabenen Tochter, der Reyna Donna Isabella II, und damit die Angelegenheiten des Staates durch den Tod Meines theuern und vielgeliebten Gemahls, des Sennor Don Fernando VII, der nunmehr in der Seligkeit des Herrn ruht, nicht leiden, bestätige Ich hierdurch, die Staatssecretäre: D. Franzisko de Zea y

Bermudez, Don Josef de la Cruz, den Grafen von Ofalia, Don Juan de Gualberto Gonzalez und Don Antonio Martinez in ihren administrativen Functionen. Solches ist Mein königlicher Befehl. Wonach sich zu richten." — —

So war also die dreijährige Isabella Königin von Spanien geworden. — — —

Wenige Tage nach dem Tode des Königs fand in der Kathedrale von Madrid das feierliche Todtenamt statt. Die Leiche des Monarchen war in einem zinnernen Sarge, den einer von Kupfer umgab, ausgestellt, bekleidet mit dem Königsmantel und allen Insignien der Macht. Unzählige Kerzen brannten um den mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen Katafalk und die dumpfen Chöre der Sänger, die getragenen Klänge der Trauermusik wogten durch die kühn geschwungenen Hallen des Domes. Die mit Trauerfahnen behangenen Wände und Säulen des Gotteshauses schauten düster auf die Menge, die auf den Knieen lag.

In den Chorsitzen der königlichen Familie innerhalb des Hochaltares waren die Plätze der Infanten Don Carlos und Don Sebastian leer. Steinernen Antlitzes saß Christina und neben ihr die dreijährige Königin Isabella allein. Finstere Entschlossenheit hatte die Lippen der Regentin fest zusammengepreßt und es war schwer zu entscheiden, ob tiefster Seelenschmerz oder Trotz gegen die ihr drohenden Gefahren die Herrschaft hatten in der Brust der Königin Christina.

Die Chorherren sangen das Miserere und dumpf und schauerlich antworteten die hohen gewölbten Hallen. In den Seitengängen wogte es von Offizieren aller Waffengattungen, vornehmen Bürgern und Bauern aus der Umgegend, schwarz gekleideten Damen und Kapuzen.

Während drinnen die ernste Ceremonie ihrem Ende zueilte und die Königin kaum ihre Ungeduld bemeistern konnte, um aus dem Kreise der Pfaffen und Hofleute zu entfliehen und die Vorträge der Generale und Minister entgegen zu nehmen, spielte draußen vor'm Portal der Kathedrale, wo sich Leute aus dem Volke und Soldaten drängten, eine erregte Scene. —

„Spanier! Macht Euch nun endlich frei von diesen Bourbonen, die Euch nur zu Kanonenfutter verbrauchen. Da drinnen im Dome singen sie die Todtenmesse — singt ihnen allen, die Euch auf dem Nacken herumtreten, nun auch die Todtenmesse. Hoch die Freiheit!" So predigte ein Mann aus der Menge, wie es schien ein Handwerker, welcher auf den Schultern einiger Collegen stand, die ihn hielten.

„Viva la libertad!" riefen mehrere dichtgedrängte Gruppen.

„Halt, wer predigt da die Rebellion gegen unsere junge Königin? Klopft ihm sein Lästermaul!“ schrie ein sehr beleibter Garde-Offizier, und gab sich vergeblich Mühe, bis zu dem Sprecher zu gelangen.

„Auch einer, den sie gekauft hat, die falsche Neapolitanerin!“ murmelte ein dicht dabei stehender Kapuzinermönch einem seiner Kameraden in's Ohr. — „Confrater, wißt wohl noch nichts von dem famosen Liebhaber der Königin?“

„He!“ lachte der Angeredete. „Vielleicht will das dicke Gardegesicht auch bald an die Reihe kommen.“

„Ja, ja, würdiger Vater,“ wisperte ein fadenscheiniger Mann mit frommem Gesicht, „die hat gewiß unsern guten Fernando auf dem Gewissen!“

„Da habt Ihr Recht, Gevatter,“ ließ sich eine tiefe Baßstimme hinter der Gruppe vernehmen. „Aber die Eulen, die Capuziner und anderes Nachtgethier muß auch ganz gründlich ausgerottet werden!“

Die beiden Capuziner drehten sich erschrocken um nach dem Sprecher. „Ihr wollt die Kirchenleute lästern, Ihr breitspuriges Schreihals!“ eiferte der eine gegen den athletischen Sprecher von vorhin.

„Beim heiligen Satanas! Packt Euch, Ihr Carlisten, Ihr Rebellen!“ schrie außer sich der eben Angeredete. „Ehe wir unsere verliebte Christina zum Geier schicken, wollen wir Euch schon noch gehörig heiß machen!“

„Bravo, Bravo, Peguenno!“ schrien einige unweit davon stehende Freunde des Sprechers.

Die beiden Kapuziner machten sich auf den Weg, denn schon ballte man die Fäuste, um die als Carlisten Denuncirten kurzer Hand niederzuschlagen.

Nur der dicke Garde-Offizier, der sich herangedrängt hatte, war im Stande, die Menge zu beruhigen, die unterdeß aufmerksam geworden war durch den Ruf: „Carlisten!“

„Bomben Element! Seid Ihr vom Teufel von Salamanca besessen? Laßt die Patres laufen; schämt Euch doch, so zu lärmen, wenn da drinnen im Dome die Messe vorbereitet wird. Hoch Isabella und die Regentin!“

Alles rund um stimmte ein. Dann fuhr er zu dem Redner gewendet, der vorhin die Leute zur Rebellion aufgefordert hatte, fort:

„Na, Heißblut will austoben! Haltet aber vorläufig Euren Mund und hetzt nicht Teufel und Beelzebub auf Euch. Nehmt doch

Vernunft an. Erst die Carlisten niederschlagen, dann wird's schon besser werden!" —

„Hoch der Kapitän! Hoch Don Pedro de Seyuanilla!" brüllte die Menge, und der Don lachte, daß sein Gesicht glühte. Er war auf einmal populär geworden.

„Na, schweigt mir nur von Fernando! Der verdient gewiß keine Thränenströme; und der Satan soll mich holen, wenn ich mit hinein gehe und plärre," meinte trotzig der erbitterte Handwerker. „Wißt, verehrter Kapitän, der König hat mir meinen leiblichen Bruder erschießen lassen, weil er für die beschworene Verfassung gekämpft hat. Ist das recht? He? Soll einem da nicht's Blut überkochen? — Kapitän, Ihr seid ein braver Mann, und werdet nicht hingehen wie so ein infamer Klosterbruder und mich denunciren; aber das sag' ich Euch im Vertrauen: der todte König und seine galante Wittwe und — — sind mir keinen Crusado werth. Damit Punktum!"

Er drängte sich durch die Menge und verschwand.

„Bravo! Hoch die Freiheit! Hoch die Regentin! Hoch die Verfassung!" scholl es wirr durch einander. — — — — — — —

Wir sehen aus dem Vorigen, daß Pedro, der Freund des Juan de Alar, oder wie er jetzt heißt, Ramon de los Montes, glücklich Offizier bei der Garde des Königs geworden war. Bis jetzt war ihm der Freund noch gar nicht zu Gesicht gekommen. Wenn es auch das ganze Officiercorps von Madrid als ein öffentliches Geheimniß behandelte, daß der räthselhafte Palastoffizier Ramon de los Montes auch Liebhaber der Königin Christina war, so fiel es doch dem dicken Pedro nicht ein, auch nur zu ahnen, daß der Galan der Regentin und sein Freund Juan ein und dieselbe Person sein könnten. —

Im Laufe des nächsten Tages wurde die königliche Leiche unter einer starken Eskorte der Garnison von Madrid nach der Gruft der spanischen Monarchen in der Klosterkirche von Eskorial übergeführt. Der Transport geschah zum Theil des Nachts, und weithin verkündete Fackelschein, daß der König Fernando in die Gruft der Ahnen gebettet würde. Königin Christina mit ihrem ganzen Gefolge, worunter auch Ramon de los Montes, begleitete in einen verschlossenen Wagen den traurigen und schaurigen Zug. Ramon ritt an der Spitze eines starken Piquets Garde-Cavallerie mit gezogenem Degen an der Seite des königlichen Wagens. Gewiß war die kampfbereite Bedeckung nicht unnöthig, denn von den nahen Bergen leuchteten durch die Nacht die Wachtfeuer der carlistischen Guerillabanden, die unter dem Oberbefehl von fanatischen Pfarrern und Mönchen raubend und mordend bereits

bis in das Weichbild von Madrid schwärmten. Die Furie des Bürgerkrieges war also schon losgebrochen, noch ehe die sterblichen Ueberreste des ruhelosen Königs in der Gruft seiner Väter beigesetzt waren. —

Der schweigende Zug langte mit dem Morgengrauen in Eskorial an. Mit unheimlichen Mienen wurde die Regentin von dem Clerus empfangen. Still war die Ceremonie und rasch, denn es war nicht gerathen für die Königin, sich unter bewandten Umständen lange außerhalb der Residenz aufzuhalten.

Nachdem die Ceremonie vorüber war und die Königin sich auf einige Stunden in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, um sich eine Erholung zu gönnen, schlugen die Truppen im Freien ein Bivouac auf, um sofort kampffertig zu sein, wenn sich Guerilla-Schaaren bis in das Bergthal von Eskorial wagen sollten.

Die Offiziere des Truppencorps fanden sich in einem geräumigen Saale im Parterre des Schlosses zusammen beim Wein, um sich ebenfalls nach den Strapazen des Leichenzuges zu erholen.

„Sieh da! Alle guten Geister!" stürzte Pedro plötzlich auf Ramon los und wollte ihn, wie damals auf der Puerta del Sol, stürmisch umarmen.

Ramon prallte zurück, aber schnell gefaßt drückte er den Freund fest in seine Arme und legte ihm dabei die Hand auf den Mund.

Wenn auch Pedro kein großer Denker war, so verstand er doch diese Pantomime vollkommen und ließ sich ruhig von dem wiederentdeckten Freunde in ein Cabinet neben dem Saale führen. —

Hier saßen sie nun wieder beisammen, wie vor vier Jahren in der Madrider Taberna. „Beim Erzengel Michael, Mensch, wie bist Du zu der Garde-Uniform gekommen?" rief Pedro aus.

„Guter Pedro, dieselbe Frage wollte ich gerade an Dich richten."

„Aber Juan, Juan, Du, der schmächtige Doktor, was willst Du im königlich spanischen Tuche?"

„Vor allen Dingen, liebster Freund, muß ich Dir begreiflich machen, daß Du mich nicht mehr Juan zu nennen hast — —"

„Potz Mohrenkopf und Gibraltar! Das ist eine schöne Historie! Nun, wie heißt Du denn, schmächtiger Bücher- und Mixturenheld?"

„Nun, laß mich nur aussprechen, mache aber nicht solchen Höllenspektakel; es ist gerade nicht nothwendig, daß die Kameraden da drin über unsere Beziehungen aufgeklärt werden. Sie werden so wie so ein wahres Bombardement von Fragen gegen Dich richten über mich,

wenn sie sehen, daß wir uns so vertraulich bei Seite gemacht haben. Verstanden, Don Pedro de Seyuanilla?"

Don Pedro nahm einen gewaltigen Schluck, um sich wahrscheinlich vor erneuten Ausbrüchen seiner Verwunderung zu hüten und seiner Zunge eine andere Beschäftigung zu geben. Außerdem fing er an, eifrig Cigarretten zu fertigen, um auch seine Gedankenwelt in ein gewisses Gleichgewicht zu bringen.

„Ich heiße: Don Ramon de los Montes" — fuhr dieser fort. „Don Juan de Alar liegt bis auf Weiteres im mittelländischen Meere bei Cap de Creuz begraben."

Don Pedro staunte ihn an und vermochte immer noch nicht zu begreifen. Da faßte ihn Don Ramon bei den Schultern, schüttelte ihn tüchtig und rief:

„Pedro, erwache! Entsinnst Du Dich denn gar nicht mehr unseres Gespräches in der Taberna von Madrid am Hochzeitsabend des königlichen Paares, als Isturijo ermordet wurde?"

Unserm Pedro ging ein Licht auf in seinem Kopfe. Er hielt inne in seiner Beschäftigung und rief: „Heiliges Tabernakel von Sevilla! Mir fällt die ganze Geschichte ein!"

Ramon fuhr ruhig und immer leiser sprechend fort: „Gaben wir uns nicht damals das Wort, den armen Isturijo zu rächen? Ich erzählte Dir doch, daß der gute Freund ebenso ein Don ist wie Du und ich, daß er in seiner Jugend des unseligen Mönches, der ihn erdolcht, Vertrauen gehabt, und tiefer in dessen Karten geschaut hat, als dem Mönch nachher lieb war, als Isturijo für die Ideen der Negros (Liberalen) unter Mina gefochten. Erst hat der verdammte Klosterbruder den Isturijo verfolgt, ihm Haus und Hof entrissen, die Schwester entehrt, die der edle Freund für mich bestimmt hatte. Um seinen Racheplan auszuführen, lebte er ungekannt in Estremadura und wurde mehrere Jahre darauf des Königs Diener und — Narr."

„Halt, nun sind wir da, wo wir uns ganz verstehen!" fiel Don Pedro ein. „Ich nahm mir vor, des Königs Narr zu werden und Du der Narr —"

„Der Königin!" unterbrach ihn lächelnd Don Ramon, aber Du?" —

Don Pedro lachte unbändig. „Ich komme stets zu spät."

„Woran Dein dickes Priesterbäuchlein Schuld ist."

„Kannst Recht haben, Doktor!"

„Pst, pst," machte Don Ramon. „Versprich Dich nicht."

„Nun, siehst Du, ich bin zwar des Königs Offizier geworden,

und als ich ihm vorgestellt wurde, stand ich gerade zwischen einem wahren Zwirnfaden von Lieutenant und einem untersetzten, dünnen Kerlchen, wahrscheinlich aus Liliput entlaufen; und da mußte der König ganz gegen die Etikette unbändig lachen. Ich lachte innerlich mit, weil ich dachte: na, die Majestät amüsirt sich über Dich, da wirst Du ja bald sein Wohlgefallen rege machen und Seiner apostolischen Majestät von Kastilien, Leon, Arragon und Navarra wohlconditionirter Narr werden. Ich überlegte schon, wie ich ihm bei Gelegenheit den Starr stechen wollte wegen der heimlichen Kutten auf den gespenstischen Corridoren u. s. w., aber der König hat sich wahrscheinlich an mir krank gelacht, und," vollendete Don Pedro mit einer weinerlichen Gebehrde, — „der arme Mann ist gestorben, ehe er meiner kostbaren Narrheiten theilhaftig werden konnte. Und wie die Zeiten jetzt werden, muß man ganz verteufelt ernsthaft sein. Die Hunde von Carlisten fangen an, eine freche Sprache zu führen. — Und Du?"

„Ich werde kurz sein, damit die Kameraden drin im Saale nicht zu neugierig werden. Auf vielen Kreuz- und Querzügen in Spanien, und nachdem ich meinen intelligenten Vetter Juan Prim auf die Hochschule nach Salamanca gebracht, entdeckte ich endlich nach langen Mühseligkeiten Spuren von dem Pater „Namenlos", bis ich ihn endlich in den Bergen von Catalonien persönlich auffand und — seine nähere Bekanntschaft machte, sein Freund wurde — —"

„Mensch! Na, das hätt' Dir einer an der Nase ansehen sollen," fuhr Don Pedro auf.

„Spiele Dein Erstaunen hinunter im prachtvollen Xeres!" befahl Don Ramon; „und dann sperr' Deine langen Ohren weiter auf. Ich habe mich natürlich in einen ganz erbärmlichen Einsiedlerkittel gesteckt und das verlorene Schaf gespielt — — gespielt sag' ich Dir, daß ich nächstens auf dem Hoftheater in Lope de Vega's „Büßern" auftreten könnte."

„Weiter!" kommandirte Don Pedro, der vor Erstaunen ganz trunken war.

„Ich habe dem Pater Bernardino —"

„Was — Wie? Bernardino heißt der Schuft?"

„Bernardino heißt er in den katalonischen Bergen und bei der Königin. Wo anders nennen sie ihn auch Merino. Also — kurz und gut — ich habe dem Pater gebeichtet — Alles, Alles, bis auf die betreffenden Dinge. Der biedere Bösewicht der Gesellschaft Jesu hat mich nun gefangen wie einen Goldfisch, weil er glaubte, ich wäre unglücklich genug, um auch gewissenloses Werkzeug sein zu können.

Auf seine Empfehlung ward ich nach Ildefonso spedirt, und dort zum Palastoffizier der Königin —"

„Und zu deren Liebhaber ernannt," zischelte schlau lachend Don Pedro.

„Nun, wenn Du es weißt, brauchst Du es nicht von mir zu hören. Uebrigens ist die Gunst der Königin mir auf ganz natürlichem Wege zugekommen!"

„So — — o, ich verstehe — Ildefonso — Garten — Ha ha!" lachte Don Pedro, daß das Gemach erbebte. „Ich gratulire, Du hast Dein Versprechen eingelöst! — Du bist Narr der Königin geworden!"

„Ich danke! Aber mit dem Narren hat es so seine Bewandtniß; Du verstehst mich doch. Ich bleibe dem treu, was ich in heiliger Stunde versprochen: Ein Patriot und Freiheitsfreund bleib' ich! Hoch die Constitution von 1812!"

Sie standen auf und stießen feierlich und ernst an.

„Wir handeln von nun an im Einverständniß!" Sie gaben sich einander die Hand.

„Doch es ist Zeit! Zurück nach Madrid mit den Truppen." — Die beiden Freunde wollten sich eben erheben, da stürzte ein Offizier von der Eskorte athemlos herein:

„Oberst! — Die Carlisten!"

„Die Hölle auf Don Carlos!" raste Don Pedro auf. „Lassen uns die Hunde schon nicht mehr beim Sterbemahl in Ruhe."

Beide eilten hinaus. Von den Bergen her krachten einzelne Flintenschüsse; man konnte die Rufe: „Viva Don Carlos! Abajo la gobernadora!" (Es lebe Don Carlos! Nieder die Regentin!) deutlich verstehen.

Bald rückte die Infanterie in Tirailleurketten aufgelöst, begleitet von Cavallerie-Pikets in die Thäler hinunter. Es entwickelte sich ein heftiges Vorposten-Gefecht, das nach einer Stunde mit dem Rückzuge der Guerillabanden nach den Bergen endigte, wohin ihnen einige verwegene Cavalleristen zu folgen versuchten. Die Königin erschien unter den allarmirten Truppen und ihre Haltung flößte den Soldaten Vertrauen ein.

„Spanier!" redete sie die Soldaten an. „Eurer Treue und Tapferkeit vertraue ich Eure unmündige Königin und meine Person an! Verlaßt mich nicht!" —

Die Soldaten umdrängten sie jubelnd und riefen: „Hoch die Regentin!"

Die Königin und ihre Damen nahmen wieder in einem verdeckten

Wagen Platz und zurück ging's nach Madrid. Flintenschüsse von den Bergen hallten in kurzen Zwischenräumen herüber; Christina hörte und sah es mit eigenen Augen, daß der Aufruhr in ihrer nächsten Nähe aufzuflammen begann. — —

Die Proclamation, welche die Königin einige Tage vorher an das spanische Volk erlassen hatte, fand einen Widerhall in vielen Herzen. Es war die Sprache einer Regentin, die, vom Unglück geadelt, sich hoch aufrichtet im Bewußtsein ihres Rechtes, ihrer Mission. Es hieß in dem denkwürdigen Schriftstücke:

„Ich werde auf's Gewissenhafteste die Formen und Grundgesetze der Monarchie bewahren, ohne gefährlichen Neuerungen Raum zu geben . . . .“ und zum Schluß: „Weder der Name der Königin noch Mein eigener darf jemals die Losung einer Partei werden; der Name der Königin, wie Mein eigener, muß der ganzen Nation als Schutzpanier dienen: Meine Liebe, Mein Schutz, Meine Sorgfalt sind für alle Spanier . . . . Wenn die vereinigten Spanier zu dem Mir vorgesetzten Zwecke mitwirken, und wenn es dem Himmel gefiele, Meine Bestrebungen zu segnen, so werde ich dereinst diese große Nation, erlöst von allen ihren Leiden, Meiner Tochter übergeben, auf daß dieselbe das Werk ihres Glückes vollende und den Nimbus der Glorie und Liebe erweitere und verewige, der in den Qualen Spaniens den erlauchten Namen Isabella's umgiebt!“ —

Zahlreiche Offiziere, die wegen ihrer liberalen Grundsätze unter Fernando aus der Armee entlassen worden waren, fanden sich bei der Regentin ein und stellten ihr ihre Degen zur Verfügung. Sie selbst sandte einen Boten mit einer ehrenden Einladung an den Brigadier Baldomero Espartero ab, der auf der Insel Mallorka mit seiner holden Gattin Jacinta Cruz in einem äußerst glücklichen Verhältniß lebte.

Es lag der Regentin viel daran, diesen Mann, der sich aus der Stellmacher-Werkstatt in dem Dörfchen Granatula bei Almagro zum tüchtigen Offizier in den Colonialkriegen emporgearbeitet hatte, unter ihren Fahnen zu sehen, denn er war als ein redlicher, einfacher, anspruchsloser Mann mit scharfem Blick und Geschick bekannt. Sein Alter, er stand im 42. Jahre, bürgte wohl hinlänglich für seine männliche Ueberlegenheit gegenüber jüngeren Offizieren. —

„Majestät, fürchten Sie nicht die Leute, die ihre Degen für die Constitution gezogen haben, es sind ehrenhafte, wackere Männer, ohne Ehrgeiz und Ränkesucht,“ sprach der Marquis von Miraflores zur Königin, als sie ihre Bedenken gegen die Aufnahme jener Leute

in die Armee gehabt. „Wenn es meinen Anstrengungen geglückt ist, die Kabinete von Paris und London für die Anerkennung der Rechte Ihrer Majestät der Königin Isabella und Ihrer Regentschaft zu gewinnen, so ist Ihnen damit der moralische Wink gegeben, mit den Liberalen auf einen freundlichen Fuß zu kommen."

Christina entgegnete: „Marquis! Sie wissen recht gut, daß ich selbst so eine schüchterne Rebellin schon bei Lebzeiten meines in Gott ruhenden Gemahls war, und daß ich für die Sache der Liberalen Sympathien empfinde. Ich danke es besonders dem Sennor Ramon de los Montes, daß ich . . . ." sie unterbrach sich erröthend.

„Ich weiß, Majestät", bemerkte lächelnd der niedliche Marquis, und ich drücke dem edlen Don im Geiste die Hand, daß er so viel gethan hat, Ew. Majestät aufzuklären und dadurch dem Rechte Ihrer Majestät der Königin Isabella zu dienen."

Um den Mund der Königin spielte es wie ein leises, beglückendes Lächeln, als der Marquis in solch' ehrender Weise ihres Günstling erwähnte.

„Marquis! Vergessen Sie aber nicht, daß ich einem großen Theile meiner Unterthanen kein Aergerniß geben will durch Hinneigung zu den Liberalen, und daß ich gern den Ruf einer strengkatholischen Königin als Ehrenschild mir und meiner Tochter bewahren möchte.

„Majestät," erwiederte der Staatsmann, „in welchen Reihen stehen die frommen Klosterbrüder und Priester? Im Lager Ihrer Erzfeinde, der Infanten Don Carlos und Don Sebastian. — Wer hat zuerst die Fackel des Bürgerkrieges in unser schönes Spanien geworfen? Die getreuen Mönche und Priester wiederum. In Bilbao haben die Carlisten zuerst die Fahne des offenen Aufruhrs erhoben unter Marquis d'Espina, der Ew. Majestät gewiß als exemplarisch frommer Katholik bekannt ist; und der würdige Mann hat seine entmenschten Horden zu Grausamkeiten verleitet, die jedes Herz umkehren möchten. Majestät! das sind die echtkatholischen Spanier!"

„Mein Gott! mein Gott! Welches Bild entrollen Sie da, Marquis!" jammerte die Regentin. „Was soll ich thun?"

„Ich habe Ihnen nicht gesagt," fuhr der schlaue Marquis fort, „daß Sie mit den Intentionen Ihrer Regierung brechen sollen! Es ist ja noch nicht nothwendig, die geforderten Reformen zu geben. Eine Regierung muß ihr Pulver nie zu früh verschießen, sondern immer conservativ bleiben, conservativ sage ich; aber wohl ist es möglich, liberal zu regieren; in der Praxis liberal zu sein, während man in der Theorie conservativ ist. Durch solche Regie-

rungsweise werden Ew. Majestät große Resultate erzielen. Wenn Sie aber fortfahren, jede liberale Praxis zu vernachlässigen, so könnte eines Tages eine liberale Emeute unter Ihren Fenstern die Constitution von 1812 ausrufen!"

„Gott im Himmel! Ich stände auf einem Vulkan?"

„Ja, Majestät; auf dem Vesuv, wenn Sie nicht das unzeitgemäße Ministerium Zea y Bermudez entlassen, und durch ein liberal gefärbtes Cabinet dem Volke guten Willen zeigen. Ach, das Volk ist ja so gut, und nimmt den Willen für die That!" —

Die Königin hatte verstanden. Von diesem Tage an übte Marquis von Miraflores einen bedeutenden Einfluß auf die Entschließungen der Regentin aus; aber die vereinten Einwirkungen des Marquis' im vertraulichen politischen Gespräch, und des Don Ramon im Boudoir waren doch nicht im Stande, der Politik des Ministeriums Zea y Bermudez eine andere Richtung zu geben.

Die schlimme Folge davon war, daß gegen den geschickt in Scene gesetzten Aufstand der Carlisten nur halbe Maßregeln ergriffen wurden. Das Heer befand sich im elendesten Zustande; die Truppen, die lange ohne Sold geblieben waren, desertirten massenweise und machten als Räuberbanden die Landstraßen unsicher. In den Staatskassen herrschte permanent Ebbe; die Steuern blieben aus, denn der Aufstand hatte bereits die ganze Verwaltungsmaschinerie in die schlimmste Unordnung gebracht, mit einem Worte: Spanien war der Schauplatz der fürchterlichsten und blutigsten Anarchie geworden.

Königin Christina war nahe daran, ihre straffe, männliche Haltung ganz einzubüßen, denn täglich drängten sich die Nachrichten von neuen Schilderhebungen; die Insurgentenbanden schienen aus dem Boden zu wachsen; die Last der Regierungsgeschäfte häufte sich einem Berg gleich vor der Regentin, die bisher immer nur gewöhnt gewesen war, zeitweise energisch einzugreifen, aber nie, sich dauernd mit den Regierungssorgen zu befassen.

Christina war nun freilich keine Elisabeth von England, obgleich sie danach strebte, unabhängig in ihren Entschließungen zu sein. Rath und thatlos schwankte sie zwischen den ernsten bedächtigen Vorstellungen des Zea y Bermudez, den Beeinflußungen des höfisch-geschmeidigen Marquis von Miraflores und dem entschieden liberalen Andrängen ihres Freundes Don Ramon hin und her.

Zehntes Kapitel.

Christina's verlorene Liebe.

In den sich bekämpfenden Richtungen am Hofe spiegelte sich ganz und gar der Zustand Spaniens wieder. Alle Parteien waren in der Umgebung der Königin vertreten, selbst Carlisten bargen sich unter der Kapuze und dem Chorrock. Dagegen war auch wiederum Don Ramon eifrig bemüht, der geliebten Herrin alle die Ideen einzupflanzen, die ihn selbst erfüllten und bewegten.

Warum dürfen wir nicht die Gardine bei Seite ziehen und ein wenig zuhören, wenn der schöne, schwarzbärtige Don Ramon de los Montes seiner holden königlichen Geliebten Vorlesungen über Freiheit und — Liebe hält? werden vielleicht die Leser fragen. Wir verrathen nur, daß die Liebe des Don Ramon schon sehr viel von ihrem hohen Fluge verloren hatte. Hören wir ihn selbst, als er auf seinem einsamen Zimmer der Stunde harrt, wenn es der Königin genehm, sich von den Regierungssorgen zu erholen im holden Schäferspiel. — Es war schon vorgerückter Abend.

„Es ist wahr, ich bin in der vollendetsten Weise der Narr der Königin! — — Wie seid ihr so rasch hingeschwunden, ihr stolzen Stunden von Ildefonso, als ich mir sagen durfte: die schöne Christina leitet an unsichtbaren Fäden ihrer Laune den Hof von Madrid, verbannt Prinzen und Generale, und ich bin der unscheinbare, unbekannte Regulator dieser Hof-Strömungen; ich bin die unsichtbare Vorsehung der weiblichen Vorsehung von Spanien! Welcher Stolz erfüllte mich, als es mir gelungen war, die Maschen zu zerreißen, in denen mich die ehrwürdigen Väter sicher glaubten! Das Werkzeug, dessen sich die Finsterlinge zu bedienen suchten, ward lebendig, selbstbewußt und kehrte sich gegen sie selbst. — Und jetzt? — —

„Don Fernando ist todt! und mit seinem Sterben vorlor ich meine Bedeutung. War ich nicht gleich einem unruhigen Leuchtkäfer, der nur im Dunkeln zu leuchten im Stande ist; der, wenn die Schatten fliehen, zu einem bedeutungslosen Wesen heruntersinkt? — —

„Christina! Christina! Warum habe ich mich nicht mit dem Triumphe begnügt und bin stolz von dir gegangen. Dann wärst du meine

Schuldnerin, stolze Spanierkönigin, und ich stände nicht beschämt vor den Trümmern meiner usurpirten Göttlichkeit.

„Der Sclave königlicher Zärtlichkeiten ist ein lichtloser Planet, wenn er nicht mehr im Strahlenkreise seiner Sonne ist. Den Ministern und Höflingen bin ich der Palastoffizier, den sie doppelt hassen, weil sie ihn beneiden — und weil sie sich durchschaut fühlen.

„Was soll mir die heimliche Macht im Boudoir, wenn in den Minister-Berathungen Alles, was ich erreicht, wieder vernichtet wird, ohne daß ich, o Schimpf, das Recht habe, auch nur als stummer Zeuge daran Theil zu nehmen? — — O, Pedro! Pedro! Mein Freund, wie beneide ich Dich! Der Narr der Königin ist eine Puppe, die jeden Tag überflüssig und überdrüssig geworden sein und die das Stirnrunzeln eines Weibes in ihr Nichts zurückschleudern kann, ohne daß sie sprechen dürfte; denn wenn ich spräche, beginge ich ein Verbrechen gegen meine Ehre und einen Hochverrath an der Königin!

„Meine Anklagen würden den Feinden der Freiheit gewaltige Waffen in die Hände liefern, oder man würde mich wie eine plauderhafte Amme hinter die Gitterfenster eines Tollhauses sperren. —

„Don Ramon de los Montes — dieser Larve bin ich überdrüssig. Juan de Alar soll wieder erwachen. Ich bin es müde, noch ferner der kleinen Sikula Concurrenz zu machen!"

Leise pochte es an die Thür. Ramon schrak zusammen. War er belauscht worden?

Er schob rasch den Riegel zurück, und die kleine Sicilianerin stand vor dem erstaunten Offizier.

„Sikula! Was bringen Sie mir?"

„Ach, verzeiht, Sennor, ich komme heimlich zu Euch, ohne Wissen meiner Herrin!"

„Sikula!"

„Schickt mich wieder fort, aber ich mußte kommen, ich liebe Euch — — — ach, — Sennor — — es ist ein großes Unglück — —"

Sikula war in großer Verwirrung; sie wurde roth bis hinter die Ohren, und stand niedergeschlagenen Blickes vor dem Offizier.

Ramon betrachtete das niedliche Mädchen mit sinnendem Wohlgefallen; sonderbarer Weise hielt er Alles was die Kleine sagte, nur für einen Vorwand. Schweigend weidete er sich an der verrätherischen Verwirrung der hübschen Zofe, die ihm heut so schön vorkam wie noch nie vorher.

„Nun, welch' Unglück ist denn passirt, kleine Nymphe?" —

„Pater Bernardino ist bei der Königin! Der Fürchterliche quält sie zu Tode mit Vorwürfen! Guter Sennor, kommt, rettet sie!"

Sikula fiel weinend vor dem Offizier nieder und umklammerte seine Knie, bedeckte seine Hände mit Küssen und sah mit ihren Gluthaugen an ihm herauf, daß es Don Ramon recht eigen zu Sinne ward.

Er wollte sich von den ihn umstrickenden Armen befreien, denn das Wort: Bernardino, hatte eine ganze Hölle in ihm wachgerufen. Wieder galt es, um's Leben zu würfeln; — und doch wurde es ihm schwer, sich in diesem Augenblicke von der dämonischen Sicilianerin zu trennen, die ihn immer noch fest umklammert hielt.

„Sikula, laßt mich los!"

Sikula schloß die Augen und schüttelte wie im Traume das Köpfchen. — Das arme Kind! — Wie lange mochte die unbändigste Liebe zu dem schönen Don Ramon in ihr heimlich rebellirt haben! Ein seltener Zufall bot ihr Gelegenheit, den Heißgeliebten allein zu sehen, ohne die eifersüchtigen Blicke der Herrin. Mit der Schlauheit und Energie des Augenblickes, deren nur die Frauen fähig sind, hatte sie den jungen Mann in die Zaubernetze ihrer Liebe gezogen.

Don Ramon beugte sich nieder zu der verliebten Kleinen, küßte sie auf Stirn und Mund unzähligemal. Sie schlug die Augen voll und strahlend auf; es spiegelte sich in ihnen ein Glück, eine Seligkeit, wie sie immer nur ein Mädchenherz sich zum Sitz erwählen kann, welches das erstemal liebt.

Das Weib Christina war entwerthet. — Don Ramon raffte sich auf, um wenigstens die Königin, die Freundin zu retten vor den Bannflüchen und Beschwörungen des verwegenen Bernardino. Die Stunde war gekommen, wo einer der ärgsten schleichenden Bösewichter in der eigenen Falle gefangen werden sollte. —

Sikula hüpfte auf einen leisen Wink hinaus und huschte, geräuschlos wie sie gekommen, durch die schweigenden Corridore und Säle des Schlosses nach den Vorzimmern der Gebieterin zurück.

Ramon konnte sich lebhaft vorstellen, daß der Pater auf ungewöhnliche Weise den Zugang zur Königin gefunden hatte. Rasch beorderte er Grenadier-Posten auf alle Ausgänge zu dem bekannten gespenstischen Corridor. Auch die Zugänge zu den Gemächern der Königin ließ er schleunigst besetzen.

Als alle diese Vorsichtsmaßregeln in's Werk gesetzt waren, machte sich Don Ramon auf den Weg zur Königin — das erstemal, seit er Palastoffizier der Königin war, wurde ihm der Eintritt verweigert. Das war Bernardino's Werk! Er schäumte auf vor Wuth und eilte

von Posten zu Posten, den Soldaten einschärfend, den Mönch jedenfalls zu fassen, und im schlimmsten Falle ihn zu tödten.

Die Audienz des Klosterbruders zog sich in die Länge. Don Ramon zitterte vor Wuth. Mehr als einmal war er entschlossen, mit gezogenem Degen zu der Königin zu dringen, aber kältere Ueberlegung ließen ihn den Entschluß immer wieder von Neuem aufgeben. — —

Eine peinvolle Stunde war verronnen. — —

Don Ramon stand ungefähr auf derselben Stelle des geheimnißvollen Corridors, wo vor 4 Jahren der arme Isturijo seinen Geist ausgehaucht hatte. — Die Thür des Vorzimmers rauschte; Don Ramon gab den Soldaten ein Zeichen. Die Wand that sich auf. Die Soldaten, die zunächst standen, wären bald zurückgebebt vor der Riesengestalt des Mönches, der heraustrat. — Beim Anblick der Soldaten fuhr ein leises Zittern über die hohe Gestalt, aber er gedachte, wie damals, einem überirdischen Geiste gleich verwegen die Reihen der Soldaten zu passiren.

Allein diese waren bereits instruirt. Don Ramon sprang in den Corridor, kommandirend: „Soldaten! Greift den Mönch!" — Und an diesen herantretend: „Pater Bernardino! Im Namen Spaniens und der Gesetze, die den Mörder bestrafen, verhafte ich Euch!"

Der Pater schoß einen wüthenden Blick auf den Gegner, den er hier nicht vermuthet hätte und rief: „Verworfener! Du vergreifst Dich an dem Geweihten des Herrn! Du schmähst in mir die Majestät Deiner Königin! Zurück in das Nichts, woher Du gekommen, Elender!"

„Greift ihn nur, Soldaten! Der Ehrwürdige ist ein gefährlicher Carlist! Kehrt Euch nicht daran, was er Euch vorlügt!"

Die Soldaten drangen mit gefälltem Bajonnet auf den „Geweihten des Herrn" ein.

Die Königin erschien auf der Schwelle bleich und verstört, rufend: „Wer wagt es, den Pater zu berühren! Man lasse ihn unangefochten gehen! Meinen königlichen Zorn auf Euch, Don, wenn Ihr es wagt, den Pater anzutasten!"

Don Ramon hörte nicht mehr, sondern drang auf den Mönch ein. Christina zitterte; sie kannte wohl die Gründe vom Zorne Ramons. Christina kämpfte einen Moment mit sich, ihre königliche Würde stand auf dem Spiele. Was sollten die Soldaten denken, wenn sie den mehr als pflichtgetreuen Arm Ramon's lähmte, wenn es sich um die Verhaftung eines gefährlichen Verbrechers handelte?

Sie trat dicht an Ramon, legte die Hand auf seinen Arm und flüsterte leise und bittend: Ramon!"

Don Ramon verstand. Er beugte das Knie vor der Regentin: „Verzeihung, Majestät! Ich handelte im Interesse des Staates, im Interesse Ihres Heiles! Begehen Sie keine Ungerechtigkeit!"

Die Regentin sprach milde: „Don Ramon de los Mondes. Ihr habt Euch vergangen; Recht muß Recht bleiben!" Dann zu den Soldaten gewendet: „Sergeant! Tritt vor!"

Ein hochgewachsener schöner Mann trat salutirend vor.

„Dein Name?"

„Munnoz!"

„Ich befehle Dir, den Oberst Don Ramon de los Montes und den Mönch zu verhaften, und Beide bis auf Weiteres streng zu bewachen."

Der Mönch sah ganz bestürzt aus. Don Ramon gab seinen Degen ab, und ließ sich ruhig mit dem Klosterbruder abführen.

Die Königin kehrte in ihr Gemach zurück und warf sich jammernd auf's Ruhebett: „Ich arme, arme Königin! — O, ich weiß es, Bernardino ist ein Schurke — — aber — — warum war Ramon nicht ehrlich? — O, mein Gott! warum hat mich Ramon hintergangen, warum der Eine, dem ich ganz, ganz vertraute!"

Christina sann die Nacht darüber nach, was geschehen sollte.

„Ich stehe vor einem neuen Abschnitt meines Lebens!" Sie preßte die Hände gegen das Herz. „Herz, höre auf zu schlagen! Die Wonne treuer Liebe ist Dir versagt. — — Fort mit den Puppen und Vormündern!" — — Sie zog das Medaillon heraus mit dem Portrait Ramon's, betrachtete es lange schweigend — und schleuderte es dann zu Boden.

„Ich will ihn nicht mehr sehen. O, einen Augenblick glaubte dem Pater; — aber der gezogene Degen Ramon's bewies mir, daß der Pater ein betrogener Betrüger ist. — — Ich will den unseligen Pater nicht tödten lassen, obgleich er meine Jugend vergiftet hat; aber nie, nie soll er das Tageslicht sehen."

Sie öffnete die Thüre und befahl einem Hoflakai, Ramon de los Montes zu holen.

Es verging eine peinvolle Stunden. Ramon erschien.

Die Königin blickte ihn streng an und fragte: „Don Ramon de los Montes! Was habt Ihr zu Eurer Vertheidigung zu sagen?"

„Majestät! Zwischen Ihnen und mir gilt es offen Spiel von nun an! Durfte ich meiner Königin die Wahrheit sagen, ohne die — — heiß geliebte Frau zu erniedrigen?" —

Christina war tief erschüttert von diesen Worten. „Seid nicht

grausam, Don, sonst muß Euch die heiß liebende Frau abbitten, was die Königin sündigte.“ —

Ramon ließ sich auf ein Knie nieder: „Königin! Warum seid Ihr nicht des Pächters Nichte geblieben? — — Das einfache, unbekante Weib — wird ewig in meiner Seele leben — aber die Regentin bitte ich, mich zu entlassen, mir meinen falschen Namen zu nehmen und mich als Juan de Alar wieder hinaus zur Armee zu senden, damit ich für unsere Königin Donna Isabella, für die Freiheit und für das Glück Spaniens mein Schwert ziehen kann.“

Die Königin zerschmolz vor Wehmuth. „Zieh' hin! Juan! Ramon, geliebter Mann! Wo Du schenkst, darf ich nicht betteln!“ —

Sie umfing den Knieenden, hob ihn auf nnd drückte einen langen, langen Kuß auf seine Stirn. — „Zieh' hin, so glücklich siehst Du mich nicht wieder!“

Abgewandten Blickes gab sie ihm die Hand, die der Offizier mit heißen Küssen bedeckte. —

Wenige Wochen darauf, im Anfange des Jahres 1834, erhielt das Ministerium Zea y Bermudez seine Entlassung. Der Einfluß und die Rathschläge des Marquis de Miraflores hatten gesiegt. Martinez de la Rosa wurde zum Premier-Minister ernannt. — Der als arger Liberaler berüchtigte General Mina, den vor wenigen Jahren Fernando zum Tode verurtheilte, bekam den Oberbefehl der christinischen Armee. Eine Menge verbannter Offiziere stellten der Regentin ihre Degen zur Verfügung. Sie hatte vollständig mit der Priesterpartei gebrochen. — Leider war der Pater Bernardino auf räthselhafte Weise entwischt, und führte nun unter dem Namen Merino kühne Streifzüge als Guerilla-Führer gegen Madrid aus, furchtbar wüthend gegen die Anhänger der Regentin, welche er glühend haßte.

Eilftes Kapitel.

Die Rebellen von Santo Ildefonso.

Zwei und ein halbes Jahr sind seit den letzten Ereignissen in's Land gegangen. Spanien ist während dieser Zeit der Schauplatz der

entsetzlichsten Greuel gewesen. Nicht genug, daß in den Gebirgen von Navarra, Catalonien und Kastilien, dem Tieflande von Aragonien die christinischen und karlistischen Feldherren einander blutige Treffen liefern und fast ausnahmsweise die Gefangenen zu Hunderten niedermetzeln, erhebt in den südlichen Provinzen und selbst in Madrid die liberale Partei die Fahne des Aufruhrs, und begeht die schrecklichsten Ausschreitungen gegen die Anhänger der Regentin und die Priester und Mönche.

Nach der einen Seite muß Christina den Thron ihrer Tochter gegen die genialen Feldherrn des Don Carlos, den glücklichen Zumala Carreguy, den kühnen Gomez, den blutigen Cabrera, den entmenschten Grafen d'Espanna, den unversöhnlichen und dämonischen Guerillaführer Merino, einen Priester (den die Leser als Pater Bernardino kennen gelernt) vertheidigen; nach der anderen Seite hat sie die Stürme der demokratischen Aufrührer niederzuschlagen, die in den Provinzen eigene Junta's (Regierungen) einsetzen.

Nicht genug damit: am Hofe bekämpfen sich die verschiedensten Coterien und Kliquen, und ein Ministerwechsel folgt dem andern. Martinez de la Rosa und Graf Toreno sind nicht im Stande, mit ihren liberal-conservativen Grundsätzen dem Thron der unmündigen Isabella den nöthigen Halt zu geben. Der von jüdischen Eltern geborene Mendizabal wird 1835 in der höchsten Noth berufen. Denn die geschlagenen Feldherrn der Königin: Mina, Valdez, Yriarte, Espartero, Lorenzo, Cordova, Rodil, Quesada und Andre, die englische Legion des Britten Lacy Evans, die französische Legion und das portugiesische Hilfscorps der Königin Donna Maria da Gloria können nicht mehr verhindern, daß die Banden des dämonischen Priesters Merino bis vor die Thore von Madrid streifen und andere Carlisten-Generale bis in die südlichen Provinzen vordringen. Nur eine ganz radicale Richtung kann die Regentin noch retten.

Mendizabal hebt alle Klöster auf, zieht die Kirchengüter ein, giebt unbeschränkte Preßfreiheit und legt den Grundstein zu einem entschieden constitutionellen Regierungssystem. Aber selbst die geschicktesten Finanz-Maßregeln sind nicht im Stande, die Staatskassen zu füllen und dem Wucher der Banquiers zu entgehen. Verzweifelnd nimmt der edle Mendizabal wiederum seinen Abschied, und alle seine Reformen sind unnütz gewesen. Nur der Tod des furchtbaren Zumala Carreguy vor Bilbao, 1835, und die kühnen Märsche und Schläge des tapfern Baldomero Espartero und

seiner Waffengefährten Morillo und Narvaez befestigen den Thron Isabella's von Neuem. —

Aber vom Süden, von Malaga und Cadix herauf wälzt sich unheilschwer der blutige Aufruhr der Demokraten. Ihr Losungswort ist: „Die Verfassung von 1812!“ — Die Bewegung erreicht Madrid. — Am 3. August 1836 um 7 Uhr Abends ruft das versammelte Volk auf der Plaza Mayor: „Es lebe die Constitution von 1812!“ —

Der Generalmarsch rasselt durch die Straßen der Residenz. Die Nationalgarden besetzen die Plaza de la Lebada mit der Absicht, den Kampf gegen das Militär zu eröffnen. Kanonen und Pulverkarren jagen durch die Stadt; Cavallerie- und Infanterie-Massen marschiren auf dem Prado auf. Den klugen und energischen Maßregeln des General-Gouverneurs Quesada, Marquis von Moncayo, gelingt es, ohne große Gewaltthätigkeiten die Nationalgarde zu entwaffnen. Madrid ist ruhig — denn der Belagerungszustand liegt mit eiserner Faust auf allen Gemüthern. —

Königin Christina athmet auf, weil — Madrid ruhig ist. Sie weilt in ihrem Lieblingsschlosse Ildefonso, in der Mitte treuer und tapferer Garde-Bataillone.

In ihrem blauausgeschlagenen Gemache finden wir sie in Gesellschaft der sechsjährigen Isabella und des vertrauten Rathgebers des Grafen von San Roman.

„Mama, warum sprichst Du nicht mit mir? Du hast mir heute noch gar nichts erzählt, und die gute Sikula willst Du mir auch nicht bringen, wie Du mir versprochen hast,“ klagte die kleine Isabella und ihre unschuldigen Kindesaugen richteten sich forschend auf die Mutter.

„Mein Kind, geh', spiele mit Deinen Puppen. Ich muß mit dem Grafen sprechen, geh', störe uns nicht!“ — Christina zog das Kind an sich und suchte es mit einem Kusse zu beschwichtigen.

„Ach, die alten Puppen hab' ich überdrüssig. Mama, sprich mit mir!“

Christina sah die Kleine finster an. „Isabella! Soll ich Dich wieder in Dein Cabinet schicken? Dort mußt Du allein bleiben.“

Isabella wollte weinen, aber der erhobene drohende Zeigefinger der königlichen Mutter hielt die Thränen des Kindes zurück. Es schlich sich auf die Seite zu den Puppen. —

„Majestät“, nahm der Graf das unterbrochene Gespräch von Neuem auf. „Ich sage Ihnen, wir befinden uns in einer peinlichen Lage. Geben Sie sich in Bezug auf die Truppen keinen Illusionen

hin. Wenn es auch dem wackern Marquis von Moncayo geglückt ist, momentan Madrid im Zaume zu halten und die Disciplin unter den Truppen zu befestigen, so habe ich auf die Dauer kein Vertrauen. „Majestät — darf ich ein freies Wort aussprechen?"

„Graf! Ich bin dergleichen gewöhnt. Erst benutzt man die Unwissenheit eines Weibes, um ihm falsche Maßregeln in die Feder zu diktiren, und dann macht man dasselbe verantwortlich für die Folgen.

„Graf! Ich bin schon wieder einmal nahe daran, mich ganz und gar von der Vormundschaft unfähiger und eigennütziger Rathgeber zu befreien."

Der Graf gerieth in Aufregung.

„Sennor, ich sehe es Ihnen an, daß Sie sich beleidigt fühlen; aber wenn ich Sie für mehr als einen Freund gehalten hätte, würde ich Ihnen wohl schon längst den Vorsitz im Ministerium angetragen haben. Ich bin von nun an entschlossen, mir keine Gewalt anthun zu lassen. Ach, ich gemißhandeltes Weib! Da mich einmal die Vorsehung an diesen Platz gestellt hat, so will ich auch handeln, wie es einer Regentin geziemt. Eher will ich mit diesem armen Kinde dort das Brot der Fremde essen, als mich noch ferner durch ministerielle und Hofintriguen beeinflussen lassen. Am liebsten begäbe ich mich in's Feldlager meines tapferen Espartero; aber die Rücksicht auf die künftige Königin dieses Landes halten mich an dieser Ruine meiner schönsten Tage zurück. — Uebrigens sprechen Sie, Graf, welch' neuen Vorwurf haben Sie bereit für mich?"

„Ich kann es Euer Majestät nicht verhehlen, daß die bevorzugte Stellung, die der Sergeant Munnoz an Ihrem Hofe einnimmt, den Geist der Unzufriedenheit unter den Truppen nährt, und so . . . . ."

„Halten Sie ein!" rief entrüstet sich erhebend Christina. „Seit wann bin ich der Oeffentlichkeit Rechnung zu legen verpflichtet, über rein persönliche Sympathien, die in nichts, in gar nichts die Angelegenheiten der Regierung berühren? Ich befehle Ihnen, Graf, über diesen Punkt zu schweigen, sonst muß ich glauben, Ihre Worte sind nur der Ausdruck des Neides."

„Majestät, nur der Patriotismus ließ mich so sprechen!" erwiderte schüchtern der Graf.

„O, mißbrauchen Sie dies Wort nicht! Bei meinem königlichen Zorn! Wer mir noch einmal wagt, Vorwürfe dieser Art zu machen im Namen des Patriotismus, ich werde ihm schweigend den Rücken kehren und ihn aus meiner Nähe verbannen."

„Aber die Gewalt der Thatsachen — —"

Wieder unterbrach die aufgeregte Fürstin den Grafen: „Ich werde mit den Rebellen von Malaga fraternisiren und mich von Neuem in in die Arme der Radicalen werfen! Ich glaube, es wird das Beste sein. Sorgen Sie nicht. Ich werde die Erste sein, die den Thatsachen Rechnung tragen wird, wenn sie zwingend an mich herantreten!“ —

Das letzte Wort war kaum dem Munde der Regentin entflohen, als ein wildes Geschrei heraufdrang. — — Die Königin erbleichte. Hatten ihre Aeußerungen das nahe Geschick heraufbeschworen? — —

Krachend flogen die Gitterthore, die die Gärten des Schlosses von der Außenwelt abschlossen, zu. Denn das Regiment der Provinzial-Garden hatte sich empört und zog in Haufen lärmend nach der Gartenmauer, um einzudringen. Es war am 12. August, Abends 8 Uhr.

Die Königin trat an's Fenster. Sie sah, wie sich im Dämmerlicht des Abends eine schreiende regellose Menge von Soldaten auf dem Platze drängte. Die kleine Isabella hatte angstvoll von ihrem Spiel aufgeblickt und schlich leise zur Mutter, an die sie sich furchtsam anschmiegte.

Graf San Roman's Antlitz spiegelte alle Phasen der steigenden Angst ab; die Königin blickte sich nach ihm um, und als sie des Grafen verzweifelten Zustand sah, redete sie ihn lächelnd an: „Verlassen Sie mich jetzt. Hoffentlich überlassen Sie mir jetzt gern alle Verantwortlichkeit für meine Schritte.“ —

Der Graf entfernte sich schweigend. Die Königin preßte die Lippen zusammen, umarmte ihr Kind, denn sie fühlte, daß eine neue, schwere Gefahr an ihren Thron herantrat.

Ernsten, liebevollen Blickes, beugte sich Christina zu dem königlichen Kinde nieder:

„Isabella — — willst Du mit Deiner Mutter sterben?“

Die Kleine sah zur Mutter hinauf und schaute sie lange fragend mit ihren großen Augen an:

„Mama, wirst doch die fremden Männer fortjagen, wenn sie kommen!“

Christina war nur einen Augenblick weich gewesen.

„Viva la Constitucion! Abrid las puertas! (Oeffnet die Thore!) Viva Isabella II. hasta morir! (bis zum Tode!)“ scholl es hundertstimmig herauf.

„O dieser Ruf wieder! Ach Ramon, Ramon! Warum habe ich Deine Lehren nicht beherzigt,“ seufzte die Königin. Ihre Augen

nahmen einen wunderbaren Glanz an. Sie schwelgte in den Erinnerungen der kurzen, schönen Zeit, als sie als heißherzige, gelehrige Schülerin den glühenden Lehren Ramon's gelauscht hatte.

Sie hatte jetzt auch einen Liebhaber; es war der Sergeant Munnoz.*) — War Munnoz ein Ramon? Nein, Christina liebte diesen Munnoz, weil er ein schöner Mann war, und weil sie es nicht müde werden konnte, eine große, lebendige, hübsche Puppe zu haben, mit der sie spielen konnte mitten in dem aufreibenden Tumult des Bürgerkrieges und der Hof-Cabalen. Lieben — im edelsten Sinne des Wortes — das vermochte Christina nicht mehr, seit Ramon, der stolze Patriot, von ihr gegangen war. Alle Blüthen, die schüchtern nur kurze Stunden dem Herzen des Weibes entkeimt, waren längst auf immer verwelkt. Sie war zur flammenden Leidenschaft zurückgekehrt. Sie wollte nur noch die Forderungen einer nie bezähmten Leidenschaft befriedigen, sich aber niemals beherrschen lassen.

Munnoz ist nicht von Christina gegangen wie Ramon. Er zog es vor, als Spielzeug der Regentin sein Glück zu machen.

Und Isabella? Das arme Kind litt unter all' dem Trubel, ohne es freilich recht zu wissen. Selten war die Mutter liebevoll zu ihr, tagelang mußte sie den mütterlichen Anblick entbehren. Wie dabei die Erziehung beschaffen war — bedarf keiner näheren Beleuchtung; das königliche Kind war sich selbst überlassen. Den Unterricht besorgte der Beichtvater der Königin, ein beschränkter Mann, der nichts that, um die bedeutenden Anlagen der künftigen Königin von Spanien durch jugendliche Belehrung weiter zu entwickeln. —

Nach einer halben Stunde wurde es unten ruhiger. Den Offizieren war es gelungen, die Truppen in ihre Quartiere zu beordern. — Allein neues Geschrei kündigte den weiteren Verlauf der Militär-Revolte an.

Das vierte Garde-Regiment zog unter lautem Geschrei herbei und Einzelne machten sich daran, die Gitterthore zum königlichen Garten einzuschlagen. Die Offiziere wehrten zwar den wüthenden Angriffen des Militärs und mußten sich dabei die gröblichsten Mißhandlungen gefallen lassen.

Die Schloß-Offiziere sahen sich endlich genöthigt, um weiteren Gewaltthätigkeiten vorzubeugen und die Stimmung der Soldaten nicht noch mehr zu erbittern, die Thore zu öffnen.

---

*) Munnoz wurde später, als Christina Spanien verlassen hatte, ihr Gemahl.

Die gesammten Garde-Bataillone ordneten sich in Reih und Glied und rückten unter den Klängen der Riego-Hymne und dem betäubenden Gerassel der Trommeln vor die Front des Schlosses. Vier Compagnien schwenkten ab und zogen durch den Garteu vor das hintere Portal des Schlosses.

Die Königin sah diese Truppenbewegung voll Schrecken, denn sie ahnte, daß sie das Schlimmste zu befürchten hatte, und die Empörer darauf ausgingen, sie als Gefangene zu den weitgehensten Concessionen zu zwingen, ja, sie vielleicht gar zu entthronen. —

„Es lebe die Freiheit! Es lebe die Constitution! Tod dem San Roman! Tod dem Munnoz! Tod der Camarilla!“ tönte es aus tausend Kriegerkehlen zu ihr hinauf.

Die Königin zitterte nicht. Keiner der Hofleute ließ sich bei ihr sehen. Sie sandte einen Diener nach Munnoz, mit der Weisung, sich zu verbergen. Er war nicht mehr zu finden; aber bald bot sich ihr ein fataler Anblick dar.

Von einem Haufen Gardisten umringt, wurde Munnoz, den man aufgefangen, als er durch den hinteren Garten entfliehen wollte, unter Flüchen und Mißhandlungen in den Kreis eines Bataillons geführt. Die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden, und wüthend schrieen ihn die Soldaten an: „Weiberheld! Verräther!“ Andere schlimme Rufe drangen herauf bis zum Ohre der Königin, die vor Scham und Zorn glühte und die Hände zusammenballte.

Königin Christina hatte schleunigst die Tochter Isabella zur Ruhe bringen lassen, und als der Beichtvater devot eingetreten war, um mit der Königin zu beten, hatte sie ihn angeherrscht:

„Pater, geht nur allein in die Kapelle. Ich habe Besseres zu thun, als zu beten! Hört Ihr nicht die betrunkenen Rotten da unten?“ — Der Pater ging.

„Ist das auch ein Mann?“ fragte sie vor sich hin und lächelte mitleidig.

Mit königlicher Geberde schritt die Regentin im Gemache auf und nieder. Jeden Augenblick erwartete sie das gewaltsame Eindringen der Soldaten in ihre Gemächer. Sollten diese Wilden doch noch einen Funken von Ehrfurcht besitzen? Oder wollen sie sich in der niedrigsten Weise an einem Weibe rächen, indem sie den Geliebten vor ihren Augen füsiliren?

Sie blieb sinnend stehen und bedeckte das Gesicht mit den Händen. — „O, mein Gott! Wie hart bin ich geworden! Ich bin kein fühlendes Weib mehr.“ Sie seufzte; doch bald darauf rief sie:

„Aber die Regentin, die Zeugin eines grausenvollen Krieges — und inmitten von charakterlosen Halbmännern — kann ja nicht Weib bleiben!“

„Tod dem Munnoz!“ donnerte es dicht unter ihren Fenstern und Flintenschüsse krachten in die Nacht hinaus. Mehrere Wachtfeuer warfen ihren Schein in das dunkle Zimmer.

Schreiend stürzte die Kammerfrau herein: „Heilige Madonna! Sie kommen, sie kommen — die betrunkenen Soldaten!“

Die Königin ermannte sich im Augenblick. „Jammere nicht, Weib! Zünde die Ampel an! Oeffne die Thüren!“

Die Kammerfrau erfüllte die Gebote der Herrin. — Christina vollendete selbst ihre Toilette, und fragte, sich zu der zitternden Dienerin wendend: „Kann ich so den Leuten entgegen treten?“

„Ja, Majestät!“ antwortete nach einem prüfenden Blick auf die Toilette der Königin die Kammerfrau mit bebender Stimme.

„Es ist freilich nicht galant, um Mitternacht eine Audienz bei der Königin zu begehren! Ha, ha, ha! Dafür bin ich in Spanien, wo es eben spanisch hergeht.“

Die Tritte der Soldaten, welche die Königin zu sprechen begehrten, schlugen bereits an's Ohr der Königin. Sie bebte leise, trat aber energisch mit dem Fuß auf: „Steht still, Nerven! Werdet zu Eisen!“

Unten begann ein unbändiges Geschrei: „Viva la constitucion!“ untermischt mit dem Jauchzen der Musik und dem Gewirbel der Trommeln. Wie eine Rotte von Cannibalen tanzten die berauschten Soldaten um die hellauflodernden Flammen der Wachtfeuer.

Wenige Minuten noch, und herein traten etwa 12 Soldaten und Corporale, an der Spitze der Sergeant Garcias; es waren die Erwählten der Bataillone. Die entschlossene Haltung der Königin, der energische Blick, den sie den rauhen bärtigen Kriegern zuwarf, imponirte sichtlich den Deputirten; sie blieben einige Augenblicke verblüfft stehen. Der Tumult im Schloßhofe schien sich zu steigern; die Röthe des Zornes stieg auf die Wangen der 30jährigen noch immer hübschen Frau. Sie riß das Fenster auf und beugte sich hinaus. Allgemeine Stille. Aller Augen richteten sich auf die Königin, welche laut ausrief:

„Soldaten! Respektirt Ihr die Königin so wenig, daß Ihr lärmt, wenn sie mit Euren Deputirten spricht?“

Diese Worte hatten die gehoffte Wirkung. Die vollständigste Ruhe trat ein, nachdem ein donnerndes „Viva“ die Königin belehrt,

wie sie im Stande gewesen war, den aufgeregten Soldaten zu imponiren. —

„Was wollt Ihr von mir? Sergeant, sprecht!" redete sie düstern Blickes die Deputation an.

Sergeant Garcias trat salutirend vor: „Majestät! Wir wollen die Einführung der Constitution von 1812. Wir verlangen die Verbannung aller Hofschranzen und Pfaffen, aller schlechten Minister und Generale, die das Land ruiniren! Das ist Alles! Wir fordern von Ew. Majestät die Unterzeichnung dieses Schriftstückes."

Mit diesen Worten legte Garcias ein Blatt Papier, worauf die Verfassung von 1812 gedruckt war, auf den Tisch neben der Königin.

„Ja, das wollen wir!" wiederholten die Soldaten.

„Soldaten, wißt Ihr nicht, daß Ihr den Anstand und die gute Sitte verletzet, wenn Ihr in dieser drohenden Weise mit der Regentin, der Mutter Eurer Königin Isabella sprecht? — Was werdet Ihr thun, wenn ich mich nun weigere, augenblicklich Euren Willen zu erfüllen? Geht zu meinem Premierminister; unterhandelt mit ihm, damit er mir die Sache in geziemender Weise vortrage."

Garcias erwiederte: „Wenn wir mit den Ministern und dem andern Hofgesindel unterhandelt haben, sind wir stets betrogen worden. Wir haben jetzt zu fordern; denn wir haben tapfer gegen die Carlisten gestritten für unsere Königin Isabella! Wir verdienen längst die Freiheit. — — Und wenn Ew. Majestät nicht jetzt, in dieser Stunde unterzeichnet, so erschießen wir den feigen Munnoz, den Liebhaber Ew. Majestät! Er ist gebunden in unseren Händen!"

„Erschießt mich lieber, Ihr Unholde!" schrie die Königin außer sich.

Garcias trat an sie heran und wollte ihren Arm ergreifen, während ein Corporal ihr die Feder hinhielt. „Frau Christina! Unterschreibt nur — oder wir erschießen den Lumpenkerl, den Munnoz," höhnte Garcias, der bei den trotzigen Worten der Königin die Geduld verloren hatte.

Sie stieß den Sergeanten zurück und rief: „Nicht mit Gewalt!" — Dann nach kurzem Zögern mit milden Worten: „Soldaten! Wo blieb Euer Spanierstolz! Ihr schändet Euch selbst, wenn Ihr Hand an mich legt. Geht in's Vorzimmer und laßt mich eine Stunde allein; Ihr wollt doch nicht, daß Eure Königin einen unüberlegten Federzug thun soll, den sie jeden Augenblick widerrufen könnte?"

Die Soldaten empfanden eine leise Scham über ihr rohes Gebahren und verließen schweigend das Gemach. — —

Christina war furchtbar aufgeregt. Zwei Stunden vergingen, ehe sie klar mit sich geworden war.

Sie öffnete die Thür zum Vorzimmer und rief: „Soldaten! Ich bin bereit!“

Die Soldaten traten ein.

„Ich habe Eure Forderungen gewissenhaft überlegt. Obgleich es mir lieber gewesen wäre, Ihr hättet mir gestattet, in voller Freiheit meine Entschlüsse zu fassen, so weiche ich doch in Anbetracht der traurigen Lage des Landes, der Stimme der Nation, Eurer augenblicklichen Forderung. Vor Euern Augen unterzeichne ich die Verfassung von 1812! Stimmt mit mir ein:

„Es lebe die Verfassung und die Königin Isabella!“ Die Soldaten wiederholten diesen Ruf. Sie reichte Jedem die Hand.

„Nun seid aber auch treue Stützen der neuen Ordnung. — „Gebt Munnoz los, er hat Euch nichts gethan;“ setzte sie leise hinzu.

„Königin! Es soll geschehen!“ — antwortete Garcias.

Die Soldaten verließen salutirend das Gemach. — — Die Botschaft der Deputation erregte den ungeheuersten Beifall. „Viva la constitucion! Viva la reyna Isabella! Viva la gobernadora!“ — Wieder tanzten die Soldaten zu den Klängen der Musik um die Feuer.

Die Königin ließ viele Schläuche mit Wein aus den Kellern des Schlosses unter die Soldaten vertheilen, die vor Freude massenhaft ihre Gewehre in die Luft schossen. —

Unter Beistand des Alcalden (Bürgermeister) von Ildefonso und des Grafen von San Roman, der aus seinem Versteck hervorkam, entwarf die Königin folgendes Decret:

> „Als Königin-Regentin des Königreiches Spanien befehle Ich, daß die Constitution von 1812 proclamirt werde, bis die Nation, durch Cortes repräsentirt, ihren Willen geäußert, oder nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse eine andere Constitution angenommen haben wird.“

Den ersten und zweiten Tag hindurch blieb Alles ruhig. Der Kriegsminister Mendez-Vigo traf im Laufe des 14. August von Madrid in Santo Ildefonso ein, um mit der Königin zu unterhandeln; denn als die Ereignisse von Ildefonso im Laufe des 13. August in Madrid bekannt geworden waren und erklärlicherweise die Aufregung auf's Höchste gesteigert hatten, traten die Minister zusammen, und der Gouverneur General Quesada ließ sogleich den Park am Ende der

Alcala-Straße verproviantiren und befestigen. Auf den Plätzen und Hauptstraßen wurden Kanonen aufgefahren.

Schon am Mittag des 14. August erhebt das Volk den Ruf: „Es lebe die Constitution!" — Bald kam es zwischen den Volkshaufen und dem Militär zum Zusammenstoß. Einige Compagnieen vereinigen sich mit dem Volk, da rücken zum Sonnenthore frische Truppenmassen ein. General Quesada erscheint mit gezogenem Degen an der Spitze einer glänzenden Suite in der Fanetas-Straße. Die Cavallerie treibt die Volkshaufen auseinander, und überall, wo der gefürchtete Quesada erscheint, stiebt Alles auseinander. Madrid ist wiederum ruhig — denn es herrscht der Belagerungszustand. — —

Unterdeß unterhandelte Minister Mendez-Vigo in Ildefonso mit den Soldaten, daß sie der Königin das Geleit nach Madrid geben sollten.

Die Soldaten riefen „Nein!" denn sie fürchteten Verrath. Die Empörer bewachten streng alle Zugänge zum Palast, und stellten vor den Zimmern der jungen Königin Isabella einen Wachtposten auf, der stündlich abgelöst wurde und jedes Mal nachzusehen hatte, ob das königliche Kind wirklich noch im Zimmer sei. Erst als man den Soldaten die Wieder-Bewaffnung der Madrider Nationalgarde und die sofortige Veränderung des Ministeriums zugestanden hatte, entschlossen sie sich, die Königinnen nach Madrid zu begleiten.

Unterdeß war am 15. August der Kriegsminister wieder in Madrid angekommen mit den zu Ildefonso unterzeichneten Decreken. Der Veteran Calatrava bekam den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden. — Allgemeiner Jubel erfüllt die Hauptstadt.

„Wo ist Quesada?" rufen tausend Stimmen in den Straßen. —

Man sucht ihn überall.

Er ist entkommen, rufen seine Freunde. — — Der Unglückliche ist in dem Flecken Hortaleza, dicht bei Madrid bei einem Goldschmied, einem früheren Carlisten, aufgefunden worden, und das wüthende Volk hat den General buchstäblich zerrissen. Seine Ohren, Finger u. a. trugen die entmenschten Rächer als Trophäen in der Stadt herum.

Die Königin traf bald darauf unter ungeheurem Jubel in Madrid ein. Calatrava wurde zum Conseils-Präsidenten, Espartero zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt. Von nun an waren die Waffen der Christinos glücklich gegen die Carlisten. Am 22. August beschwor die Königin die Constitution von 1812 und erließ ein liberales Manifest an die Spanier, worin sie versprach, alle ihre Freiheiten zu achten und zu schützen.

Aber sie selbst, die kühne Frau, war älter geworden in den schrecklichen Tagen. Hätte sie Ramon wiedersehen können, sie hätte ihm gesagt: „Mir ist das Herz verlassen und entfremdet!"

Zwölftes Kapitel.

Donna Isabella und der Schluß des Bürgerkrieges.

Die Waffen der Regentin Christina hatten gesiegt. In den Bergen von Catalonien waren die letzten Trümmer der carlistischen Banden Cabrera's theils vernichtet, theils über die französische Grenze gedrängt worden, welchen Weg schon vorher der Prätendent Don Carlos im September 1839 hatte nehmen müssen.

Spanien athmete auf; seine Fluren wurden nun nicht mehr von den Rossen der Reiterei zerstampft; goldener Frieden kehrte ein in den entlegensten Thälern.

Empfand die Regentin in ihrem Herzen einen Theil dieses Glückes, fand das Friedensgeläut aller spanischen Dome und Kapellen ein Echo in dem Busen der Königin?

Ach nein, da sah es trostlos aus, wie schon seit lange in ihrer Umgebung. Wohl drängten sich Feste auf Feste in den Mauern des Königsschlosses von Madrid, als wollte die Regentin darthun, daß die furchtbaren Scenen, die sie erlitten, sie nicht hatten zur Nonne machen können.

Mehr als sechs Jahre waren über Spanien gegangen, seit Don Juan de Alar schweren Herzens Abschied genommen hatte von dem in höchster Schönheit strahlenden 28jährigen königlichen Weibe. Ob er heut, — wenn er einträte in das Gemach der Fürstin unangemeldet, wie einst — noch entzückt dastehen würde vor der Königin?

Nicht die 34 Jahre thun es, die auf der Stirn zu lesen sind, es ist eine lange, traurige Geschichte der Erniedrigung und Entwerthung. Beweis dafür ist die Verachtung, mit der jeder Spanier den Namen der Königin nennt, seit sie den Sergeanten Munnoz, ihren Liebhaber, aus der Wachtstube — in's Schlafgemach holen ließ, um, wie ihr Töchterlein Isabella mit einer kleinen, — mit einer großen Puppe zu spielen und

in den Armen des schönen Mannes zu vergessen, daß sie dem Lande und der ihr anvertrauten Königin ein gutes Beispiel geben soll.

Juan de Alar verachtete die Regentin längst.

Doch bleiben wir im Schlosse von Madrid und kehren wir in den Räumen ein, wo die fast zehnjährige Isabella mit ihrer Schwester Maria Luise, die um zwei Jahre jünger ist, ihre Jugend verträumt. —

Das bedauernswürdige Kind! Niemand hat es geliebt; die Mutter hatte als Regentin und galante Wittwe Besseres zu thun, als ihr Kind zu bilden, zu erziehen. Wie durfte sie Munnoz, den schlanken Gardisten, vernachlässigen der jungen Königin wegen, der sie doch eines Tages wird weichen müssen. Wozu soll die Kleine mündig, warum soll sie verständig werden, etwa um klüger zu sein einst als die herrsch- und genußsüchtige Mama?

Darum — bedauerswerthes Königskind, Du unschuldige Isabella, wie Dich die Nachwelt spottend nennt, als Du diesen Namen nicht mehr verdienst — bleib' in Deiner Kinderstube bei der jüngeren Schwester und fülle Dein kleines Hirn an mit dem armseligen Wissen, das Dir der Pater in dürftigen Portionen darreicht.

Aber Kinder sind oft scharfsichtiger, als diejenigen, von welchen sie vernachlässigt werden. — Sie sah der Mutter Benehmen, sie sah einen Theil der Vertraulichkeiten der Mama gegen Munnoz. Sie fühlte, daß die Mutter keine rechte Liebe zu ihr habe, und alles das brachte als Resultat eine feindselige Stimmung im Herzen des zehnjährigen Königskindes gegen die Mutter hervor.

Nichts ward gethan, um das Denken und Fühlen des Mädchens im zartesten Alter auf das Edle und Reine zu richten; und als die verschwenderische Natur des Südens vorzeitig das Mädchen reifte und durch üppige Formen die Gluth und die Leidenschaften verrathen ließ, die in dem Busen schlummerten, bedurfte es nur des Augenblickes, wo ein Zufall den Krater öffnete und die Forderungen einer ungebändigten Natur sich geltend machten in ungezügelter Weise. —

Der Pater der Regentin hatte einen Großneffen von sich bei Hofe empfohlen, einen blutjungen Abbé. Als der Pater zuweilen kränklich wurde — es war im letzten Jahre des Bürgerkrieges, — mußte ihn der 24jährige junge Mann als Lehrer der beiden Prinzessinnen vertreten.

War es nun, daß der Abbé wirklich beabsichtigt hatte, auf das zehnjährige Kind Eindruck zu machen, oder hatte der wallende Busen des Königskindes das Unglück in dem geistlichen Herzen angerichtet,

kurz und gut: Isabella sträubte sich heftig dagegen, als der alte Pater wieder den Unterricht beginnen sollte.

Wir wollen zur pädagogischen Ehre des Abbé annehmen, daß seine Unterrichtsmethode so sehr die seines Großonkels übertraf, wie die Leidenschaft einer zwölfjährigen Kastilianerin die einer alten Jungfer im kalten Norden.

„Ich will nicht mehr den alten Pater sehen. Der junge Abbé ist mir lieber!“ erklärte die unschuldige Isabella ganz offenherzig; und keine mütterliche Gewalt war im Stande, den Trotz des Kindes zu brechen.

„Warum gehorchst Du nicht, mein Kind!“ sagte wohl in mildem Tone Christina. Isabella aber, die zu diesem milden Tone schon längst kein Vertrauen mehr hatte, antwortete:

„Weil ich ja doch die Königin von Spanien bin und zu befehlen habe!“

Der Abbé wurde schleunigst aus Madrid entfernt; die Angelegenheit blieb aber nicht geheim; und als erst einige intriguante Leute am Hofe Witterung davon bekommen hatten, daß sich in dem Busen der jungen Königin Triebe verdächtiger Art regten, so versuchten sie, ihre Söhne oder sonstigen Protégés geflissentlich auf den Hoffestlichkeiten in die Nähe des königlichen Kindes zu bringen.

Eines Tages — kurz nach einem Hofballe — promenirte Isabella mit ihrer Hofmeisterin im Garten von Aranjuez. Die Schwester Maria Luise war kränklich in Madrid zurückgeblieben.

„Gräfin! Warum begleiten Sie mich überall? Darf ich denn nicht allein in den königlichen Anlagen promeniren?“

„Majestät! Auf Befehl Ihrer königlichen Mama bin ich stets in Ihrer Nähe,“ versetzte mit steifer Grandezza die Hofmeisterin.

„Wenn ich aber bitte, daß Sie mich jetzt ganz allein lassen?“

Isabella machte eine hochmüthige, herrschsüchtige Geberde, von der die Hofmeisterin sich sehr verletzt fühlte; aber die treue Dienerin wich nicht vom Platze.

Glücklicherweise trat die Königin-Regentin aus einem Seitengange plötzlich hervor. Isabella erschrak.

„Meine Tochter! Ich traf soeben den jungen Grafen Almaden zu ungewöhnlicher Zeit im Garten; der junge Don war sehr verwirrt. Du scheinst ihm gestern sehr gefallen zu haben; ich wünsche es aber nicht, daß Du den Söhnen meiner Hofbediensteten gefällst. Du bist eine Königin und mußt einen königlichen Prinzen heirathen.“

Diese Standrede brachte nur in ihren ersten Worten eine beschämende Wirkung hervor, trotzig antwortete Isabella:

„Nun, dann erkläre ich Ihnen, Majestät, daß mir Sennor Munnoz ebenfalls sehr unausstehlich vorkommt, und ich ihn nicht mehr in Ihren Gemächern zu sehen wünsche!“

Christina war bleich geworden. Dies ihr!

„Schweig! Unbesonnene! — Du kehrst sofort in Begleitung der Gräfin in's Schloß zurück!“

Isabella gehorchte mit trotzigem Schweigen, keine Thräne der Reue kam über ihre Wangen, kalt ging sie nach steifem Gruße in Begleitung der Hofmeisterin nach dem Schlosse zurück.

Der junge Graf Almaden ward verwiesen aus Aranjuez. War er der Schuldige?

Ach nein. Isabella hatte auf dem Hofballe die ersten Versuche gemacht, durch die Macht des Blickes auf die jungen Kavaliere zu wirken. Die Mama war ja unbewußt dem Kinde eine treffliche Lehrmeisterin gewesen.

Zum erstenmal war sie sich ihrer fesselnden Jugend bewußt worden, zum erstenmal war sie berauscht gewesen, als sie in Gesellschaft des Grafen Almaden den Fandango getanzt. Der Busen hatte versucht, seine Bande zu brechen, und indem eine vorher ungekannte Gluth sie durchströmt, hatte sie dem jungen Grafen zugeflüstert: „Küssen Sie mich!“

Ob es der Graf gethan, wissen wir nicht. Aber jedenfalls lagen in den Erziehungs-Resultaten, die bereits das zehnjährige Mädchen zeigte, die Ursachen des Hochmuthes, des Trotzes, der gröbsten Sinnlichkeit, und der Härte, die diese letzte Bourbonin auf dem spanischen Throne ausgezeichnet, die ihr den Fluch der Nation, die ihr unzählige Feinde eingetragen, und sie endlich aus dem Lande ihrer Väter für immer vertrieben haben.

Es war nicht mehr ein köstlicher Schatz, den die Regentin hütete, nein, eine Pandora, die Unheil zu bringen vom Schicksal bestimmt war. —

Doch wir kehren wieder aus dem Schloß von Aranjuez zu den Helden des beendeten Krieges zurück.

Wir führen den Leser wiederum in die wilden Bergschluchten des nordöstlichen Cataloniens.

In einem Dörfchen unterhalb des Cap de Cruez fällt uns ein Haus in die Augen, das sich durch seine nette, reinliche Außenseite und durch ein kleines, wohlgepflegtes Rosengärtchen vor der Thür an

der Straße vortheilhaft von den übrigen Hütten der sehr armen Dorfbewohner unterscheidet.

Es gehört dem alten Kapitän Stella. Da sitzt er vor der Thür auf der steinernen Bank und hüllt sich bedenklich in undurchdringlichen Tabakswolken. Wie er wild und verwettert aussieht und doch dabei auch so gutmüthig und treu, als könnte er kein Kind beleidigen.

Die Leute im Dorfe lieben und achten ihn sehr, besonders die jungen Burschen und Mädchen, denn er hat viel erlebt und ist in 40 Schlachten gewesen. Seht die Narbe über dem rechten Auge! Die stammt von einem Franzosensäbel bei Talavera de la Reyna her, und seht hinterm linken Ohr den kahlen Fleck: das war ein karlistischer Kolbenschlag von Guernica.

Das junge Volk lagert sich gern des Abends in der Runde, um ihn von seinen Kriegszügen erzählen zu hören, denn er weiß so lebendig zu schildern, daß man die Kanonen donnern, das Gewehrfeuer knattern, die Trommeln wirbeln, die Trompeten schmettern zu hören glaubt. Dann stimmt er irgend ein wildes Kriegslied vom alten Helden Cid oder eine fremdartige Baskenweise an, und die Mandolinen begleiten ihn und das junge Volk beginnt zu tanzen, daß dem Alten vor Freuden die Thränen über die Wangen laufen.

Heut aber ist er trüb und mürrisch, da darf ihm Keiner in den Weg kommen. Ach, er hat einen schwer Verwundeten drin in der Hütte liegen, einen tapfern Obersten, der den ganzen Bürgerkrieg durchgemacht hat, bis ihm dicht an der französischen Grenze ein Reiter Cabrera's noch einen furchtbaren Säbelhieb versetzte.

Der Kranke ist seit 3 Tagen nicht viel zur Besinnung gekommen, und die Schwester des Alten, die den Offizier mit mütterlicher Sorgsamkeit pflegt, schüttelt hoffnungslos den Kopf, nur der Alte meint, mit dem jungen Degen würde es schon noch besser werden.

Der wackere Veteran hat sich heraus in die frische Abendluft geflüchtet, wenn auch der Ostwind von den Bergen herunter etwas kühl bläst. Drinn war's nicht auszuhalten, denn ein junges Weib, die den Offizier endlich nach langem Suchen gefunden hat und heute erst eingetroffen ist, will schier verzweifeln, daß der Geliebte im Fieberwahn sie nicht erkennt.

Der Alte liebt keine solche Rührscenen, da er ein weiches Herz hat und leicht weint. Treten wir ein.

Da liegt er bleichen Antlitzes, das schöne dunkle Haar zum

größten Theil mit Tüchern verhüllt, und wild fliegen die Blicke des Fiebernden von einem zum andern.

Es ist Juan de Alar. Als braver und tapferer Offizier hat er erst unter Mina, dann unter Espartero die bedeutendsten Treffen, die kühnsten Züge des Bürgerkrieges mitgemacht.

Die alte und die junge Frau, die sich im Gemach befinden, sind lebhaft beschäftigt, mit Wasser-Umschlägen den brennenden Kopf zu kühlen. Unaufhörlich rinnen Thränen aus den Augen des jungen Weibes. Der Kranke spricht in Fieberfantasien; Vergangenheit und Gegenwart sind in seinen Reden vermischt wie die bunten Steinchen in einem Kaleidoscop.

„General! Die Teufelskerle — — werden lebendig! — Erschießen! — erschießen!“ fantasirt er mit heiserer Stimme. „Auch der Mönch, — der Bernardino — der ist dreimal gestorben und kommt immer wieder, mich zu quälen!“

Kraftlos sank des Kranken Haupt an die Brust der jungen, schönen Frau und müde stammelten die Lippen nur leise:

„Geh, Königin, ich kann nicht Deine Puppe sein! Gieb mir Deine kleine Sikula mit, — gieb mir — das gute Kind. — Sikula liebt mich, ja Königin, sie liebt mich; — und wenn Du die Pächtersnichte geblieben wärst, — ach, dann würde ich Dich auch noch lieben.“

Sikula, — denn sie war es — sah dem Verwundeten mit überseligem Schmerz in die Augen; aber die hatten sich vor Ermüdung geschlossen. Sanft legten die beiden Frauen den Kopf des Kranken in die Kissen und verhielten sich schweigend, indem sie den immer regelmäßiger und tiefer werdenden Athemzügen des Kranken lauschen, die einen gesunden Schlaf ankündigten.

Wie kam Sikula hierher? Als im Frühjahr von 1834 Ramon unter seinem wahren Namen Juan de Alar in die Armee getreten war, hatte auch Sikula eines Tages die Königin verlassen, um Ramon, dessen echten Namen sie nicht kannte, zu folgen. Die wildeste Leidenschaft verbunden mit der innigsten Liebe zu dem hübschen, edlen Offizier war im Stande gewesen, das sonst so schüchterne Mädchen zu dem verwegenen Schritte zu begeistern.

Aber der Palastoffizier Ramon de los Montes war in der Garnison von Madrid wie Ildefonso verschollen, weil Juan es für gut gehalten hatte, Madrid sofort zu verlassen, erst seinen Vetter Don Juan Prim von der Hochschule abzuholen und als Freiwilliger der



Christina, Mutter der Königin Isabella II.

Armee zuzuführen, worauf er selbst in Barcelona ein Bataillon des Yriarte übernahm.

Die Nachfragen der eifrig herumstreifenden Sikula blieben nicht

nur ohne Resultat; sie erregten auch, weil alle Offiziere in Madrid und Santo Ildefonso den Namen Ramons als den des ersten Liebhabers der Königin kannten, ganz besondere Aufmerksamkeit und sogar Verdacht.

Ein Kammerherr der Regentin ließ, um allen Skandal zu vermeiden, die Sizilianerin verhaften.

Die Königin ahnte mit dem Instinkt der Eifersucht den richtigen Zusammenhang. So sehr sie selbst Sikula liebte, und sich deshalb recht schwer von dem vertrauten Kammerkätzchen trennte, so konnte die stolze Christina doch nicht anders, als Sikula für immer aus ihrer Nähe verbannen. Es war der Königin unerträglich, diejenige, welche ihr Ramons Herz entfremdet, wie sie argwöhnte, noch ferner zu ihrer Vertrauten zu haben, ja, überhaupt in Spanien zu wissen.

Sie ließ daher die gefangene Sikula auf einen neapolitanischen Kauffahrer bringen, der sie in Palermo ausschiffen sollte. Dort waren bereits Maßregeln getroffen, um Sikula in ihre Heimath am Aetna zu senden.

Die Königin hatte der treuen Zofe ein Landgütchen kaufen lassen, welches diese mit ihren Eltern bezog. Im Falle einer Verheirathung war der guten Sikula noch eine brillante Aussteuer zugesichert worden.

Sikula blieb ein Jahr in der Heimath. Nachdem sich aber die ersten Eindrücke derselben abgestumpft hatten, und die heimliche Liebe Sikula's zu Juan nicht nur nicht vergangen, sondern bei weitem tiefer geworden war und durch die innere Gestaltungskraft, die der wahren Liebe stets eigen ist, aus dem leichtblütigen, einfältigen, gedankenlosen Mädchen die gemüthstiefe, klar und ruhig denkende, aber um so heiliger fühlende Jungfrau gemacht hatte, da hielt es Sikula nicht mehr in der Heimath aus.

Die Sehnsucht nach Spanien, dem Vaterlande des Geliebten, machte sie melancholisch. — Sie irrte oft halbe Tage in den Bergen umher. Die Eltern und Geschwister hatten sich an das sonderbare Wesen Sikula's gewöhnt, und gaben keinen Besorgnissen mehr Raum.

Aber eines Abends kehrte Sikula nicht heim. Es vergingen Tage, Wochen, Monde: Sikula blieb verschollen. Man betrauerte sie als Selbstmörderin, deren Leichnam man vielleicht irgendwo in einer Felsenkluft durch Zufall finden würde.

Sikula aber hatte es vorgezogen, nicht dem Leben Ade zu sagen, sondern mit einer reichen englischen Familie, auf die sie in Messina getroffen war, als Zofe Sizilien zu verlassen und nach Cadix zu segeln.

Es war dem armen Mädchen übel ergangen. Sie hatte unsäglich Noth leiden und abwechselnd als Dienstmagd und Schiffs-Arbeiterin ihr Brod verdienen müssen. Oft waren unzählige Thränen darüber geflossen, daß ihr keiner von den vielen Offizieren, die sie gefragt, auch nur ein Wörtlein von Ramon hatte sagen können.

Erst nach mehreren Jahren war sie in Sevilla durch einen glücklichen Zufall mit Don Pedro de Sequanilla zusammengetroffen, dem Freunde Juan's. Er konnte dem Mädchen freilich keine bestimmten Angaben über Juan machen; aber Sikula erfuhr doch wenigstens den wahren Namen des Geliebten und das Truppencorps, welchem sein Regiment bisher zugetheilt war.

Lange, lange war sie als Marketenderin mit den Truppen umhergezogen, hatte die Strapazen des Lagerlebens getheilt, war mehr als einmal in Gefahr gewesen, von den Weiberschändern des Grafen Espanna gefangen genommen zu werden, bis sie endlich, nach unsäglichen Leiden, am Ende des Bürgerkrieges den Geliebten wiedergesehen hatte.

Er war stark gealtert, die blühende Schönheit der Jugend war vorüber, aber der seelenvolle Blick, der sie einst getroffen, war derselbe, und in wilderen Flammen wachte die alte Leidenschaft in Sikula's Busen auf.

Der Oberst Juan de Alar hatte keine Ahnung, wer seinen Spuren so lange Jahre voll Liebe gefolgt war; aber auch er bewahrte die süße Erinnerung an die kleine Zofe als letztes Abendroth der Jugend treu in seiner Seele. Kein Weib hatte ihn bisher fesseln können. Der Krieg war sein Handwerk, die Vernichtung der Pfaffenherrschaft in Spanien war sein Lebenszweck geworden.

Sikula hatte den Geliebten fallen sehen im letzten Treffen gegen die Carlisten; sie war hierher geeilt, um den Geliebten zu pflegen, wie eine selige Braut den Bräutigam. — — —

Der Adjutant Juan's, Alfonso, ein Jüngling von 16 Jahren, war unterdessen in's Zimmer getreten. Die beiden Frauen gaben ihm ein Zeichen, daß der Kranke in einen tiefen Schlaf verfallen sei und der größten Ruhe bedürfe. Alfonso verließ wiederum eben so leise, als er gekommen, das Zimmer, und setzte sich schweigend neben den alten Stella draußen vor'm Hause.

Der Abendwind spielte mit den Weinranken, die über Thür und Fenstersimse bis oben zum Dach hinaufgeklettert waren, und trieb mit den dicken Rauchwolken, die der Alte aus seiner Cigarette von sich blies, ein kurioses Spiel.

„Kapitän Stella! Verzeiht, wenn ich Euch störe, aber, was meint Ihr, wird mein Oberst wieder gesund werden, oder wird ihn das böse Wundfieber mitnehmen?“ sprach der junge Offizier mit vor Wehmuth zitternder Stimme den Alten an. —

„Ah bah! Was denkt Ihr, junger Fant! Euer Oberst wird noch Carriere machen, ist ja noch ein junges Blut; dem hat der Krieg eiserne Glieder und verwetterte Nerven gegeben. Da betrübt Euch nur nicht, und schaut mich munter an, sonst kommt mir's Wasser in die Augen.“

Der Alte rückte dem Adjutanten zutraulich näher.

„Mein Gott, Ihr seid wohl auch kaum aus dem Kinderrock 'raus, Sennor! Nehmt's nicht übel! Aber es freut mich, daß Ihr so früh auf dem Posten seid!“

Der Kapitän maß dabei den lächelnden Alfonso mit prüfenden Augen:

„Sechszehn, siebzehn Jahre höchstens? — Aus Murcia?“

„Habt's getroffen, Kapitän, bin Murciano, habe vor dem mit der Feder wacker gestritten; hab' sie aber weggeworfen, um den schlauen Paters was in's Gesicht zu kritzeln.“

„Bravo!“ rief der Alte, und setzte schelmisch lächelnd hinzu: „el cielo y suelo es bueno, el entresuelo malo*) würde die Klerisei und“ — sprach er dem Offizier halb in's Ohr — „die vielverliebte Regentin freilich von Euch sagen, denn wie mich dünkt, seid Ihr ein Demokrat und die Regentin und ihre Tochter sind's wohl nicht, für die Ihr Euch begeistert?“

„Kapitän! Ihr trefft den Nagel auf den Kopf.“

„O, Freundchen, ich habe meine Nase seit 30 Jahren überall gehabt, wo Jemandem was eingerührt wurde. Na, von dem Befreiungskriege gegen die Franzosen, wißt Ihr am Ende was aus den Büchern; aber — was so seit drei, vier Jahren geschehen ist, das haben die Herren wohl noch nicht recht herausgegeben. Wie lange seid Ihr dabei, Freund?“

„Seit einem Jahre, und zwar bin ich stets so im Trubel gewesen mit meinem Oberst hier im Gebirge herum, daß wir alle Beide nicht recht wissen, wie's zum Ende gekommen ist. Erst paukten wir uns noch bei Saragossa wacker, und dann auf einmal heißt's: Vorwärts zu den Basken! Wieder einige Tage, und die Carlisten-Armee hat die Waffen gestreckt. Wir konnten's nicht begreifen, die vielen

---

*) Himmel und Erde sind gut, aber die Menschen taugen nichts.

Bataillone! Zuletzt haben wir noch den miserabeln Feldzug gegen den Cabrera hier in Catalonien durchmachen müssen; und jetzt liegen wir hier wie von Gott und der Welt verlassen und haben keine Ahnung, was draußen los ist. Erzählt, Kapitän! was Ihr von all' dem wißt."

„O, da kann ich Euch schon dienen. Seht, Adjutant, ich bin hier aufgewachsen, und kenne alle Schliche in Katalonien, Navarra, dem Arragonischen Gebirge und bei den Basken. Laßt mich aber erst davon erzählen, wie ich anfing, eine Rolle zu spielen. Als alter Guerilla-Kapitano hab' ich mich erst von 1833—36 wie ein Eber in den Gebirgen hier herumgebissen, aber das ist ein wüstes Leben, wenn man planlos hierhin, dorthin zieht, und so kam mir's wie vom Himmel herunter, als mich General Don Juan de Halen freundlichst bat, als Träger wichtiger Verhaltungsbefehle zu Espartero zu gehen, — zu schleichen, wollt' ich sagen, denn überall hatten die Carlisten Wege und Gebirgspässe verlegt; aber ich alter Guerilla wußte mir schon Rath, daß sie mich nicht ausschnüffelten.

„Wetter, wie nahm mich der General auf! Ist das ein Mann! Er sieht wie gewöhnliche Menschenkinder aus, schaut recht ernst drein, denn er mußte ein holdselig Weib, die Jacinta Cruz und liebe Kinder auf der Insel Mallorka zurücklassen, das mag ihm wohl manchmal zu Herzen gehen, denn weich und edel ist er gewiß und gerecht! Gerecht sag' ich, und gut! Offizier! Wenn Ihr mal die Bourbonen fortjagt, den müßt Ihr zum König machen, der ist dazu geboren! Nun weiter.

„Die Carlisten belagerten unsere Leute in Bilbao, oben am Biscaischen Meere, und Espartero rückte mit uns in Eilmärschen heran, um die tapfere Stadt zu entsetzen, die sich nicht mehr lange hätte wehren können, weil die carlistischen Batterien schon stark Bresche geschossen hatten. Ja, wie wir ankommen, fehlt es uns an Artillerie, und den wackern Espartero wirft eine hartnäckige Erkältung auf's Krankenlager. Da war guter Rath theuer.

„Heil den Engländern, sie rissen uns aus der Verlegenheit! Oberst Wylde von der britischen Flotte, die auf der Rhede lag, ließ unverzüglich Artillerie ausschiffen und Batterien gegen die Carlisten errichten. Hui! fuhr da Espartero, der alte Löwe, vom Lager, als er die neuen Kanonenlieder von der Rhede summen hörte. Ich mußte als Adjutant ihm zur Seite bleiben, denn auf meine Schlauheit und Gewandtheit durfte er sich schon verlassen.

„Eins, zwei, drei — war er im Sattel, festen Blickes, ohne Wanken, keine Spur von Krankheit mehr! Wie ein Wetter sauste der

General die Truppenfront entlang; ein Anblick zum närrisch werden! Die Truppen jubelten und hofften auf den Sieg.

„Spanier!" rief der Feldherr! „Heut müßt Ihr siegen oder sterben! Pioniere vor! Die Armee muß über die Luchana!"

„Rasch wurden Flöße gezimmert; ein waldiges Hügelterrain verbarg unsere Vorbereitungen den Blicken des Feindes und hinüber ging's über die Luchana. Die Jäger-Compagnien aber konnten's nicht erwarten. „Drauf, drauf!" hieß es in den Reihen der muthigen Jäger. Der Feind war umgangen. Wie der Kriegsgott, war auch plötzlich General Espartero an der Spitze der im Laufschritt quer durch den Fluß vordringenden Jäger.

„Der Feind war überrascht, denn wir kamen ihm in die Flanke. Mit lautem Viva warfen sich die tapfern Jäger, Löwen gleich, auf den Feind; genommen waren die Kanonen, die wir sofort auf die Belagerer richteten, und in wenigen Stunden war die Armee des Don Carlos in voller Flucht.

„Alfonso! Das war ein herrlich Weihnachtsfest, und wir beteten recht herzinnig, als die Glocken von Bilbao zu uns herübersummten; ich werd's mein Lebtag nicht vergessen. Das war am Weihnachtsfest von 1836. Seitdem ist Held Espartero der Graf von Luchana. Na, den Namen hat er sich heiß verdient. —

„Das andere Jahr machte uns die Langeweile beinahe todt, nirgends durften wir recht dem Feind zu Leibe gehen, denn die Armee mußte vollständig umgeformt werden, und während wir Regimenter einrichteten und Rekruten einexercirten, in der Garnison den armen Bürgersleuten auf der Tasche lagen und die jungen Infanteristen den aragonesischen Mädchen die Cour machten, warfen den General die Steinschmerzen oft Wochen hindurch auf's Bett.

„Da hören wir auf einmal: Cabrera und Infant Don Sebastian sind auf dem Marsche nach Madrid! Das fuhr dem General wieder in die Beine; und flugs rückte die Armee in Eilmärschen den Carlisten auf dem Fuße nach. — Und denkt Euch nur, was geschah!

„Cabrera bestürmt den Prinzen, er solle in die Hauptstadt einrücken. Aber Don Carlos, der dabei war, fragte seinen Rathgeber Tejeiro, und der ist für den Rückzug! Alfonso! Begreift Ihr das?"

Alfonso schüttelte das Haupt.

„Eine solche Dummheit wollte nun freilich auch den carlistischen Soldaten nicht in den Kopf, sie waren unzufrieden und verloren Vertrauen und Muth. Wir haben ihnen die Retirade noch stark gepfeffert und

gesalzen. In der Ebene von Recuerta haben wir die Carlisten-Bataillone zusammengeworfen.

„Endlich aber, Anno 1838, hatten wir den Spaß, zu sehen, wie sich oben in den navarresischen Maulwurfslöchern und Schlupfwinkeln die Spinnen selber verspeisten. Das kam so.

„Eines Tages wurden plötzlich die besten Generale: Elio, Zariategny, Villareal, Gomez und noch Andere abgesetzt. Alles ist verdutzt; die Soldaten sehen einander an; und bald ging's an ein Schimpfen in der Armee, als gar der Dummkopf Guergué zum Ober-Commandeur proclamirt wird. Der Kerl mit der Teufelsnase, der sich selbst „Finsterling" zu nennen liebte, war der Armee ein Abscheu. — — Er bekam auch von uns ganz heillose Prügel in mehreren Treffen und in seiner Noth ernannte der Prätendent den General Maroto, einen guten Offizier, zum Oberbefehlshaber.

„Da war er aber an den richtigen gerathen; denn der fing an aufzuräumen; hast Du nicht gesehen — paff — paff — ließ er vier Generale, die gegen ihn gewühlt hatten, erschießen.

„Das war im Februar 1839. Seht, Freund, so fraßen sich die Spinnen selber auf; da mußt's wohl doch zu Ende gehen mit der Herrlichkeit des frommen Betbruders Don Carlos, den Gott verdammen möge in den tiefsten Grund der Hölle für die zahllosen Greuel, die er verüben ließ an Gefangenen, an Greisen, Weibern, Mädchen und Säuglingen.

„Aber weiter. Nun erhoben sich gar noch die Basken unter ihrem edeln Munnagorri gegen den Don Carlos und schickten eine Deputation zu Espartero. Wie wurden die wackeren Söhne des Gebirges, ob sie gleich unsere Feinde gewesen, mit stürmischen Viva's empfangen! sie hatten ja nur für ihre vermeintliche Freiheit gekämpft, aber die Augen waren ihnen aufgegangen.

„Der General der Carlisten, Maroto, aber merkte den Braten, und, um sich zu salviren und nebenbei noch ein erträgliches Geschäft zu machen, ließ er unserem General einen Vertrag anbieten. — Ach, du schöner Tag im Augustmonat! daß ich ihn sehen durfte, der unserm schönen Spanien den Oelzweig des Friedens schenkte!

„In einem Thale bei Vergara hatten wir uns am Morgen des 3. August 1839 aufgestellt. Allen klopfte das Herz wie vor einer großen Revue. Endlich kamen sie angerückt, die Carlisten mit klingendem Spiel, achtzehn Bataillone, fünf Schwadronen und mehrere Batterien Artillerie. Sie schulterten; wir präsentirten. „Viva! Viva! Vos hermanos! (ihr Brüder!) Viva libertad! Viva la constitu-

cion!" brauste es grüßend herüber und hinüber. Als der Vorbeimarsch beendigt war und die Gefangenen ihre Gewehre hingeworfen hatten, gab es ein Umarmen und Küssen und Singen und Springen im Lager; und die alten Leute und Weiber und Mädchen kamen herbei und küßten dem Feldherrn die Hände, den Rock und nannten ihn einen Friedensengel, einen Heiland, den Vater der Freiheit." —

Der alte Stella hielt inne. Ein Strom von Thränen lief ihm die gebräunten Wangen herab, und er konnte seiner Rührung nicht sogleich Herr werden. Auch der Adjutant war tief erschüttert. —

„Das Andere wißt Ihr ja, habt's selbst mitgemacht, habt selbst den Don Carlos am 14. September über die Grenze nach Frankreich hinüber drängen helfen, und kommt nun eben hier an stracks von der Vertreibung des Bluthundes Cabrera, wobei Euer armer Oberst noch die Zeche bezahlen mußte. — Aber," schloß der Alte leise, — „die Sippschaft in Madrid hat das Alles nicht verdient. Mit der müssen wir auch mal Feierabend machen!" —

Des Alten Gesicht, das vorher so trüb' und verdrossen ausgesehen, strahlte von innigster Befriedigung.

„Adjutant! Ihr werdet doch wohl nicht immer dem Waffenhandwerk dienen, wie ich alter, zusammenkanonirter Soldat, der zu weiter nichts zu gebrauchen war? Wenn Ihr nun wieder auf's Papier kritzelt, da seid nur ein wackerer, unerschrockener Kämpe, und haltet darauf, daß es die Herren drucken lassen. Wißt Ihr auch, was ich mit meinem kleinen Vermögen thun will? Ich werd's für eine Schule hergeben, daß dem jungen Volk ein Licht angesteckt und die Pfaffen entlarvt werden!" —

Don Alfonso nickte dem alten Kapitano leuchtenden Blickes zu:

„Kapitano, seid dessen gewiß, daß ich meine Feder immer und überall nur für die Freiheit und Wahrheit brauchen werde. Mit diesen heiligen Ideen steh' ich und fall' ich!"

„Schön von Euch! Aber gebt Euch keinen übertriebenen Erwartungen hin, wie es die Jugend so gern thut. Ihr werdet vielleicht alt und grau werden im Kampfe für die Freiheit, man wird Euch in's Gefängniß dafür stecken; denn seht nur um Euch herum, da ist noch sehr viel Dummheit und Faulheit! Das wird Arbeit kosten!

„Schade, schade um die unzähligen Blut- und Thränenströme, die Spanien für die beiden Königinnen vergossen hat! Die werden's Spanien nicht danken, und glaubt mir's nur: eher scheint die Sonne nicht über unser armes Vaterland, bis Ihr junges Volk, bis Ihr jungen Helden couragirt Kehraus gemacht habt mit all' den Bour-

bonen, Beamten und Pfaffen! Alles, Alles muß hinausgefegt werden. Denn erst, wenn wir reinen Tisch haben und eine Republik, wie die Amerikaner drüben, dann erst wird's gut werden bei uns, dann erst wird Frieden und Segen einziehen!" —

Don Alfonso reichte dem alten, scharfblickenden Guerilla die Rechte. „Ich schwöre es Euch, Kapitano Stella!" — —

Wir verlassen vorläufig das Pyrenäen-Dorf, um unseren Blick wieder einmal über das von den Schrecken des Bürgerkrieges befreite Spanien schweifen zu lassen.

Dreizehntes Kapitel.

Christina und Isabella verlassen Madrid.

Der Befreier Spaniens, Baldomero Espartero, Graf von Luchana, bekam als Auszeichnung von der Regentin noch den Namen: Herzog von Viktoria (Siegesherzog).

Alle Parteien, die Anhänger des Don Carlos und der Pfaffenherrschaft ausgenommen, nannten den Namen des Siegesherzogs mit Ehrfurcht und Zuversicht.

Die Regentin selbst aber hatte sehr viel von ihrem Ansehen verloren. —

Der Umstand, daß sie mit dem bereits erwähnten Leibgardisten Munnoz, der später den Namen Herzog von Rianzares erhielt, eine heimliche Ehe geschlossen hatte, schadete ihr sehr in den Augen der Spanier.

Noch mehr aber machte sie sich durch ihr verfassungswidriges Regiment verhaßt, und ganz besonders, weil sie durchaus die Unabhängigkeit der Communen und Gemeinden zu vernichten trachtete.

Ein unabhängiges Gemeindeleben ist aber den Spaniern in Fleisch und Blut gewachsen.

Gewisse Einflüsse, die man längst beseitigt glaubte, machten sich von Neuem geltend. Die königlichen Bedienten im Schlosse zu Madrid zischelten einander wieder manches in die Ohren von dem gespenstischen Corridor, wo sich zur Nachtzeit Mönche sehen lassen.

„Peppo, Du bist ein alter Haushahn hier, kannst Du denn nichts klares davon erzählen?“ fragte eines Tages einer der Lakaien der Regentin seinen Collegen, der schon vom Alter gebeugt war.

„Freundchen, bring' mich nicht mit derartigen Ammenmärchen in Verlegenheit. Ich laß die Mönche ungeschoren, mögen sie kommen wann und wo sie wollen.“

„Hat nicht einer einmal dem Liebling des seligen Königs Fernando den Hals umgedreht?“

„Frag' mich nicht. Ich weiß nur soviel, daß es in unserem Spanien bald wieder etwas geben wird. Wenn die Mönche und Kutten im Schlosse herumgingen, hat's mein Lebtag nichts Gutes bedeutet.“

„Peppo! Denkst Du, ich wüßt's nicht, wie manch' Päckchen des Nachts unter den langen Mönchskleidern fortwandert? Merkt auf, wir werden bald Alle an die Luft gesetzt werden, denn beim Sanct Jago de Compostella! die Königin-Regentin wünscht eine Luft-Veränderung.“

Pater Bernardino ließ sich zwar nicht mehr bei der Königin Christina sehen, seit sie ihn Anno 1834 hatte einsperren lassen, aber er hatte seine getreuen, ergebenen Werkzeuge, die zu den Gemächern der Regentin Zugang fanden. Wir nennen vorläufig den schlauen und gewandten Pater Claret.

Dieser Claret war aus Catalonien gebürtig. Auf seinen Kreuz- und Querzügen hatte Pater Bernardino den erwähnten Jünger beim Webestuhle aufgefunden; ein einziges Gespräch hatte genügt, um in Claret ein gutes Werkzeug zu entdecken für die Pläne des Ordens, dem Bernardino bekanntlich angehörte. — — — — — — — —

Wieder entbrannte ein heißer, erbitterter Meinungskampf und der Gemeinderath von Madrid trat so kühn auf, daß es die Regentin für gerathen hielt, mit ihrer Tochter, der Königin Isabella, die Residenz zu verlassen und sich unter den Schutz des Siegesherzogs Espartero zu stellen.

Dieser Schritt mußte der Regentin sehr schwer werden. Denn im Laufe des furchtbaren Bürgerkrieges war sie aus einem zartfühlenden Weibe fast ein Mann geworden.

Dazu kam, daß zwischen der königlichen Tochter Isabella und der neuen Familie des Munnoz ein arger Zwiespalt herrschte.

Denn die Erzieher der jungen Königin Isabella hatten dieser schon soviel von ihrer Bedeutung beigebracht, daß sie ihre Stiefgeschwister sehr verächtlich behandelte. —

Da die Aufregung in den Provinzen immer mehr zunahm, so

glaubte Christina, daß ihr eine dauernde Entfernung aus Spanien bevorstände und sie wollte sich daher für alle Fälle vorsehen.

Schwere verschlossene Wagen verließen zuweilen am frühen Morgen oder am späten Abend Madrid, um den Weg nach Valencia einzuschlagen.

Es fiel dergleichen schon im Publikum auf. „Sennor", fragte eines Tages ein Bürgersmann seinen Freund von der Garde, „da drin bei der Regentin im Schlosse ist's wohl nicht ganz geheuer, die Regentin scheint schon an's Einpacken zu denken."

„Freund, ich hab' in keine von den Kisten und Kasten geguckt, aber kann mir wohl denken, was darin liegen mag."

„Ja, so geht der Gottessegen und der Bürgerschweiß aus dem Lande."

„Na, macht nur nicht etwa Spektakel. Laßt sie nur ziehen, ist sie weg, kommt sie sobald nicht wieder."

In der That packte Frau Munnoz, wie sie spottend genannt wurde, fleißig ihre Juwelen und Kostbarkeiten ein. — Allein sie wollte vor allen Dingen noch ein letztes Mittel versuchen, ihren Einfluß zu behalten. Deßhalb sollte die junge Königin Isabella mit ihr zugleich Madrid verlassen, damit sie dem Einfluß der Madrider Demokraten entzogen würde. Unter den Schutz des Espartero wollte Christina das unmündige Kind stellen.

Isabella hatte aber keine Lust, Madrid zu verlassen.

Denn sie hätte eine Trennung von der Mutter nicht ungern gesehen, da es am Hofe bereits Personen gab, denen die junge Königin mehr herzlich zugethan war, als der Regentin. Unter diesen befand sich der Beichtvater der Regentin, er erwartete von einer Trennung der Mutter von der Tochter eine Erweiterung des religiösen Einflusses auf die letztere. — — —

Der Präsident des Minister-Conseils Perez de Castro war zur Regentin befohlen worden und zwar am Vorabend der Abreise der beiden Königinnen.

Mit echt spanischer Grandezza empfängt die düstere Regentin den Minister.

„Ich habe Sie, mein getreuester Sennor, zu mir rufen lassen, um Ihrer Majestät der Königin Isabella, meiner lieben Tochter, Vortrag zu halten, wie es das Staats-Interesse gebieterisch fordert, daß sie mich auf meiner Reise nach den nördlichen Provinzen begleite, um dem edlen und braven Herzog de la Vittoria zu danken für seine treuen und tapfern Dienste."

Diese wenigen Worte machten auf den Minister und die Königin Isabella einen ganz verschiedenartigen Eindruck. — Das halbwachsene königliche Kind war einestheils geblendet und erschreckt vor dem Ausdruck „Staatsinteresse“, und war schon jetzt bereit, sich der höhern Einsicht eines Mannes unterzuordnen; anderntheils wurde die junge Königin heute das erstemal in offiziellster Weise darüber aufgeklärt, wieviel an ihrer Person gelegen war.

Diese Stunde war ein Unglück für sie. Die übertriebene Vorstellung ihres Werthes ihrer von Gott verliehenen Gewalt ist bis zu ihrer letzten Flucht aus Madrid die Quelle aller ihrer politischen und moralischen Verirrungen geworden.

„Sennor,“ erwiederte Isabella mit einem komischen Pathos, „wenn Sie mir versichern, daß es nothwendig ist, meine königliche Mutter, die Regentin, zu begleiten, so werde ich mich dazu entschließen, bitte aber, daß der Gemahl meiner Mutter dieselbe nicht begleiten darf; in solchem Falle würde ich nur zwangsweise Madrid verlassen.“

„Ihre Majestät, die Königin von Spanien, deren Vormund und Stellvertreterin ich zur Zeit zu sein noch die Ehre und das Recht habe,“ erwiederte mit bitterer Ironie die Regentin Christina, „liebt es, Ihre Einsicht über die meinige zu setzen. Es ist sehr traurig, daß ich den Präsidenten des Conseils in einer rein häuslichen Frage bemühen mußte. Ich wünsche aber, daß meine Tochter rechtzeitig darüber aufgeklärt werde, daß die Pflichten einer Mutter und einer Regentin in diesem Augenblick zusammenfallen.“

„Majestät“, wandte sich ehrerbietig Perez de Castro an die zehnjährige Königin Isabella, „so große Macht und Hoheit auch den Fürsten von Gott verliehen ist, so sind sie doch, wie alle Menschen, den Umständen unterworfen, und je höher sie gestellt, desto größer ist die Verantwortlichkeit, welche sie tragen. Auf Ihrem jugendlichen Haupte liegt vor der Hand noch nicht die Verantwortlichkeit Ihrer hohen Stellung.

„Hier steht Ihre Majestät, die Königin-Regentin, die nach göttlichem und menschlichem Recht dazu bestellt ist, die Gedanken, die Ihr jugendliches Haupt noch nicht denken können, zu denken, und mit Hülfe würdiger Rathgeber und tüchtiger Beamten auszuführen.

„Espartero, der durch seine ruhmreichen Truppen den langen Krieg beendigt und Ihren Thron endlich sicher gestellt hat, wird noch lange eine feste Stütze der neuen Ordnung sein müssen, und —“

„Warum kommt der Siegesherzog nicht nach Madrid?“ fragte rasch Isabella.

Der Minister war auf diese so natürliche Frage nicht vorbereitet, aber schnell gefaßt, setzte er seine Rede fort:

„Der Siegesherzog ist noch mit der Ordnung der militärischen Angelegenheiten in den Provinzen beschäftigt, und es ist nothwendig, daß sich die junge Königin dieses Landes sowohl als die hohe Regentin in der Provinz zeigen. Das erhöht die Anhänglichkeit der Unterthanen und die Festigkeit des Thrones. Haben mich Ew. Majestät wohl verstanden?“ fragte der Minister lächelnd.

„Ja, Sennor! Ich werde reisen.“

Isabella sprach es mit einem Phlegma, das ebenso in gut gespieltem Bewußtsein, als in Müdigkeit wurzeln konnte.

Der Minister verabschiedete sich rasch, froh, einer Scene entgangen zu sein, die ihn wie einen kahlköpfigen Gelehrten unter Backfischen nur lächerlich machen konnte. Jedenfalls wäre eine solche Audienz, wenn sie öffentlich stattgefunden hätte, an der königlichen Würde zum Todtengräber geworden.

Die Königin-Regentin triumphirte, denn sie kannte den Charakter ihrer Tochter zu genau, um zu wissen, daß diese sobald nicht wieder in Versuchung kommen würde, die Königin zu spielen und sie hatte beschlossen, immer so zu handeln. In der That hat sich auch Isabella bis zu ihrer Volljährigkeit nicht mehr um dergleichen Dinge gekümmert.

Am nächsten Tage, in aller Frühe verließen die beiden Königinnen das Schloß. —

In Madrid sah es sehr unruhig aus. Als die Entfernung der beiden Königinnen, die einer Flucht ähnlich war, ruchbar wurde, versammelte sich das Volk auf der Puerta del Sol, auf der Plaza Mayor und der Alcala-Straße und zog unter Viva's auf die Freiheit vor das Rathhaus. Der Gemeinderath hatte sich in aller Eile zusammengefunden, und da seine Mitglieder Fortschritts-Männer waren, so constituirte sich der Gemeinderath sofort als „Central-Junta“ (Regierung) von Madrid, suspendirte die Gewalt der Königin-Regentin und erließ eine Proclamation an die Spanier in den Provinzen, worin diese zum Anschluß und zur Absendung von Delegirten nach der Hauptstadt aufgefordert wurden, um über die Lage des Königreiches zu berathen.

Man fürchtete nämlich allgemein die Energie der Regentin, und benutzte daher die erste Gelegenheit, ihr das Zepter zu entreißen, da sie niemals ehrlich den Ideen der Freiheit gedient, sondern mit Hülfe derselben sich nur auf dem schwankenden Throne erhalten hatte.

Die Madrider Bewegung fand im ganzen Lande begeisterten Widerhall, und schon auf der Reise konnte sich Marie Christina davon überzeugen, daß sie gerade so, wie Don Carlos, überflüssig geworden war.

Vierzehntes Kapitel.

Espartero, der Siegesherzog.

Im Stadthause des alterthümlich gebauten Barcelona bewohnt der Siegesherzog ein einfaches Zimmer. Er hat allen Pomp zurückgewiesen, mit dem ihn die demokratische Hauptstadt Kataloniens ehren wollte, denn bescheiden, wie er stets aufgetreten war, eingedenk seiner Abstammung aus dem Volke heraus, blieb er auch jetzt, obgleich ganz Spanien ihn als den Retter aus gräßlicher Kriegsnoth pries.

Das Volk drängt sich jubelnd vor den Fenstern des schmucklosen Gemaches und ruft: „Viva la libertad y el duque de la Vittoria! Viva Espartero!" Es lebe die Freiheit und der Herzog von Vittoria! Es lebe Espartero!

Wie tief muß es den Helden rühren, daß sein Name mit dem der Freiheit so innig verbunden wird! — Und gewiß, er verdient es, denn sein Herz ist da, wo die Fortschrittspartei seines Vaterlandes sich zum Kampfe gegen alle absolutistischen Gelüste vorbereitet.

Er ist fest entschlossen, seinen Degen nur dann der Regentin zu weihen, wenn es im Interesse der beschworenen Verfassung geschieht.

Sinnenden Blickes, als hörte er die Rufe des Volkes unten nicht, sitzt der Feldherr in einem reich geschnitzten Polsterstuhle, und läßt seine Blicke zuweilen über einen jungen Offizier gleiten, der eben zu ihm gesprochen hat.

„Rivero! Eure Jugend reißt Euch wieder einmal fort. Laßt Euch von einem vielgeprüften Manne belehren, der sicherlich nicht daran denkt, weder unter dem Pantoffel einer ränkesüchtigen Königin zu stehen, noch den Launen eines hergelaufenen Prinzen zu dienen. Die Republik ist noch nicht die rechte Regierungsform für die Spanier. Ich fürchte, daß die kaum mühevoll zusammengeflickten Provinzen bei der Losung

„Republik“ sogleich auseinander fallen und dann erst recht, bei der Dummheit der großen Masse, die Beute der Pfaffen werden! Spanien muß erst innerlich erstarken. In zwanzig oder dreißig Jahren, ja, dann wär's!“ —

Der junge Rivero holte tief und schwer Athem, daß der erfahrene Feldherr und väterliche Freund so kalt und logisch seine schönen Träume von einer spanischen Republik zu nichte machte.

„Herzog! Ihr habt mir aber noch nicht gesagt, wie es möglich gemacht werden soll, unser Vaterland endlich so weit zu bringen, daß alle, alle Spanier denken lernen und sich mit Bewußtsein eine Regierungsform wählen können. — Seht, die intelligente Bevölkerung der großen Städte ist den Bewohnern des Landes und der kleinen Ortschaften weit, weit voraus. Sollen sie verurtheilt sein um dieser Nachzügler willen, auf ihre Wünsche zu verzichten? Sind die Städte Madrid, Barcelona, Cadix, Sevilla und Valencia nicht die Mittelpunkte des öffentlichen Lebens?“ — —

Espartero lächelte schmerzlich und entgegnete dem jugendlichen Sprecher:

„Euer Eifer ehrt Euch, aber Ihr seht die Zustände rosenfarben. Glaubt Ihr denn wirklich, daß die Intelligenz der großen Städte im Allgemeinen mehr als hohler Phrasenkram ist? Seht doch einmal die Insurgenten von Malaga an. Sie haben Scheußlichkeiten im Namen der Demokratie begangen, die diesen heiligen Namen nur in Mißkredit bringen können. Denkt ferner an die entsetzliche Ermordung des General-Gouverneurs Quesada vor vier Jahren. Sind das nicht unwiderlegliche Beweise von der Rohheit der aufgeregten Menge? Solche Greuel schrecken alle diejenigen ab, die noch mit dünnen Fäden an den alten Gewohnheiten hängen, und Ihr wißt selbst, wie eifersüchtig der Spanier auf seine Eigenthümlichkeiten ist, und wie schwer es ihm wird, sich von alten Einrichtungen und Gewohnheiten zu trennen. Die neuen Fortschrittsideen tragen noch zu sehr den Stempel des Ausländischen an sich. Es müssen erst viele Jahre vergehen, ehe das Volk durchdrungen ist von der Macht des Gedankens und der Idee!“

Kapitän Rivero schüttelte traurig das Haupt mit den schwarzen Locken. „O, ich überzeuge mich, daß wir noch lange wie die Mühlesel im Kreise herumtrollen werden. Auf ein liberales Ministerium wird, in Folge einer Palast-Intrigue, ein gemäßigtes Ministerium folgen; man wird die Presse knebeln und Alles ist wieder verloren. Das Häuflein Gebildeter müßte unbedingt das Volk mit sich fortreißen, und

Ihr, General, seid der Mann, auf den Spanien sieht. Ihr könnt Vieles, ja, Ihr könnt Alles machen!" —

Espartero lächelte über den Enthusiasmus des jungen Republikaners, wurde aber bald darauf wieder ernst.

„Ich glaube fast selbst, daß die Spanier berauscht genug sind, mich, den Sohn des Erfolges — merkt recht auf, Rivero, den Sohn des Erfolges auf ihren Schild zu erheben, aber ich sehe auch wiederum die Zeit kommen, wo man mich überdrüssig haben wird. Das Glück ist eine feile Dirne; es hängt sich bald an diesen, bald an jenen. Was glaubt Ihr wohl, was man mir dann vorwerfen wird, wenn ich Miene machen möchte, Spanien eine republikanische Regierungsform zu geben?"

Rivero schwieg überwältigt von der Klarheit dieses ehrlichen Generals, dem seine Feinde Ehrgeiz angedichtet haben.

Espartero fuhr fort:

„Die Freunde der gemäßigten constitutionellen Monarchie, die Ehrgeizigen ohne Charakter und die Exaltados, Eure guten Freunde, werden sich in dem Rufe vereinigen: Fort mit ihm, er will König werden. In jeder meiner Regierungshandlungen wird man einen gefährlichen Ehrgeiz erblicken. — Der reine Ehrgeiz, der die Triebfeder der edelsten und größten Thaten ist, wird mir als Verbrechen ausgelegt werden."

Espartero wandte sich nach diesen schneidenden Worten nach dem hohen gothischen Fenster, das nach dem Marktplatz hinunter schaute, und heftete seinen Blick stumm auf die wogende Volksmenge vor dem Hause.

Rivero nahm das Gespräch wiederum auf: „General! Ihr seht schwarz, sehr schwarz, aber ich will mein heißes jugendliches Wünschen Eurem weisen männlichen Urtheile gern unterordnen. Aber ein Wort noch, General! Die republikanische Partei spricht zu Euch aus meinem Munde. Wenn die Central-Junta von Madrid Euch die Regentschaft überträgt, werdet Ihr Euch stolz in den Philosophenwinkel zurückziehen? Werdet Ihr dann durch Euer Nein das Signal geben zu einem Wettlauf der ehrgeizigen und charakterlosen Männer nach der höchsten Gewalt?"

Espartero reichte mit herzlichem Lächeln Rivero die Hand: „Nein, Bürger Rivero! Wenn Spanien mich ruft, will ich kommen. Heißt mich Spanien gehn, — werd' ich gehn — und meinen Kohl bauen wie der edle Römer Fabricius!"

Rivero rief in höchster Freude: „Dank Euch, General! Ihr

rettet Spanien! Nun wißt Ihr zugleich, daß Ihr von den Exaltados nichts zu besorgen habt. Sie werden Eurer staatsmännischen Zurückhaltung Rechnung tragen und Eurer Regentschaft keine Verlegenheiten bereiten. —

Auf dem Marktplatze entstand eine große Bewegung, lebhaftes Gemurmel und donnernde Viva's drangen herauf. Die beiden Männer hörten es kaum, sie waren tief in Gedanken versunken; doch bald that sich die Thür auf und etwa zehn Männer in langen, kastilischen Mänteln traten ein. Der Sprecher, ein Mann nahe dem Greisenalter, näherte sich dem Herzog und sprach:

„Wir grüßen Euch im Namen des befreiten und dankbaren Vaterlandes! Ihr seht hier die Delegirten der Central-Junta von Madrid. Ihre Majestät die Königin-Regentin hat mit ihrer Tochter Isabella, der rechtmäßigen Königin, die Residenz verlassen und uns dadurch gesagt, daß sie sich den gerechten Wünschen der Bürger von Madrid entziehen will. Es trat daher sofort eine Junta zusammen, deren Mitglieder der Fortschritts-Partei angehören, und die entschlossen ist, die Zügel der Regierung nur einem ehrlichen und wackern Manne anzuvertrauen. Wir kommen daher zu Euch, General, und bitten Euch, an die Spitze der Bewegung zu treten und die Verfassung von 1837 in ihrer Reinheit zu wahren, sie nach ihrem Sinn und Buchstaben getreulich auszuführen.“ —

Espartero hatte ohne jede Erregung den Sprecher der Deputation angehört. Ebenso ruhig warf er die Worte hin:

„Männer von Madrid! Ich will Spanien nicht den Frieden rauben; ob ich gleich selbst ein rauher Kriegsmann bin von Jugend auf, so ist mir der Krieg als Handwerk doch zu unehrenhaft. Sagt selbst, darf ich der Führer einer Residenz-Partei werden? Nicht dem Volke von Madrid, sondern dem Volke von Spanien bin ich verantwortlich!“ —

Der Sprecher der Madrider Deputation erwiderte hierauf:

„Wir wissen, daß Ihr ein ehrlicher Mann und mehr ein Bürger als ein Soldat seid; deshalb sind wir zu Euch gekommen. Was nun die Zustimmung des übrigen Landes betrifft, so können wir Euch die zustimmenden Beschlüsse vieler der bedeutendsten Provinzial-Junten vorweisen.“

Ein anderes Mitglied der Deputation breitete vor dem General auf dem Tische eine Anzahl Papiere aus.

„Hier,“ begann der Sprecher wieder, und reichte eine Urkunde nach der andern dem General hin, „die Zustimmung Sevilla's! —

hier von Cadix, — hier von Granada, — hier von Cordova, — von Malaga, — von Bilbao, von Leon, — — und hier, General, diejenige von Badajoz, von Saragossa und Valladolid!

Espartero flog stumm die verschiedenen Anschluß-Erklärungen durch und erklärte hierauf:

„Als Patriot steh' ich auf der Seite der Madrider Junta. Als Staatsmann und General aber darf ich und will ich mich nicht an die Spitze einer Revolution stellen gegen die Königin-Regentin, der ich meinen Degen geweiht habe. Ich werde aber wiederum meinen Degen nicht gebrauchen lassen als Werkzeug des Despotismus. Hier hört der Bürger auf und fängt der Soldknecht an!"

Die Versammelten stimmten in ein lautes „Viva Espartero!" ein. Dieser fuhr fort:

„Ich verspreche Euch, der Regentin im Sinne der verfassungsmäßigen Freiheit die dringendsten Vorstellungen zu machen, und erst dann dem Rufe der Nation zu folgen, wenn dieser Ruf ein einmüthiger ist von den Pyrenäen bis zur Punta de Europa und von Corunna bis zum Cap de Palos!"

Herein traten die Deputirten der Stadt Barcelona.

„General! In diesem Augenblick hat sich die Junta von Barcelona einstimmig für die Unverletzlichkeit der Verfassung von 1837 und die Regentschaft des Herzogs von Vittoria ausgesprochen."

Die Bewegung unter den Anwesenden stieg; einmal über das anderemal rief Espartero:

„Bürger! Ihr macht mich zum Rebellen! — Bedenkt Euch wohl, eh' Ihr meinen Namen zur Fahne macht!"

Inzwischen wurde es unten auf dem Marktplatz wiederum laut. Rivero eilte an's Fenster; strahlenden Blickes trat er zum General und flüsterte ihm etwas in's Ohr. —

Die Thür öffnete sich und etwa zehn Mann in bäuerischer Tracht traten ein, geführt von einem Alten in halb ländlicher, halb militärischer Kleidung eines Guerilla-Kapitano's.

Rivero eilte den Eintretenden entgegen, faßte den Alten, dessen Gesicht eine Narbe zierte, bei der Hand und führte ihn dicht vor den General mit den Worten:

„Seht, Feldherr, Euren getreuen Adjutanten von Luchana, den wackern Guerilla-Kapitano Stella! Er bringt Euch die Grüße der catalonischen Republikaner!"

Der Herzog breitete die Arme aus und rief:

„Kapitano! Seid willkommen! Ist es wahr, was dort der

Jüngling sagt? Redet! Wo bliebt Ihr seit dem Tage von Bergara? Habt Euch wohl dann in die Berge verkrochen, alter Held?"

„General! Laßt den alten Stella nur erst Athem holen. Teufel, ist das hier eine Luft in der Stadt! Na, ich will's kurz machen vor den Herren hier. Ich und diese Männer hier sind gesendet von den Dörfern und Flecken, die vom Cap de Creuz bis zu den Wäldern des Maladetta und dem Thale von Arran liegen. Hier," — er zerrte seine Gefährten fast gewaltsam vor den General — „sind gerade solche Pulverköpfe als ich, alte zusammenkanonirte Krieger, aber kreuzbrav, kommen aus den Bergen von Seu d'Urgel. Wir Alle zusammen sind der Meinung: In Spanien muß reiner Tisch gemacht werden. Die Verfassung von 1837 soll vorläufig hoch und unverfälsch gehalten werden, und General Espartero, — mag der Teufel den Herzog holen!" — brummte er zwischen den Zähnen — „soll der Vormund der jungen Isabella und der Regent in Spanien sein. Espartero ist kein Heuchler und Schmeichler, den wollen wir; und wer den nicht will, dem soll ein heiliges Donnerwetter auf den Kopf fahren! Ganz Katalonien für Euch, General!" —

Des Herzogs hatte sich eine tiefe Rührung bemächtigt bei den derben Worten des Kapitano, und er nahm daher rasch das Wort:

„Bürger von Madrid, Barcelona und Katalonien! Aus Eurem Munde sprechen viel tausend edle Spanier zu mir, die Nation ruft mich! Habt Ihr Vertrauen zu mir, ohne daß ich zu Euch sage: Ja, ich will der Regent sein? Sehr werthvoll ist mir die ehrliche Unterstützung der demokratischen und republikanischen Partei! Vereint werden alle liberalen Fraktionen das große Ziel erreichen: Ein durch die Freiheit beglücktes Spanien. Ich gehöre zu Euch und werde nur in Euerm Sinne handeln, — aber — ich bitte Euch im Namen des Vaterlandes, schändet Eure Sache nicht durch Unordnung und brutale Gewalt!"

Rivero trat rasch an's Fenster und rief hinab:

„Spanier! Der Herzog von Vittoria hat sich für die Sache der Freiheit erklärt!"

Wie ein Gewitter brach der Jubel unten los und wälzte sich gleich Sturmeswogen durch die Straßen. „Viva Espartero! Viva el gubernador! Abajo Christina! Viva Republika!" brauste es über den Marktplatz.

Espartero drehte sich fast erschrocken nach Rivero um und sagte:

„Unbesonnener, Sie compromittiren mich!"

„General! Das Volk hebt Euch auf seine Schultern, auf das Schild Spaniens! Ich beschwöre Euch! Eure Bescheidenheit könnte unheilvoller werden als Euer Ehrgeiz! Zeigt Euch dem Volke!"

Die im Zimmer Versammelten stimmten begeistert in die Rufe ein.

Der Herzog zeigte sich und wurde mit höchstem Enthusiasmus begrüßt.

Noch donnerte der Jubel fort — da begannen von einigen Kirchen die Glocken zu läuten. Cavalleristen sprengten auf den Platz und schienen an einigen Punkten mit den Volkshaufen in Conflikt zu gerathen.

Man rief einander zu: „Die Regentin mit der Königin ist da!"

„Nieder mit ihnen!" antwortete in furchtbarer Einmüthigkeit das Volk.

Espartero sah und hörte den Trubel. Er blickte düster drein, aber nur wenige Augenblicke war er unentschlossen.

Rasch wandte er sich nach Rivero um: „Lieber Rivero! Besorge Pferde für uns alle."

In wenigen Minuten waren Espartero und seine Gäste zu Pferde gestiegen.

Begleitet von den Zurufen der Menge setzte sich die Cavalcade, der sich noch eine Anzahl Offiziere angeschlossen, nach der Vorstadt in Bewegung.

Der fortdauernde Tumult, das ununterbrochene Glockengeläut, Böllerschüsse u. s. w., hätten den Fremdling nicht in's Klare kommen lassen, ob er sich in einer jubilirenden oder rebellirenden Stadt befände.

Fünfzehntes Kapitel.

Die verlassene Regentin.

Draußen vor dem Thore befand sich die Villa eines reichen Kataloniers, der es stets mit den Radikalen oder Demokraten gehalten hatte. Antonio hieß er, war früher Bauer gewesen und war durch Glück und Geschäftssinn zu Reichthümern gekommen.

Als die Königin-Regentin mit der jungen Isabella und ihrem

militärischen Gefolge vor den Thoren der katalonischen Hauptstadt angelangt war, hatte sie erst die Nachricht von der Revolution in derselben erhalten.

Es erschien ihr nicht gerathen, den Einzug zu halten und sie nahm daher die Gastfreundschaft des Antonio in Anspruch. Es wurde ihr und dem Gefolge der größte Theil der Villa von dem gefälligen Besitzer eingeräumt.

Unter dem Dache des Demokraten war sie gewiß sicherer vor Beleidigungen, als in dem königlichen Schlosse innerhalb der Stadt.

Der dicke Garde-Offizier Don Pedro de Sequanilla, der es während des Bürgerkrieges bis zum Obersten gebracht hatte, befand sich bei der Eskorte. Fluchend ging er vor der Villa auf und nieder, und redete mit sich selbst, nach seiner Art.

„Verfluchte Kerls, diese Barcelonio's, schließen gar den Majestäten die Thore vor der Nase zu; da soll man hier wieder mal wie im Kriege campiren! Eine schöne Geschichte! — Na, es ist aber der Christina schon gesund, warum liegt sie fortwährend mit ihrem Volke in Hader. Kaum haben wir uns die verwünschten Karlisten vom Halse geschafft — sitzen uns im Handumdrehen die Demokraten im Nacken! Aus Madrid beinahe herausgeworfen und in Barcelona nicht hineingelassen; beim heiligen Sylvius von Almagro, das ist zum verrückt werden!"

Unterdessen strömte das Volk in Massen heraus und stellte sich vor der Villa auf.

„Seht, Jungens, dem dicken Obersten scheint die Zeit auch gehörig lang zu werden! Ha, ha! Er rennt herum, wie ein toll gewordenes Weinfaß!"

„He, He! Herr Oberst! Trinken wir mal eins zusammen auf's Wohl der spanischen Republik!" höhnte einer aus der Menge, über dessen Witze bereits seit einer halben Stunde gelacht worden war.

„Na, Meister Ambos, oder was Ihr seid, Ihr werdet die Suppe auch nicht allein ausessen mit Eurem großen Mund! Unsereins hat sich mit den Carlisten herumgehauen, und Ihr habt bei Eurem Weibe gesessen!" antwortete Don Pedro, der nicht gern die Antwort schuldig blieb.

„Halt den Mund, Ordonnez, der Herr Oberst hat Recht; ist gewiß ein guter Spanier! Was kann er denn dafür, wenn er zur Eskorte gehört!" rief ein anderer Bürger begütigend.

Die Menge gerieth in Bewegung. Man drängte und stieß sich. „Hoch Espartero!" wälzte es sich heran.

Nicht lange, so hatte sich eine zahlreiche Cavalcade durch die Volkshaufen Bahn gebrochen.

Es waren der Siegesherzog Espartero und die Deputirten.

Espartero sprang vom Pferde. Don Pedro salutirte und schritt an der Seite des Siegesherzogs in die Villa, gefolgt von den Deputirten von Madrid, Barcelona und Catalonien.

Die Königin-Regentin Christina hat unterdessen im eilig für sie hergerichteten Salon des Don Antonio alle Qualen beleidigten Stolzes empfunden.

Das königliche Kind Isabella stand am Fenster und starrte theilnahmlos, und wie es schien, ohne Verständniß der Lage, auf die gaffende Menge hinab, die sich ziemlich ruhig verhielt; Isabella war bereits abgehärtet, trotz ihrer zehn Jahre erst. Mehr als einmal hatte man sie in Madrid vor den Kugeln retten müssen, die in ihr Gemach eingeschlagen waren. Die heutige Haltung des Volkes von Barcelona hatte für sie nicht das Beängstigende früherer Auftritte.

Hören wir, was Christina darüber denkt.

„Dieses ruhige Rebelliren scheint mir sagen zu wollen, ich sei überflüssig; undankbares Spaniervolk! Bin doch neugierig, was der Herzog von Vittoria bringt. Ha, da kommt er! Mein Retter!"

Wenige Minuten darauf empfängt sie die ganze Deputation, Espartero an der Spitze, — kurz und ceremoniös. Die Regentin, sonst immer bemüht, persönlichen Eindruck auf ihre Gegner zu machen, und ihnen mit einem Gemisch von königlicher Energie und weiblicher Anmuth entgegen zu treten, scheint Alles dieses heut vergessen zu haben. Sie findet kein Wort für die Andern, nur an Espartero wendet sie sich mit den halb im Befehlshabertone gesprochenen Worten:

„Herzog, ich wünsche eine Unterredung ohne Zeugen mit Ihnen!"

„Ich stehe zu Diensten, Majestät!"

„Ich bitte die Herren," sprach die Regentin mit halber Wendung zu den Deputirten, „auf meinen Bescheid im Rathhause zu warten."

Die Anwesenden entfernten sich. — Die Königin und ihre Tochter waren mit dem Siegesherzog allein.

Christina reichte dem General leutselig die Hand. „Sie sehen, Herzog, ringsum lodert der Aufstand in unseren Provinzen empor, wenn ich aber wohlthätige Regierungsmaßregeln in's Werk setzen soll, brauch' ich Ruhe und Frieden. Gestern waren es die Carlisten — heut sind's Liberale und Demokraten, die mich bedrohen. Herzog, ich fordere Sie auf, die Revolution niederzuschlagen. Wenn Sie

weiter Ihren Degen der Sache der Gesetzlichkeit und Ordnung leihen, so bleibt uns die Armee treu und wir können alles das ausführen, was wir zum Wohle des Landes ersonnen haben. — Ich werde Sie mit dem Vorsitz im Ministerium betrauen, wollen Sie den Thron dieses Kindes und meiner Regentschaft zum zweiten Mal retten, Herzog?" —

Der Herzog blieb kühl, obwohl die letzten Worte der Regentin recht bittend geklungen hatten.

„Ew. Majestät darf Sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß bedeutende augenblickliche Concessionen nöthig sind. Ich kenne die Stimmung der liberalen Parteien sehr genau. Sie fordern vor allen Dingen: Auflösung der Cortes (Kammern), die nicht mehr der Ausdruck des Volkswillens; Berufung eines Ministeriums aus den Reihen der entschiedenen Fortschrittspartei; Aufhebung des Gesetzes, welches die Unabhängigkeit der Communen und Gemeinden vernichtet hat, überhaupt Aenderung des Systems.

Die Königin schüttelte das Haupt und sagte: „Niemals werde ich das bewilligen, das hieße mich selbst zum Schatten degradiren. Herzog, Sie verlangen zu viel, habe ich Ihnen noch nicht genug geboten?"

Der Herzog zuckte vor innerer Erregung: „Majestät! Ich lege Ihnen meinen Herzogstitel und meinen Degen zu Füßen, — aber nicht meine Ueberzeugung und meine Ehre!" —

„Behalten Sie Beides, Herzog, Sie haben es verdient, denn Sie haben Spanien gerettet!" erwiderte milder die Regentin. „Stolzer Mann! Ich will, ich kann Sie nicht kaufen, aber Sie wissen selbst, wie undankbar die Radicalen sind; sie fordern stets."

„Majestät! Ihre Minister handelten nicht ehrlich und hielten nicht Wort."

„Ist das Ihre Ueberzeugung, Herzog? — Wollen Sie mich nicht retten?"

„Majestät, geben Sie nach!"

„Das kann ich nicht!"

„Dann will ich hoffen, daß Sie sich bald von der Nothwendigkeit dessen überzeugen, was ich Ihnen als Patriot rathen mußte."

„Haben Sie mir nichts mehr zu sagen, nichts, dieses Kindes, der Königin Isabella, wegen?" fragte die Regentin Christina.

Die Worte Christina's klangen flehend.

„Isabella! Sieh, dies ist ein Mann, der könnte uns retten."

Isabella nickte phlegmatisch mit dem Kopfe, sie verstand nur halb, das verriethen ihre träumerischen Blicke.

„Majestät! Ich bin nicht gekommen, um zu feilschen, ich kam, Sie zu retten, ich habe gesagt, was ich sagen mußte; mehr nicht. Mein Auftrag ist zu Ende!“ —

„Ich kann nicht nachgeben!“ erwiederte die Regentin und starrte lange vor sich hin; dann sagte sie auffahrend mit herrischem Ton: „Die Audienz ist zu Ende!“ —

Der Herzog verabschiedete sich. Unten empfing ihn das Volk mit ungeheuern Beifallssalven und eilig kehrte er nach der Stadt zurück, gefolgt von den Deputirten und Offizieren. — —

Die demokratische Bewegung hatte sich in wenigen Tagen ganz Spaniens bemächtigt.

Die Königin verließ in überstürzender Hast die Villa und reiste längs der Meeresküste nach dem Süden. Von Tortosa aus wurde sie von einigen Bataillonen bis nach Valencia geleitet.

Hier versammelte die Regentin ihre getreuen Anhänger um sich; die Generale O'Donnell, Leon, Concha, und Andere stellten der Regentin ihre Degen zur Verfügung. Sie ernannte ein conservatives Ministerium, worin ihre alten Freunde Zea y Bermudez, Martinez de la Rosa und Perez de Castro sich trafen.

Alles war umsonst; eine drohende Adresse der Madrider forderte: Bestrafung der Minister und Einberufung von gesetzgebenden Cortes.

Maria Christina war außer sich.

Noch einmal dachte sie an eine Aussöhnung mit Espartero.

„Es ist ein ehrlicher Mann, den kann ich nicht kaufen! Wahrhaftig, ich bin verwöhnt! — Doch — er hat das Zeug zu einem Könige, er schmeichelt sich in die Herzen der Spanier durch seine maßlose Bescheidenheit ein. Bei'm Sanct Jago, der Mann ist unausstehlich bescheiden!“ —

Königin Isabella amüsirte sich in dem schönen Valencia nach Kräften, die Abwechselung that dem Kinde wohl. Es kümmerte sich blutwenig um die hohen Wogen, die um den Thron brandeten.

Mit bangem Herzklopfen hörte Maria Christina den Bericht des alten Bermudez:

„Majestät! Ihr undankbarer General, der Herzog von Vittoria, hat sich an die Spitze der Rebellion gestellt und ist unter

ungeheuerm Zulauf in Madrid eingezogen! Was werden Ew. Majestät thun?"

„Was berichtet der Kriegsminister?" fragte die Regentin?

„Wir haben ein Kriegsministerium ohne Armee! — Majestät! Ich bin daher gekommen, um — —"

„Ha, ha, wie immer, wenn das Schiff zu sinken anfängt, springen die Ratten in's Wasser."

„Königin, Sie haben gut scherzen! Die Garnison von Valencia hat mir soeben den Gehorsam verweigert; ich würde mich nicht wundern, wenn man uns in einer Stunde sämmtlich verhaftete."

„Es ist gut, Excellenz, stellen Sie Ihre Funktionen ein, ich werde bleiben."

„Majestät," rief Bermudez erregt, „denken Sie an Ildefonso."

„O, lieber Bermudez, nicht so! Espartero ist ein ehrlicher Mann und die heutigen Rebellen sind galant geworden."

Ein Bote ward angemeldet, — er trat ein, und überreichte der Königin ein Schreiben von Espartero. Dieser kündigte darin seine baldige Ankunft in Valencia an, um ihr das Programm des neuen Cabinets vorzulegen.

Nachdem Bermudez den Inhalt erfahren, verabschiedete er sich mit den Worten:

„Majestät! Sie liefern Ihre besten Freunde an's Messer, ich habe nichts mehr hier zu thun! — Auf Wiedersehen in Paris!"

Christina war fest überzeugt, daß der Siegesherzog doch ihrer Energie einige Concessionen machen würde. —

Mehrere Tage darauf, nachdem Maria Christina von allen ihren Freunden und Rathgebern bereits verlassen war, nachdem das ganze Land bereits Espartero als Regenten ausgerufen hatte, traf dieser am königlichen Hoflager in Valencia ein.

Sein Einzug glich dem eines Königs; die Regentin sah es mit Neid, sie fühlte, daß sie in Spanien überflüssig geworden war. Es war der 5. Oktober 1840.

Mit strahlendem Wohlwollen empfing dennoch Christina den vom Volke umjubelten Herzog, sie träumte noch einmal einen schönen Herrschertraum mit Espartero an ihrer Seite. — Es blieb nur ein Traum. Sie durchflog das Programm, das ihr der Siegesherzog vorgelegt, dasselbe entfiel ihren zitternden Händen. Die alten Forderungen waren noch um einige vermehrt.

„Herzog!" rief ihm die entrüstete Königin zu, „Sie greifen nach der Regentschaft! Sie reißen meiner Tochter die Krone vom

Haupt; ich bin noch Regentin! Herzog! Sie spielen ein sehr kühnes Spiel!"

„Majestät! Ich handle nach Recht und Gewissen! Geben Sie nach; Sie sind rings von den Bürgern und Truppen verlassen, achten Sie die Stimme des Volkes als ein Gottesurtheil."

Christina verhüllte ihr Antlitz. Sie weinte. — —

Sechszehntes Kapitel.

Isabella unter Vormundschaft Espartero's.

Es war Alles vorüber, Christina bereitete sich zur Abreise vor. Sie sollte Abschied nehmen von ihrem schönen Spanien, wo sie so lange der Mittelpunkt gewesen ist, um den sich Alles gedreht hatte.

Am 29. September 1829 war der Stern Christina's aufgegangen, als sie des Spanierkönigs bezaubernde Gattin wurde; — am selbigen 29. September 1840 war ihr Name in Madrid vergessen worden unter dem Jubel, der den Siegesherzog umtoste.

Sie hatte nicht unterzeichnet, was Espartero ihr vorgelegt; bis zum letzten Augenblick war sie sich selbst treu geblieben. Als aber Alles, Alles sie verlassen, als alle Minister, Offiziere und Palastbeamten gegangen waren, da entschloß sie sich, nicht erst zur lächerlichen Titulatur-Regentin zu werden, sondern die Regentschaft am 12. Oktober 1840 niederzulegen.

O Königin! Du sollst Dich heut trennen von der geliebten Tochter, deren Leiterin, deren Vormund Du bis heut gewesen bist, in deren Namen Du das Spanierland regiert hast! Nachdem Du sieben Jahre eines schrecklichen Bürgerkrieges überwunden, nachdem Deine Truppen unter dem Namen der Christinos die Blicke der europäischen Welt auf sich gezogen haben, nachdem Du, von den Pfaffen Erzogene, ein Werkzeug der Freiheitsideen zur Vernichtung der Pfaffenmacht wurdest — sollst Du den Schauplatz fliehen, wo Dein Name mit dem des Liberalismus zusammenklang! —

Das ungefähr mögen die Gedanken gewesen sein, die den Busen der Regentin erfüllten, als sie reisefertig im großen Saal des Schlosses

von Valencia stand und zum letzten Mal hinabstarrte auf das geschäftige Leben. Niemand von allen den kaufenden und verkaufenden Leuten da unten ahnte, daß Christina Spanien verlassen wolle in dieser Stunde.

Die treuen Bedienten und Don Pedro de Sequanilla, letzterer ganz gerührt, traten ein, um die Fürstin zu dem schlichten Wagen zu geleiten, der sie an den Hafen bringen sollte.

Die Königin-Mutter schloß noch einmal die Tochter, die Königin Isabella, in die Armee, denn Isabella blieb unter der Obhut Don Pedro's zurück.

„Lebe wohl, meine liebe Tochter! In besseren, ruhigeren Zeiten werden wir uns wiedersehen. Ich befehle Dich und Dein Glück der heiligen Jungfrau an; der Himmel wird Dir und Spanien gnädig sein, aber vergiß nie, daß Du nur zu straucheln brauchst, um zu sehen, wer Dein Freund oder Feind ist. Verlange immer Wahrheit, ich glaube, die Erzieher und Berather, die Dir der Siegesherzog geben wird, werden ehrliche und brave Männer sein. Espartero ist brav — aber hart."

Isabella blieb stumm und theilnahmlos, das zehnjährige Kind verstand nur halb die geistvolle Mutter.

Niemand außer der Umgebung wußte, daß die verschleierte Frau, die in Begleitung einiger Herren und Damen sich im Hafen von Valencia einschiffte, Königin Christina war. Als Frau Munnoz verließ sie Spanien am 14. Oktober und das Schiff richtete seinen Cours nach Marseille. —

Vorher hatte Christina feierlichst die Regentschaft dem vom Siegesherzog berufenen Ministerium übergeben. In Frankreich, wo König Louis Philipp der Bourbonin ein gastliches Dach bot, ward sie als Königin mit allen Ehren empfangen. — —

Das neue Ministerium, an dessen Spitze der Siegesherzog stand, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Cortes zu berufen, damit die Vertreter des Volkes die Regentschaft und Vormundschaft regeln sollten.

Die letzte Revolution hatte sich durch ihren milden Charakter ausgezeichnet, es waren wenig Gewaltthätigkeiten vorgekommen. Dem weisen Minister-Präsidenten Espartero mußte daran liegen, daß der Parteileidenschaft alle Schärfe genommen, und die neue Ordnung der Dinge auf dem schönen Fundament der Versöhnung aufgerichtet werde.

Der Herzog erließ daher im Namen des Ministeriums am 30. November eine Amnestie für alle Carlisten und alle seit 1837 begangenen politischen Vergehen.

Wenn dieser Akt der Menschlichkeit und Versöhnung auch nicht im Stande war, die carlistisch gesinnte Geistlichkeit, die im Auslande weilenden Generale und Staatsmänner des Don Carlos und die heimlichen Feinde und Neider des Siegesherzogs zu Freunden der neuen Ordnung zu machen, so wirkte doch die Amnestie auf die große Masse und auf die vielen ehrlichen Patrioten im Lande wie ein versöhnender Hauch des Frühlings.

Ach, das Wort Versöhnung war ja seit mehr als einem Jahrzehnt nicht mehr gehört worden. Immer nur war es der Haß, die Rache gewesen, die ihre Geißel über das unglückliche Land geschwungen hatten.

Das ganze Land von den Pyrenäen bis zum Mittelmeere hallte wieder vom Jubel des Volkes. Tausende derer, die unter der Fahne der Carlisten gegen Christina gefochten hatten, waren für den Herzog und das neue System gewonnen. Selbst viele Priester jauchzten dem milden Sieger Beifall zu, mit einem Worte: Espartero war der Abgott des spanischen Volkes geworden.

Die Cortes traten im Anfang des nächsten Jahres (1841) zusammen und ernannten, um das Gebäude der Ordnung zu krönen, den Siegesherzog mit seltener Einmüthigkeit zum alleinigen Regenten während der Minderjährigkeit der Königin Isabella und legten ihm am 8. Mai den Titel „Hoheit“ bei. Der Stellmachersohn war der Regent eines Reiches von 14 Millionen, nicht durch Gewalt, nicht durch Intriguen, sondern durch den Ruhm seines ehrlichen Namens geworden! Einen solchen Triumph konnten nur Bosheit und Neid zu nichte machen. —

Das junge Königskind sah sich plötzlich in einer neuen Welt, in einer neuen Umgebung, fremde Gesichter umgaben es und zu keinem der Männer, die zu seiner Erziehung bestimmt waren, konnte es rechtes Zutrauen fassen.

Warum hatte man ihr nicht wieder Sikula gebracht? Die Erinnerung an diese liebenswürdige Dienerin war dem Kindesgemüthe tief eingeprägt. Noch jetzt, wo die Jungfrau sich in dem Mädchen anzukündigen begann, überschlich ihr Herz zuweilen die Sehnsucht nach der fast zur Sage gewordenen Beschützerin ihrer frühesten Kindheit.

Die Schwester Luisa, ebenso phlegmatisch wie die junge Majestät, war nicht die rechte Jugendgenossin. Isabella hatte tiefe Sehnsucht nach einem Wesen, das verständnißinnig genug sein sollte, um sie zu verstehen und zu leiten.

Das unbehagliche Gefühl in dem Gemüth Isabella's wurde noch

dadurch vermehrt, daß die neuen Lehrer mit überstürzender Hast die junge Königin mit historischem, geographischem und staatswissenschaftlichem Unterricht abquälten.

Es geschah dies gewiß in der löblichen Absicht, aus der jungen Königin eine wohl unterrichtete Landesmutter zu machen, und die Vormünder derselben waren mehr ehrlich als klug, was immer nur ein halbes Lob ist.

Man bedachte nicht, daß die Erziehung eines bereits verzogenen königlichen Kindes keine „Treibhauskultur" sein dürfe. Es wäre vor allen Dingen nothwendig gewesen, für weibliche Freundinnen zu sorgen, um wohlthätig auf die Gemüthsrichtung Isabella's einzuwirken, die schlummernden Fähigkeiten zu wecken, und die in müßigen Spielen sich ergehende und abmüdende Fantasie der sinnlichen Isabella auf die richtige Bahn zu lenken.

Der Siegesherzog Espartero war der einzige, zu dem Isabella besonderes Vertrauen zeigte. Sein mildes, würdiges Wesen imponirte ihr sichtlich; — aber sie sah ihn nur selten.

Der Sommer von 1841 war herangekommen. — Eine schöne, schlanke Andalusierin, Annetta aus Cadix, war die Leibkammerfrau der jungen Königin geworden. — Die beiden königlichen Kinder mit ihrer Dienerschaft verweilten im Schlosse von Aranjuez.

Isabella und Annetta lustwandelten in den weitläufigen Gärten allein. So wünschte es Isabella, die zu der heitern, schönen Frau eine tiefe Zuneigung gefaßt hatte.

„Liebe Annetta! Ach mir ist heut so unsäglich wohl, aber ich habe noch eine Sehnsucht, die ich gar nicht nennen kann," lispelte Isabella der Begleiterin zu und schlang ihre Arme um den Hals Annetta's, „Du bist so klug und erfahren, weißt Du vielleicht, was das sein könnte?"

Annetta sah mit ihren schwarzen Gluthaugen lange die junge Königin an. „Majestät, — ich weiß es, ich hab's gefunden! Sie haben Sehnsucht nach Musik und Gesang!"

„Annetta, Du hast es getroffen, aber wo nehmen wir Musik her?"

Annetta stand vor der Königin still, und senkte den Kopf. „Majestät," — sprach sie leise, „ich wüßte wohl Rath, aber — die Frau Oberhofmeisterin würde es nie und nimmer gestatten."

Ueber Isabella's blühendes Gesicht zog eine Wolke des Unmuths, sie stampfte mit dem Fuß auf. „Immer und immer die langweilige Gräfin, sprich nicht von ihr und thue, was Du für gut hältst, um uns Musik zu verschaffen!"

„Ich rathe, wir ziehen uns nach dem Pavillon zurück, der am äußersten Ende des Gartens nach der Landstraße zu liegt, dort können Majestät recht ungestört verweilen.“

„Ich kenne den einsamen Ort. Ach, dort ist es so schön! Annetta, geh' und arrangire Alles.“

„Giebt mir meine liebenswürdige Königin Vollmacht, Alles zu thun, was gut für Ihre Sicherheit ist?“

„Dreimal Ja, Annetta! Ich zittere vor Ungeduld! — Geh — Du findest mich in besagtem Pavillon!“

Annetta flog von dannen. Zuerst eilte sie zur Oberhofmeisterin, die schon seit einigen Tagen kränklich war; sie wurde von den dienstthuenden Damen nicht vorgelassen, und die heutige Stellvertreterin der Oberhofmeisterin — eine junge, lebenslustige Dame, war sehr zufrieden, als sie vernahm, die Königin wolle noch einige Stunden in den Gärten mit Annetta verweilen. So konnte sie sich ungestört der Unterhaltung mit dem liebenswürdigen Palastoffiziere hingeben, der selten genug seine Donna zu Gesicht bekam.

Wie ein Schatten huschte Annetta aus dem Schlosse und verschwand in einem unscheinbaren Häuschen; bald erschien sie wieder in Begleitung eines jungen Mannes, der, zierlich gekleidet, ganz den umherziehenden Guitarren-Virtuosen glich, wie sie das schöne Land Hispania von Granada bis Santander durchwandern und in ihrer Mandoline oder Guitarre den Zauber mit sich tragen, der überall die Fröhlichkeit entfesselt.

Annetta schien längst mit dem Unbekannten, von dessen Hut die wallende Feder herabnickte und dessen braunes Gesicht ein paar dunkle Augen belebten und ein reicher schwarzer Bart umfloß, auf recht intimem Fuße zu stehen, denn während beide längs der königlichen Gärten einen einsamen Pfad einschlugen, schlang der schöne Diego, wie sie ihn vertraulich nannte, seinen Arm um Annetta's Leib und küßte das vollbusige Weib recht keck auf Mund und Wangen.

Lassen wir sie dahin ziehen, sie mögen wohl sehr bestimmte Gründe haben, warum sie es vermeiden, einen belebten Weg zu wandeln. —

Wir finden Isabella wieder in dem Pavillon. Wilde Rosen und Weinranken, Jasmin und rothschimmernde Winde haben die schlanken Säulen umwunden. Poetisch blicken die rosigen Wolken durch die Fensterscheiben auf das junge Königskind, das sich, frei vom Zwang der Etiquette, dem Zauber des lieblichen Sommerabends hingiebt.

Isabella träumte wieder im Wachen, wie sie so oft schon gethan. Da zogen an ihrem Geiste glänzende Feste und prachtvolle

Aufzüge vorüber, sie sah sich umgaukelt von schönen und liebenswürdigen Dienerinnen, die leichtfüßig allen ihren Befehlen gehorchten, ohne daß eine strenge Oberhofmeisterin dazwischen getreten wäre, oder ein gelehrter Politiker sie abgerufen hätte.

Da traten zu ihr junge, galante Männer aus den edelsten Familien des Landes und sprachen von ihrer Hoheit und Schönheit, und beugten die Knie vor ihr; — — ein heißes, wollüstiges Begehren nach all' den erträumten Freuden, die ihr doch einmal zu Gebote stehen mußten, machte den Busen des königlichen Mädchens wogen.

Sie schloß die Augen — um weiter zu träumen und ließ das Lockenhaupt niedersinken in das Gerank der wilden Blüthen, die vom Abendwinde bewegt, ihre reichsten Düfte aushauchten.

Da fuhr sie empor. — Annetta war zurückgekehrt, Isabella war davon so erfreut, daß sie glühenden Gesichts aufsprang und das verständnißvolle, schöne Weib an sich drückte, als wäre es ihre beste Freundin.

„Annetta! Tausend Dank, daß Du so bald wieder da bist, ach ich will lustig sein, nicht wahr, Du sagst Niemandem etwas? — Nicht wahr, Du thust, was ich will? Wenn ich Königin sein werde, dann will ich Dich königlich belohnen!"

„Majestät," flüsterte die diensteifrige Annetta, „ich bringe einen schmucken Spielmann her!"

„Ist er verschwiegen?" fragte Isabella mit lüsterner Schüchternheit.

„Wie Ihre Majestät und ich!"

„Schön! Weiß er, wer ich bin?"

„Nein!"

„Nun, liebe Annetta, laß ihn beginnen! Ich sehne mich so recht nach Musik und Gesang!"

Annetta klatschte leise in die Hände.

Aus dem Dicicht des Gartens neben dem Pavillon klangen die ieblichen Klänge einer Mandoline. Die Variationen waren hingehauchte Töne, die mit den Abendlüftchen und den Blumen ein melodisches Zwiegespräch zu halten schienen, sie wollten das leise Sehnen und Seufzen des harrenden Geliebten andeuten. Eine volltönende Männerstimme begleitete jetzt das Instrument mit den Worten:

„Leise lauschen Abendwinde,
Leise klagen meine Lieder,
Aber niemals kommt Erhörung
Aus den Abendwolken nieder.

Wollt' mit euch, ihr jungen Rosen,
Plaudern von der holden Minne,
Doch ihr schweigt, ihr dürft nichts sagen
Mir, der jungen Königinne! —

Träume ziehen gleich den Winden,
Lüftlein huschen um die Arme,
Und das Königskind soll sterben
An dem unheilbaren Harme.

Sieh, da nahet von Valencia
Gleich dem Cid der stolze Degen
Er befreit die junge Rose,
Zieht mit ihr auf nächt'gen Wegen.

Frei wie eine Frühlingsblüthe,
Die die Knospenwand zersprengt,
Sich des Königskindes Freuen
Aus befreitem Busen drängt!" —

Der Sänger schwieg. — Isabella's Busen wogte und wallte, sie richtete den Blick fragend auf Annetta.

Der Spielmann griff wieder in die Saiten seiner Mandoline. Bald klangen die Töne wie das schüchterne Sehnen der Geliebten, bald schwollen sie kühn zu volleren Accorden, um hinzusterben wie verklingende Küsse; das ist die Gluth der Liebe. Jetzt rauscht das Lied wie ein überschäumender Bach, — wie der Nachtwind, wenn er in Rosenbüschen wühlt. Eine sanfte Melodie spricht von inniger Liebe, heißer Lust und reißt die Seele in einen süßen Tumult der Wonne.

Isabella war versunken, gefangen von der melodischen Zauberei.

„Ach, Annetta! — Sag' mir, wer ist der Spielmann? Darf ich ihn sehen?" flüsterte Isabella.

„Komm hervor, wackrer Künstler!" rief Annetta und hervor sprang Diego.

Der schöne Mann mit den rabenschwarzen Haaren, dem dunklen Barte und den glühenden Blicken machte das Herz der jungen Königin erbeben. Sie senkte die Augen; aber bald fragte sie den Unbekannten anblickend:

„Wie nennt Ihr Euch, wackrer Spielmann?"

„Majestät! Diego Leon!"

„Mein Gott, Ihr kennt mich? Annetta, das war nicht recht?" wandte sie sich zürnend zur Dienerin.

„Verzeiht!" Diego stürzte auf ein Knie, warf die Mandoline zur

Seite und zog rasch den Degen hervor, den er vor der jungen Königin niederlegte, „verzeiht, meine schöne, holde Königin! Nicht Annetta hat Euch verrathen, mein Auge erkannte in Euch die Königin! Ihr seid gefangen wie ein Dornenröslein! Hier, dieses Schwert gehört Euch, und tausend meiner Freunde stehen bereit, Euch zu helfen! Denkt an Diego Leon!"

Er erhob sich rasch, und Isabella warf ihm in liebevoller Hast eine Rose zu, die sie im Haar trug.

Diego Leon war wie ein Schatten im Gebüsch verschwunden, und Isabella taumelte halb ohnmächtig in die Arme Annetta's.

„Frei, frei will ich sein, Diego Leon!" hauchte sie an der Brust der Dienerin. — — —

Siebzehntes Kapitel.

Die schwarzen Pläne der Jesuiten.

Ueber den baumlosen Hochebenen der Mancha weht ein scharfer Nord, kein Wunder, wenn dort die nächtlichen Wanderer dem dunkeln Gebäude zueilen, dessen burgartige Zinnen sich grell gegen den grauen Himmel abzeichnen. Es ist ein Kloster.

Die Fenster erhellen sich, die Glocke ruft zur Mitternachtsmesse. Weithin gellen die Klänge, aber, als hohnlachte der Satan über die frommen Glockentöne, so erhebt sich ein Orkan und fegt und heult über den dürren Boden und rüttelt an den Thoren, daß sie ächzen und stöhnen.

Die eben erwähnten Wanderer, dicht in Mäntel gehüllt, ziehen eilig die Glockenschnur und das Pförtchen fliegt kreischend auf, sie treten ein und heulend fährt ihnen der Sturm nach, und rast schaurig durch die langen Klostergänge. Krachend fliegt die Pforte wieder zu.

„Gelobt sei die heilige Jungfrau, Bruder Pförtner," sprach in tiefem Baß der Eine.

Halb erschreckt, halb neugierig, sah der Pförtner an der hohen Gestalt des Fremden hinauf, dessen Gesicht fast gänzlich von der Kapuze beschattet blieb.

Unscheinbarer sah der Gefährte aus, doch auch er vermied es, sein Antlitz dem schüchternen Pförtner zu zeigen.

Bald verschwinden die beiden nächtlichen Gäste im Gange und schlüpfen in eine Zelle; es ist die Wohnung des Priors.

Die Glocke schrillt noch immer durch die Klosterräume, die Mönche strömen aus den Zellen und eilen mit hallenden Schritten nach der Kirche zur Mitternachtsmesse.

Es ist wieder stiller geworden, und während aus dem Gotteshause der langsame, eintönige und traurige Chor erschallt, hat sich in des Priors Zelle eine unheimliche Tafelrunde eingefunden.

Gewiß eine wichtige Berathung, denn sie soll selbst den Mönchen Geheimniß bleiben, und nur der Prior und der Pförtner sind die schweigsamen Mitwisser.

Ohne Worte, ohne ein Zucken in den Mienen folgen die Versammelten wie Nachtgespenster dem voranschreitenden Prior, der eine heimliche Pforte in seiner Zelle durch einen leisen Druck geöffnet hat. Ueber feuchte, modrige Steinstufen geht es hinab in ein unterirdisches Gewölbe.

Sie sind unten. An den Seiten entlang reihen sich Skelete an Skelete, die der fromme Sammelfleiß der Brüder hier aufgestellt hat; eine schwarze Tafel steht in der Mitte, darauf ein von Gold strahlendes Crucifix; von oben gießt eine Ampel ihr Licht durch den unheimlichen Raum.

Die acht Männer haben Platz genommen, sie schlagen die Kapuzen zurück und reichen einander mit dem Gruß: „Gegrüßet seist Du Bruder im Namen des Gekreuzigten!“ die Hände.

Der Prior, eine kleine, hagere Gestalt, erhebt die knochige Rechte und spricht: „Ehe wir an's Werk gehen, den endlichen Beschluß zu fassen, lasset uns schwören, daß Jeder unverbrüchlich schweige, mag ihm geschehen, was da wolle.“

Leise und schauerlich tönte der Gesang der Mönche herab in den unterirdischen Raum, schrecklich heulte der Sturm in den Mauerlöchern und Kellern.

Ein unheimlicher Glanz flog über die bleichen, verzerrten Züge des Priors, und von den dünnen, blutlosen Lippen klang der Schwur:

„Im Namen des zornigen Gottes, des Vaters, der erschafft und zerstört, — im Namen Gottes, des Sohnes, dessen Antlitz wie der Blitz, und dessen Worte wie Feuer, — im Namen Gottes des heiligen Geistes, der uns beseelt zur gewaltigen That, und der uns macht zu Werkzeugen des Segens und Fluches, zu stummen und gehorsamen

Dienern der heiligen Kirche, schwören wir unverbrüchliches Schweigen über alle Angelegenheiten des heiligen Ordens der Kämpfer Jesu Christi, der Jünger des heiligen Ignatius Loyala!"

Alle sprechen im dumpfen Chor den Schwur nach.

„Verflucht und ausgelöscht sei, wer den Schwur bricht!" schrie der Prior und hielt seinem Nachbar zur Rechten das goldene Crucifix zum Kusse hin. Mit dieser Losung reichte einer dem Andern das Crucifix, — schaurig hallte sie wieder in dem unterirdischen Saale, schaurig antwortete von oben der Orkan.

Wieder begann der Prior:

„So fordere ich Euch denn auf, zu berichten, was Ihr gethan im Dienst des heiligen Ordens." Seine stechenden Augen hefteten sich auf die jugendliche Gestalt, die ihm gegenüber saß; „Bruder Leon, sprecht!"

Der Angerufene erhob sich. Es war ein schlanker junger Mann, seine zierlichen Glieder umschlang ein feiner Militärmantel, denn die verhüllende Mönchskutte hatte er hier abgelegt.

Der Schein der Ampel fiel auf ein Gesicht von hinreißender Schönheit; die Leser kennen ihn bereits, es ist der kühne Mandolinenspieler Diego Leon.

„Ich bin ein Kriegsmann, ehrwürdige Brüder," begann er mit angenehmer sonorer Stimme, „aber meine Jugend gehörte dem Satan. Die heilige Jungfrau, die mir erschienen ist, hat mir befohlen, von nun an der Kirche zu dienen. Der Herr der Heerschaaren hat mir körperliche Schönheit verliehen, und außerdem bin ich Meister auf der Mandoline, ich kann die Sinne gefangen nehmen und die Herzen bethören, ich kann das Schwert führen und Pläne entwerfen; Alles dies aber gehört der Kirche, ehrwürdige Brüder, seit ich das Gelübde des Gehorsams geleistet." — Der schöne Offizier hielt inne.

„Sprecht weiter! Was habt Ihr gethan für unsere Sache!" rief der dürre Prior.

„Die geheimnißvolle Hand eines der ehrwürdigen Väter, den ich noch nicht kenne, führte mich in ein einsames Haus zu Cadix. Ich fand ein reizendes Weib, sie nannte sich Annetta, und ich gewann ihr Herz, denn das war die Mission, die mir der unbekannte Ehrwürdige ertheilte. Sie ist mit mir heimlich fortgegangen von Cadix, damit keiner ihrer Anbeter die Spur verfolge. Meine Tante ist Hofdame der Königin Isabella, durch jene gelang es, Annetta zur Kammerfrau der Majestät zu ernennen. Die Königin ist ihr treu ergeben, ich überzeugte mich davon, und diese Rose hat mir die Königin selbst geweiht, selbst!" —

„Selbst?" rief der Prior.

„Ich schwöre es! Königin Isabella harrt auf meinen rettenden Arm!" Diego Leon warf leuchtenden Blickes die Rose auf die schwarze Tafel.

Gar seltsam nahm sich dieser Bote der hellen, schönen Tageswelt hier unten bei den nächtlichen Larven aus.

„Pater Provinzial!" rief dumpf der Prior. „Hat der General Leon seine Sache gut gemacht?"

Eine riesige Gestalt, — die schon vorhin den Pförtner erschreckt hatte, — erhob sich. Wir schauen in ein gelbes Antlitz, das schon der Tod gestreift zu haben scheint, aber noch ungebrochen ist der Schreckliche, von dessen Lippen langsam die Worte kommen:

„General! Kennt Ihr mich?"

Lange heftet der junge General die Blicke auf den athletischen Mönch, bis er bleich auf seinen Sitz zurücktaumelt. Er hauchte nur: „Merino!"

„Und Ihr erkanntet mich in Cadix nicht?"

Die Frage hallte dumpf wieder an den Wänden.

Diego Leon hatte sich wieder erholt von jähem Schreck, er sah in der That den furchtbaren Guerillaführer Merino vor sich, der mehr als einmal auf unerklärliche Weise den verfolgenden Truppen entgangen und immer wieder von Neuem aufgetaucht war.

Die Leser erkennen in dem räthselhaften Mönch den Pater Bernardino, der seit Jahren verschollen schien. Wir erfahren, daß er das Oberhaupt der spanischen Jesuiten ist, dessen wirklichen Namen nur Wenige wissen durften.

„Diego Leon!" sprach langsam Bernardino, „ich kenne jeden Deiner Schritte, ich habe Annetta's Jugend bewacht. Ich werde Dir stets folgen, denn ich habe zehn Namen und keinen, ich wohne an hundert Orten und nirgends, ich komme in hundert Gestalten, aber mein Wesen ist das Räthsel. Mein Herz ist das Grab, mein Leben ist der Gehorsam gegen die Kirche zur Ehre Gottes, folge mir nach.

„Nun höre Deine Mission. Wenn das Fest im Schlosse von Madrid stattfindet, entführst Du die Königin, Alles wird bereit sein. Wenn die Glocken von Nuestra Madonna läuten, ergreifst Du sie mit starkem Arm, doch vorher bethöre sie, nimm das Herz des Kindes gefangen, — und dann fort in rasender Eile nach Valencia. Doch mußt Du den Weg durch die Mancha nehmen, in diesem Kloster ist die erste Rast. Hast Du vernommen?"

Diego Leon rief mit erhobener schwörender Hand: „Eher todt

und starr auf dem Schlachtfelde von Madrid, als ungehorsam und ungeschickt!"

„Es ist gut, Leon," sprach der Prior und wandte sich dann an Leons Nachbar:

„Ben Haschem! Wie klingt Eure Kunde?"

Die Kapuze des Angeredeten fiel und ein wahres Teufelsantlitz kam zum Vorschein. Die spitzige, nach unten gebogene Nase verlieh dem faltigen Gesicht etwas widerliches, während die Augen in dämonischer Gluth funkelten.

„Schön von Euch, Prior! Ihr nennt mich bei meinem Zigeunernamen, weil ihn die größten Heldenthaten schmücken. Nun, ich kann Euch, ehrwürdiger Provinzial," wandte sich der häßliche Mönch an diesen, „nur versichern, daß alle Zigeuner-Banden, die der lange Mansur beherrscht, vom Tajo bis zum Guadalquivir gekauft sind. Sie werden die Couriere des Regenten abfangen und die Päsfe der Sierra Morena umlagern, damit keine Maus von Espartero durch kann!"

Befriedigt setzte sich Ben Haschem nieder. Er war ein geborener Zigeuner, seine Intelligenz hatte ihn aber zum Mönch und Jesuiten gemacht. — Mansur, der Zigeunerchef der Mancha, verehrte ihn wie einen Vater.

Wieder erhob sich ein Mann mit wildem struppigen Haar, der italienische Accent seiner Sprache verrieth seine Abkunft. Ein ehemaliger Sbirre (Polizist) des Königs von Neapel, diente er längst dem Jesuitenorden als heimlicher und äußerst gewandter Sendling.

Er kam von Paris und hatte sich dort das Vertrauen der verbannten Königin Christina erworben.

Hören wir seinen Bericht:

„Ehrwürdige Brüder! Die Königin-Regentin hat beschlossen, auf eigene Faust einen Aufstandsversuch zu machen. Mich selbst hat sie beauftragt, mit den hervorragendsten Führern der unzufriedenen Parteien zu unterhandeln; ich habe es gethan und Bericht erstattet.

„Die Republikaner von Barcelona, die Gottesleugner und all' das Gesindel ist Feuer und Flamme gegen Espartero. Wir haben den Ehrgeizigen reiche Köder hingeworfen, und Frau Christina hat sich's etwas kosten lassen."

„Ihr habt Eure Sache gut gemacht!" — sprach der Provinzial Bernardino, und fuhr bald darauf fort:

„So hört denn den Plan und sorget, daß kein Rad in dieser Maschine stockt und daß nichts vergessen wird.

„Am 10. September, wenn im Schlosse zu Madrid die Freude

ihren Zepter schwingt, laßt Ihr, Pfarrer", — er wandte sich an ein verschrumpftes Männlein im Priesterrock, — „um Mitternacht die Glocke von Nuestra Madonna läuten; das ist für Dich, Diego Leon, das Zeichen und Ihr, Adjutant, reißt im entscheidenden Augenblick den General José Concha mit fort. Die Truppen sind doch sicher?"

„Sie schwören auf mich und Concha," antwortete kurz militärisch der Angeredete, der dem Orden als ein scheinbar liberaler Offizier diente.

„Gut," fuhr der Provinzial fort, „zur selbigen Stunde erheben O'Donnell in Cadix, Narvaez, der alte Degen, in Sevilla, und Serrano in Barcelona die Fahne des Aufruhrs!

„Die Losung heißt: „Viva Isabella! Tod dem Espartero!" Nur so gewinnt Ihr das Volk; wie die Füchse müssen wir uns erst wieder einschleichen in den entweihten Tempel der Kirche. Ha, ha! Demokraten, Christinos und Carlisten unter einer Fahne! Das ist ein Meisterzug unseres Ordens!"

„Seid Ihr des Narvaez sicher?" fragte der Prior.

„O, der ist unser ganz und gar!" rief triumphirend ein beleibter Pater mit rundem Vollmondgesicht. „Er ist zwar kein Freund der Pfaffen, wie er uns nennt, aber ein frommer Soldat. Von mir, seinem Beichtvater, denkt er sehr gering, und kennt meine Wichtigkeit nicht und deshalb gerade ist Narvaez eine Puppe für uns!"

„Halt, ehe wir scheiden, noch eins!" rief der Provinzial. „Wir haben einen gefährlichen Feind — es ist der Oberst Juan de Alar! Noch hat ihn unsere Rache nicht getroffen, denn er hat Glück wie der Satan, das böse Wundfieber nahm ihn nicht mit und Sikula, seine Frau, ist eine ehemalige Kammerfrau der Königin Christina.

„Er kennt einen Theil unserer Geheimnisse, Alles das ist gefährlich; er muß sterben!"

Die Augen des Priors rollten im Kreise umher und blieben auf einem bleichen Jüngling haften.

„Du, den wir vom Galgen retteten, spüre ihn aus in Spanien, den Juan de Alar und sein Weib Sikula. Tödtest Du Beide, so giebt es 1000 Dublonen, bringst Du ihn lebendig in unsere Hände, 10,000 Goldstücke! Er muß sterben!"

„Er muß sterben!" hallte es wieder und die düstere Gesellschaft verließ den unterirdischen Raum. —

Achtzehntes Kapitel.

Die mißglückte Entführung der Königin Isabella II.

Dem Erziehungsrathe der jungen Königin war es zu Ohren gekommen, daß Isabella in Aranjuez zweideutigen Einflüssen ausgesetzt gewesen, und es war daher ihre Rückkehr nach dem Schlosse von Madrid verfügt worden. Niemand aber dachte daran, daß die leichtblütige Annetta, die andalusische Dienerin des königlichen Kindes, in irgend welcher Beziehung mit diesen Einflüssen stand. Die Intrigue war geschickt von Paris, aus dem Salon der Königin Christina, gesponnen, und mehrfach hatten sich clericale Elemente mit Verknüpfung der Fäden bemüht.

Der Abend, der von den vergnügungssüchtigen Herren und Damen des Hofes so heiß ersehnt worden, war endlich herangekommen und im Schlosse von Madrid herrschte lauter Jubel. Die hohen Fenster strahlten auf die Straße den Glanz von vielen hundert Kerzen, und das neugierige Volk drängte sich wie immer bei dergleichen, um sich an dem Widerschein des königlichen Glanzes zu erquicken. —

Im großen Festsaale wogte eine von der Lust des Balles berauschte Menge; prachtvolle Uniformen tauchten hier und da zwischen kostbaren Damen-Toiletten auf, und die hohen Spiegelwände vervielfältigten das Lichtmeer, welches sich aus unzähligen krystallenen Candelabern ergoß.

Die hinreißendsten Weisen rauschten von dem Orchester herab, und die Blüthe der Männer und Frauenwelt Spaniens wogte tanzend an den trunkenen Blicken der Zuschauer vorüber.

Der Siegesherzog hatte seinen geschäftlichen Ernst heute einmal abgelegt und lächelte vergnügt, wenn ein Kranz von Damen ihn umringte und den diplomatischen Feldherrn mit allerliebsten Bonmots bombardirte.

In der Nähe des improvisirten Thrones, wo die junge elfjährige Königin Isabella sich zumeist aufhielt, war das Getümmel am dichtesten. Die strenge Oberhofmeisterin war für heute entthront, und statt ihrer waren es junge Offiziere, die der lange Bürgerkrieg rasch zu Obersten und Generalen emporgehoben und die es übernommen hatten, der liebreizenden Isabella Vortrag zu halten. In überseliger Wonne schweiften die dunkeln Augen Isabella's bald über die glänzende Gesellschaft, die gekommen war, ihr zu huldigen, bald blieben

sie fest haften auf dem Gesicht eines jugendlichen Offiziers, der in gluthvollen Worten schwur, nur ihr Degen und Herz zu weihen.

Dazwischen jauchzten die Trompeten und jubelten die Pauken, und es währte nicht lange, so flog die liebliche Isabella mit einem begünstigten Tänzer durch den Saal und hinterher wirbelte Paar um Paar in trunkener Festwonne.

Tausendfach widerspiegelten die Diamanten und Rubinen der Frauenblumen Hispaniens, die glänzenden Uniformen der Offiziere und Staatswürdenträger das Lichtmeer des Festsaales.

Längs der Spiegelwände hatten sich kosende Pärchen niedergelassen, die es vorzogen, dem Trubel fern zu bleiben.

Auch Isabella hatte sich halb widerstrebend von einem herrlichen jungen General in ein Gemach neben dem Saale führen lassen. — Annetta, die stets in der Nähe der Herrin geblieben, war ihr in ehrerbietiger Entfernung gefolgt.

Die junge Königin Isabella war mit ihrem Tänzer allein, und erst jetzt wagte Isabella, in das schöne Antlitz des Generals voll und ganz zu blicken, ein verzehrendes, leidenschaftliches Feuer strahlte aus den Blicken des jungen Mannes.

„Majestät! Ich hatte schon einmal das Glück, Ihnen meinen Degen zu Füßen zu legen! Ich hatte schon einmal die Wonne, Zeuge Ihrer stillen Freude zu sein. Majestät haben mich vergessen?"

Isabella sah ihn lange an.

„General! Nennt Euern Namen, denn ich kenne Sie, aber die Eindrücke des heutigen Abends haben mich so verwirrt!"

Purpur übergoß ihre Wangen, die Lippen bebten, sie haschten nach Worten, der General hatte kühn die Hand der Königin Isabella ergriffen und einen flammenden Kuß darauf gehaucht. Isabella's Haupt war auf die Kissen des Sopha's gesunken.

Annetta beobachtete Alles mit umsichtiger Wachsamkeit.

Der General lauschte athemlos nach dem Fenster; noch war es nicht Mitternacht.

„Königin", flüsterte der bildschöne Offizier derselben in's Ohr, „ich bin Diego Leon."

Isabella zuckte zusammen. „Ihr seid der schöne Leon, wie Euch die Leute immer nannten, oh, ich kenne Euch, Ihr habt mich in Aranjuez gesehen.

„General! General!" fuhr sie flehend fort, „Ihr wolltet mich retten! O, ich will nicht mehr Politik und Geschichte lernen, ich will fort von der bösen Hofmeisterin; nehmt mich mit Euch!"

„Königin Isabella! Vertraut Ihr einem Manne, der Ehre und Leben für Euch wagt?“

Isabella's Busen, der schon mehr die Jungfrau verrieth, kam in stürmische Bewegung, ihr Haupt lehnte sich an das des Generals, ihre Hände streckte sie nach ihm und der General bedeckte sie mit Küssen.

Drinnen jubilirte die Musik und die Paare rauschten im Tanze. Da krachte ein Schuß vom Fenster, und die Glocken von Nuestra Madonna fingen ihr dumpfes Geläute an.

„Königin! Es ist Zeit! Die Stunde der Rettung ist da!“

Isabella erhob sich, Leon umfaßte den Leib der jungen Königin, und trug dieselbe zu einer verborgenen Thür im Hintergrunde des Gemaches. Es ging eine enge Wendeltreppe hinab auf den Schloßhof, hier harrte bereits ein verdeckter Wagen. — General Leon hob die zitternde Isabella in denselben und setzte sich ihr gegenüber, während Annetta, die rasch gefolgt war, an der Seite der Königin Platz nahm.

Mehrere in Mäntel gehüllte Reiter mit gezogenen Degen nahmen den Wagen in die Mitte, und in sausender Eile rasselte das Gefährt über den Schloßhof, durch's Thor, auf die Straße, wo die Menge bestürzt auseinanderstob vor den drohenden Klingen der Reiter.

Die Glocken der Klosterkirche von Nuestra Madonna läuteten unaufhörlich, der Tumult wuchs in den Straßen und eine Compagnie Soldaten marschirte vor dem Schlosse auf mit dem Rufe: „Viva reyna Isabella! Abajo el gubernador! (Es lebe die Königin Isabella! Nieder mit dem Regenten!) — In den anstoßenden Straßen entstand wirrer Lärm, Trommelwirbel und einzelne Flintenschüsse fielen. —

Aber im Ballsaale fingen an die Kerzen zu erlöschen, die furchtbarste Verwirrung herrschte darin.

Ein junger Offizier stürzte mit dem Degen auf Espartero los und rief: „Tod dem Usurpator!“ Ein Oberst, der eben erst in den Saal getreten war, sprang wie ein gehetzter Löwe auf den Attentäter, riß ihn zu Boden und entwand ihm den Degen, rufend:

„Herzog! Ich habe auf eigene Verantwortung den Generalmarsch schlagen lassen! Der Aufruhr ist losgebrochen, Concha befehligt die Insurgenten.“

Der Regent stand starr und maß den Unbekannten mit den Augen, das hatte er nicht erwartet. „Wer seid Ihr, Oberst?“

„Ich bin Juan de Alar! Der Plan der Verschwörer ist in meinen Händen; Herzog, um des Himmels Willen, handeln Sie, die Königin soll nach Valencia entführt werden!“

Der Herzog verließ eiligst den Saal, der bald leer geworden war.

„Die Königin ist entführt! Wo ist die Königin!“ hallte es klagend durch die Corridore des Schlosses. — —

An der Spitze einer bedeutenden Truppenmacht rückte Espartero nach einer Stunde auf die Plaza Mayor; er hatte an den Ecken der bedeutendsten Straßen bereits Geschütze auffahren lassen. Nicht lange, so drang im Laufschritt ein Bataillon der aufrührerischen Truppen nach der Plaza, um die Macht des Regenten unter dem Rufe: Viva Isabella! über den Haufen zu werfen, aber die Truppen des Regenten standen wie die Mauern fest.

General Concha, der Anführer der Insurgenten, ritt keck vor die Front und rief den Truppen des Herzogs zu: „Folgt den Fahnen der Königin, verlaßt den Usurpator Espartero, der Euch an die englischen Ketzer und Geldsäcke verschachern will!“

Ein Schuß krachte als Antwort — und traf das Pferd des Generals Concha, es überschlug sich, der General stürzte herab und wurde von seinen Soldaten hinter die Front gebracht.

Nun sprengte der Siegesherzog vor die Empörer und rief: „Soldaten! Wollt Ihr meineidig sein? Eine Rotte von verkappten Carlisten hat Euch betrogen! — Schießt mich nieder, wenn ich Euch Unrecht that.“

Auch hier krachte ein Schuß als Antwort, und die Kugel schlug im nächsten Hause ein.

Die Offiziere des Regenten commandirten: Vorwärts! und die Truppen stürzten sich mit gefälltem Bajonnet auf die Empörer, die rathlos auseinander stoben.

Durch die Canetas-Straße rasselten zwei Kavallerie-Regimenter unter Juan de Alars Führung, und die aufrührerischen Haufen wurden zersprengt.

An der Puerta del Sol war ein verdeckter Wagen von den Nationalgarden angehalten worden, die dem Regenten treu anhingen. Man hatte den schönen General Leon vom Pferde gerissen, aber nicht gewagt, den Inhalt des Wagens zu untersuchen; Juan de Alar brauste mit der Kavallerie heran.

Er sprang vom Pferde, riß den Wagenschlag auf und rief: „Majestät! Ich gratulire zur Befreiung, Ihr Entführer ist verhaftet.“

„Sennora, bitte, steigen Sie aus,“ wandte sich Juan alsdann spöttisch an Annetta.

Es war ein herrlicher Abend, der Mond beschien das Antlitz der Kammerfrau; Juan starrte sie lange an:

„Hölle und Teufel," rief er, „Sennora, Ihr Name? Ihre Heimath?"

„Annetta — — aus Cadix!" hauchte die zitternde Frau.

„Ausgezeichnet, ein guter Fang!" brummte Juan. „Soldaten, nehmet die Frau auf's Pferd und bringt sie auf die Schloßwache.

Oberst Juan ritt mit gezogenem Degen an der Seite des königlichen Wagens und geleitete ihn nach dem Schloß zurück.

Der Aufstand war niedergeschlagen, General Concha hatte sich gerettet, aber General Diego Leon war gefangen.

Einige Tage darauf kam die Nachricht, daß am selbigen Abende, wo in Madrid die Entführung der Königin Isabella in Scene gesetzt worden, auch in Cadix General Narvaez, in Pampeluna General O'Donnell und General Serrano einen Aufstandsversuch gemacht hatten, aber die Truppen des Regenten überall treu geblieben waren.

In Valencia war eine heimliche Junta entdeckt worden, wobei Carlisten, Moderados und Demokraten betheiligt gewesen waren.

Juan de Alar war in Catalonien auf die Spur der Verschwörung gekommen.

Das Verhör, dem Juan die gefangene Annetta unterworfen, hatte ihm wunderbare Dinge zu Tage gefördert, sie blieb bis auf Weiteres Staatsgefangene.

Am Morgen des 15. Oktober rückte ein Piquet Infanterie vor die Stadt. — Die Salven krachten und der vom Kriegsgericht verurtheilte schöne General Leon sank leblos auf den Rasen.

Der Anschlag der Jesuiten war also vorläufig gescheitert, aber sie gaben deshalb ihre Pläne nicht auf, denn nur ein kleiner Theil ihrer Fäden war zerrissen worden. Aber die Werkzeuge, die von Christina besoldeten Generale und Offiziere, mußten Spanien verlassen.

Neunzehntes Kapitel.

Eine Nacht in Aranjuez.

„Heißt mich Spanien gehen, — so geh' ich!" hatte einst Espartero im Rathhause zu Barcelona zu seinem republikanischen Freunde Rivero gesagt. Die Undankbarkeit, der Neid und der Wankelmuth des spanischen Volkes führten wirklich diesen Augenblick herbei.

Die verunglückten Aufstände im Norden und Süden und der mißlungene Entführungsversuch hatten die vereinigten Gegner des Regenten nur zu größerer Vorsicht und Anstrengung angespornt. Nur zum kleinsten Theil waren die Fäden zerrissen worden, welche der Jesuiten-Provinzial Bernardino (oder Merino) über das ganze Land gesponnen.

Leider hatten die christinischen Generale Concha, O'Donnell, Serrano, Prim und selbst der schlaue Narvaez keine Ahnung davon, daß sie nur Marionetten in den Händen der Jesuiten waren.

Nachdem es dem Regenten Espartero erst mit vieler Mühe geglückt war, überall die Aufstände niederzuschlagen, zog sich im Winter von 1842 zu 1843 ein neues schweres Gewitter über ihm zusammen. Durch eine geheime Regierung in Sevilla wurde das Signal zur allgemeinen Revolution gegeben, in welcher sich wiederum Gemäßigte, Conservative und Demokraten die Hände reichten.

General Narvaez landete mit Waffen und Geld in Valencia, und bald schlossen sich mehrere Regimenter dem aus dem Bürgerkriege berühmten und tapfern Feldherrn an. Im Norden und Süden schlugen die verbannten Generale ebenfalls los und eine Armee von Rebellen wälzte sich gegen Madrid.

Wenige Meilen von der Residenz kam es zum Treffen — aber die Truppen des Regenten gingen zum Narvaez über, so daß Espartero, der Herzog von Vittoria, seine Regentschaft am 23. Juli 1843 niederlegen und Spanien verlassen mußte.

Don Ramon Maria Narvaez, der Herzog von Valencia, ein strenger und tüchtiger General, erfüllt von gemäßigt-conservativen Grundsätzen, begabt mit practischem Blick, wurde der Leiter der Geschicke Spaniens.

Mit eiserner Hand unterdrückte er alle revolutionären Regungen, ließ, um den Gefahren einer Regentschaft auszuweichen, die Königin

Isabella am 10. November 1843, also nach kaum vollendetem 13. Jahre, für volljährig erklären, und rief bald darauf die verbannte Königin-Mutter Christina nach Madrid zurück.

Die Demokraten und Republikaner, welche jetzt einsahen, daß sie nur den Conservativen in die Hände gearbeitet hatten, entfalteten in Catalonien die Fahne des Aufruhrs und machten in Madrid einen Mordversuch auf den verhaßten Narvaez.

Der Freund des Narvaez: General Don Juan Prim, verläugnete seine liberalen Grundsätze und gab sich dazu her, die Empörer in Catalonien binnen zwei Monaten nieder zu kartätschen, wofür er den Titel eines Grafen von Reus erhielt.

Man verdächtigte ihn aber dennoch, und er sammt seinem Vetter Juan de Alar und dessen Neffen Don Eduardo de la Seda nebst vielen Andern wurden verhaftet.

Prim wurde auf Bitten seiner Mutter, die Narvaez selbst in's Schloß geführt, begnadigt, und Juan de Alar verdankte seine Befreiung der Dazwischenkunft der Königin-Mutter Christina, die ihrem ersten Liebling noch immer ein freundliches Angedenken bewahrte. Don Eduardo de la Seda, ein ehrgeiziger Jüngling, war genöthigt worden, in die Dienste des Narvaez zu treten.

Der Siegesherzog aber blieb ein Verbannter, denn man fürchtete und haßte ihn wegen seiner politischen Reinheit. — —

Madrid war ruhig wie ganz Spanien, warum sollte sich der Hof nicht der lang entbehrten Kurzweil hingeben?

Ueber dem Schlosse und den Gärten des lieblichen Aranjuez schwebte der träumerische Duft des Abends; der tiefblaue Himmel des Südens zeigte nur noch einige Rosenwölkchen am westlichen Horizont, und aus den schweigenden Orangen- und Olivenhainen leuchteten kleine Lichtpunkte auf. Sie kündeten an, daß Aranjuez heute ein glänzendes nächtliches Fest bevorstand, wie es seit vielen Jahren nicht mehr gefeiert worden war.

Noch ist es still in den dichtbeschatteten Gängen, doch halt — was regt sich dort in der Therebinthenlaube?

Wir lauschen ungesehen und entdecken zwei Männer in dunkle Mäntel gehüllt; des Einen jugendliches Antlitz ist bleich, der tiefste Seelenschmerz hat seine Schrift hineingeschrieben.

„Ich weiß, Eduardo, daß Deine Wünsche hoch fliegen, aber hüte Dich, daß Deine Flügel nicht von der Sonne versengt werden;" läßt sich der Andere vernehmen. Es ist ein Mann von ernstem Aeußern; schon sind seine Haare gebleicht, doch die Hoheit des Gedankens glänzt

auf der schönen, majestätischen Stirn und wir erkennen in ihm Juan de Alar wieder.

„Theurer Oheim! Habt Ihr mich nicht selbst gelehrt, stolzen Sinnes nach Kronen zu langen? Und wer sagt Euch denn, daß es nicht die edelsten Beweggründe sind, die mich zum Werber um die Gunst der Königin Isabella stempeln?“

„Eduardo, Eduardo! hüte Dich, daß Du nicht ausgleitest auf dem glatten Boden dieses Hofes. Ich möchte Dich gern vor den Erfahrungen hüten, die mich einst so viele Schmerzen und Verfolgungen gekostet haben.“

„Laßt mich hinein in den Strudel“ antwortete Eduardo. „Wollt Ihr denn, daß ich meine Jugend in Unthätigkeit verträumen soll und im ewigen Einerlei? Das Leben liegt vor mir, laßt es mich muthig greifen, damit ich verständig werde, wie Ihr!“

„Nun fahre denn hin!“ murmelte unmuthig der Aeltere und stützte gedankenvoll sein Haupt in die Hand. —

Don Eduardo de la Seda ist ein Jüngling von zwanzig Jahren. Trefflich gebildet auf der Hochschule hat er sich dem diplomatischen Dienst geweiht und ist vorläufig Secretair im Bureau des allmächtigen Minister-Präsidenten Narvaez. — Er ist elternlos und Juan de Alar, sein Oheim, hat Alles darangesetzt, dem jungen talentvollen Neffen den Weg in die Oeffentlichkeit zu ebenen.

Aber mit tiefer Besorgniß muß der gute Oheim sehen, daß der kühne, ehrgeizige Neffe die abenteuerlichsten Dinge ersinnt und um die Gunst Isabella's wirbt.

Juan de Alar erhob sich und legte seine Rechte liebevoll auf das schwarze Lockenhaupt des Lieblings. — „Nun aber heiter aufgeschaut! Willst Du einmal den romantischen Ritter spielen, dürfte Dir das melancholische Gesicht gar übel stehen. Vergiß auch nicht, heut einmal heran zu kommen zu uns alten Degen, die wir uns um Eure Jugendthorheiten nichts mehr kümmern. Bin ich doch nur Deinetwegen von der guten Sikula gegangen und hierher an den Hof gekommen! Leb' wohl!“

Juan de Alar ging dem Schlosse zu; er wurde schon in einem der Säle erwartet, wo eine Menge alter Waffengefährten sich heute Abend zu einem freundschaftlichen Stelldichein zusammenfanden.

Zwar erst vierzig Jahre alt, hatte er das Ansehen eines Fünfzigers, wenn nicht der rüstige Gang noch die ungebrochene Kraft verrathen hätte.

Die Bosquets strahlten in feenhafter Beleuchtung und durch das

Gebüsch schauten Lämpchen in allen Farben. Hoffräulein in schweren, seidenen Gewändern rauschten durch die Gänge, umringt von Offizieren in schimmernden, goldbedeckten Uniformen, und die Klänge der Musik wogten gleich schmeichelnden Freudewellen durch die belebten Gärten.

Es handelt sich nämlich heut um ein glänzendes Ballfest im Freien unter den duftenden Blüthenbäumen der Gärten von Aranjuez, wozu schon seit langer Zeit die umfassendsten Vorkehrungen getroffen worden waren.

Bis hoch oben in den rauschenden Wipfeln waren bunte Lämpchen angebracht, um wie Johanniswürmchen durch die Nacht zu winken. Auf einem freien Platze, umrahmt von hohen Bäumen standen zierliche Candelaber, um Tageshelle über den Raum zu verbreiten.

Prächtige Blumen-Guirlanden, fremde Gewächse, drapirt mit Teppichen und Fahnen umgaben den Platz, auf dem der Bal champêtre (Ball im Freien) aufgeführt werden sollte.

An der Seite, die sich an ein dunkles Kastanienwäldchen lehnt, war ein prächtiger Thron für die junge Königin Isabella gebaut, wo sie wie eine Fürstin der Nymphen zwischen Rosen und fremdartigen Blumen des Südens, prächtigen Spiegeln und Muschel-Verzierungen waltete.

Dem Throne gegenüber war ganz im Dickicht des Parkes versteckt ein Orchester für die auserlesene Hofkapelle errichtet, so daß nur wenig die Lichter hervorschimmerten und die Weisen der Musik aus dem Walde zu kommen schienen.

Es entstand eine allgemeine Bewegung, denn die Königin Isabella naht in Begleitung der hohen königlichen Mutter Maria Christina, des Infanten Don Francisko und seines Sohnes, des Herzogs von Cadix. Die glänzende Menge stellt sich zu beiden Seiten auf, um die Majestäten zu begrüßen.

Wie sie heute von Liebreiz strahlt, die fünfzehnjährige Majestät! Gleich einer Blumenkönigin umweht von fast durchsichtigen Gaze-Gewändern scheint sie daher zu schweben. Hell funkelt die mit Diamanten besetzte Krone auf den kohlschwarzen, kunstvoll verschlungenen Haaren; aber heller noch wie die Edelsteine, freudiger noch wie die dunkelrothen Blumen in der Coiffure, leuchten die verlangenden Augen der Königin. Da, wo das weiße Gewand von dem glänzenden Rubinenschmuck festgehalten wird, drängt sich der Busen hervor, wie eine liebesehnende Rose aus der Knospe.

Selbst die alte Königin Christina scheint verjüngt. Ein Wider-

schein der Jugend fällt auch auf sie, und mit Wohlbehagen erfüllt es sie, daß sich die Augen der jungen Edelleute und Offiziere mit glühender Begeisterung auf die junge Königin heften.

Königin Isabella grüßt mit mädchenhafter übersprudelnder Laune nach allen Seiten.

Plötzlich senkt sich ihr Blick erröthend, wie wenn ein blitzendes Aug' sie getroffen.

„Don Eduardo de la Seda!“ fliegt es flüsternd durch die Reihen der glänzenden Herren und Damen.

„Don Eduardo de la Seda ist der Glückliche! Die Königin liebt ihn!“ ruft Donna Elvira de Xeres der erbleichenden Geronima zu. „Arme Geronima!“

Donna Geronima de Lucar ist ein liebreizendes Hoffräulein, der unzählige Freier zu Füßen liegen, denn der Blick ihrer unvergleichbaren, großen Augen ist so sanft, so mild, daß er die Seele erfaßt. Aber sie übersieht alle Anbeter, nur den Einen, den Don Eduardo de la Seda, den Freund ihres Bruders Don Jago, hat sie erhört.

Schon hat sie ihm Herz und Hand zugesagt, und Viele beneiden den Jüngling um die herrliche, schlankgewachsene Donna, deren Gang so majestätisch ist, als wäre sie eine Fürstin, deren Hände so zart, deren Füße die niedlichsten am Hofe von Madrid sind.

Und heut? — Ist Don Eduardo untreu geworden? —

Ach, er hatte keinen einzigen tröstenden Blick für die gebrochene Geronima. Wie ein glänzender Falter, der dem Lichte zuflattert, so schloß er sich dem königlichen Gefolge an mit der Absicht, noch heut einen Sturm auf das Herz der jungen liebreizenden Königin zu wagen.

Unter einem lichten, kunstvoll verzierten Thronhimmel nahm die junge Königin Platz, an den Seiten stellten sich die höchsten Würdenträger auf, darunter der streng drein schauende Ramon Narvaez, Herzog von Valencia, der Premierminister.

Es konnte wohl keinen ärgeren Gegensatz geben, als den eisernen Herzog, dessen ruhiges Gesicht nichts abspiegelte von der allgemeinen Freude, und Isabella, die Verkörperung der überschäumendsten Freude. Die feinen Spitzenschleier, die rechts und links, blumendurchwirkt, von dem schimmernden Diademe herabwehen, umwallen die üppige jungfräuliche Gestalt, und heben nur noch mehr die kühngeschwungenen Brauen über den halb träumerisch, halb freudigkeck dreinschauenden Augen, das zarte Roth der Wangen und das Carmin der kußbegehrlichen Lippen hervor.

Mit widerlicher Zutraulichkeit drängt sich Don Francisco, der



Espartero, der Siegesherzog.

Oheim der Königin Isabella, durch die bunte Menge an den schönen Don Eduardo de la Seda heran.

„Ich gratulire, Sennor!“ zischelte er ihm leise in die Ohren, „macht Eure Sache gut, Glückskind!“

„Königliche Hoheit!“ stammelte der also Angeredete verlegen, ehe er aber weiter über die räthselhafte Aufmunterung von Seiten des Infanten nachdenken konnte, war dieser bereits boshaft kichernd in der Menge verschwunden.

Ein rauschendes Allegro vom Orchester aus dem dunklen Waldesdickicht gab das Signal zum Beginn des Festes nnd die Paare ordneten sich zum Tanze. Die Königin Isabella reichte ihren Arm dem strengen Herzog von Valencia, der kaum lächelte, als er die liebliche Jungfrau zum Tanze geleitete. — Königin Christina folgte mit Don Francisco und die jüngere Tochter, Infantin Luisa, mit dem Herzog von Cadix.

Die glänzende Gesellschaft wirbelt laut durcheinander, die Töne locken und rauschen, und der neckende Abendwind wirft duftende Blüthen auf die Tanzenden.

Doch wer schreitet so düsteren Antlitzes durch das Getümmel der Fröhlichen?

Es ist Don Jago de Lucar, seine Augen scheinen die Ursache seines Zornes zu suchen; plötzlich haften sie auf Don Eduardo de la Seda, aber dieser wird den Verfolger nicht gewahr. Er geleitete eben die niedliche Donna Elvira de Xeres nach einem Sessel, sie schlägt ihn schelmisch lachend mit dem Fächer auf den Mund und spricht:

„Schweigen Sie, galanter Held! Ihre Worte sind Netze, in die Sie arme Mädchenherzen verwickeln. Aber ich, Elvira de Xeres, ich will Ihnen nur bald eine ganz außerordenliche Rache ankündigen.“

Sie zuckte dabei einen Moment zusammen, denn sie hatte den suchenden Don Jago erblickt, den Bruder ihrer unglücklichen Freundin Geronima.

„Sennora, die Malicen stehen Ihnen göttlich! Seien Sie immer recht boshaft, wenn Sie meinen Beifall haben wollen,“ spottete Don Eduardo.

„Schöner Cavalier! Mit einer kleinen Rache bin ich nicht zufrieden. — Ich räche die arme, gute Geronima — hören Sie?“ Elvira sah ihn dabei mit dämonischen Blicken an.

Eduardo erschrak fast unwillkürlich davor, doch sie unterbrach sein Erstaunen und sagte:

„Erringen Sie den Preis — Sennor, die Majestät sucht ihren Ritter!“

Donna Elvira hüpfte von dannen und hing sich wie ein muthwilliger Falter an den Arm des finstern Don Jago. Sie zog ihn auf die Seite, aus dem glänzenden Trubel in das Dunkel der duftathmenden Gebüsche.

Don Eduardo stand, er wußte nicht, wie es geschehen, plötzlich vor der Königin, die ihren letzten Tänzer, den phlegmatischen Franz d'Assis, Herzog von Cadix, einer koketten Hofdame überlassen hatte.

Zenaide, der Königin schlaue Kammerzofe, strich hinter Don Eduardo vorüber und zischelte:

„Wer das Glück hat, führt die Braut heim!"

Don Eduardo hörte kaum die leicht hingeworfene Ermuthigung, da das Blut ihm schon nach dem Kopfe strömte und sein Herz hörbar schlug. All' sein Wünschen riß ihn zu der jungen Königin.

Der junge Edelmann fragte verlegen: „Majestät, darf ich's wagen?"

Isabella hatte die Bitte des schönen Jünglings kaum gehört, als ihre Augen, die sich rasch gesenkt, in einem herrlichen Aufschlag, gleich dem herrlichsten Frühlingssonnenblicke, dem liebenswürdigen Cavalier Gewährung zunickten.

Wie erbebte die mädchenhafte Gestalt der Königin, als Don Eduardo seinen Arm um die Taille legte! Ein Schauer, ein wonniger Liebesschauer durchfuhr die leidenschaftliche königliche Jungfrau und Don Eduardo gerieth selbst, er wußte nicht wie, unter den magnetischen Einfluß dieser Aufregung, denn er sah und hörte nicht mehr, was um ihn herum vorging, er sah nicht die boshaften Blicke Elvira's, er sah nicht, wie sie, triumphirende Racheluft in den Mienen, in der Menge verschwand, um Don Jago de Lucar, den Bruder der betrübten Geronima, zu begleiten.

Schon flog das schöne Paar über den Tanzplatz, vieler Augen richteten sich auf die Beiden, viele schüttelten den Kopf bedenklich. Maria Christina schaute finster drein, aber Don Francisco, der widerlich freundliche Infant, schien sich ganz infernalisch über die Leidenschaftlichkeit der jungen Majestät zu freuen, allein er hütete sich, mit der Königin-Mutter in Berührung zu kommen.

Das auserwählte Paar tanzte nicht mehr. Langsam schritt Isabella an Don Eduardo's Arm einen der Hauptgänge des Gartens hinab und die Melodie einer alten spanischen Romanze wehte vom Orchester weit in das Dunkel der Gebüsche hinein. Hier saß kosend manch' heimliches Pärchen, und nur der Nachtwind und vielleicht ein halbwachend Vögelein belauschten die heißen Liebesschwüre und noch heißeren Küsse.

Isabella und Eduardo schritten stumm neben einander; schweigend brach die Königin eine dunkelrothe Rose und reichte sie dem entzückten Jüngling. Er preßte die Rose an die Lippen, und dann

suchten seine Augen den Blick der geliebten Isabella. Diese schaute zur Erde.

Kühn aber erfaßt er ihre Hand und drückt einen heißen, langen Kuß darauf.

Die junge Königin ließ ihre Hand in der seinigen, und schlägt voll und ganz die Augen zu ihm auf, aus denen die verzehrende Gluth der Leidenschaft strahlt.

„Majestät," unterbrach Don Eduardo das vielbedeutsame Schweigen, „wenn ich das Wünschen Ihrer schönen Seele aus Ihren Augen lesen dürfte, ich setzte Alles, Alles daran, es zur Wahrheit zu machen!"

Die Königin zog plötzlich ihre zitternde Hand zurück, und bedeckte die Augen damit, indem sie schwer athmend lispelte:

„Theuerster Don Eduardo, vergessen Sie, daß ich eine Königin bin, sprechen Sie mit mir wie mit Ihrer Schwester. Ach, wenn ich Ihre Schwester wäre!"

Wieder sah ihn Isabella mit liebestrahlenden Blicken an und ergriff seine Hand von Neuem, die sie innig mit ihren zarten Fingern preßte.

Don Eduardo durchfuhr es wie Gluth, und bald war das Wort seinem Munde entflohen:

„Majestät! — nein, geliebte Königin! — Mein Herz wird durch seine Liebe zum Hochverräther."

„Dann, Eduardo, erheb' ich dieses hochverrätherische Herz zum Kleinod meiner Krone. Will es mir Eduardo schenken?" antwortete die Königin voll Feuer.

„Königin! Fürstin der Blumen und Herzen!" antwortete Eduardo, „ich diene Ihnen wie ein getreuer Troubadour, Spaniens Königin soll über mich gebieten."

In einiger Entfernung folgte die schlaue Zenaide. Eduardo schrak zusammen, als er sie sah, aber Isabella zog ihn lächelnd in eine dunkele Laube.

Leise nur drang die Musik vom Festplatze in das Dunkel, das schützend die Liebe umgab. Nur wie mattes Irrlichtgefunkel leuchtete die feenhafte Illumination bis in dies Asyl der Zärtlichen.

„Isabella, wenn Sie einst Ihre Hand verschenken werden, dann wird Ihr treuester Ritter trauern über Sie. Wer wird Sie dann lieben dürfen?" fragte zärtlich Eduardo.

„Schweigen Sie davon, mein Herz gehört Ihnen! Seit ich Sie gefunden, laß ich all' die prinzlichen Liebhaber laufen," tröstete Isabella, „doch warum hab' ich Sie nicht eher gesehen? Eduardo, haben Sie sich vor mir versteckt?" —

Eduardo entgegnete: „Ja, heißgeliebte Königin! Verstecken mußte sich wohl meine Liebe hinter der steifen Etikette, ist meine Liebe denn nicht ein Verbrechen in den Augen der Anderen?"

Lange schon ruhte das königliche Mädchen an der Brust des Jünglings, die Wellen ihres Busens schlugen an die Brust Eduardo's. Ihr heißer Odem wehte über seine Wangen und das leise Küssen der Liebenden, das Gespräch der Blätter und Blüthen verschmolz in eins.

„Ist das die Liebe, Eduardo?" hauchte Isabella in den Armen des Seligen.

„Ja, Königin, das ist die Liebe! Hat sie ihren Einzug in Ihr Herz gehalten?" fragte Eduardo leise.

„Sie herrscht darin, o, seien Sie mein, Eduardo! Ich lasse Sie nicht von mir!" flüsterte die Königin.

Das schwarzlockige Köpfchen der Königin sank auf die Schultern des Geliebten.

Zenaide trat ängstlich in die Laube, leise rufend: „Majestät! man ist besorgt um Sie. Zeigen Sie sich dem Hofe wieder. — Bei der heiligen Madonna, da kommt die Hoheit, Don Francisco!"

Eduardo fuhr wie aus einem Traume empor; ach, seine Wonne mußte ein Geheimniß bleiben! Isabella hatte sich schnell gefaßt, sie umfing noch einmal den Geliebten, dann hing sie sich an Zenaiden's Arm und hüpfte nach dem Takte der leise herübertönenden Musik dem Oheim Francisco entgegen.

„Ah, Oheim, Sie haben wohl geglaubt, den Spaniern ist ihre Königin verloren gegangen? Ha, ha! — Oder hat der mürrische Herzog wieder ein Regierungsdecret zu unterzeichnen? Ja? Ich glaube, der steife Kriegsmann hat in seinem Leben noch nicht gelacht!"

So hüpfte Isabella am Arm Francisco's unerschöpflich in tollen Scherzen dem Festplatze zu, und um manche Lippe spielte der Spott und die Ironie, als der Infant mit der verlorenen Königin erschien.

„Meine königliche Tochter ist heut sehr aufgeregt, das kann nicht gut thun!" bemerkte ernst die Königin-Mutter. — — —

Don Eduardo's Haupt ruhte liebes- und sorgenschwer im Blattwerk, wie in einem Sturm hob und senkte sich seine Brust. So nahe dem Ziele seiner Wünsche? — Er dachte nicht mehr an die warnenden Worte des Onkel Juan; immer noch glaubte er den Odem aus dem Munde Isabella's an seinen Wangen zu fühlen.

Dicht neben ihm seufzte Jemand und Eduardo fuhr zusammen; weh ihm, er war belauscht worden!

Mit Mühe durchdrangen seine Augen das Dunkel. Ein schönes Weib mit aufgelöstem Haar kniete wenige Schritte von ihm auf dem Rasen und lehnte weinend das Haupt an den Stamm eines Baumes, der mütterlich seine Zweige über die Aermste ausstreckte.

„Geronima!“ flüsterte Eduardo erbebend.

„Geronima!“ rief er wiederum leise und stand neben der Knieenden; sie hatte ihn nicht bemerkt. Nun hob sie das Haupt, und als sie ihn erkannt, fuhr ein leises Beben durch den zarten Körper.

„Geh'!“ rief sie leidenschaftlich, sich erhebend, „geh', Du hast mein Herz gebrochen, denn Du bist der Günstling der Königin. Geh', ich will Dich — — —“, sie unterbrach sich, denn Don Eduardo ergriff ihre Hand und sagte:

„Geronima! Verdamme mich nicht, ich liebe Dich treu wie immer; aber dringe nicht in mich, Dir gefährliche Räthsel heut zu lösen! Sprich den Fluch nicht aus; aber ein kühner Plan zwingt mich, so zu handeln!“ Er küßte das schöne Mädchen.

Geronima's Thränen begannen zu versiegen. Nur wie Thautropfen hingen sie noch in den seidenen Wimpern. „O, wenn Du wahr sprächst,“ lispelte Geronima, „ach, ich kann ja nicht anders, ich muß Dir glauben, wenn ich so in Deine Augen schaue, Du kannst ja nicht lügen! Nicht wahr, mein Eduardo? Ich werde Dich lieben, und wäre es nur deshalb, um Dich zu retten, ach, Eduardo, mir ahnt Unheil!“

In dem Augenblicke nahten Schritte.

Don Jago de Lucar, der Bruder der schönen Geronima, war durch die Winke der intriguanten Donna Elvira auf Eduardo's Spur gekommen, den er längst voll Haß gesucht hatte. Jetzt stand er plötzlich vor Eduardo, der Geronima noch umschlungen hielt.

„Wortbrüchiger, Meineidiger!“ rief der wüthende Jago und riß den Degen aus der Scheide.

Geronima warf sich zwischen Beide mit dem Angstschrei: Eduardo ist unschuldig, Bruder!“

Aber Don Jago de Lucar hörte nicht auf das Flehen der Schwester, sondern fuhr fort: „Du hast den Namen der Lucar beschimpft, Du hast unser Wappenschild entehrt! Zweifacher Schurke! Erst hast Du aus eitlem Ehrgeiz die Fahne der Partei verlassen, um diesem trockenen Schleicher, dem Narvaez zu dienen, — und nun brichst Du Deiner verlobten Braut, meiner Schwester, das Herz, um der Günstling einer Königin zu sein! Das fordert Blut!“

Geronima schrie laut auf und fiel in Ohnmacht.

Donna Elvira, die leise gefolgt war, brachte mit Hülfe einer Dienerin die bewußtlose Geronima bei Seite.

Don Eduardo war durch Jago's Vorwürfe tief in seiner Ehre gekränkt und sagte sich, daß er als ehrenhafter Cavalier Genugthuung fordern mußte. Freilich kam ihm das sehr schwer an, denn er war Jahre hindurch Jago's intimer Freund und Parteigenosse gewesen.

Im Umgange mit diesem hatte Eduardo des Freundes holdselige Schwester Geronima achten und lieben gelernt; und da er Gegenliebe gefunden, so war er schon seit längerer Zeit der Verlobte der Donna Geronima de Lucar.

Don Jago grollte schon längst dem Freunde, weil dieser Secretär im Ministerium des Narvaez geworden war, aber aus practischen Rücksichten hätte er dies seinem zukünftigen Schwager verziehen.

Leider war es dem Neide und der Mißgunst eines Weibes geglückt, Jago's Groll zum Haß anzublasen. Es war dies die erwähnte Donna Elvira de Xeres, die einst in leidenschaftlicher Liebe für Don Eduardo entbrannt gewesen war. — Eduardo aber hatte niemals die Neigung der kleinen Elvira erwidert, obgleich sie eine der schönsten Damen des Hofes war, mit nachtdunkeln Augen, echt andalusischer Grazie und Gewandtheit, klein von Gestalt, aber um so zarter gebaut, und geist- und witzsprühend, so daß ihre Satyre und Ironie ebenso gefürchtet war, wie ihre äußere Erscheinung Alle hinriß.

Aber Don Eduardo hatte immer die sanfte Geronima vorgezogen, und deßhalb haßte die leidenschaftliche Elvira den Jüngling; deßhalb hatte sie dem grollenden Jago heute viel von den Galanterien des Eduardo gegen die Königin Isabella in die Ohren geflüstert, und der heißblütige Jago hatte Alles geglaubt.

Nachdem es soweit gekommen war, konnte Eduardo unmöglich dem einstigen Freunde erzählen, daß er nur darum sich um die Gunst der jungen Königin beworben, um durch seinen Einfluß das reactionäre Ministerium Narvaez zu stürzen, einem liberalen zur Herrschaft zu verhelfen und den Siegesherzog Espartero zurück zu rufen in's Vaterland.

Hätte ihm Don Jago de Lucar das Alles geglaubt? Hätte dieser nicht gedacht, Eduardo de la Seda wolle nur dem Zweikampfe ausweichen?

Erst war der Waffengang nothwendig, dann konnten die Erklärungen erfolgen.

„Don Jago de Lucar!" ruft Eduardo, „ich bin bereit zum Duell, Ihr habt die Wahl des Platzes, der Zeit und der Waffen."

„Gut, binnen einer halben Stunde können wir die Secundanten zur Stelle haben," antwortete Jago. „Ich denke, wir wählen diesen Platz, denn er ist einsam genug, wir schießen uns!

Beide gingen nach verschiedenen Richtungen ab, um sich die Secundanten zu suchen. Don Eduardo wendete sich nach dem Schlosse, um den arglosen Oheim Juan de Alar zu rufen.

Wir kehren nach dem Festplatze zurück, wo die glänzende Gesellschaft keine Ahnung von dem Trauerspiele hat, welches sich im Dickicht der Gärten von Aranjuez eben zuträgt. Die liebreizende Königin promenirt mit der königlichen Mutter Maria Christina durch das glänzende Getümmel der Damen und Herren und plaudert so ruhig, als wenn gar nichts geschehen wäre.

Der gestrenge Minister Narvaez hat sich mit dem französischen Gesandten, Grafen Bresson, in einen Pavillon zurückgezogen, wo sie im tiefen Gespräche versunken sind, betreffs der Heirath der jungen Königin.

Da sind plötzlich mehrere Pistolenschüsse gehört worden, alles kommt in Aufregung und eilt nach dem Dickicht, wo soeben das Duell stattgefunden hat.

Die Königin reißt sich erschreckt vom Arme der Mutter los und eilt vorwärts, gefolgt von der getreuen Zenaide. Alles weicht ehrerbietig vor der Majestät, die instinktmäßig jener Laube zustrebt, wo sie mit Don Eduardo geplaudert.

Don Eduardo liegt bewußtlos auf dem Rasen, und sein Feind Don Jago sammt Juan de Alar und einigen andern Cavalieren sind beschäftigt, die blutende Brustwunde zu verbinden. Er ist nicht todt, aber schwer hat ihn die Kugel Jago's getroffen und es beben die bleichen Lippen des schönen Jünglings, als wollten sie Aufklärung geben.

Die junge Königin stürzt sich wehklagend auf den Ohnmächtigen mit dem verzweifelten Rufe: „Eduardo, geliebter Eduardo! O, er stirbt, retten Sie ihn!"

Das Fest war auf die traurigste Weise beendet, Juan de Alar blickt finster auf die glänzende Gesellschaft und drängt zur Eile, damit der Neffe in seine Wohnung gebracht würde.

Aber Donna Elvira kann nur mit Mühe ihre Schadenfreude verbergen, denn nun glaubt sie, daß das Band zwischen der beneideten Geronima und dem verhaßten Eduardo gänzlich zerrissen ist.

Wenige Tage darauf war Don Eduardo soweit erstarkt, daß er in Begleitung seines besorgten Oheims Juan, in einem Wagen weich gebettet, der Heimath zueilen konnte, wo am schönen Tajo vor den Thoren von Toledo das anmuthige Landgut lag, wo die sanfte Sikula als Hausfrau segnend waltete. —

Zwanzigstes Kapitel.

Die Heiraths-Kandidaten der Königin.

Es war schon ein öffentliches Geheimniß am Hofe von Madrid, daß die junge Königin Isabella gegen die Huldigungen der Cavaliere nichts weniger als unempfindlich war. — Der letzte Fall mit Don Eduardo de la Seda hatte nun gar so großes Aufsehen erregt, daß man so rasch als möglich daran denken mußte, die fünfzehnjährige Jungfrau, die zudem über ihre Jahre hinaus körperlich gereift war, zu verheirathen.

Don Eduardo de la Seda war nicht am Hofe, er weilte zur Herstellung seiner Gesundheit auf dem bereits erwähnten Landgütchen seines Oheims Juan de Alar, da dieser unter keiner Bedingung zugeben wollte, daß Eduardo an den Hof zurückkehrte.

„Bleib' hier, Junge, und meide den Gifthauch der höfischen Umgebung," belehrte Juan. „Gelänge es Dir wirklich der Günstling der Königin zu werden, so würde Dein Einfluß nur kurze Zeit dauern, Du würdest zur Puppe herabsinken und bald in die Dunkelheit zurückkehren! Gieb auch daher Deine Stellung beim Minister Narvaez auf."

Diesem konnte Eduardo nur entgegensetzen: „Glaubst Du, daß ich nicht meinen Einfluß benutzen würde, um gründlich unter den Pfaffen und Conservativen aufzuräumen?"

„O schwätze nicht dergleichen," antwortete Don Juan. „Ich verachte sie alle diese heißblütigen Glücksritter, nur dem klarsehenden Narvaez widme ich einen achtungsvollen Haß, denn er weiß, was er will. Nur durch redliche Partei-Agitation ist in Spanien für die

Freiheit etwas zu erreichen, nimmer durch Palast- und Boudoir-Intriguen!"

Allein Eduardo hörte nicht auf dergleichen und hing nach wie vor seinen abenteuerlichen Plänen nach; — denn er wußte recht wohl, daß sich die Königin nach ihm sehnte.

Unterdeß entfaltete sich am Madrider Hofe ebenso wie an denen von Paris, London und Neapel ein lebhaftes Intriguenspiel, dessen Mittelpunkt die Verheirathung der Königin Isabella war.

Einer Königin, die ein Reich von vierzehn Millionen auf der gesegnetsten Halbinsel Europa's zu verschenken hat, konnte es nicht an Bewerbern fehlen.

Aber das Herz der jungfräulichen Fürstin? — Dieses Herz hatte gewählt, Don Eduardo de la Seda, der kühne Jüngling, besaß es ganz seit dem verhängnißvollen Gartenfest von Aranjuez.

Allein die spanische Königin konnte und durfte ja nur einen Mann aus königlichem Geblüt heirathen!

Vier Parteien bekämpften sich am Hofe. Die eine wollte einen neapolitanischen Bourbon, den Grafen von Trapani, zum Gemahl der Königin erheben, eine zweite Partei agitirte für Don Juan, den Grafen von Montemolin, einen Sohn des Prätendenten Don Carlos.

Beide Richtungen arbeiteten im Interesse der Geistlichkeit, und was durch einen siebenjährigen blutigen Bürgerkrieg nicht ermöglicht worden war, das sollte nun durch einen gelungenen Heirathsplan erzielt werden.

Eine dritte Partei, die von England und dem verbannten Siegesherzog beeinflußt wurde, nahm einen Prinzen von Coburg-Cohary in Aussicht, um dadurch zwischen Spanien, Portugal und England eine innige Verbindung herzustellen und dem Jesuitenthum vollständig den Garaus zu machen.

Die Freunde und Anhänger der Königin-Mutter, Christina, endlich wollten sich der dauernden Freundschaft der Orleans in Frankreich versichern, und hätten gern den jüngsten Sohn des Königs Louis Philipp, den Herzog von Montpensier, zum Gemahl der spanischen Königin gemacht.

Narvaez, der Herzog von Valencia, war der vertraute Rathgeber der Königin-Mutter; welche Schlauheit er gegenüber den Ränken der Jesuiten und fremden Gesandten am Madrider Hofe entwickelte, werden wir später sehen. — — — — — — — — — —

Es war an einem lieblichen Herbstmorgen, als der Infant Don

Francisco, der Oheim Isabella's, sich in einem Zimmer seines Schlosses in einer erregten Unterhaltung mit seinem Sohne, dem Herzog von Cadix, befand.

„Du wirst uns wahrhaftig noch alle unsere Mühe verderben,“ rief unwillig der Infant, ein Mann mit abstoßenden Gesichtszügen, der im Anfang der Fünfzig stehen konnte. „Die ehrwürdigen Väter haben ihre Blicke zwar auf Dich geworfen, Francisco, aber Du scheinst ganz vergessen zu haben, daß Du auch etwas thun mußt, um der Gemahl Deiner Cousine Isabella zu werden.“

„Lieber Vater, ich will ja gar nicht heirathen. Ich ahne schon, daß mich meine stolze, kokette Cousine halb todt kränken wird, oder hast Du mich nicht schon genug Demüthigungen wegen dieser dummen Heirathsgeschichte ausgesetzt?“

Auf dem ausdruckslosen Gesichte des jungen dreiundzwanzigjährigen Francisco d'Assis unterbrach die Röthe des Unwillens angenehm die Langeweile, die sonst darüber ausgegossen war. — — Der ränkesüchtige Vater hatte nämlich seinen schwächlichen und unmännlichen Sohn als Werkzeug für die jesuitischen und carlistischen Pläne ausersehn.

„So versprich mir wenigstens,“ fuhr der prinzliche Vater wieder fort, „unsern Bestrebungen kein Hinderniß in den Weg zu legen. Du weißt doch, lieber Sohn,“ sprach er mit gedämpfter Stimme, näher an den Jüngling herantretend, „daß es Deine Pflicht ist, den Interessen der Kirche und der Dynastie einige Opfer zu bringen. Auf keinen Fall darf ein Coburg oder gar ein schlauer Orleans auf den Thron kommen, das wär' ein Unglück. Hat der selige Fernando durch einen beklagenswerthen Staatsakt widerrechtlich die männliche Nachfolge ausgeschlossen, so soll und muß sie auf jeden Fall durch schlaue Schachzüge wieder zu ihrem Rechte kommen.

„Und da bist Du der einzige Prinz der Dynastie, der mit Erfolg um die Hand der königlichen Cousine werben könnte, der neapolitanische Vetter Trapani und der Montemolin sind unbeliebt im Lande. Den Querköpfen in Spanien ist noch zu sehr der unselige Krieg im Andenken.

„Heirathe die Isabella nur, in zwanzig Jahren stehen die Sachen anders. Dann ist Vetter Montemolin oder dessen Sohn der rechtmäßige Nachfolger.“

„Aber Cousine Luisa?“ fragte der junge Infant. „Würde sie dann nicht die Erbin sein?“

Des alten Infanten Blick leuchtete unheimlich.

„Seine Eminenz, der päpstliche Gesandte, hat den verwünschten Narvaez so weit in die Enge getrieben, daß er die Höfe von Windsor (England) und Paris zu folgendem Vertrage vermocht hat.

„Nun merk' auf und hoffentlich wird Dich dies Alles bereitwilliger und hoffnungsvoller stimmen. Der Herzog von Montpensier soll die Infantin Luisa heirathen, aber erst dann, wenn die Königin Isabella verheirathet ist," der Infant sprach langsam, jede einzelne Silbe betonend, „und — Nachkommenschaft — erhalten — hat. — — Der Vertrag ist natürlich ein geheimer und ich bin auch von dem Schlaukopf, dem Narvaez und der Schwägerin Christina überzeugt, daß sie es dennoch versuchen werden, den britischen Hof zu hintergehen und dem Orleans auf den spanischen Thron zu verhelfen; — aber — — Francisco —" er zog den Sohn heimlich zur Seite und zischelte ihm leise zu:

„Deine Sache ist es, — — die Königin Isabella darf keine Nachkommenschaft haben! — — Meine Sache ist es, orleanistische Nachkommen zu — — verhindern! — Verstanden! Ha, ha, so kommen die Nachkommen unsers Vetters Carlos auf den Thron!" — Er setzte mit Salbung hinzu:

„Omnia ad majorem Dei gloriam!" (Alles zur größten Ehre Gottes!)

Der junge Herzog von Cadix senkte den Blick, war es die Scham, zu einer so erbärmlichen und schändlichen Rolle verurtheilt zu sein? oder war es das Zurückfallen in ein energieloses Hindämmern? Wer kann es sagen?

Thatsächlich war der Herzog von Cadix nur ein Schatten am Hofe von Madrid, ohne Bedeutung und Achtung, und die lebenslustige sinnliche Isabella zog die Huldigungen aller andern Cavaliere denen ihres langweiligen Vetters vor.

„Ha, ha, diesen Mann soll ich heirathen?" hatte Isabella einst ausgerufen, als ein Höfling eine derartige Anspielung sich erlaubt, — „nimmermehr!" — —

Wir verlassen den Herzog von Cadix, der sich soeben in ein Buch „über die Verbesserung der Fischzucht und die Laichzeit der Karpfen" vertieft hat und begleiten seinen intriguanten Vater Don Francisco, wie er im Begriff ist, mit seinem getreuen Pater Claret zu conferiren.

Die Rappen der prinzlichen Carosse jagen durch die Straßen

der Residenz, die heruntergezogenen Vorhänge an den Wagenfenstern verwehren jedem neugierigen Blicke den Eingang.

Wenige Minuten vom Weichbild von Madrid hält die Equipage vor der Pforte eines unansehnlichen Hauses.

Ein schönes junges Weib öffnet. Wir erkennen Annetta, die wenige Wochen nach der verunglückten Entführungsgeschichte aus der Haft entflohen war, um unter dem Schutze ihrer jesuitischen Gönner eine Zuflucht zu finden.

Gewiß, hier war sie sicher, und überdem waren schon vier Jahre vergangen und Annetta lebte nur noch im Gedächtniß der Königin und Juans.

Der Infant schlüpfte, tief in seinen Mantel gehüllt, in den dunkeln Hausflur, wo ihn ein abstoßend aussehender Mann empfing, der in der Mitte der Dreißig stehen mochte, dessen Züge aber die Spuren starker Leidenschaften trugen.

Mit grobem, katalonischem Accent begrüßte der Wirth seinen hohen Gast und geleitete ihn nach dem ersten Stock über eine schlechte, ausgetretene Treppe.

Wir treten in ein schmuckloses Gemach, wo nur ein Altar unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Annetta bringt einige Flaschen Wein, — dann verschwindet sie.

„Ei, ei, Pater, sollt Ihr solch' eine hübsche Wirthin haben? schickt sich das für einen Mann Gottes?" — forscht der Prinz lachend.

„Ja, Königliche Hoheit! Die Frau hat ihre Bestimmung," erklärt der Pater. „Wir brauchen sie, wir werden sie brauchen, und müssen sie deshalb zur Hand haben, sie war die Geliebte des schönen unglücklichen Leon und die Kammerfrau Ihrer Majestät!" —

„Ah — — ah" — machte Francisco. „Claret, Claret! Thut Ihr das so für Euch selbst, ich meine nur, ob Ihr im Auftrage handelt, oder ob Ihr freibeutert, ich muß das wissen, um was Gescheidtes mit Euch sprechen zu können."

„Prinz! Ihr müßt nicht gar so sehr inquisitorisch verfahren," erwiderte Claret. „Habt Ihr je gehört, daß ein Bruder des Ordens der Gesellschaft Jesu den Gehorsam verletzt hat, oder glaubt Ihr, daß die Kirche Dummköpfen Missionen anvertraut?"

„Nun, ehrwürdiger Pater, ich versteh' schon, „antwortete verständnißinnig Don Francisco, und daß Ihr da das hübsche Weib habt, denk' ich, hat auch seine Gründe. Annetta — Annetta — oh, ich entsinne mich, sagtet Ihr nicht, die schöne Andalusierin verstände sich

auf dies und das. — Nun, eine geschickte Weibsperson könnte man schon brauchen."

„Gewiß, Hoheit. Annetta ist nicht umsonst lange Zeit die Kammerfrau der jungen Königin gewesen, wir haben das Signalement in der Tasche, oh noch mehr, die ganze äußere und innere Geographie dazu. Annetta versteht was, hat lange Zeit ihre Studien gemacht."

„Ueberlaßt mir das Weibsbild, sie ist Goldes werth!" sprach der Prinz.

Doch der Pater entgegnete: „Nein, nein, Hoheit, da müßt' ich erst nach Rom berichten. Annetta ist eine Leibeigene der heiligen Väter", wenn Ihr wollt, könnt' Ihr durch mich Alles erfragen, was nothwendig ist."

„Ihr seid ein Knicker, Pater," schmollte der Prinz. „Aber Zenaide, die jetzige Kammerfrau Isabella's!"

„Thut ihre Schuldigkeit," antwortete Claret kurz.

„Doch, was thun wir nun in Sachen des jungen Don Eduardo de la Seda?" forschte der Prinz weiter, die Königin spricht nur von ihm und ist untröstlich. Eduardo aber ist noch leidend, und sein Oheim, der trotzige und gerade Juan de Alar hält ihn bei sich fest in Toledo. Wollten wir nicht schon längst dem vermaledeiten Demokraten was am Zeuge flicken? Ihr versteht mich doch, er sieht den heiligen Vätern zu tief in die Karten!"

„Nein, noch nicht, Hoheit. Der Alar läuft uns nicht fort," belehrte der Pater. „Vorläufig aber müssen wir ihn schonen, denn die Königin-Mutter will nicht, daß ihrem alten Liebhaber etwas geschehen soll und brächten wir ihn auf die Seite, hätten wir sie auf dem Halse, sie würde den Braten riechen und uns das ganze Spiel verderben."

„Aber wie bringen wir den Eduardo an den Hof?" fragte Francisco ungeduldig, wir dürfen ihn der Königin nicht vorenthalten, da sie Tag und Nacht nach ihm ruft und fast krank deßhalb ist."

„Wozu, bester Prinz, giebt es denn aber eine Zenaide?" erwiederte der Pater. „Sie soll es machen und das Uebrige überlaßt mir, ich bitte Euch."

„Ihr macht Alles!" zürnte der Prinz, „ich könnte Euch mißtrauen!"

„Prinz! Sprecht nicht dies häßliche Wort aus," beruhigte Claret. „Ihr wißt doch, unsere Interessen sind Nachbarskinder: Mir die Königin, Euch Infantin Luisa. Sorgt, daß dem Louis Philipp in Paris die Suppe wegen der Nachkommenschaft versalzen werde."

Der Infant erhob sich, rieb sich die Hände vor Vergnügen, und wandte sich dann hastig wieder an Pater Claret.

„Wie stehen die Sachen in den nördlichen Provinzen?"

„Gut, denn die Republikaner sind dem Narvaez und seinen Kreaturen arg auf dem Halse und Rivero und Castelar wühlen, daß es eine Freude ist. Wir möchten am Liebsten die Republikaner heilig sprechen!" bemerkte mit Ironie der Pater.

„Pater, wie meint Ihr das?" fragte der Prinz und schnitt dazu ein dummes Gesicht.

Der Pater Claret brach in ein unbändiges Gelächter aus und sagte: „Ja seht, so treiben wir den Teufel durch Beelzebub aus! Die Demokraten machen das Wasser trübe, damit wir Krebse fangen können. Freund Narvaez wird dadurch gezwungen, mit uns, den heiligen Vätern, Frieden zu halten, die Königin-Mutter hilft dazu und Espartero, der Einzige, der uns schaden könnte, bleibt fern von Spanien."

Der Prinz rief: „Ich beuge mich vor der Weisheit der ehrwürdigen Jünger des heiligen Ignatius Loyola, ich bin ja nur ein Stück Werkzeug der Vorsehung. Eine Frage erlaubt noch: was meint Ihr dazu, daß Don Carlos zu Gunsten seines Sohnes auf seine Thronrechte verzichtet hat?"

„Das ist gut und löblich von ihm, denn wozu die Puppe?" bemerkte sarkastisch der Pater. „Der alte Herr war uns nur im Wege, außerdem hat der junge Prinz Don Juan mehr Geist und arbeitet mit größerer Gewandtheit, spricht von Constitution und Freiheit. So ist's recht, mit den eigenen Waffen müssen wir die Gegner schlagen."

„Da hab' ich den hübschen Don Ramiro de Albacete," spann der Prinz das Gespräch weiter fort. „Er hängt von mir ab, denn ich hab' ihm die Carriere geöffnet und er soll der Lehrer der Infantin Luisa werden. Sie hat großen Enthusiasmus für die Malerei, und Ramiro malt nette Genrebildchen. Pater, Ihr wißt, was ich will, man muß bei Zeiten anfangen, denn Luisa beginnt sich sehr frisch zu entwickeln, — aber —" der Infant warf einen frommen Blick nach oben, — „die Interessen der heiligen Kirche und der Dynastie stehen über uns schwachen Menschen!"

„So hört denn Euren Feldzugsplan!" sagte ernst Pater Claret. „Euer Sohn, der Herzog von Cadix, hat sich so lange im Hintergrunde zu halten, bis Ihre Majestät durch die Gesetze des Wohlanstandes genöthigt ist — den Schleier über manches zu werfen und — zu

heirathen. Was bis dahin — geschehen — sein — muß, — wißt Ihr.

„Don Eduardo sei der erste Günstling, dann denkt bei Zeiten an Ersatz, denn unsere Königinnen lieben Abwechselung. Auch dürfte sich Eduardo bei Zeiten unmöglich machen, dann, — liebster Infant, kommt Alles darauf an, einen Skandal, einen recht bösen Skandal zu provoziren, damit wir uns auch auf feine Weise des Eduardo und seines werthen Oheims, des gefährlichen Juan de Alar sammt dessen Weibe, der schlauen Sikula, entledigen können. Königin Christina wird dann nicht im Stande sein, dies zu hindern. Unterdeß thut bezüglich des Don Ramiro, was Ihr könnt!"

Francisco sprach: „Ich danke Euch, Ehrwürdiger! Durch Eure klaren Worte habt Ihr mich von einer Last befreit! — Ei, wie schön, daß wir dem gestrengen Sennor Narvaez eine Nase drehen können! Lebt wohl!" —

Die Leser ersehen aus Vorstehendem, daß die Pfaffen- und Carlisten-Partei selbst die schlimmsten Mittel nicht verschmähte, um zu ihrem Ziele zu gelangen, und die Nachkommen des Infanten und Prätendenten Don Carlos auf den spanischen Thron zu bringen.

Der jüngere Bruder des verstorbenen Königs Fernando VII. und des verbannten Don Carlos, der Infant Don Francisco giebt sich als bereitwilliges Werkzeug hin, ja noch mehr, er ist auch entschlossen, seinen ganz und gar unfähigen und unmännlichen Sohn Francisco d'Assis, Grafen von Cadix, zum ausführenden Factor der schmutzigen Intrigue herzugeben.

Dieser weibische Mann sollte, zwar noch immer gegen den Willen Christina's, die junge Königin heirathen, weil man glaubte, Isabella würde dann ohne Nachkommenschaft bleiben, — welche Vermuthung die Königin-Mutter nicht theilt; aber der jesuitische Plan ging weiter und erstreckte sich auch auf die jüngere kaum vierzehnjährige Infantin Luisa.

Dem König Louis Philipp von Frankreich, vom Zweige der jüngeren Bourbons, der Orleans, lag viel daran, seinen jüngsten Sohn, den Herzog von Montpensier auf den spanischen Thron zu bringen, und so sollte er die Infantin Luisa heirathen, denn auch am Pariser Hofe glaubte man, Königin Isabella würde keine Nachkommenschaft haben, ja man wünschte dies, — denn geradezu einen französischen Prinzen mit der Königin zu vermählen, wagte weder der spanische noch der französische Hof, aus Furcht vor England und den östlichen Großmächten Preußen, Oesterreich und Rußland.

Allein der englischen Regierung, die bereits auf einen Coburg-Cohary als Gemahl der spanischen Königin verzichtet hatte, mußte es daran liegen, einen französischen Prinzen nicht zum Erben des spanischen Thrones werden zu lassen; und so mußten sich denn König Louis Philipp, sein Gesandter Graf Bresson, der Minister Narvaez und die Königin-Mutter Christina zu dem schon erwähnten Vertrage bequemen, der die Vermählung der Prinzessin Luisa mit dem Herzog von Montpensier erst dann zuließ, wenn — Isabella verheirathet worden und Nachkommenschaft erhalten hätte.

Da dieser Vertrag, der auch den Carlisten günstig war, die Orleans ganz auszuschließen drohte und gegen die Pläne Christina's und des Narvaez gerichtet war, so mußten diese Beiden ein Mittel ausfindig machen, um die projectirte spanisch-französische Heirath dennoch zu Stande zu bringen.

Das wußten nun die Jesuiten sehr genau, und es galt daher, auch die Prinzessin Luisa zu — verderben!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Verlobung der Königin Isabella II.

Königin Maria Christina hat eben das vierzigste Jahr überschritten; sie ist nicht mehr die schöne Frau von einst, die selbst den brutalen Rebellen von Santo Ildefonso Achtung abzunöthigen verstand.

Heut — es ist ein Frühlingsmorgen des Jahres 1846 — empfängt sie den Premier-Minister Narvaez in höchst wichtiger vertraulicher Audienz.

Wieder strahlt sie, wie einst, im königlichen Schmuck und noch blitzt aus ihren Augen die Energie der einstigen Regentin. Aber die Grazie früherer Jahre ist einer ungraziösen Körperfülle gewichen, sie ist behäbig geworden, und die Aufregungen der letzten Zeiten haben sich mit unzerstörbaren Zügen in das Gesicht der Fürstin eingegraben. Mit einem Wort, sie verdient den Namen „Königin-Mutter" in jeder Beziehung.

„Majestät," fährt Narvaez, der Herzog von Valencia im Gespräch fort: „eiserne Staatsrücksichten gebieten mir, Ihnen und meiner eigenen Ueberzeugung nur die eine Concession zu machen."

„Bei der heiligen Jungfrau!" ruft Christina erregt, „Herzog, auch Sie angekränkelt von dieser diplomatischen Halbheit? Spielen Sie va banque! Ich bin überzeugt, daß kein Hahn in Europa darüber kräht, wenn Sie sich über einen Vertrag hinwegsetzen, der in das Herz einer Mutter mit unsagbarer Brutalität hineingreift; ich glaube nun einmal nicht daran, daß Isabella ohne Nachkommenschaft bleiben könnte; es ist dies ein Ammenmärchen von den Carlisten."

Die Fürstin schritt tief und schwer aufathmend im Zimmer auf und nieder. „Ich soll mein Kind diesem Manne, diesem Francisco d'Assis hinwerfen, dessen einzige Leidenschaft in der Verbesserung der Fischerei besteht?" sprach sie vor sich hin.

Vor dem Minister stehen bleibend, brach sie in die Worte aus:

„Bei meinem Mutterherzen, bei der Liebe zu meiner Tochter Isabella, flehe ich Sie an, Herzog, brechen Sie den geheimen Vertrag und beschleunigen Sie die Vermählung der Königin mit dem Herzog von Montpensier."

In den sonst so harten Zügen des Ministers gab sich eine lebhafte Erregung kund und er antwortete:

„Majestät! Und selbst, wenn ich den besten Willen hätte, zu thun, was Sie verlangen und alle Rücksichten auf das britische Kabinet aus den Augen zu setzen: ich kann es nicht. Denn König Louis Philipp würde sich scheuen, das Geschenk anzunehmen, denken Sie an Belgien; wie leicht war die jüngere Linie der Bourbons auf diesen Thron zu verpflanzen! Niemals wird sich der König der Franzosen eines so schweren Vertrauensbruches gegen England schuldig machen.

„Alles, was wir thun können, ist, daß wir die Vermählung der Prinzessin Luisa mit dem Herzog von Montpensier gleichzeitig mit der Hochzeit der Königin Isabella mit dem Don Francisco d'Assis, dem Herzog von Cadix, in Scene setzen, und dadurch die Pläne der Carlisten verderben; es ist dies schon Vertragsbruch gegen England.

„Aber wir umgehen dadurch zwei gefährliche Fallen, die uns die Carlisten und Römlinge ziemlich schlau gestellt haben."

Der Herzog stockte.

Die Königin Christina gerieth in Aufregung und sagte: „Sprechen Sie weiter," und reichte ihm dabei die Hand. „Wir sind ja hier

als gute Freunde beisammen, darum fragen Sie einmal nicht nach der Etikette; aus Ihrem Munde will ich hören, ob die Befürchtungen meines Mutterherzens wohlgegründet sind!"

„Nun denn, so sprech' ich's aus, doch hört in diesem Punkte meine Verantwortlichkeit auf. — Es ist kaum zu erwarten, daß Don Francisco d'Assis den Verpflichtungen eines Ehegemahls nachzukommen im Stande ist. Majestät! Sie wissen selbst genau genug, wie wenig Neigungen gelten in unseren spanischen fürstlichen Kreisen."

Christina seufzte und dachte an ihren verstorbenen Gemahl und an Don Juan de Alar. — Der Minister fuhr fort: „Bewegen Sie die Königin zur Einwilligung in diese politische Nothehe und überlassen Sie dem Herzen der Frau, sich Ersatz zu verschaffen; rufen Sie den Don Eduardo de la Seda an den Hof."

„Sprechen Sie weiter, Sie sind noch nicht zu Ende," drängte die Fürstin.

„Wenn wir also die Infantin Luisa mit dem französischen Prinzen gleichzeitig verheirathen, entziehen wir das vierzehnjährige Kind den teuflischen Anschlägen des Don Francisco des Aelteren. —"

Die Königin trat sprühenden Blickes rasch an den Herzog heran.

„Um der Jungfrau willen, was hör' ich? Bin ich denn von Mördern umgeben? Fluch, Fluch, diesem verderbten, entsetzlichen Bourbonengeschlecht, das unter seinen Gliedern wüthet! — Vollenden Sie!"

„Ich fordere die Verbannung des Infanten Don Francisco vom Hofe, um die ränkesüchtigen Pläne der Carlisten zu vereiteln. Sollte Ihre Majestät die Königin Isabella dieselbe verweigern, so werd' ich den Infanten auf eigene Verantwortung hin verhaften lassen.

„Ich habe die Beweise in Händen, daß der Infant den Zeichnenlehrer der Infantin Luisa, den Don Ramiro de Albacete zu einem Bubenstück zu dingen versuchte, aber der brave Sennor hat mit Entrüstung dergleichen von sich gewiesen, — obgleich er die Neigung der Prinzessin Luisa besitzt."

„Entsetzlich!" rief Christina. „Jedenfalls müssen Sie den guten Albacete auch vom Hofe entfernen, ich will nicht, daß Luisa widerspenstig werde, wie Isabella, und unsere Pläne durchkreuze. O, was werd' ich Alles noch hören müssen!"

Der Herzog fuhr mit wiedergewonnener eiserner Ruhe fort:

„Ich sagte, wir retten die Infantin Luisa aus den Klauen der Verführer und entziehen zugleich den Bestrebungen der Carlisten allen

Boden. Bleibt die Königin Isabella dann wirklich ohne Nachkommenschaft, so können wir wenigstens mit Sicherheit auf einen orleanistischen Sproß rechnen."

„So beharren Sie auf der Erfüllung des geheimen Vertrages mit der einzigen Aenderung, daß die Hochzeiten gleichzeitig stattfinden?" fragte die Königin-Mutter.

„Ich muß, Majestät! Und bin entschlossen, eine Kabinetsfrage daraus zu machen," antwortete der Minister, „und meine Entlassung zu nehmen, wenn ich nicht also handeln darf.

„Uebrigens bleiben alle diese Abmachungen noch ein Geheimniß für den Herzog von Trapani," fügte der Minister hinzu. „Der neapolitanische Hof muß nothwendigerweise von den Agitationen der Carlisten getrennt und ihm die ferne Hoffnung gezeigt werden, doch einen Prinzen auf den spanischen Thron senden zu können."

„Es ist gut!" erwiderte die Königin Christina resignirt. „Ich werde also den Don Eduardo de la Seda und seinen mir sehr werthen Oheim, den Don Juan de Alar, an den Hof entbieten lassen. Der alte Murrkopf soll ein arger Republikaner sein? Wie?"

Der Herzog lächelte mitleidig und schüttelte das Haupt. „Nicht doch, Majestät, der baut in Frieden seine Aecker bei Toledo und ist todt für die Politik."

„Nun," rief die Königin, „ob ich ihm das verzeihen könnte?"

Die Audienz war für heute zu Ende.

Narvaez, der Herzog von Valencia, verabschiedete sich.

Bald darauf erschien die junge Königin Isabella bei der Mutter.

Sie trug ein leichtes seidenes Kleid; einfach war ihr Kopfputz und streng verhüllt der Busen, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, die bleichen Wangen erzählten von schlaflosen Nächten und der thränenfeuchte Blick von vielem Weinen.

„Liebe Mutter! Ich komme zu Dir in Herzensangst!" sprach leise die junge Königin Isabella, nachdem sie die Mutter innig geküßt.

„Ist es denn wahr, was die Leute einander in die Ohren zischeln, ich soll meinen Vetter, Don Francisco d'Assis, heirathen?"

Die Königin-Mutter suchte dem fragenden, stechenden Blicke der Tochter auszuweichen.

„Mutter, Du schweigst?" forschte die königliche Jungfrau.

„Mein liebes Kind," sprach endlich Christina, „wolltest Du ein besseres Schicksal beanspruchen, als alle Deine gekrönten Schwestern? — — Das spanische Volk verbietet es Dir!"

„Aber ich liebe ihn nicht, ich hasse ihn, den Herzog von Cadix!“ rief leidenschaftlich Isabella. „Ich werde den Don Eduardo de la Seda nach Madrid rufen lassen, damit er mich beschütze! Man verschweigt mir seinen Aufenthalt, o, Alles verschwört sich gegen mich; aber ich werde ihn finden, bei der heiligen Jungfrau! Ich muß ihn finden, mein Herz schlägt für ihn, ich lieb' ihn allein, und das ist kein Verbrechen!“

Die Mutter ergriff der aufgeregten Tochter Hand.

„Und wenn ich seinen Aufenthalt wüßte?“ fragte Christina lächelnd.

„Mutter!“ rief Isabella, und ein hohes Roth überfluthete ihre Wangen.

„Und wenn ich vorsorglich schon nach ihm ausgesendet hätte?“ fuhr die Königin-Mutter fort.

„Dank Dir!“ — — Isabella drückte die Mutter an ihr Herz und heiße Freudenthränen flossen über die hochgerötheten Wangen, sie verbarg ihr Köpfchen am Busen der Mutter, wie einst in der Kindheit.

Selbst die sonst so harte Christina war tief ergriffen; das Bild jenes Abends, wo der schöne Juan de Alar an ihrem Herzen geruht im Garten des Pächters an der Sierra Guadarama, zog sonnenhell vor ihren geistigen Augen vorüber.

Die jungfräuliche Königin Isabella liebte, der holde Lerchenschlag eines in Liebe jubilirenden Herzens durchzitterte ihre jugendliche Seele. — Noch war der Opfermorgen nicht heraufgestiegen blutigroth, der sie einem schwachen Gemahl in die Hände liefern und ihr nur die Wahl lassen sollte zwischen einem freudlosen Klosterleben und — den Excessen der Leidenschaft. Isabella liebte, Isabella war glücklich!

Aber schon stand eine grausame Staatsmaxime hinter ihr verschleiert, um ihr das Herz zu brechen, den reinen Sinn zu vergiften, den Charakter zu untergraben, aus der Jungfrau ein begehrliches Weib, aus der unschuldigen Isabella eine schuldbeladene Königin zu machen. — — — — — — — — — — — — — — — —

Die verhärteten Pfaffen am Hofe von Madrid hätten eine Scene zwischen Mutter und Tochter, wie die oben geschilderte, nicht mehr für möglich gehalten. Sie ahnten nicht, daß die Liebe der Königin Isabella zu dem kühnen Don Eduardo de la Seda weit mehr geeignet war, die Fürstin zu veredeln, als zu verderben.

Pater Claret sandte daher im Zwielicht des nächsten Abends schon seine getreue Annetta zu Zenaide, der Kammerfrau der Königin, mit dem dringenden Befehl, den Sennor Eduardo heim-

lich aus Toledo abzuholen. — Warum heimlich? Weil der Pater sehr genau wußte, daß Don Juan de Alar einer solchen Abberufung seines Neffen Hindernisse in den Weg legen, ja sogar dadurch einen Blick hinter die Coulissen werfen könnte.

Zenaide erhielt natürlich mit Freuden die Einwilligung ihrer liebesehnenden Herrin, die freilich nicht ahnte, daß auch Zenaide gerade so wie Annetta im Dienst der „heiligen Väter" stand.

Die arme, betrogene Isabella!

Die Königin-Mutter Christina verfuhr offener gegenüber ihrem ehemaligen Günstling, denn sie sandte ihm seinen Freund, den Schloßgouverneur Don Pedro de Sequanilla, um ihm die Ernennung des Neffen Don Eduardo de la Seda zum „vortragenden Rath bei Ihrer Majestät der Königin Isabella" anzukündigen und ihn zur Absendung desselben nach Madrid zu bewegen. — — —

Die schlaue Zenaide, die auf die Weisung des Pater Claret eines Morgens heimlich das Schloß von Madrid verlassen hatte, damit die Dienerschaft nichts merken sollte von ihrer Sendung, wußte sich, in Aranjuez angelangt, einen armen kastilischen Schiffer zu verschaffen, der für blanke spanische Thaler gern auf ein Wagniß einging.

Leicht flog der Kahn den Tajo hinab und legte an einer niederen Gartenterrasse an. Zenaide, die kluge Zofe, war sehr genau orientirt über die Lage der Besitzung Juan de Alar's.

Leise schlüpfte Zenaide aus dem Kahn und lugte durch das eiserne Thürgitter nach dem Garten hinauf.

Richtig, da schritt der heißersehnte Don Eduardo de la Seda, wie es schien, tief in Gedanken versunken, denn er hatte weder die Ruderschläge gehört, noch das lauschende Mädchen gesehen.

„Pst, Pst," machte sie hinauf — und Eduardo stand still und richtete seine Blicke nach dem Gitter.

Er streckte die Arme aus und wollte laute Rufe des Erstaunens ausstoßen, aber Zenaide legte den Finger auf den Mund, ein Zeichen, das der Jüngling nicht mißverstehen konnte.

Rasch war Eduardo unten am Gitter, schloß es leise auf und zog die lächelnde Zofe in den Garten.

„Zenaide, Ihr kommt von Ihrer Majestät?" fragte er mit geflügelten Worten.

„Sennor! Entschließt Euch rasch — jetzt — in wenigen Minuten, denn mit Eurem Oheim dürft Ihr nicht unterhandeln. Ihr wißt, Frauen haben ihren Kopf für sich; die Königin will es so, ach, sie ist ganz lebensüberdrüssig, daß Ihr nicht bei ihr seid."

So berichtete Zenaide.

Ehe er noch eine Antwort finden konnte, zog sie den erstaunten Eduardo an der Hand bis dicht an das Fahrzeug mit den flehenden Worten:

„Sennor! Ich bitte Euch, kommt ohne Bedenken. Dieser Kahn führt uns gen Aranjuez, wo wir die Majestät antreffen, da sie dort einen Tag zu verweilen gedenkt."

„Nun, so sei es gewagt!" rief leise Eduardo.

Schon hörte er Schritte vom Wohnhause her und diese Wahrnehmung beschleunigte die Abfahrt des Nachens. — —

„Eduardo, Eduardo! He, Junge! Wo steckt der Wildfang," so tobte ganz toll vor Freude der Besitzer des eben erwähnten netten Landsitzes von Toledo, unser alter Bekannter Don Juan de Alar, durch's Haus und durch den Garten.

Seit dem fatalen Ausgange des Abenteuers seines Neffen zu Aranjuez floh de Alar den Hof, wie das böse Fieber, und widmete sich hier in seiner ländlichen Idylle nur der Gartenwirthschaft, dem Weinbau und der Erziehung seines kleinen fünfjährigen Söhnleins Enriquez, mit dem ihn die immer noch jugendfrische, wenn auch etwas korpulenter gewordene Frau Sikula beglückt hatte.

Was brachte aber den Alten so stark in Bewegung? Nun, sein alter Waffencumpan, der dicke Don Pedro de Sequanilla, war eben als Bote Christina's eingetroffen, und als die beiden Freunde über den ersten Tumult des Wiedersehens hinweg waren, rannte Juan wie besessen umher, um den Neffen von der Ankunft des alten Freundes und dessen Botschaft zu benachrichtigen.

Der dicke Oberst hatte es sich unterdeß im geräumigen Speisezimmer, das zu ebener Erde lag und dessen Fenster fast ganz von Weinlaub überlaufen waren, bequem gemacht. Er plauderte mit der liebenswürdigen Sikula und stärkte sich am selbstgezogenen Weine seines freundlichen Wirthes, während sich der kleine Enriquez mit dem Degen des Pedro zu schaffen machte.

Don Juan hatte gut rufen. Der wagehalsige Herr Neffe Eduardo war vor wenigen Minuten aus dem Nest gepflogen, ohne Ade zu sagen, und Juan, dem schon der Schweiß auf der Stirn perlte, vor Freude und Anstrengung zugleich, kam eben zurecht, um von der untersten Gartenterrasse aus den Nachen stromauf gen Aranjuez steuern zu sehen, der seinen Neffen Eduardo, eine Sennorita (die Leser erkennen Zenaide) und einen munter rudernden Bootsmann trug.

„Heiliges Kreuz!" brummte Juan und schlug sich vor die Stirn,

„da macht der Junge gewiß wieder eine Dummheit und rennt wie ein wildes Pferd in's Garn!"

Aerger, Angst und trauriger Humor rangen wechselsweise um die Herrschaft in dem besorgten Oheim, bis eine bange Ahnung die Oberhand behielt.

Langsamen Schrittes kam er zurück, und theilte seiner Frau und dem erstaunt horchenden Pedro das Geschehene mit. — Pedro schüttelte den Kopf gar bedenklich: „Das ist wieder einmal ein Jesuitenstückchen und ich muß nun ohne Resultat abziehen. Daß Du mir den Jungen verweigert hast, ist gegenstandslos geworden, denn sein Eigensinn und die Herren Patres sind Dir zuvorgekommen."

„Ich durchschaue sie," entgegnete Juan; „sie gedenken den Jüngling zur Ausführung irgend eines Bubenstreiches zu gebrauchen, aber sie werden sich täuschen, die Elenden; ich fürchte nur stark, daß sie den armen Eduardo dann auf irgend eine Weise beseitigen werden, wenn er ihnen nicht schlecht genug ist."

Frau Sikula griff in das Gespräch ein: „Vielleicht kann in dem Handel ein listig' Weib mehr ausrichten, als Ihr. Für das Kriegführen und Politisiren mögt Ihr Männer geschaffen sein, aber, wo sich's um Frauenränke handelt, da laufen wir Euch den Rang ab, und Ihr könnt uns da nur das Spiel verderben."

„Hm," knurrte Juan, „Du magst recht haben, Sikula; was willst Du aber thun?"

„Was da noch zu fragen ist: meine alte Herrin, die Frau Christina, will ich aufsuchen, und ich hoffe, sie wird das alte Vertrauen zu mir haben," erklärte Sikula.

„Zur Königin-Mutter willst Du gehn?" fragte unwillig Juan. „Schweig' mir davon, denn das giebt ein Unglück, ich will mit den höfischen Intriguen gar nichts mehr zu schaffen haben. Nicht wahr, Pedro, wir haben uns weidlich den Magen daran verdorben?"

„Wir sind freilich alle Beide nicht für den Hof geboren," gab Pedro zurück, „aber meine Meinung ist, daß Deine Frau eben keinen übeln Einfall hat. Vorsicht ist freilich nothwendig, denn seit einigen Wochen schleicht wieder vieles verdächtige Kuttenvolk in Madrid herum, und auch der alte Bernardino spukt wieder."

„Hölle und Satan! Was sagst Du!" fuhr Juan auf, „da bin ich freilich bei der Partie!"

„Und den guten Eduardo müssen wir retten!" fügte Sikula hinzu.

Juan besann sich eine Weile, dann schlug er den Freund auf den Arm: „Ich bin entschlossen, Bruder Pedro, wir reisen alle zu-

sammen nach Madrid und fahren wie die Teufel in das verdammte Spinnengewebe!"

„Na, das ist doch ein Wort," rief Pedro. „Uebrigens glaub' ich, daß die alte Majestät wohl zum größten Theil auf Deine Ankunft spekulirt hat, denn sie hatte vorher eine Besprechung mit dem Ministerpräsidenten, und der ist Dir gewogen, weil Du eine ehrliche Haut bist und er von Dir manches herauszukriegen denkt über die Pfaffen, die ihm auch das Leben sauer machen."

„Gut," sprach Juan, „morgen bei Zeiten reisen wir Alle gen Madrid." —

Am Hofe von Madrid waren ganz merkwürdige Dinge geschehen, und niedergeschlagenen Blickes schlichen verschiedene Leute umher, denen durch die unvorgesehene, plötzliche Verbannung des Infanten Don Francisco nach den Provinzen ein Strich durch die Rechnung gemacht worden war.

Der phlegmatische Herzog von Cadix hatte nicht ungern seinen Vater Madrid verlassen sehen, denn nun preßte ihn ja kein Mensch mehr zu irgend welchen intriguanten Vorkehrungen.

Die Pfaffen und Patres am Hofe verfluchten heimlich die Königin-Mutter Christina, den schlauen Conseils-Präsidenten Narvaez, den plötzlich am Hofe erschienenen Don Juan de Alar, sein listiges Weibchen Sikula und den tugendhaften Don Eduardo. Warum? Weil alle die Genannten sich vereinigt hatten, um die Fäden, welche jesuitische Ränkesucht um den Hof und besonders um Königin Isabella gesponnen, zu zerreißen.

Daher verließ auch bald darauf der Pater Claret sein Asyl dicht vor den Thoren von Madrid, um anderswo nach den Befehlen seines Herrn und Meisters Bernardino seine lichtscheue Thätigkeit fortzusetzen. Wir werden ihm bald genug begegnen.

Herzlich war das Zusammentreffen zwischen der Königin Christina, ihrem alten Freunde Don Juan de Alar und der einstigen Zofe Sikula gewesen, aber alle Rosen der Jugend waren für die königliche Wittwe verblüht und verwelkt, es waren ihr nur die dürren herbstlichen Blätter geblieben. —

Königin Isabella ist ohne Maßen lustig und ihre übersprudelnde Laune neckt Jeden, am meisten aber den Vetter Francisco von Cadix, der ihr Gemahl werden soll, denn der schöne Don Eduardo de la Seda ist als vortragender Rath Ihrer Majestät der Königin verpflichtet, ihr alltäglich Vortrag zu halten über Alles, was in und

außer Spanien geschehen ist. Freilich hört die junge, liebesehnende Königin wenig auf die politische Weisheit ihres vortragenden Rathes, sondern vertieft sich weit mehr im Anschauen der schönen Augen des angehenden Staatsmannes, der seinen Beruf gar zu ernstlich nimmt.

Don Eduardo gehörte zu jenen Edeln, die da fest glauben an das Ideale im Menschen, und die an die Erreichung eines schönen Zieles Alles setzen, immer unter der Voraussetzung, daß jeder, der mit ihnen in nähere Berührung kommt, ihren Handlungen nur reine Beweggründe unterlegen kann. — — Aber Don Eduardo hatte sich in der Königin Isabella schwer getäuscht.

Ihre Erziehung war eine durchaus vernachlässigte gewesen, und hatte alle die guten Keime, die in jeder Menschenseele sich finden, mit bigotter Frömmelei und unbezähmbarer Leidenschaftlichkeit überwuchert. Von den politischen Lehren Don Eduardo's verstand Isabella kein Wort, und es blieb dem kühn strebenden Jüngling, wollte er wirklich seinen Einfluß auf die Königin im liberalen Sinne ausbeuten, — nichts, nichts anders übrig, als — das Zepter im Boudoir der Königin zu schwingen und sie durch beredtere Gründe, als politische, von seiner Vorzüglichkeit zu überzeugen.

Ein schöner, dunkler Schnurrbart, ein liebesmagnetischer Blick, die Mimik der Leidenschaft, die Kunst des Friseurs und das Gebetbuch waren die — Regierungsmittel in Spanien nach wie vor. Schöne Aussichten für unsern edlen Eduardo! War er dazu fähig, sich dieser Mittel zu bedienen? Ebenso wenig wie einst sein Oheim Don Juan de Alar gegenüber der Königin Christina.

Die Königin-Mutter rüstet sich zu einem schweren Gange. Sie hat Don Eduardo de la Seda, sie hat Sikula eingeladen, sie zu begleiten, aber die beiden verweigern es, zugegen zu sein, wenn das Herz einer Jungfrau unter ein schmähliches Joch gebeugt werden soll; — denn die diplomatische Frau Mama hat endlich allen Widerstand gegen den Premier-Minister, den Herzog von Valencia aufgegeben, und hat darein gewilligt, daß die Königin Isabella mit dem stupiden Herzog von Cadix, ihrem Vetter, und Infantin Luisa mit dem Herzog von Montpensier an einem und demselben Tage vermählt werden soll.

Die Königin-Mutter hat es nun übernommen, in feierlicher Zwiesprache mit der Tochter deren Herz unter die grausame, politische Nothwendigkeit zu zwingen und ihr einen ungeliebten, unfähigen Mann aufzunöthigen. Die unschuldige Isabella!

Sie ist davon in Kenntniß gesetzt, daß die Königliche Mama in einer wichtigen Angelegenheit bei ihr erscheinen werde, ohne zu ahnen, welch' ein Kampf ihr bevorsteht.

Die vielgewandte Zenaide ist eben mit der Toilette der Majestät zu Ende, und Isabella steht entzückt vor dem hohen Trumeau, um ihre Gestalt von ihm zurückstrahlen zu lassen. Die üppige Büste: die schneeigen Schultern, der Schwanenhals, der aus dem knappen Mieder hervorstrebende Busen, lassen die Königin im sehnsüchtigsten Liebreiz der Jugend erscheinen. Ein Spitzenkleid von weißer Seide umwallt wie eine halb durchsichtige Wolke die majestätische Gestalt, und die Augen der jugendlichen Königin verweilen in träumerischer Seligkeit auf ihren eigenen Reizen, und was diese verlangenden Blicke sagen, das ist ein Gemisch von Ueberwonne der Jugend, von unendlichem flammenden Begehren und selbstvergessener Versunkenheit in reicher, feuriger Phantasie.

Gewiß jeder Spanier hätte in diesem Augenblick gern das Knie vor seiner schönen Königin gebeugt, die bestimmt schien, ein mildes Blumenzepter über das reichbegabte Spanien zu schwingen.

Zenaide stand mit heiterem Gesicht hinter der Königin und wagte nicht, sie in der Anbetung ihrer selbst zu stören. Und gleich, als wollte auch der spanische Himmel noch einmal das schöne Opfer mit all' seinem Zauber begrüßen, so lachte er tiefblau und sonnig hernieder in das Prunkgemach, und im Sonnenglanze funkelte das Diadem auf den schwarzen Haaren der Königin, glitzerten die edelsteinbesetzten Armbänder, der prächtige Schmuck, der das seidene Gewand hielt und athmeten Duft die Rosen, die sich zwischen den Edelsteinen im Haare hindurchschlangen.

Isabella schien keine Ahnung zu haben davon, was die nächste Stunde ihr bringen sollte.

Königin Maria Christina trat ein. Nachdem sie die junge Königin begrüßt hatte, begann sie: „Liebe Tochter, ich komme im Namen des spanischen Volkes, um Deinen endgültigen Bescheid zu hören in Betreff Deiner Vermählung. Dein Vetter, der Infant Don Francisco d'Assis, Herzog von Cadix, hat bereits um Deine Hand geworben, und ich und das Ministerium sind einig in der Ueberzeugung, daß es zum Heile des Vaterlandes ist, wenn Du dieser Verbindung nicht länger widerstrebst."

Isabella erbleichte. Sie mußte sich auf die Schulter Zenaidens stützen, ihre Hände bewegten sich abwehrend gegen die Mutter, und bald trat auf die bleichen Wangen die Röthe der Entrüstung, mit der

sie die Worte ausstieß: „Wer will mich, die Königin Spaniens, zwingen, einem Manne meine Hand zu reichen, den ich verachte, weil er eben unmännlich ist!"

Christina's Züge blieben unverändert, sie entgegnete: „Den Gesetzen der Politik, den Interessen des Landes hab' ich mich unterordnen müssen, als ich mit Don Fernando vermählt wurde, und jede Königin, jede Prinzessin kann nur eine politische Ehe eingehen. Deine königlichen Vorrechte werden es Dir gestatten, auch Deinem Herzen Befriedigung zu verschaffen."

„Ich verstehe von allen diesen Gründen nichts und will nichts davon wissen. Warum gönnt mir meine Mutter die Freiheit nicht, warum will mich der steife Kriegsmann Narvaez fesseln? O warum ist es mir verboten, meinen Eduardo zu heirathen?"

Die Mutter ergriff der Tochter Hand und führte sie an's Fenster. „Sieh', Isabella, dort jenseits der Sonne und der Wolken sind unsere Schicksale im ewigen Buch der Bücher geschrieben. Wir dürfen nichts thun gegen die Gesetze, die ein Ausfluß jener unbegreiflichen Allweisheit sind, und schwer würde es sich rächen an Dir, wenn Du Dir beikommen ließest, nicht die hohe Verantwortlichkeit zu tragen, die Dir das Schicksal, Dir, als Königin auf die Schultern gelegt hat."

„Mutter, Du sprichst grausam," rief Isabella aus, sank vor derselben nieder und flehte mit vor Thränen erstickter Stimme: „Erbarme Dich meiner, dringe mir nicht den abscheulichen Francisco auf, denn ich hasse ihn!"

„Dann mußt Du der Krone entsagen, Isabella!" fuhr Christina fort, „und all' Deine Handlungen fallen dann unter die Gesetze des königlichen Hauses, während Du noch jetzt Dein Loos mildern kannst."

Isabella fuhr empor, das hatte sie nicht erwartet, stampfte mit dem Fuße auf mit den ungestümen Worten: „Majestät, verlassen Sie mich, ich befehle es Ihnen als regierende Königin. Ich bin entschlossen, alle politischen Gespinnste zu zerreißen, ich bin entschlossen, Europa zu trotzen und an mein Volk zu appelliren, ich verbanne Sie, ich verbanne den feigen Francisco, ich verbanne Alle vom Hofe, die mir Gewalt anthun wollen, ich gebe dem General Narvaez seine Entlassung und berufe den Don Eduardo de la Seda an die Spitze des Staates und in mein Boudoir!"

Kraftlos sank Isabella auf einen Sessel.

Im Vorzimmer, wo Don Francisco d'Assis, der Herzog von

Valencia sammt seinen ministeriellen Collegen und viele weltliche und geistliche Würdenträger versammelt waren, lief ein Murmeln durch die Reihen, denn die verzweifelten Worte Isabella's waren bis hierher gedrungen.

Hoch erhob sich die Gestalt Christina's, aus ihren Augen blitzte die alte Energie, gebieterisch streckte sie die Rechte gegen die halb bewußtlos an die Brust Zenaidens gesunkene königliche Tochter aus und sagte mit ernster, gemessener Stimme:

„Isabella! Du hast eine falsche Vorstellung von Deiner Macht, Du darfst sie nicht mißbrauchen, um einen weise überlegten Plan mit kindischen Händen zu zerreißen, der gedacht worden ist, um die Ruhe und das Glück Spaniens zu sichern, um das Freundschaftsband um Spanien und Frankreich zu schlingen und zugleich den Frieden Europa's zu wahren. In diesem Augenblick würde Deinen leidenschaftlichen Befehlen kein Mensch Folge leisten, denn keines Deiner Worte würde hinausdringen, Du würdest Gefangene sein in diesem Zimmer!"

In Isabella's bleichem Gesicht kämpften tiefster Seelenschmerz, beleidigtes Selbstgefühl und Zorn einen furchtbaren Kampf, Thränen überströmten ihre Wangen, ihre Hände krampften sich zusammen, ihre Lippen bebten. Mit dem gellen Rufe: „Heilige Mutter Gottes, erbarme Dich meiner!" riß sie sich empor und stürzte der Thür zu. Aber Christina trat ihr entgegen und hielt sie in ihren Armen auf, Isabella sank kraftlos nieder. Auf einen Wink und ein geflüstertes Wort schlüpfte Zenaide hinaus und erschien bald mit dem Beichtiger der Königin.

Todtenstill war es im Zimmer, selbst im Vorzimmer wagte Niemand zu athmen, und Don Francisco d'Assis mußte von seinem Adjutanten gehalten werden, damit er nicht umsank.

Der Beichtvater, ein Greis mit Silberhaaren und milden Augen, den die Königin hoch verehrte, der es aber stets von sich gewiesen hatte, in dieser peinlichen Angelegenheit seinen Einfluß geltend zu machen, trat vor die Königin, die schwer athmend in den Armen Zenaiden's ruhte.

Seine Mission war nur noch, die gebrochene Isabella zum Gehorsam gegen die Mutter und zur Rücksichtsnahme auf die staatlichen Verträge zu ermahnen.

Gebeugten Hauptes hörte die Königin zu, ihre fromme Ehrfurcht bezwang den Trotz, und als der Pater geendigt, und ihr für das „Ja" alles Heil auf Erden und im Himmel versprochen hatte, da warf sich die in ihrem Jugendstolze gebrochene, durch die Religion bezwungene

Königin unter einem Strom von Thränen an die Brust der Mutter mit den Worten:

„Verzeih mir!“

„Sei gesegnet, mein Kind!“ erwiderte die bewegte Mutter.

Das Opfer war gebracht. Die Thür öffnete sich und herein traten Prinzessin Luisa, der Herzog von Cadix, der Herzog von Valencia und all' das übrige glänzende Gefolge.

In Isabella's Wimpern hingen noch Thränen gleich Thautropfen, als die königliche Mutter die Hand des Don Francisco d'Assis ergriff und ihn der bebenden Königin zuführte.

„Majestät!“ begann mit unsicherer Stimme der Infant: „Ich unterstehe mich als Prinz von königlichem Geblüt, ich Francisco d'Assis, Ihr Vetter und Verwandter, um Ihre königliche Hand zu bitten, damit ich werde der eheliche Gemahl Eurer Majestät der Königin Isabella von Spanien!“

Isabella, die fast wankte und von Zenaide gehalten werden mußte, preßte das erzwungene „Ja!“ heraus.

Der Beichtvater legte die Hände der Verlobten in einander:

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, der heiligen Jungfrau und der heiligen Schutzpatrone Kastiliens, Aragoniens, Navarras, Leons und der Basken, verlobe ich Ihre Majestät die Königin Isabella mit Ihrem leiblichen Vetter, Seiner königlichen Hoheit dem Infanten Don Francisco d'Assis, Herzog von Cadix!“

Die hohen Würdenträger traten voll Ehrfurcht nach und nach heran, um dem königlichen Brautpaare die herkömmlichen Glückwünsche auszusprechen.

Isabella ließ Alles geschehen, ohne Ausdruck hafteten ihre starren Züge auf der Versammlung, gleich als wenn sie dem Grabe angetraut werden sollte.

Die Glocken der Kirchen von Madrid und die Salutschüsse auf der Puerta del Sol verkündigten der Residenz die Verlobung der spanischen Königin mit ihrem Vetter, dem Herzog von Cadix.

Zweiundzwanzigtes Kapitel.

Die Doppel-Hochzeit am königlichen Hofe von Madrid.

Es wurde für einen der schlauesten Schachzüge des Königs der Franzosen, Louis Philipp, gehalten, daß es ihm gelungen war, die sogenannten „spanischen Heirathen" zu Stande zu bringen.

Im Moment unserer Erzählung waren die Höfe von Windsor (England), Neapel, Wien, Berlin und Petersburg noch in dem Irrthum befangen, die Verheirathung der Prinzessin Luisa mit dem Herzog von Montpensier würde erst dann erfolgen können, wenn die Königin Isabella Nachkommenschaft erhalten haben würde. Man lachte sich an all' diesen Höfen in's Fäustchen, der spanischen Heiraths-Politik Louis Philipp's einen solchen Strich durch die Rechnung gemacht zu haben. Der bewußte Vertrag war nämlich bald nach der feierlichen Verlobung der Königin veröffentlicht worden, und alle Welt glaubte davon überzeugt zu sein, daß erstens Isabella ohne Leibeserben bleiben werde, zweitens deshalb Donna Luisa niemals den französischen Prinzen heirathen könnte und endlich drittens der männliche Nachkomme Don Carlos unbestrittener Thronerbe werden müßte. Keinem fiel es ein, daß die Geheimnisse der Natur sich selbst durch Jesuiten und deren weibliche Agenten nicht entschleiern lassen.

Da die Königin Donna Isabella öffentlich als Braut des Infanten Franz d'Assis galt, verstummte nach und nach das Gespräch über die bevorzugte Stellung des Don Eduardo de la Seda; er war eben der vortragende Rath Seiner bräutlichen Majestät geworden, was war da weiter zu sagen, als daß der junge Mann glänzende Carriere gemacht?

Nicht ohne tiefe Besorgniß aber blickte der ehrliche Oheim Juan de Alar und seine Frau Sikula auf die sogenannte „glänzende" Carriere des Neffen.

Sie fürchteten Beide für die Reinheit seines Charakters und es konnte sie nicht beruhigen, wenn auch Frau Christina mit wehmüthiger Liebenswürdigkeit ihre „einzigen Freunde", wie sie das brave Ehepaar nannte, in die Heimath entließ.

Der 10. Oktober des Jahres 1846 war herangekommen, an welchem Herbsttage Königin Isabella ihr sechszehntes Geburtsfest feiern und zugleich Abschied nehmen sollte von der goldenen Freiheit der Jugend, um einem ungeliebten Gemahl zu gehören.

Noch einmal lächelte die goldene Morgensonne in das Antlitz des königlichen Mädchens — zum letztenmal! — — Wie stolz hebt sich der Busen der Bauernmaid, des armen Bürgermädchens, wenn endlich der ersehnte Morgen herangekommen ist, der sie dem heißgeliebten Mann zu eigen geben soll! Wie gern opfert sie die Sorglosigkeit der ungebundenen Mädchenjahre, um mit dem Manne, dem sie gern gehören will, Freuden und Leiden, Segen und Verlust zu theilen, um sich glücklich zu fühlen im Dulden, im Spenden, im Lieben! — — Das königliche Mädchen Isabella ist nicht so glücklich, denn wir schauen in die Augen und siehe, Thränen hängen in den Wimpern, wie Thautropfen an der weißen Rose, die den Sarg schmücken soll. Bleich sind die Züge und welk, und in der letzten Nacht hat kein freundlicher Traum sie umgaukelt, kein Schlaf sie erquickt, sie hat Stunden lang gekniet vor dem kleinen Altar in ihrem Schlafgemach und hat die Augen in stillem Weinen zum Gekreuzigten erhoben.

O, unschuldige Isabella, die Menschen zwingen Dich, den Weg des Verderbens zu betreten! Pfaffen, Minister und ehrgeizige Schurken, eine herzlose Mutter und mörderische Verwandte schleifen Dich in den Schmutz gewaltsam!

Im Schloßgarten von Madrid wandelt die junge Königin allein, selbst Zenaide ist durch einen strengen Befehl auf ihr Zimmer gebannt. Freilich ahnt Isabella nicht, daß Zenaide eine „Gekaufte" der Jesuiten ist, und daß, wenn sie selbst keine Späherdienste leisten kann, sie doch stets für einen Spion sorgt, der die geheimsten Schritte der Königin belauscht.

„Noch einmal will ich vollberechtigten Gebrauch von meiner Freiheit machen, ehe ich eine Gefesselte werde!" sprach Isabella leise vor sich hin, und einzelne Orangeblüthen, die der liebliche Spätsommer hervorgelockt, stäubten leise nieder auf die gedankenversunken Dahinschreitende.

Sie bog aus dem breiten Gange in einen Seitenpfad ab und ihre Augen nahmen einen höhern Glanz an, die Wangen rötheten sich, sie breitete die Arme aus: Don Eduardo stand vor der Königin ernsten Blickes.

Hatte sich das Liebespaar verabredet, zu so früher Stunde im Garten sich zu treffen?

Nein, die junge königliche Braut war nur einem innern Drange gefolgt, sie hatte die geheime Hoffnung gehegt, aus dem Munde des heißgeliebten Eduardo Worte des Trostes zu vernehmen, die ihr gewiß kein Beichtvater in so schöner Weise hätte spenden können.

Leider stand Eduardo vor der tiefbewegten Fürstin mit liebestrahlendem Antlitz, während sein Herz nichts davon wußte, denn im Innersten seiner Seele loderte in Flammenbuchstaben verzehrendster Sehnsucht der Name „Geronima".

Gestern am späten Abend war die Nachricht zu seinen Ohren gedrungen, daß die schöne, geliebte, sanfte Geronima de Lucar als Novize in ein Kloster Andalusiens eingetreten. Ob sie einem äußern Zwange nachgegeben hatte, oder ob sie aus eigenem freien Willen den Entschluß gefaßt, ihr zermartertes Herz in der Stille und Einsamkeit des Klosterlebens zu vergraben, darüber war Eduardo im Unklaren geblieben.

Wie mußte nun auch er des Trostes bedürfen! Und gewiß fand er ihn am besten an der Hand einer Leidensgefährtin, und wenn er der Königin noch in diesem Augenblicke mit einem Wesen voll Liebe entgegen trat, so mußte er sich doch sagen, daß seine schöne Nothlüge heut der jungen unglücklichen Braut ein hoher, wohlthätiger Trost war.

Der Augenblick war ja gekommen, der die Königin Isabella unabänderlich den finstern Mächten überantwortete, die, indem sie den Hebel an der sinnlichen Natur des Mädchens, an all' den Erziehungssünden der Mutter und der bisherigen Lehrer der Königin ansetzten, sie unrettbar in die stärksten Verirrungen hineinstürzen mußten.

Eduardo's Gewissen drängte ihn, das kühne Spiel als Liebhaber der Königin einzustellen, und der ehrliche Berather derselben zu sein. Es galt daher, in diesem Augenblick mit der bisherigen Unwahrheit zu brechen.

„Seid herzlich gegrüßt, Sennor! Die heilige Jungfrau sendet Euch," begann Isabella, indem sie mit einem Gemisch von liebendem Entzücken und lächelnder Wehmuth in die schönen braunen Augen des Cavaliers blickte. „Ihr allein versteht meinen Schmerz, alle andern um mich herum haben sich verschworen, mein Herz zu brechen und mich einem ungeliebten Manne in die Arme zu legen. Habt Ihr kein Wort für Eure schmerzensreiche Königin?"

Die hellen Thränen hingen in den seidenen Wimpern der Fürstin, aber sie wandte sich nicht weg, sondern zeigte die herrlichen Perlen des Schmerzes dem geliebten Manne.

„Auch ich, theuerste Königin," erwiederte Eduardo, „stehe machtlos gegenüber den Intriguen, von denen man sagt, sie seien vom Staats-Interesse geboten. Es wird für Sie der einzige Trost sein, das Unvermeidliche zu tragen, das Opfer zu bringen und sich mit

treuen Freunden und Berathern zu umgeben, sich mit Eifer dem Wohle Spaniens zu widmen und inmitten dieser königlichen Beschäftigung Alles wiederzufinden, was eine finstere Intrigue Ihnen rauben will, nämlich: das bessere Selbst!"

Eduardo hatte in wenigen Worten einen Theil seines Innern enthüllt. Wie die Blume den befruchtenden Regen einsaugt, so hing Isabella am Munde des geliebten Mannes, aber ihre träumerischen Blicke verriethen, daß sie den Liebling nur halb verstanden hatte. Sie entgegnete leise abwehrend:

„Eduardo, ich wollte lieber, Sie sprächen heut nicht zu sehr als mein vortragender Rath, sondern als mein Freund. Ist es denn nicht möglich, mit einem kühnen Griff Alles, Alles zu zerreißen, was mein Herz umstrickt? Können Sie mir für diesen Fall keinen Rath geben?"

Eduardo fühlte sich enttäuscht, denn, ach, die Königin ahnte nicht die ganze heilige Tiefe des Evangeliums, das er ihr zu lehren sich schon früher oft bemüht hatte. Er fuhr fort:

„Majestät! Vergessen Sie, daß ich mich einst der Liebe meiner Königin rühmen durfte, ich bitte Sie im Namen der Ehre und Tugend, lassen Sie es einen schönen Traum gewesen sein. Wenn Ihnen der Rath eines Freundes, der nur Ihr Bestes will, werth ist, so werden Sie niemals vergeblich an mein Herz und mein Gewissen appelliren." —

Isabella, die in glühender Hast die Hand des Cavaliers gefaßt und sie gedrückt hatte, ließ dieselbe plötzlich los und lehnte sich an den nächsten Baum, indem sie das Gesicht im battistenen Morgenkleide verbarg.

Eduardo war tief erschüttert, denn der stumme Schmerz Isabella's sagte ihm deutlich genug, wie tief ihr Herz verwundet sei, und wie gewaltig eine nie bezähmte Leidenschaft über all' die Erwägungen der Ehre und Tugend dahinfluthete.

Wieder wandte sie ihm das Gesicht zu, aber der Schmerz der Enttäuschung und das dämonische Verlangen eines bis in's Innerste aufgeregten Weibes blitzten ihm daraus entgegen.

„Eduardo!" rief sie vorwurfsvoll, „Eduardo! Auch Ihr weiset mich kalt zurück? Seid Ihr auch erkauft von meiner kaltherzigen Frau Mama und dem fischblütigen Narvaez — — ja, ja, Ihr waret ja in seinem Ministerium — was will ich mehr! Dem verschacherten Weibe bietet man keine Liebe mehr."

Ihre Stimme hatte sich in den letzten Worten gesteigert, aber

plötzlich verstummte sie, um wieder Eduardo's Hand zu ergreifen und mit vor tiefster, liebender Erregung zitternden Stimme fortzufahren:

„Nein — verzeiht — mein theurer Freund, ich that Euch unrecht, denn Ihr seid edel und brav, und ich kann nicht glauben, daß Ihr auch einer von Denen seid, die hinter menschlichen Larven einen Teufel verstecken, — oder seid Ihr furchtsam?“ — Die Königin schlug die Augen nieder und ein flammendes Roth flog über Gesicht, Wangen und Nacken, leise nur flüsterte sie — „seid Ihr zu furchtsam, — der Geliebte der spanischen Königin zu sein?“

Eduardo stand wie angedonnert; seine Königin hatte es dennoch gewagt, ihm in aller Form die Stelle eines Günstlings anzubieten. Es flirrte ihm vor den Augen, und schon flüsterte ihm der Ehrgeiz zu: fasse die dargebotene Hand und führe unterm Schutz der königlichen Liebe alle die Pläne aus, die Du geträumt, stürze das conservative System, rufe den Siegesherzog zurück und verhilf der spanischen Demokratie zur Herrschaft.

Er ließ seine Hand in der Isabella's, und suchte mit seinen Blicken den blauen Morgenhimmel, als sollte ihm von da ein Entschluß kommen.

Die Morgenglocken aus den vielen Kirchen von Madrid summten herüber in die stillen Gärten, und einige Augenblicke standen Eduardo und Isabella in gegenseitigem Anschauen versunken.

Aber ein Weib ist unberechenbar, besonders, wenn es mit Leidenschaft liebt, so auch die Königin Isabella. Mit Gedankenschnelle umschlang sie den schönen Don Eduardo de la Seda und drückte unaufhörlich heiße Küsse auf seinen Mund, mit wahnsinniger Leidenschaftlichkeit rufend: „Eduardo, seien Sie mein! Im Namen der Liebe seien Sie mein Freund! Regieren Sie Spanien an meiner Stelle, und lassen Sie mich Ihre gehorsame Schülerin sein!“

Eduardo rang vergebens nach einer Entgegnung; in seligem Hingeben ruhte sein Mund auf den prächtigen Lippen der Königin, und diese küßte das süße Ja in wonnigem Rausche von dem Munde des Cavaliers.

Eduardo war unterlegen und das weinende Antlitz Geronima's zog vor seiner Seele vorüber.

Es schlugen nahende Tritte an das Ohr Eduardo's. Er wollte sich aus den umschlingenden Armen Isabella's retten, aber diese hielten ihn fest, und fast bewußtlos schien die Königin nichts, nichts zu hören.

Ein Mönch lugte durch die Bäume. „Wir sind verrathen, Majestät“ — flüsterte der Cavalier.

Isabella erhob langsam das Haupt und sagte mit liebesstolzer Gebehrde: „Die Königin von Spanien hat nicht mehr nöthig, sich zu verstellen; Don Eduardo de la Seda, begleitet mich in mein Residenzschloß! Wehe den Spähern und Spionen!“

Sie reichte dem Cavalier den Arm und schritt langsam mit ihm dem Schloß zu.“

Der Mönch war rasch wieder hinter den Gesträuchen verschwunden, aber Don Eduardo fühlte, daß ein schweres Verhängniß über seinem Haupte schwebte.

Gedeckt durch Gesträuche und tief herabhängende Zweige schlich sich der erwähnte Mönch aus dem Garten und verschwand im Erdgeschoß des königlichen Palastes.

Hier treffen wir bekannte Gesichter, so den Infant Don Francisco, der am Tage vorher aus der Verbannung wieder nach Madrid gerufen worden war, um der Hochzeit seines Sohnes, des Herzogs von Cadix, mit der Königin Isabella beizuwohnen. Wir entdecken im Hintergrunde das fahle Gesicht des Pater Bernardino, um dessen dünne, blutlose Lippen ein satanisches Lächeln spielt. Er lauscht aufmerksam auf den geflüsterten Bericht des Mönches Antonio Maregnon, der soeben die Liebesscene im Garten belauscht hat.

Der Infant reicht einem ernsten Cavalier die Hand mit den versichernden Worten: „Mein Freund, Ihnen soll die ausgesuchteste Genugthuung werden, ist es doch eine Staatsfrage von Bedeutung, daß der gewissenlose und ehrgeizige Don Eduardo de la Seda für alle Zeiten aus der Nähe der Königin entfernt wird.“

Don Jago de Lucar, denn dies ist der Angeredete, erwiedert: „Königliche Hoheit, ich sage Ihnen meinen besten Dank, wenn Sie mir die Möglichkeit bieten wollen, meine beleidigte und gebrochene Schwester Geronima zu rächen. Außerdem verdient es ein Intriguant, beseitigt zu werden, der erst der Demokratie angehörte, und dann zum Narvaez überlief, um seinem Ehrgeiz zu fröhnen. Wenn ich als entschiedener Liberaler, mein erhabener Prinz, mich mit Ihnen zur Rache alliire, so thue ich nur meine Pflicht, doch wünsche ich, daß meine Schwester nur so lange als Novize im Kloster bleibe, bis sie ihren Jugendwahn überwunden hat, dann mag sie dem Leben wiedergehören.“

Der Infant versprach dem racherfüllten Cavalier noch einmal Alles durch einen innigen Händedruck und entließ ihn dann.

Lächelnd wandte sich der Prinz zu Pater Bernardino mit den Worten:

„Ehrwürdiger, was meint Ihr, der Narr de Lucar geht auf Alles ein?“

„Einem Ketzer und Liberalen halten wir das Wort nicht“, entgegnete der Unheimliche. „Unsere Ziele sind höhere, und können wir den Narren gebrauchen, dann ist es gut; sorgen wir nur dafür, daß sich die Geschichte heute Abend so geräuschlos als möglich abspielt. Unsere getreue Zenaide wird pflichtschuldigst den de la Seda als Verschwörer dem Minister denunciren, und einen Verhaftsbefehl gegen ihn auswirken. Wir verhelfen ihm zur Flucht und unterwegs wird Jago de Lucar, vereint mit dem Diener unseres erhabenen Infanten, den kühnen Eduardo de la Seda für immer stumm machen. Jago de Lucar kann als Demokrat der Verhaftung um so weniger entgehen, als wir seine That als einen Akt politischer Rache an dem Verräther de la Seda darstellen werden, vermittelst des besagten Dieners, der uns dann ein kostbarer Zeuge ist. Er wird auch das Genügende über Juan de Alar aussagen, und so nehmen wir mit einem Schlage das ganze revolutionäre und kirchenfeindliche Nest aus, und gewinnen sodann die schöne Geronima sammt ihrem bedeutenden Vermögen für die heilige Kirche.“

Nach diesen Worten wandte sich Pater Bernardino an den schweigenden Antonio Maregnon, um ihm noch zuzuflüstern:

„Mein Sohn, thut Eure Schuldigkeit, macht Euch augenblicklich auf die Sohlen und entbietet meinen Gruß und Segen dem wackern Bruder Mansur, und er möge mit einigen getreuen Gitano's (Zigeuner) bereit sein, bald nach der Verhaftung des Juan de Alar in Toledo sich der schlangenzüngigen Sikula zu bemächtigen. Sie hat noch immer Einfluß auf die Königin, und muß in irgend ein Kloster gebracht werden, wo sie das Schweigen erlernt.“

Der Pater Bernardino wandte sich zum Gehen.

Alle knieten nieder, küßten die Hand des Pater-Provinzial, der leise seinen Segen murmelnd zur Thür hinausschritt.

Die Uebrigen folgten.

So war also wieder ein finsterer Anschlag ersonnen, um den Todfeind der Jesuiten, den ehrlichen Juan de Alar sammt seiner klugen Sikula zu beseitigen, und die Rache eines beleidigten Cavaliers sollte zur Handhabe dienen, um den unbequemen Eduardo de la Seda, dessen Einfluß auf die Königin man nun zu fürchten begann, zu beseitigen, dann das unschuldige Rachewerkzeug dingfest zu machen und sein Hab und Gut der Kirche zu retten. So waren wieder einmal

der Infant Don Francisco, der Minister Narvaez und ein Demokrat die Werkzeuge der nächtlichen Jesuiten-Pläne geworden.

Trotz der Protestationen des englischen Hofes, der mit dem Könige der Franzosen bekanntlich übereingekommen war, die Infantin Luisa erst dann mit dem französischen Prinzen zu vermählen, wenn Königin Isabella Nachfolge erhalten, setzte Narvaez, der Herzog von Valencia, gestützt auf die Bereitwilligkeit der Königin-Mutter Christina, seinen Willen im Interesse der französischen Politik durch, und hatte schon am 28. August den europäischen Höfen die in Aussicht genommene Doppelhochzeit mitgetheilt.

Die Pfaffen- und Carlistenpartei, die heimlich von England aus ermuthigt wurde, hielt sich noch ruhig und wollte vorerst das militärische Regierungssystem des Narvaez dazu benutzen, um sich mit seiner Hülfe unbequemer Leute zu entledigen, und es zugleich im Lande unpopulär zu machen. Carlisten und Demokraten sollten dann wieder einmal gemeinschaftlich gegen die Regierung der jungen Isabella agiren und rebelliren.

So war der Plan, wie ihn Pater Bernardino, der Jesuiten-Provinzial von Spanien, der Infant Don Francisco, der im Auslande weilende Graf von Montemolin, der carlistische Thronbewerber, und General Cabrera gesponnen hatten.

*　　*　　*

Eine zahllose Menge Volks wogte in den Straßen und auf den Plätzen von Madrid, denn der unabsehbare königliche Hochzeitszug setzte sich vom Schlosse aus in Bewegung. Schon den ganzen Morgen hindurch läuteten die Glocken des Domes und der andern Kirchen und Kapellen.

Auf dem Wege vom Schlosse zur Kathedrale waren Infanterie-Bataillone in glänzender Parade-Uniform aufgestellt, und in freudigem Eifer sprengten die Offiziere an den Fronten hin und her.

Ein Kanonenschuß gab das Zeichen, daß die Majestäten und das Infanten-Paar soeben das Schloß verlassen. Ein nicht endenwollendes „Viva“ wälzte sich die dichtbesetzten Straßen hinab und in imposanter Haltung rückten die berittenen Garden unter den Klängen ihrer Regimentsmusik vor dem Zuge her. — Hinter ihnen folgte eine glänzende Suite von Offizieren aller Waffengattungen, die kein Ende nehmen wollte, da ja Spanien das reichste Land an Offizieren ist.

Die Hellebardiere der Königin in ihrer auffälligen, fast mittelalterlichen Tracht schlossen sich an.

Die Musikbanden beginnen zu spielen, die Trommeln wirbeln freudig, die Fahnen flattern im Winde, die Truppen präsentiren und rufen ein donnerndes: „Viva reyna Isabella!“

Voran reitet mit gezogenem Degen schier wie ein in spanische Generals-Uniform gesteckter Bacchus, der den Lesern längst bekannte Don Pedro de Sequanilla als Palastoffizier.

Auf seinem runden Vollmondgesicht spielt ein sonniges Lächeln, denn der schlaue Pedro hält das Alles doch nur für Maskerade; doch weg mit den unvorschriftsmäßigen Gedanken!

Die Königin-Isabella, strahlend in königlichem Glanze, erscheint; neben ihr sitzt in der prächtigen, vergoldeten Carosse der Infant Don Francisco d'Assis, Herzog von Cadix in glänzender Generals-Uniform.

Der tiefblaue Himmel Spaniens lächelt nieder auf das feiernde und jubelnde Madrid, und auch um den Mund Isabella's schwebt es wie ein leises Lächeln, aber es ist nicht die hohe, selige Freude der Braut, nein, es ist vielmehr die Ironie, das Product eines überwundenen Schmerzes, das scheinbare sich fügen in eine unvermeidliche Comödie.

Graziös grüßt die jugendliche Königin nach allen Seiten das jubelnde Volk, das doch von dem Gedanken elektrisirt schien, eine so hübsche Königin zu haben. Nun, das Volk schreit gern!

Mit stoischer, phlegmatischer Ruhe nickte der prinzliche Bräutigam nur zuweilen nach beiden Seiten und wurde von seiner königlichen Braut wenig genug beachtet.

Dem königlichen Wagen folgte wiederum ein Trupp Offiziere und Hellebardiere und endlich eine nicht minder glänzende Equipage, welche die erst im fünfzehnten Jahre stehende Infantin Luisa, Schwester der Königin Isabella, und den Bräutigam Anton Maria Philipp Ludwig, Herzog von Montpensier, einen ziemlich einnehmenden Mann von zweiundzwanzig Jahren, trug.

Das Volk begrüßte auch dieses Paar mit jubelnden begeisterten Zurufen, vielleicht aus dem Grunde, weil die noch mädchenhafte Braut sich anfing, zu hoher Schönheit zu entwickeln, und der Duft reinster Jugendlichkeit weit mehr über ihr ausgegossen war, als über Isabella, ihrer königlichen Schwester.

Der französische Prinz, der die Aussicht hatte, einmal selbst spanischer König zu werden, oder dessen Nachkommenschaft wenigstens den Thron dereinst zu besteigen bestimmt war, lächelte mit ächt orleanistischer Gemüthlichkeit, der nie ein leiser schlauer Zug fehlt, nach allen Richtungen

und war sichtlich sehr aufgeräumt darüber, daß seines Vaters Louis Philipps listige spanische Heirathspolitik so schön geglückt war.

Wer zählt nun die unendliche Reihe von Equipagen, die von reich gallonirten Dienern begleitet das königliche Gefolge und die hohen Staatswürdenträger, die Kirchenfürsten, die fremden Gesandten, die Spitzen der Provinzial- und städtischen Behörden u. s. w. herbeiführten!

Fürwahr, das Madrider Volk, erpicht auf glänzendes Schaugepränge, konnte sich wieder einmal satt sehen an den brillanten, in der Herbstsonne blitzenden Uniformen, den wehenden Reiher- und Straußenfedern der hoffähigen Damenwelt, den prächtigen Gewändern der Prälaten, und dem Getümmel des Militärs, den wehenden Fahnen und Teppichen auf Dächern, aus Fenstern und Balkonen.

Mit einem Worte: eine flimmernde und schimmernde Haupt- und Staats-Aktion in vollendetster Form spielte sich blendend und bethörend vor den Augen der Menge ab, die in den Rufen: „Viva la reyna Isabella!“ „Viva el duque de Valencia! Viva el duque de Montpensiero!“ ihr Möglichstes leistete.

Unter dem glänzenden Gefolge des Premierministers Narvaez befand sich natürlich auch der vortragende Rath der Königin, Don Eduardo de la Seda. Sein umflorter Blick ruhte apathisch auf der wogenden und drängenden Volksmasse, die sich in der Gegend der Cathedrale in höchst besorgnißerregender Weise staute.

Es dauerte lange, ehe das auserwählte Gefolge vollständig in die heiligen Hallen eingetreten war; mächtig rauschten die jubelnden Orgel-Melodien durch das hohe Kirchenschiff und brachen sich an den kühn geschwungenen Bogen.

Die Heiligenbilder an den Wänden schienen belebt und das Innere des ganzen erhabenen Baues war von einem melodischen Duft durchfluthet. Die Musik und die Gesänge von den reich besetzten Chören schwebten über der andächtigen und reichgekleideten Menge wie selige Harmonien. Zudem wallte der Weihrauch feierlich von dem Hochaltar her durch den Dom und hüllte Alles in ein mystisches Dämmerdunkel, welches die hellen Strahlen der Herbstsonne, die durch die Fenster drangen, zauberisch beleuchteten. Bunte Reflexe zeichneten sich auf dem Mosaikboden vor dem Allerheiligsten und in den halbdunkeln Seitengängen ab, wo das Volk in seinen mannigfaltigen Trachten kniete und für das Wohl der beiden jungen Paare betete.

Die heilige Handlung der Trauung hatte bereits ihren Anfang genommen.

Isabella blieb bei derselben so gleichgültig, wie sie bisher gewesen war; als aber der Erzbischof den Akt des Ringewechselns vollziehen wollte, da durchfuhr ein nervöses Zittern die junge Majestät; von ihren Wangen verschwanden auf einen Moment die Rosen, ach, ihr Blick war auf Don Eduardo de la Seda gefallen, der nicht weit von ihr neben dem Premierminister Narvaez stand. Auch durch das sonst so steinerne Antlitz des Ministers zuckte es wie ein Blitz, er hatte den Blick bemerkt, und wandte sich mit einer unmerklichen Bewegung zu dem Cavalier, der fast theilnahmlos schien.

Infant Don Francisco konnte nur mit Mühe ein boshaftes Lächeln unterdrücken, denn die Denunciation gegen Eduardo befand sich bereits in den Händen des Ministers.

Alles dies spielte nur wenige Secunden, das Rauschen der Orgel und die Jubelchöre, das Salve und die Lobgesänge von den Chören, das ferne Donnern der Kanonen zur Feier der Vermählung gab den Gemüthern eine andere Richtung.

Nachdem das königliche Paar nach geschehener Vermählung auf den innerhalb des Hochaltars errichteten Thronsesseln Platz genommen hatte, erfolgte der zweite Theil der Feier: die Vermählung der Infantin Luisa mit dem Herzog Anton von Montpensier mit denselben Förmlichkeiten, als die der königlichen Schwester.

Die kirchliche Feier war zu Ende, und alle Würdenträger und fremden Gesandten erschienen vor den beiden Paaren, um die herkömmlichen Gratulationen abzustatten.

Der Herzog von Valencia flüsterte leise dem Palastoffizier Don Pedro de Sequanilla die Ordre zu, den jungen Don Eduardo vorläufig im Auge zu behalten und dann sofort im Palast zu verhaften.

Don Pedro schaute ganz verdutzt drein, und konnte das nicht recht begreifen. Doch er war klug genug, den Minister nicht merken zu lassen, was er bei der sonderbaren Angelegenheit für Gedanken habe, auch hielt er kein Selbstgespräch, denn es waren zuviel Leute um ihn herum, und der Dienst nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

General Narvaez wußte nämlich nicht, in welch' intimem Freundschaftsverhältnisse der dicke Don Pedro zu Eduardo's Oheim, Juan de Alar, stand. Das wußten aber auch die Herren Patres und sonstigen Feinde Eduardo's nicht, und da sie den guten Don Pedro nicht mit berechnet haben konnten, so hatten alle die feinen Rechnungen ein Loch. Endlich mußte die ganze saubere Geschichte so lange vor der Königin-

Mutter Christina verborgen gehalten werden, bis alle vier: Don Eduardo, Don Juan de Alar, Sikula und Don Jago de Lucar beseitigt waren. — Der Trubel des Festes schien den Jesuiten sowohl, als ihrem unbewußten Werkzeug Narvaez gerade günstig zur Ausführung des Schlages.

Der Minister Narvaez suchte nämlich in fanatischem Eifer überall jede Spur von Verschwörungen oder liberaler Agitation zu beseitigen, um die „Ordnung“ im Lande aufrecht zu erhalten, und als er den Befehl gegeben zur Verhaftung des Don Eduardo sowohl, als seines Oheims Juan de Alar, glaubte er nicht im mindesten, den Jesuiten einen Dienst zu erweisen, im Gegentheil, er glaubte im Interesse der Ruhe zu handeln.

Unter den nicht endenwollenden Viva's des Volkes kehrte der Hochzeitszug wieder nach dem Schlosse zurück, aus den Fenstern und von den Balconen herab regnete es Blumen und flatternde bunte Hochzeitscarmen auf Königin Isabella und Prinzessin Luisa.

Isabella grüßte graziös zu den Spendern hinauf, und die junge Herzogin von Montpensier erhob sich sehr oft in kindlicher Freude im Wagen und lächelte wonneselig nach allen Richtungen.

So war die Königin Isabella von Spanien doch die Gemahlin des ihr verhaßten Don Francisco d'Assis geworden, der auch den Titel König bekam.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Verhaftung des Günstlings der Königin Isabella.

Die Majestäten und prinzlichen Hoheiten waren im Palaste angelangt und wieder drängte sich die Menge vor dem Portale, so daß die Gardisten alle Mühe hatten, dasselbe für die unaufhörlich anlangenden Karossen frei zu halten.

Don Pedro de Sequanilla hatte nichts Eiligeres zu thun, als einen seiner ergebensten Offiziere zu sich zu rufen und ihn an seinen Freund Don Juan de Alar nach Toledo zu entsenden, mit der mündlichen Weisung, sich schleunigst in Sicherheit zu bringen, da ihm

die Verhaftung drohe. Der Offizier ließ sich einen der besten Renner satteln und war schon innerhalb der nächsten halben Stunde aus der Stadt.

Dann befahl Don Pedro einigen Soldaten, den Secretär Don Eduardo de la Seda zu verhaften, wo sie ihn träfen, und in eine einsame Zelle im Staatsgefängniß zu bringen.

Don Eduardo war gerade im Begriff, sich nach dem Thronsaale zu verfügen, sich in den Trubel der Hochzeitsgäste zu mischen, um bei dieser Gelegenheit mit der Königin sprechen zu können. Lag es doch auf ihm seit dem Morgen wie eine böse Ahnung, da er recht wohl wußte, daß der lauschende Mönch kein zufälliger Zeuge gewesen sein konnte.

Da — auf dem Corridor, hart vor seinem Zimmer, traten dem Cavalier drei Soldaten und ein Sergeant von der Schloßwache entgegen. Der Sergeant trat heran: „Sind Sie Don Eduardo de la Seda?"

„Ja", gab Eduardo erbleichend zurück.

„So verhafte ich Sie auf Befehl des General de Sequanilla!" fuhr der Sergeant fort.

„Scherz — oder Ernst vom Palast-Gouverneur?" flüsterte leise Eduardo vor sich hin, doch er zögerte nur einen Augenblick und folgte den Soldaten, die ihn, um Aufsehen zu vermeiden, durch die weitläufigen Gärten auf einem einsamen Wege nach dem vorbezeichneten Staatsgefängniß brachten.

Da konnte er nun die kahlen Wände um Auflösung des Räthsels fragen.

„Was soll das bedeuten? Droht mir ein Unheil und will mich der gute, biedere Pedro retten? Handelt er auf Befehl oder auf eigene Verantwortung? Muß nicht meine Entfernung bei Hofe binnen wenigen Stunden auffallen? Oder" — und ein kalter Schauer durchrieselte ihn, — „war der Name des Palast-Gouverneurs durch mönchische Ränke gemißbraucht worden?"

Keine dieser fliegenden Fragen konnte sich sein fiebernder Kopf beantworten.

Eine Stunde war vergangen, da erschien endlich der Palast-Gouverneur.

Freudig eilte ihm Eduardo entgegen: „Mein Freund, mein General, erklärt mir nun das Räthsel meiner Verhaftung."

„Beim heiligen Paphnutius! was macht Ihr für Dinge, Senor?" begann Pedro, „doch antwortet mir kurz, denn meine Abwe-

senheit vom Hofe darf nicht auffallen; Ihr wißt, es geht heute hoch her und da ist der Palast-Gouverneur eine wichtige Person."

In flüsterndem Gespräche theilte Eduardo seinem väterlichen Freunde Alles offen mit, was er fürchtete.

„Halt, ich hab's," rief Don Pedro. „Euch verfolgt die Rache des Don Jago de Lucar, dessen Schwester Ihr verlassen habt. Richtig, wie konnt' ich das nicht eher wissen! Hab' ich doch schon seit einigen Tagen bemerkt, wie der rachesüchtige Gesell, der doch sonst ein wackerer Demokrat ist, mit dem Infanten Don Francisco auffällig verkehrt hat. Seht, Eduardo, Ihr seid den Pfaffen nicht schlecht genug, laßt Euch das eine Lehre sein."

„Die Herren Patres scheinen nicht zu wissen, daß ich auch ein wenig ihre Schliche kenne, und ich will ihnen schon die Suppe versalzen."

Eduardo blickte sinnend zu Boden: „Wahrhaftig, mir ekelt vor diesen Intriguen, und gewiß habt Ihr Recht, wenn Ihr den Lucar im Verdacht habt. Bei Gott! die Verschwörung, deren ich mich schuldig gemacht haben könnte, beschränkt sich nur auf mein Inneres und die unbesonnenen Worte, die ich zur Königin sprach, und die von dem vermaledeiten Horcher aufgefangen worden sind. Ich ersehe aber jetzt aus Eurer Mittheilung über Don Jago de Lucar, daß die Intrigue gegen mich nicht von heute ist."

„Ich werde," entgegnete der Gouverneur, „mich einmal recht dumm stellen und den Don Jago de Lucar ebenfalls aus politischen Gründen verhaften lassen; wir werden ja dann sehen, wie der Hase läuft. — — Doch nun, lebt wohl, rechnet auf mich!" —

Der Palast-Gouverneur schied und ließ Don Eduardo mit erleichtertem Herzen zurück. —

Der Abend war herangekommen; in den Festsälen herrschte eine feenhafte Beleuchtung, die prächtigen hohen Spiegelwände strahlten tausendfach das Lichtmeer und das Gedränge der Generale, Offiziere, der Damen und der vielen Cavaliere, die zu dem Hochzeitsballe geladen waren, zurück.

Die Freude glänzte auf allen Gesichtern, und die Infantin Luisa schien ganz selig und lauschte auf die Galanterien ihres früheren Lehrers, des liebenswürdigen Don Ramiro de Albacete, der gleichzeitig mit dem Infanten Don Francisco wieder nach Madrid zurückgerufen worden war.

Infantin Luisa hatte bisher sehr zurückgezogen gelebt, und war weniger das Ziel der Intriguen und Demonstrationen geworden, als

ihre Schwester Isabella. Erst in den letzten beiden Jahren hatten sich von Seiten der Carlistenpartei und besonders durch Mithülfe des Infanten Don Francisco die verderblichen Einflüsse geltend gemacht, von denen wir schon gesprochen.

Schmetternde Trompetenfanfaren uud Paukenwirbel tönten von dem Orchester her, und gleich Nymphen schwebten die schönen Kastilianerinnen und Andalusierinnen, die Töchter Valencias und Aragoniens am Arme der freudestrahlenden Cavaliere dnrch den Saal.

Donna Luisa de Montpensier hatte mit ihren schönen feurigen Augen den schlanken Ramiro an ihre Seite gebannt. Weniger die schwüle Sinnlichkeit athmend, als ihre königliche Schwester, blitzten weit mehr schalkhafte Anmuth und geistreiche Schelmerei hinter den schönen Augenlidern hervor, die wie zauberhafte Jalousien sich senkten, wenn ein Blick des entzückten Jünglings zu lodernd war, und die sich hoben, wenn es galt, den Muth des Anbeters zu beleben.

Wenn der Zauber der Königin Isabella sich vornehmlich in der Vollendung ihres Körpers zeigte, so waren es bei Donna Luisa mehr die Augen, die zu fesseln verstanden.

„Sennor! Ihr müßt immer am Hofe bleiben!" lispelte Luisa, „ich habe Euch so gern, und will Euch bei Gelegenheit meinem hohen Gemahl vorstellen und empfehlen."

Don Ramiro hatte nur die Entgegnung: „Ich werde das Glück hoch zu schätzen wissen, das mich in die Nähe von Eurer Königlichen Hoheit bannt; gewiß kann dies nur der Entfaltung meiner Kunst und der Veredelung meines Wesens zu Gute kommen."

Schon vor längerer Zeit war er zum Tänzer der Prinzessin bestimmt, und in kindlichster freudiger Anmuth hüpfte Donna Luisa am Arme des wohlgelittenen Don Ramiro in den Reigen der Tanzenden.

Der junge Gemahl der Prinzessin, Herzog von Montpensier, schien zu genau über den edeln Charakter des Don Ramiro de Albacete unterrichtet zu sein, als daß er seiner Frau hätte den geistvollen und ehrenhaften Freund mißgönnen sollen. Er promenirte entweder mit den Ministern, oder vertiefte sich in ein Gespräch mit einem fremden Gesandten in irgend einem der vielen Kabinete, wo sich die diplomatische Welt zusammen gefunden, oder er zog es vor, die hispanischen Frauenblumen einem eingehenden Studium zn unterwerfen.

Besonders schien die kleine Donna Elvira de Xeres den Preis davon getragen zu haben. Richtig, da lustwandelte der Herzog schon recht geraume Zeit mit der netten Donna, und nach dem gerötheten

Gesicht des Prinzen zu urtheilen, hat ihn die schalkhafte Xeres schon in bedeutsames Echauffement versetzt. —

Suchend aber schreitet die Königin durch den Saal, begleitet von dem Palast-Gouverneur, und hat unterdeß den schläfrigen Gemahl einigen koketten Hofdamen überlassen, die es der Mühe werth finden, das Phlegma des Don Francisco d'Assis in einige Bewegung zu bringen.

Wen sucht der irrende Blick Isabella's? Warum strahlt das Diadem in den dunkeln Haaren heut heller als die Augen?

Zuweilen bleibt sie stehen und durchforscht die Reihen der Gäste, wendet sich dann flüsternd zu ihrem Begleiter mit der Frage: „wo ist Don Eduardo de la Seda? Will er das Fest seiner Königin fliehn?"

Don Pedro darf heute nichts von dem Geschehenen verlauten lassen, um nicht eine Scene herbeizuführen, die ihn, wie den Minister, schwer compromittiren würde, aber eines hat er erreicht. Die Königin verläßt mit ihrem Gemahl und ihrem Gefolge ohne Aufsehen den Hochzeitsball, um sich in ihre Gemächer zurückzuziehn.

Armer Don Francisco! Deine Gemahlin sucht die Einsamkeit, um von Deiner Gesellschaft befreit zu sein und in Sehnsuchtsthränen um Eduardo zu zerfließen.

Die Entfernung der Königin war erst nach und nach im Saale bekannt geworden, und Don Pedro rieb sich die Hände, denn nun hatte er freies Spiel.

Ein Offizier meldet ihm: „Don Jago de Lucar hat vor einer Viertelstunde in Gesellschaft eines Dieners des Infanten Don Francisco das Schloß verlassen und den Weg nach der südlichen Vorstadt eingeschlagen."

Don Pedro zog sich mit dem Offizier zurück, was sollte das heißen? Ein neues Räthsel. Er ertheilte sofort den Befehl, die Beiden vorsichtig zu verfolgen und erst dann zu verhaften, wenn man über ihre Absichten klar geworden zu sein glaubte.

Er selbst verließ die Säle, bestieg seinen Gaul und trabte nach dem Staatsgefängniß.

Was ist geschehen? An der Hofmauer desselben ist ein Mann in Mönchskleidung einem andern Vermummten behülflich, leise über die Mauer hinüberzukommen.

Don Pedro spornt sein Pferd und ist mit einem Satze neben den Beiden.

„Banditen," ruft er, und reißt dem Zweiten die Kapuze vom Gesicht. „Ei, der Teufel, Sennor, Ihr wolltet Euch davon machen?"

Er sah in das Antlitz Don Eduardo's, der betroffen seinen Freund anstarrte. — Der Begleiter wollte sich eiligst aus dem Staube machen, aber Don Pedro hielt ihn fest.

„Soldaten! Der Satan soll Euch über den Kopf fahren, bewacht Eure Gefangnen besser. — Bringt diese Kutte in festen Gewahrsam, legt ihr Ketten an!“ donnerte der Gouverneur.

Sein Befehl ward rasch ausgeführt.

Don Eduardo verstand noch immer nicht, was geschah. Er ahnte nicht, daß ihn der gedungene Klosterbruder nur befreit hatte, um ihn dem sichern Tode von Lucar's Hand entgegen zu führen.

Ohne weitere Erklärungen befahl Don Pedro dem Kommandanten des Staatsgefängnisses, Don Eduardo auf das Strengste zu bewachen und in eine andere Zelle zu bringen.

Don Pedro ritt sinnend nach dem Schloß zurück, die Dinge waren wunderbarer Natur, und nicht lange darauf, so brachte der abgesandte Offizier mit seinen beiden Soldaten den Don Jago de Lucar und seinen Begleiter nach der Schloßwache.

Man hatte die Beiden in dem Augenblicke verhaftet, als sie sich einen Hinterhalt an der Landstraße aufgesucht hatten. So rapportirte der Offizier.

Don Pedro gab Befehl, die beiden Gefangenen zu trennen, damit sie sich nicht über ihre Aussagen verständigen könnten.

Bald darauf begab er sich zu dem verhafteten Diener des Prinzen Francisco, und fuhr ihn an:

„Elender! Du bist ein heilloser Demokrat und hast Dich mit Don Lucar in eine Verschwörung eingelassen; Alles ist entdeckt!“

„Gnädiger Sennor!“ fiel zitternd der Diener auf die Knie. „Hört mich nur an, ich bin ein getreuer Unterthan und bitte täglich die heilige Jungfrau für Ihre Majestät. — Ich handelte auf Befehl meines Herrn, des Infanten Don Francisco!“

„Du lügst,“ wüthete Don Pedro in verstellter Ungläubigkeit. „Was wolltest Du thun?“

„Don Jago de Lucar war mit dem Vorsatz von Madrid fortgegangen, um einem Cavalier, dem Don Eduardo de la Seda aufzulauern — — und — —“

„Sprecht!“ donnerte Pedro.

„Und — ihn zu — tödten! —“ vollendete der zitternde Mensch.

„Und Du hast ihm für ein gut Stück Geld helfen sollen?“ forschte Pedro weiter.

„Nein, — ich sollte — — Zeuge sein, — um ihn dann — anklagen zu können. Fragt meinen gnädigen Herrn, ob ich ein schlechter Mensch bin."

„Aha!" machte Don Pedro, und verließ nun, genügend über Alles unterrichtet, den Kerker und murmelte nur unterwegs:

„Donner! Ein schlauer Plan war das. Mit einem Schlage Alle beseitigen und nebenbei die Erbschaft des reichen Lucar's verschlucken. O, sehr schlau, sehr schlau, aber — verfehlt! Ha, ha!"

Nur ein Zweifel quälte noch unsern guten Pedro. Was war unterdeß aus seinem Freunde Juan in Toledo geworden?

Allein er vertraute auf die Pünktlichkeit des abgesendeten Boten und bedauerte nur, daß er Juan nicht auch bald einen Zufluchtsort genannt hatte, wo er ihn treffen könnte. — — —

Noch wirbelte die Menge in schäumender Lust in den Sälen, noch rauschten die lieblichsten Weisen von dem Orchester und verliebte Pärchen wandelten, feurige Blicke mit einander tauschend, auf und ab.

Infantin Luisa schwärmte noch immer im Saale umher, fiel ihrem Gemahl nicht weiter beschwerlich, sondern plauderte bald mit diesem, bald mit jenem hübschen Tänzer.

Don Pedro de Sequanilla trat an den Minister Narvaez heran, der eben mit dem Infanten Don Francisco sich unterhielt, und rapportirte in kurzen Worten die Verhaftung des Don Eduardo de la Seda, dessen Fluchtversuch, die Verhaftung des Don Jago de Lucar und eines Dieners des Infanten. Er verschwieg nur die Geständnisse des prinzlichen Domestiken.

Der Infant erbleichte, denn wieder hatte man ihm in die Karten gesehen. Er verabschiedete sich kurz und rasch von dem Minister und verließ den Saal. —

Der Minister Narvaez sagte nur zu dem Gouverneur:

„General, Sie haben brav gehandelt; das sind wieder Jesuitennetze, die mir gesponnen worden sind! — Das ist bei Sanct Jago eine ganze Verschwörung und Sie werden noch diese Nacht alle Mönche, die sich ohne Angabe ihres Zweckes hier aufhalten, verhaften lassen!"

Viele hörten diese Worte, und der Ruf: „Verschwörung" klang unheimlich durch die Säle. Die zärtlichen Schwüre erstarben auf den Lippen der Liebespaare und Alles eilte stumm und angstvoll von dannen.

Die Corridor-Wachen traten in's Gewehr und Patrouillen durch-



Marschall Francisco Serrano y Dominguez, Herzog de la Torre.

suchten das Schloß und seine Umgebung. Doch die Nachtgespenster hatten sich wohl bei Zeiten entfernt; auch auf dem gespenstischen Corridor war nichts Auffälliges zu bemerken.

Das Fest war vorüber. Alles war in Angst, nur Don Pedro triumphirte heimlich. Das erstemal in seinem Leben war es ihm geglückt, ganz auf eigene Faust einen prächtigen Schachzug gegen die verhaßten Jesuiten zu machen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Tod des Pater Bernardino.

Am Tage nach der königlichen Hochzeit durchliefen höchst beunruhigende Gerüchte von Verschwörungen und Verhaftungen die Residenz. Besonders war der Palast Buen-Retiro, der von Soldaten durchsucht worden war, das Ziel der Neugierigen von Madrid. Kein Mensch aber konnte sagen, worauf alle diese Gerüchte und Maßregeln zurückzuführen seien.

Da drangen auf einmal drei Nachrichten in's Publikum, welche die allgemeine Unruhe noch mehr steigerten: Infant Don Francisco, der Oheim und Schwiegervater der Königin Isabella, war plötzlich in seinem Palaste internirt (eingesperrt) worden, eine Compagnie Soldaten mit geladenen Musketen stand davor aufmarschirt; ferner hieß es: Die Königin Isabella sei im drohendsten Zerwürfniß mit ihrem Gemahl und endlich: in den Bergen von Moncayo am Ebro sei der Carlisten-Aufstand ausgebrochen.

Zahllose Menschenhaufen wälzten sich vor die Wohnung des Ministers Narvaez mit den Rufen: „Es lebe der Herzog von Valencia! Es lebe die Königin Isabella! Nieder mit den Pfaffen!" —

Alle die kräftigen Gestalten des arbeitenden Volkes kamen wieder zum Vorschein, und ein trotzig aussehender Arbeiter rief laut seinen Freunden zu:

„Paßt auf, der Tumult geht wieder los, denn nun ist der eiserne Herzog gar mit den Pfaffen zusammen gerathen und da giebt's wieder was für uns!"

„Hast recht, Bruder!" entgegnete ihm jubelnd ein Anderer. „Da müssen die Demokraten wieder munter werden und endlich mal Feierabend machen."

„Täuscht Euch nicht, Ihr Prahlhänse,“ wendete ein Dritter ein. „Die Herren Minister halten uns doch nur für die Mäuse. Wißt Ihr nicht, daß die Republikaner sich gar haben von den Römlingen gebrauchen lassen für ihre Pläne? Geht mir nur ab mit Euren Narrheiten. Lange lebe der General Narvaez, der schafft Ordnung im Lande und macht, daß sich Gewerbe und Handel wieder erholen. Wehe Jedem, der die Ruhe stört! Hoch der Herzog von Valencia!“

Ringsum stimmte Alles in den Ruf ein, denn der eiserne Herzog war überall beliebt, weil unter seiner strengen Hand bis jetzt die lange ersehnte Ruhe und Ordnung im Lande geherrscht hatte und das Volk im Allgemeinen jeder Bewegung abhold war.

Die Schreier schlichen sich beschämt bei Seite.

Was gab nun Veranlassung zu den beunruhigenden Nachrichten, die in Madrid kursirten? Der Palast-Gouverneur Don Pedro de Sequanilla, der dem wachthabenden Offizier eingeschärft hatte, ein wachsames Auge auf den gefangenen Diener des Prinzen Francisco zu haben, empfing von diesem im Laufe des Vormittags den Rapport, daß der gefangene Diener, nachdem seine Frau mit einigen Erfrischungen zu ihm gelassen worden sei, eine Stunde nachher todt umgefallen wäre.

Don Pedro war überzeugt, daß hier ein durch den Prinzen vorbereiteter Giftmord vorläge, damit der eingesperrte, als willenloses Werkzeug benutzte Mann nichts über gewisse Intriguen verrathen solle, die vielleicht mit carlistischen Schilderhebungen in Verbindung stehen konnten.

Der Gouverneur war bald darauf zum Premierminister Narvaez geeilt, und hatte diesem den geheimnißvollen Fall und seine eigenen Vermuthungen darüber mitgetheilt.

Narvaez hatte schleunigst der Königin Isabella Vortrag gehalten, und ohne Mühe die Internirung des Prinzen durchgesetzt. Im Zusammenhange damit hatte die Königin jeden Verkehr mit ihrem Gemahl sofort abgebrochen, und die Entlassung des Don Eduardo de la Seda aus dem Gefängniß verlangt.

Der schlaue Minister aber hatte diese Bitte vorläufig mit dem Bemerken abgeschlagen, der ehrenwerthe Sennor wäre im Staatsgefängniß zur Zeit sicherer als am Hofe, womit sich wohl die vertrauungsvolle Königin beruhigen mußte. — — — — —

Wir wenden uns nach Toledo, um zu sehen, ob der warnende Bote Pedro's an seinen Freund Juan rechtzeitig eingetroffen ist.

Don Juan de Alar benutzte noch einen der lieblichen Herbsttage

und saß mit seinem Weibchen Sikula und dem kleinen Enriquez in einer Laube seines Gartens. Sikula war mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt und Juan rauchte eine Cigarrette.

„Was meinst Du, Frau, hätte uns nicht Königin Christina gern bei sich gesehen zur Hochzeit ihrer Tochter mit dem kurzsinnigen Herzog von Cadix? Es mag der vielgeprüften königlichen Mutter ein recht süß-saures Vergnügen gewesen sein."

„Möcht' ich doch mein Lebtag nicht mehr dieses hübsche Fleckchen Erde verlassen, mein Juan," versetzte rasch Sikula und schlang kosend den Arm um ihren Gemahl.

„Mögen alle Königinnen der Welt Hochzeit machen, ich bleibe am liebsten hier, wo ich ja Deine Königin bin, nicht wahr, Männchen?"

Juan sah sein Weib mit innigem Behagen an, aber bald wurde auf seiner Stirn eine Wolke sichtbar, er erwiederte:

„Ich bin wohl glücklich bei Dir, — aber — gutes Eisen rostet, wenn es unthätig liegen bleibt; wie bald kann es kommen, daß mein Vaterland mich ruft. Sieh, ich bin noch jung, erst ein Vierziger, da wär's wohl zu zeitig, sich in's Hinterstübchen zu setzen."

Sikula bückte sich tief auf ihre Arbeit, um eine Thräne zu verbergen und flüsterte:

„Sprich nicht davon jetzt, und laß uns das Glück der Gegenwart genießen. Wenn Du von solchen Dingen redest, überschleicht mich immer eine böse Ahnung, als müßte der entsetzliche Bernardino noch einmal störend in unser Glück treten."

„Ach, Ihr Weiber seid doch ein seltsam Völkchen," murmelte er lächelnd, „immer voll Ahnungen und Gespenstergeschichten."

Ein Geräusch ließ sich vom Hause aus vernehmen. Die beiden Ehegatten richteten ihre Blicke dahin; ein Offizier schritt eilig auf die Laube zu und begrüßte Juan mit den Worten:

„Viele herzliche Grüße, Sennor, von dem Palast-Gouverneur de Sequanilla, Eurem Freunde, und er bittet Euch, Ihr möget sofort für Eure Sicherheit sorgen, da in den nächsten Stunden der Befehl von Narvaez eintreffen kann, Euch zu verhaften. Der Palast-Gouverneur empfahl mir Eile, und ich habe mit meinem Renner den weiten Weg in vier Stunden zurückgelegt, denn ich kenne Euch als einen wackern Patrioten."

Sikula erbleichte und Juan starrte wortlos den Boten an. Doch bald gewann er seine Ruhe wieder und meinte: „Nun, in Spanien ist Verschiedenes möglich, aber setzt Euch nur, lieber Freund, und er-

holt Euch; der Gouverneur von Toledo wird es wohl nicht so eilig haben, mich harmlosen Einsiedler einzusperren. Wißt Ihr nichts Näheres?"

Der Offizier wußte leider keine weiteren Gründe der verfügten Verhaftung anzugeben, und theilte Juan nur mit, daß auch Don Eduardo de la Seda verhaftet werden sollte.

„Der Junge bringt mich wahrhaftig noch in's Pech!" brummte Juan für sich.

Sikula hatte unterdeß einen kleinen Imbiß besorgt, über den sich der Offizier rasch hermachte und bald darauf, nachdem er dringend Juan gebeten, sich fortzumachen, wieder seinen Renner bestieg und davon sprengte.

Es ist klar, daß der Offizier nicht lange in Toledo bleiben durfte, wollte er nicht bei Juan de Alar überrascht werden, wodurch wiederum Don Pedro de Sequanilla arg compromittirt worden wäre.

Zeit war unter bewandten Umständen nicht zu verlieren.

Juan war binnen wenigen Minuten reisefertig, hüllte sich in einen grauen unscheinbaren Mantel, drückte die gefaßte Sikula und den kleinen Enriquez an seine Brust und riß sich los mit den Worten: „Wahrscheinlich hat sich in einigen Tagen die Sache aufgeklärt, ich werde schon Gelegenheit finden, Nachrichten von Freund Pedro einzuziehen, dann komm' ich wieder und die ganze Geschichte ist ein schlechter Spaß gewesen, lebt herzlich wohl, Gott behüte Euch!"

Juan schlug vorsichtigerweise Fußpfade ein, die ihn längs des Tajo bis zur Mündung der Guadarama brachten. Er glaubte am Ufer dieses Flüßchens in der ihm genau bekannten Hügellandschaft nach den Bergen von Segovia und Ildefonso entweichen zu können, und dort hoffte er bei dem ihm befreundeten Pächter, wo er zuerst Königin Christina vor fünfzehn Jahren gesehen, einen sicheren Aufenthalt zu finden. Wir überlassen ihn seinem Geschick und kehren nach Toledo zurück.

Stunde um Stunde verrann, aber es erschien Niemand, um Don Juan zu suchen, der Abend kam und immer war noch nicht nachgefragt worden. Frau Sikula gab sich schon der tröstlichen Hoffnung hin, daß der treue Freund ihres Gemahls in Madrid im letzten Augenblick den Verhaftungsbefehl des Ministers hintertrieben habe.

Es war dem wohl nicht ganz so, aber ein andrer Umstand war rettend eingetreten. Der Gouverneur von Toledo, ein argloser, ehrlicher Mann, hatte den Verhaftsbefehl, den ihm der Minister zugesandt, für einen Irrthum genommen, wieder von Neuem angefragt,

und endlich Gegenordre erhalten, da, wie die Leser bereits wissen, General Narvaez mit Hülfe Don Pedro's über die ganze Pfaffen-Intrigue aufgeklärt worden war.

Leider wußte Don Juan de Alar von dem Allen nichts, sondern setzte in vorsichtigster Weise seine Flucht fort.

Die Nacht war hereingebrochen; Sikula wurde von Zeit zu Zeit durch böse Träume emporgescheucht, dazu schien der Mond so unausstehlich hell in's Gemach, dessen Fenster nach dem Garten gingen.

Endlich, nachdem Sikula noch ein heißes Gebet zur Himmelskönigin für den geliebten Gemähl emporgesendet hatte, verfiel sie in einen tiefen Schlummer.

Aber nicht lange, so fuhr sie jäh empor, Feuerschein erfüllte das Zimmer und den Garten. Sikula kleidete sich nothdürftig an, und riß das Fenster auf. O Himmel, ihr hübsches Landhaus brannte über und über, der Schreck brachte sie einer Ohnmacht nahe, aber rasch gefaßt, ergriff sie den noch schlafenden Enriquez und eilte nach der Thür. Sie war verschlossen, und in der Angst fand Sikula den Schlüssel nicht, da zerschlug Jemand von draußen das Fenster und ein unbekannter Mann mit dunkelm Gesicht und schwarzem Bart stieg herein. Gewiß, es war ein Retter; deßhalb ließ sich die zitternde Sikula willig zum Fenster hinaus heben mit dem Kleinen.

Draußen standen noch einige Männer, die sie wortlos ergriffen, durch den Garten trugen, dessen Bäume bereits zu brennen anfingen, und sie die Terrasse hinab in einen Nachen brachten, in welchem schon Matten bereit lagen. Sikula hörte nicht mehr den Lärm der aufgeschreckten Bevölkerung von der Straße her, sie wankte und flüsterte nur: „Dank Euch, meine Retter," den braunen Männern zu, und sank dann ohnmächtig auf die Matten nieder, ihr Söhnlein fest im Arm haltend, das bald wieder entschlief.

„Der Beng (Teufel) soll mich ehrlichen Caloree (Zigeuner) holen," begann der eine der drei Männer, im unverständlichen Rothwälsch der Zigeuner, „wenn die Hexe nicht eine wichtige Frau ist."

„Wird uns der Pater müssen geben Parnee (Geld) in Haufen, wenn wir ihm haben gestohlen das schöne Weib," antwortete flüsternd der Andre.

„Sieh, sieh, wie das brennt, Piko versteht das Anzünden recht, und der Sennor der schönen Donna wird suchen vergeblich sein Haus und Weib und Kind, wenn er heimkommt," entgegnete der Dritte,

indem er mit kräftigen Ruderschlägen das Boot in die Mitte des Tajo brachte.

„Oh, brüstet Euch nicht mit so feigen Stückchen, das Leben ist theuer und die Zeit karg, müssen's des lieben Brotes wegen thun, aber schlecht ist's doch!" kauderwälschte der Vierte, der am Steuer stand.

„Cinzo, schimpf' nicht," begann der Erste wieder, „der Crallis (Häuptling) hat's befohlen und Mansur ist ein weiser Mann. Oder willst Du an's Dreibein glauben?"

„Ja, ja, Cinzo! Wir armen Caloree's müssen den Christen dienen, sonst übergeben sie uns dem heiligen Gericht und wir müssen hängen und braten," ergänzte der kräftige Ruderer.

„Schweigt still jetzt, Brüder, daß das Weib nicht aufwacht."

Schweigend ruderten die drei Zigeuner, und der Vierte schaute am Steuer scharf auf den Strom und zuweilen glitt sein Blick am Ufer entlang.

Nachdem die Fahrt wohl an drei Stunden gedauert hatte, legte das Boot am linken Gestade an. Geschickt trugen zwei der Zigeuner die immer noch schlafende Frau Sikula an's Ufer und legten sie vorsichtig auf den weichen Rasen.

Rasch bargen sie den Kahn im überhängenden Gesträuch und versteckten die Ruder im abgefallenen Laube.

Der Morgen graute und von dem kühlen Luftzuge und wahrscheinlich, weil die schaukelnde Bewegung des Bootes aufgehört hatte, erweckt, schlug Sikula die Augen auf. Wild starrte sie die fremden Männer an und nur langsam konnte sie sich auf alles das entsinnen, was seit dem vorhergehenden Tage geschehen war.

„Wo bin ich, Ihr guten Leute?" fragte Sikula mit leiser Stimme; „wohin bringt Ihr mich?"

„Du, Cinzo, weißt besser zu antworten, sag's der Donna," stieß der Angeredete den Führer des Bootes an.

„Sennora, wir retteten Euch, und bringen Euch in das Kloster: „Zu den guten Frauen" am Monte de Pennas!" erklärte der Führer.

Sikula verstand nichts von dem, was die Männer mit ihr vor hatten. Wer waren die guten Frauen am Monte de Pennas? Sie hatte nie davon gehört.

Die Rast der Zigeuner dauerte eine Stunde, aber gerade lange genug, um Frau Sikula zu der Ueberzeugung zu bringen, daß sie unfreiwillig nach einem unbekannten Orte geschleppt, und einem dunkeln Schicksal überantwortet werden sollte.

Das geängstigte Weib erhob sich noch einmal und umfaßte die Kniee des Bootführers, in dessen Antlitz ein Zug von Rührung nicht zu verkennen war, und flehte ihn an:

„Guter Mann, bringt mich und mein Kind auf Eurem Kahne nach Toledo zurück, es wird Euch reicher Lohn geboten werden, erbarmt Euch meiner, wenn Ihr ein Herz habt!“

Aber unbeweglich blieb der Mann und wiederholte nur die Worte:

„Der Crallis könnte mich hoch hängen an den Baum des Waldes und der Geist des alten Mannes würde mich verderben, wenn ich nicht thue, was mir geheißen. Es wird Euch wohl gehen bei den „guten Frauen“ am Monte de Pennas!“

Da ergab sich denn Sikula in das Unvermeidliche und faltete resignirt die Hände über der Brust, ihren Knaben fest an sich drückend, der sich furchtsam an die Mutter schmiegte.

Einer der Männer trat an Sikula heran und verband ihr die Augen; sie ließ es ruhig geschehen.

Bald zogen die Zigeuner unter aufgehäuftem Laube eine aus Zweigen geflochtene Tragbahre hervor und setzten Sikula und den kleinen Enriquez hinein. Stumm schritten die Männer mit der Last durch den dunkeln Wald, und zuweilen mußten sie sich bücken, um den niederhängenden Aesten zu entgehen.

Der Marsch dauerte mehrere Stunden, bis sie auf einen freien Platz traten, der im Hintergrunde abgeschlossen war durch ein imposantes Gebäude. Leiser weiblicher Chor-Gesang verkündete Sikula, daß sie sich vor einem Kloster befand.

Vor der Pforte ward die Bahre niedergesetzt, und einer der Männer zog die Glockenschnur. Ein kleines verschrumpftes Männlein, der Pförtner, zeigte sich; er rief die Aebtissin herbei und eine hagere, steinalte Nonne kam zum Vorschein. Mit verächtlicher Gebehrde drückte sie dem Führer der Zigeuner ein Goldstück in die Hand, half dann Sikula aus der Bahre, küßte sie auf die Stirn und flüsterte: „Im Namen der himmlischen Barmherzigkeit seid willkommen bei den guten Frauen.“

Furchtsam betrat Sikula mit dem Knaben den kühlen Klostergang und die Pforte krachte hinter ihr zu. Jetzt erst ward die Binde von ihren Augen genommen: sie war in dem einsamen Kloster einer unbekannten Gegend l e b e n d i g b e g r a b e n. — — — —

Juan de Alar hatte unterdeß seine Flucht, die längst gegenstandslos geworden war, fortgesetzt. Aber, wenn ihm auch keine Gensd'armen

der Regierung mehr auf den Fersen sein konnten, so waren es doch andere Feinde, die seiner habhaft zu werden versuchten.

Erst hatte man in Toledo geglaubt, er sei sammt seiner Familie in den Flammen umgekommen, da aber bei dem Durchwühlen des Schuttes nirgends auch nur eine Spur von ihm oder den Seinigen gefunden werden konnte, so gingen bald die wunderlichsten Gerüchte um.

Die überall im Lande zerstreuten Mönche und Priester und andere geheime Agenten der Carlisten- und Jesuitenpartei waren rechtzeitig davon in Kenntniß gesetzt worden, daß die Intrigue in Madrid mißglückt und auch der Verhaftsbefehl gegen Juan zurückgenommen, dieser aber in den Gebirgen sei.

Juan hatte wohl bei dem Pächter in der Nähe von Ildefonso Aufnahme gefunden, aber es hielt sich bei demselben ein verdächtig aussehender Abbé auf, und Juan zog es daher vor, sich ohne Abschied nächtlich zu entfernen, und verfolgte nun den Plan, die Berge von Catalonien zu erreichen, wo er unter den republikanischen Bauern Sicherheit zu finden hoffte.

Allein das Schicksal wollte es anders; denn als er gerade Alt-Castilien verlassen wollte, um das waldige Gebirgsland von Moncayo zu durchwandern, ward er — es war mitten in der Nacht — von einem riesengroßen Manne angehalten, einem Gitano, wie er bald merkte und gezwungen, mit ihm nach dem Nachtlager der Zigeuner zu gehen, welches an einer steilen Felswand aufgeschlagen war.

Schon von Ferne hörte er den halb orientalischen Gesang der braunen Männer, vermischt mit kreischenden Frauenstimmen, begleitet von der Guitarre und dem rasselnden Tambourin.

Er trat in den Kreis, der magisch beleuchtet war von den hochlodernden Flammen des Lagerfeuers, so daß die dunkeln Stein- und Baumgruppen sich grell und fantastisch abzeichneten.

Eine Bande von etwa dreißig hochgewachsenen Männern, abstoßend aussehenden Weibern und nackten Kindern, die sich herumbalgten auf dem grasigen Boden, hockten und lagen um das gemeinsame Feuer.

„Erallis", wandte sich der als Vorposten aufgestellte Mann an den Häuptling, „hier seht Euch den fremden Mann an; er muß uns sagen, was wahr ist."

Der Häuptling, ein tiefernst aussehender Greis, dessen feuersprühende Augen aber noch jugendliche stählerne Kraft verriethen, erhob sich rasch und fragte mit unterdrückter Stimme:

„Fremdling, Du bist ein Spanier, wie nennst Du Dich, woher

kommst Du und was willst Du im Jagdrevier der Caloree? Willst Du sie auskundschaften? sprich!"

„Brauner Häuptling" begann Juan und richtete sich stolz empor, „ich nenne mich Juan de Alar, wenn Du den Namen kennst. Jetzt bin ich aber ein Flüchtling und bitte Dich um Deinen Schutz. Werden die Caloree den Mann verrathen, der wie das Wild verfolgt wird und der Weib und Kind daheim lassen mußte?"

Der Häuptling legte die Hand auf Juans Haupt, zum Zeichen, daß er unverletzlich sei, so lange er sich im Kreis der Bande befände. „Sei willkommen, aber ein scharfes Auge werden wir auf Dich haben, denn es ist Krieg in Spanien!"

„Krieg?" — rief Juan erstaunt — „wer sagt Dir das, brauner Hauptmann!"

„Der Sennor wird wohl wissen", versetzte der Häuptling ironisch, „daß seit vier Wochen in Madrid herrscht der „alte Mann", der die Zigeuner beschützt und daß das junge Königsweib ist vertrieben."

Juan hörte Unmögliches und es wurde ihm klar, daß man den Aermsten von pfäffischer Seite etwas vorgeschwatzt hatte, um sie für den Bürgerkrieg zu gewinnen.

Als er noch des Weiteren mit dem Häuptling sprach, schlich sich ein Weib, das durch seine Schönheit sich vortheilhaft von den übrigen Frauen unterschied, an Juan heran und betrachtete ihn.

„Nun, Errate (weise Frau)" wandte sich der Hauptmann an das Weib, „kennst Du den Mann, weissage uns aus seinen Augen, ob er wahr spricht?"

Mit einem leisen Schrei faßte sie Juan bei den Schultern und sah ihn mit ihren Feueraugen lange an: „Juan de Alar, Sennor, mein Retter! Jetzt seid Ihr mein Gefangener!"

Juan erkannte die schöne Frau, es war Annetta! Die schöne Annetta von Cadix, dieselbe Annetta, die er als Zofe Isabella's beim Entführungsversuche des Leon verhaftet, und die er vor der Hinrichtung wegen dieses Verbrechens nur deßhalb gerettet, weil er in ihr ganz richtig eine Sendbotin der Jesuiten vermuthet hatte, dieselbe Annetta, die vor Kurzem Pater Clarets Wirthin gewesen, und die dieser als eine Leibeigene der heiligen Kirche gegenüber dem Infanten Don Francisco bezeichnet hatte. Annetta war also ein sehr gefährliches Weib, die zu Ehren der Kirche buhlte, betrog, Botendienste that, die Errate der Zigeuner spielte und dafür von Pater Bernardino oder Pater Claret reichen Ablaß und Unterhalt empfing.

Aber wie es in dem Herzen des verworfensten Menschen einen Winkel

giebt, wo noch ein Rest des Guten wohnt, so auch in der Seele Annetta's. Den ärgsten Todfeind des Jesuitenordens und dessen spanischen Provinzials Bernardino, Don Juan de Alar hätte Annetta nie verrathen, denn sie liebte ihn heimlich und deßhalb jubelte sie, daß er so plötzlich in ihre Hände gekommen war.

Annetta sagte zum Hauptmann: „Traut ihm, Juan de Alar redet die Wahrheit." —

Der Hauptmann lächelte und überließ den Sennor ganz und gar den Freudenausbrüchen der entzückten Annetta.

Diese zog unsern Helden unter den dunkeln Felsenüberhang, wo sie unbehorcht plaudern konnten; zudem überließen sich die Zigeuner ungenirt ihren nächtlichen Orgien und kümmerten sich nicht um das räthselhafte Paar.

Annetta legte sich buhlerisch in Juan's Arm und flüsterte ihm leise zu, indem sie gluthverlangend die Feueraugen auf ihn richtete: „Ramon oder Juan, wie Ihr nun heißt, seid mein, ich liebe Euch so sehr, ich habe Sehnsucht nach Euch gehabt, ich könnte in Eueren Armen ewig liegen, ich könnte für Euch sterben!"

„Nein, Annetta, Du bist eine Verworfene, Du belügst mich, Du hast Dein ganzes Leben dem Verbrechen geweiht und Deine Meister im Priesterrock sind Schändliche. Verdammt Dich nicht Dein Gewissen?"

So hatte noch Niemand zu ihr gesprochen, doch sie verstand diese einfachen Worte.

„Und Ihr könnt mich auch nicht lieben?" Sie erhob sich aus den Armen Juans und verbarg das Gesicht in den Händen, als schämte sie sich. — „Ach, ich unglückseliges Weib, wann werd' ich Ruhe haben, — o wie dürstet mein Herz nach — — nach — — dem Tode. Ihr seht mich lachen, — aber was soll ich anders? Bin ich still, so wird es so schwarz in meiner Seele, dann seh' ich Gespenster, — und dann lache ich laut und singe Buhllieder und tanze. — — O lacht mit mir, Juan!"

Juan merkte wohl, daß er das Weib im innersten Herzen berührt hatte und er entgegnete ernst: „Nein, Annetta, es ist nicht Zeit zu lachen. Sag mir, was thust Du hier bei den Zigeunern?"

„Ich bin", antwortete sie, „ihre schöne Corahani (Maurenweib), denn mein Vater war ein Maure (Araber); und weil ich viel mehr weiß als andere Weiber, so bin ich ihre Errate und mein Wort gilt Alles, aber eigentlich bin ich dem Pater Bernardino Gehorsam schuldig, denn von Jugend an ist er mein — — böser Geist; er befahl mir die

Sünde bei allen Strafen der Hölle, und ertheilte mir stets Ablaß und sagte, ich wäre wieder rein, aber es ist nicht wahr, Sennor, ich bin nicht rein, denn Ihr sagt es und in Cadix zeigen die Leute mit Fingern auf mich, und nennen mich eine Verworfene und sie haben recht."

Ihr Gesicht war von Thränen überströmt. „Ich bin Eurer Achtung nicht werth, Ihr dürft mich nicht lieben, denn ich bin eine Verworfene. Kommt, nehmt mich mit, ich will mit Euch fliehen, ehe der schreckliche Bernardino kommt!"

„Wie! Bernardino?" fragte Juan entsetzt.

„Ja, er leitet den Aufstand der Carlisten hier in der Nähe und die Zigeuner sollen noch diesen Morgen zu ihm stoßen. In Madrid sollen die Carlisten schon gesiegt haben."

„Das ist nicht wahr, Annetta. Sag's Deinem Häuptling, er solle sich nichts aufbinden lassen, wenn er sein Leben lieb hätte.

„Doch erzähle mir rasch, Annetta, was ist's mit der Königin Isabella, Du kennst sie, Du — hast — auch — an ihr ein Verbrechen begangen."

Annetta kniete nieder vor Juan und flüsterte ihm leise zu, was sie darüber wußte. Sie war mit einem Wort ausgestattet mit den heilsamsten und gefährlichsten Kenntnissen einer Hebamme. — Juan athmete auf, er hatte genug gehört, um sein Weib Sikula zu Königin Christina mit wichtiger Botschaft entsenden zu können.

Plötzlich entsteht allgemeiner Aufbruch und aus dem Walde tritt die lange Gestalt des Pater Bernardino, gefolgt von einigen bewaffneten Bauern.

Die Anwesenheit Juan's war ihm durch den Vorposten der Gitano's verrathen worden.

Bernardino herrscht den Häuptling an: „Gieb den Fremdling heraus, den Du beherbergst — wo ist er? — Er muß sterben!"

„Ehrwürdiger Vater, die Gastfreundschaft der Caloree verbietet uns das," erwiderte fest und bestimmt der Hauptmann und warf seinen Leuten einen bedeutungsvollen Blick zu: — „Fragt dort die Errate, ob sie nicht meint dasselbe."

„Lumpengesindel, Ihr habt keine Gesetze, wir werden Euch Alle aufknüpfen, wenn Ihr nicht dem Befehl gehorcht!" rief ergrimmt der Provinzial, der im Gürtel zwei Pistolen stecken hatte.

„Annetta! Meine Tochter, was sagst Du? Ah, da hast Du ihn ja." Mit diesen Worten stürzte Bernardino auf Don Juan zu, riß eine Pistole aus dem Gürtel, und wollte ihn niederschießen, aber Annetta fiel wüthend dem Pater in den Arm mit dem Rufe:

Tödte mich, Satan, der Du mein ganzes Leben vergiftet hast, nicht diesen hier!"

Bernardino stand erstarrt, was sollte das heißen? Das sonst so gehorsame und beschränkte Weib wagte so zu sprechen zu dem ehrwürdigen Priester?

„Nun, so fahret Beide zur Hölle!" knirschte Bernardino, und schoß Annetta durch die Brust, daß sie mit furchtbarem Schrei zusammensank. Schauerlich gab das Echo Antwort.

Der Schuß war das Signal zum Handgemenge. „Rache, Rache für unsere weise Corahani!" schrieen die Zigeuner und stürzten auf Bernardino los.

„Rache für viele Schandthaten, Rache für Isturijo!" donnerte Juan und ergriff ein langes Messer, das nicht weit von ihm im Mondschein funkelte. Ein Augenblick nur und Bernardino lag röchelnd am Boden.

In wenigen Minuten hatte er seine verruchte Seele ausgehaucht.

Zwischen den bewaffneten Bauern und den Zigeunern entspann sich ein hitziges Gefecht, in welchem die ersteren einer nach dem andern niedersanken, überwältigt von der Uebermacht.

Der Mond versteckte sich hinter den Wolken, und der Wind wühlte schaurig in den Baumwipfeln. Rache, Rache! schienen sie zu rauschen.

Mit Entsetzen wandte sich Juan von den verzerrten Zügen des Getroffenen ab. Mit unsäglichem Eifer stellten die Zigeuner eine tiefe Grube her, worin sie die Leichen Bernardino's, der unglücklichen Annetta und der Bauern verscharrten.

Die Weiber heulten den Klagegesang für die geliebte „Errate", der seltsam im Forst widerhalte, dann zog die Bande mit Juan schleunig gen Süden.

So war denn Juan nach siebenzehn Jahren doch der Rächer seines Freundes Isturijo geworden, die Welt hatte einen Unhold verloren und das Netz der Pfaffen eine seiner gefährlichsten Kreuzspinnen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die geheimnißvolle Abtei.

Die Zigeuner-Bande, bei der sich Don Juan de Alar befand, mußte sich in aller Eile aus dem westlichen Zipfel Aragoniens, wo sich die eben erzählte blutige Katastrophe zugetragen hatte, zurückziehen. Den carlistischen Bauerncorps, die im vollen Aufstande gegen die Regierung des Narvaez begriffen waren, hatten die Flintenschüsse Kunde gebracht von dem Vorgefallenen, und sie setzten daher voll Rachedurst den Zigeunern nach.

Unter diesen wurde es rasch bekannt, daß sie durch die Carlisten-Partei arg betrogen worden waren und in Madrid die tiefste Ruhe herrsche; und da sie es um keinen Preis mit der bestehenden Regierung verderben wollten, so kündigten sie überall ihren jesuitischen Chefs Mansur und Ben Haschem den Gehorsam auf. Unter dem Schutz der ergebenen Gitanos gelangte Juan ohne Hindernisse bis vor die Thore von Madrid, und ein von ihm abgesendeter Bote an den Palastgouverneur Don Pedro de Sequanilla brachte die freudige Kunde zurück, daß Juan de Alar unangefochten zurückkehren könne.

Welch' freudiges Wiedersehen war es, als Juan nach so vielen Tagen der Angst und der Heimathlosigkeit seinen edeln Freund Pedro umarmte! Aber, ach, was vernahm er aus dem Munde des treuen Kameraden? Es war die traurige Nachricht von dem Brandunglück, das sein schönes Daheim in Toledo in Asche verwandelt hatte; es war ferner der gemessene Befehl des Ministers, den Don Eduardo de la Seda noch ferner in strenger Haft zu halten, ebenso wie Don Jago de Lucar; diese beiden Maßregeln hatten ihre guten Gründe.

Narvaez nämlich wollte es verhindern, daß der feurige und kühne Eduardo jemals wieder Einfluß bei der Königin Isabella gewinne, denn er hatte den hochstrebenden Jüngling achten, aber auch fürchten gelernt, er wollte ihn daher vor allen Dingen der Erbitterung der heimlichen clericalen Feinde entziehen, um ihn später auf einem entfernten Posten gut verwenden zu können.

Jago de Lucar aber wurde aus rein politischen Gründen festgehalten; wie bedauerte dieser jetzt seine Verblendung, die ihn zu einem blinden Werkzeuge der Jesuiten erniedrigt hatte, denn Narvaez war ehrlich genug gewesen, Don Lucar die ersten Gründe seiner Verhaftung

mitzutheilen, so daß dieser obendrein den sonst gehaßten Minister als Lebensretter preisen und ihm für seine Milde danken mußte.

Juan de Alar war bald gen Toledo aufgebrochen und stand voll Trauer vor den Trümmern seines schönen Hauses. Wo war Sikula? Wo war der Knabe? Ach, Niemand, Niemand konnte ihm Auskunft darüber geben, obgleich er von einem Bürger zum andern ging.

Den Verlust seiner Habe hätte er gern verschmerzt, aber den Verlust seines Weibes und Kindes konnte er nimmermehr überwinden, der Schlag war zu hart. Er ahnte, daß Beide irgendwo sich in den Händen seiner unsichtbaren Feinde befinden mußten, und nur der Umstand, daß der wahrscheinliche Urheber des Bubenstückes, der schreckliche Bernardino, unter seiner eigenen Hand gefallen war, gab ihm einige Hoffnung, auch hinter das neue Geheimniß zu kommen.

In Gedanken versunken stand Juan wieder an der untern Terrasse, und starrte auf das Wellenspiel des Tajo. Es war schon Abend und von Minute zu Minute wurde es dunkler. Da war es ihm plötzlich, als sähe er in die Nebel des Stromes hinaus einen Nachen streben, bemannt mit braunen Männern vom Stamme der Gitanos und unter ihnen seine Sikula mit dem kleinen Enriquez, die Hände Hülfe flehend nach ihm ausstreckend. Er strengte seine Augen an, — ach, es war nur ein Spiel seiner erhitzten Phantasie gewesen, aber sonnenklar stand es plötzlich in seinem Kopfe, daß von hier aus die Seinigen entführt sein mußten.

Für heut war nichts mehr zu thun, aber mit dem anbrechenden Morgen wollte er mittelst eines Nachens die Ufer des Stromes genau untersuchen, denn nur stromabwärts nach den waldigen Landschaften von Estremadura konnte die Entführung erfolgt sein. — — —

Kehren wir zu den „guten Frauen" am Monte de Pennas zurück und sehen wir nach der guten Sikula und ihrem Söhnlein Enriquez.

In dem weitläufigen Klostergebäude wohnte das Geheimniß und der Schrecken. In einer der Nächte, die Sikula in dem Kloster zubringen mußte, wurde sie genöthigt, mit den Nonnen nach der Kirche zu gehen. Nur widerwillig trennte sie sich von dem kleinen Enriquez, der in der Zelle zurückbleiben mußte.

Da knieten sie vor dem Hochaltar, alle die alten und jungen Nonnen, jetzt einander gleich durch die Klostertracht; aber gar verschiedene Gesichter beleuchtete der matte Kerzenschimmer von dem Altar.

Die Aebtissin glich einer lebendigen Mumie, Alles, was sonst ein Menschenantlitz belebt, jeder Funken des Gefühls war aus ihren starren Augen, aus ihren strengen Zügen verschwunden, nur zuweilen flammte der Blick auf in fanatischem Glaubenseifer, dann fuhr er musternd über die Gesichter der andern Klosterschwestern, ob nicht ein Zug der Sehnsucht sie hinauszöge in die frühere Freiheit. — Doch nein, Furcht und Heuchelei hatten bereits ihre volle Herrschaft befestigt über die jugendstrotzenden, blühenden Gesichter, die alle nur den Ausdruck der Ergebung in ihr Schicksal zeigten, die es längst gelernt hatten, die heiß siedende Sehnsucht nach Freiheit, das flammende Begehren nach Liebe unter den frommen Stirnfalten und den betenden Lippen zu verbergen.

Der monotone Gesang der Nonnen war verhallt, die Schwestern erhoben sich und schritten in Reihen geordnet mit gefalteten Händen, jede ein Kruzifix umklammernd, der Aebtissin folgend nach einer im hintern Theile des Klosters, das in den Felsen hinein gebaut war, gelegenen dunkeln Zelle, die nur erleuchtet wurde durch ein bluthrothes Licht von oben, das durch ein Transparent hergestellt war, auf welchem man Kreuz und Todtenkopf bemerken konnte.

Es lag eine Nonne fast entkleidet auf einem Lager von dornigen Zweigen. Das Gesicht mochte einst schön gewesen sein, aber Schwester Sor Maria Raphaele del Patrocinio*) durfte schon lange nicht mehr der Welt gehören, denn seit länger als zwölf Jahren zeigte zu gewissen Zeiten ihr Körper die Wundenmale des Heilands, und Blut floß aus ihnen, dann befand sie sich immer in einem Zustande frommer Begeisterung und ihren Lippen entströmten wundersame Worte über die selige Wonne, in der sie sich befände, während über ihr Gesicht eine Art von Verklärung ausgegossen war.

Still wurde es unter den „guten Frauen". Alle waren nach einander niedergekniet, um betend den Worten der blutenden Nonne zu lauschen.

„Und ich sehe ihn sitzen zur Rechten des Sohnes Gottes, denn er ist eingegangen zu den Freuden des Himmels, aber Heulen und Zähneklappern wird kommen über die Wölfe, die das Heiligthum der Kirche verheeren und der gottlose Narvaez wird zu Schanden werden an den Heiligen des Herrn," lispelte leise die Blutende.

---

*) Die später am Hofe der Königin Isabella so berüchtigt gewordene Nonne „Patrocinio," die auch jetzt die Verbannung der vertriebenen Majestät theilt.

Bald darauf schien sie zu entschlummern und die Aebtissin stimmte, während sie sich erhob, einen seltsamen Bußgesang an, und küßte das blutige Kreuz auf der Brust der Patrocinio; jede der Nonnen folgte ihrem Beispiel, auch Sikula ward genöthigt, dasselbe zu thun.

Die Nonnen kehrten unter Vorantritt der Aebtissin nach der dunkeln Kirche zurück. Einige der älteren Klosterschwestern umringten Sikula, um ihr einen Anblick zu entziehen, der sie das Schrecklichste ahnen ließ.

Ein Mädchen, blühend wie der Frühling, suchte sich den Händen der Aebtissin zu entwinden, die sich Mühe gab, sie nach einer niedern Thür an der Seitenwand der Kirche zu bringen.

„Um der Jungfrau Willen, Aebtissin! Weihet mich nicht Euerm schrecklichen Schicksal. Ich will beten und fasten, aber ich will eine reine Braut des Himmels bleiben! Barbaren, Ihr, erst habt Ihr mir die Freiheit und den Geliebten geraubt, nun wollt Ihr mir auch den Frieden der Seele rauben!" Das Mädchen sank in die Knie, und flehte für sich: „O mein Eduardo! Erscheine mir aus dem Reiche der Seligen und nimm mich zu Dir, ach, eher sterben, als verderben!"

Das jammernde Mädchen ist die schöne unglückliche Geronima de Lucar, die man hierher gebracht hat, um sie auf immer den Nachforschungen ihres Bruders zu entziehen.

Man hat ihr gesagt, Eduardo sei todt, und nun soll sie mit ihrer seltenen Schönheit in den Garten eines Priesters verpflanzt werden.

Durch die Sünde soll sie eingehen in das Reich Derer, die todte, willenlose Werkzeuge der Jesuiten sind; durch die Sünde soll das Klosterleben das Schreckliche für sie verlieren, was es für jedes edle Gemüth haben muß; durch die Sünde sollen alle Bande der Sehnsucht und des Stolzes zerrissen werden, die sie noch künftig an die Außenwelt hätten knüpfen können.

Die Aebtissin sah auf das zitternde Mädchen mit unheimlich funkelnden Blicken hernieder und hauchte die entsetzlichen Worte: „Du hast's gesagt, Ungehorsame! Ehe Du uns zur Verrätherin wirst, sollst Du sterben! Zurück in Deine Zelle, in acht Tagen magst Du bereut und Dich zum Tode vorbereitet haben!"

Der Pater am Altare sang mit näselnder Stimme den Segen.

Die Nonnen verschwanden nach und nach in der bezeichneten

kleinen Thür, während die Stellvertreterin der Aebtissin die zitternde Frau Sikula nach ihrer Zelle zurückbrachte, wo sie eingeschlossen wurde.

Wo war Enriquez? Angstvoll tappte, nachdem die Nonne sich eiligst entfernt hatte, Sikula in der dunkeln Zelle umher. Ach, ihr kleiner Enriquez war verschwunden, er war ihr geraubt worden.

Frau Sikula raufte sich die Haare, wand die Hände sich wund, stürzte in die Knie und rief: „Heiliger Gott, wie strafst Du mich hart, Du hast mir den Mann und nun auch noch das Kind genommen! O, ich bin unter Raubthiere gerathen, gieb mir den Tod, nimm mich hinweg aus dieser entsetzlichen Welt!“

Ihr Jammergeschrei hörte Niemand, oder wollte Niemand hören, — unbeachtet klang es hinaus in die Gänge des Klosters, unbeachtet drang es hinaus in den Bergwald. — — Doch nein, Einer hörte, wenn auch nur gedämpft, den Klageruf der Gefangenen, — er erkannte die Stimme, aber er konnte nicht helfen, denn allein stand er vor dem unheimlichen steinernen Gebäude, und während Sehnsucht und Wuth in ihm den Wunsch hervorriefen, das Kloster zu vernichten, so mußte er links und rechts spähen, ob er nicht bemerkt würde.

Der einsame Wanderer ist Juan. In der Morgendämmerung hat er in einem Nachen Toledo verlassen, mit fieberhafter Aufmerksamkeit hat er links und rechts die Ufer gemustert, und mit glücklichem Erfolge die kleine Bucht wiedergefunden, wo die Zigeuner, die Sikula mit dem Knaben entführten, gelandet. Er hat die verlassene Barke unter dem Strauchwerk bemerkt, die Ruder und den Tragekorb unter faulendem Laube entdeckt, endlich hat er, nicht achtend der Aeste, die ihn verwunden, der Wurzeln, die ihn fallen machen, die Spur der Fußtritte auf dem Moose verfolgt, bis er — wie es bereits wieder Nacht geworden — vor dem unheimlichen Kloster angelangt ist.

Ein Klageruf dringt durch die Nacht; es ist sein Weib Sikula. Bald verstummt die Klage, aber Juan's Blut siedet; allein nur Ausdauer und List kann helfen, und zu diesem Zwecke muß er eiligst den Ort verlassen und gen Madrid zurück, um mit dem getreuen Don Pedro Rath zu halten über die in's Werk zu setzende Befreiung. — —

Don Juan de Alar war in einer vertraulichen Audienz vom Minister empfangen worden und hatte diesem Alles mitgetheilt, was er Schlimmes vermuthete.

Der Minister, der seit mehreren Tagen an wunderliche Enthüllungen gewöhnt war, hatte sich nun nicht wieder gesträubt, dem Neffen

des alten Obersten, dem schönen Don Eduardo de la Seda die Freiheit wiederzugeben, doch nur unter der Bedingung, daß er um die Entlassung aus seiner früheren Stellung als „vortragender Rath bei der Königin" einkäme. Was wollte Eduardo thun? Um Braut und Tante zu befreien, zu retten, brauchte er viel freie Zeit; auch hatte die Gefängnißmuße ihm sehr Gelegenheit gegeben, über dies und jenes recht klar nachzudenken, und er war nach und nach zu der Ueberzeugung gekommen, daß sein kluger Oheim Juan denn doch Recht habe, wenn er nur von einer ehrlichen und langen Arbeit auf politischem Gebiete Erfolg erwarte.

Es lag dem Minister viel daran, daß die Expedition Juan's und Eduardo's nach der Sierra Guadalupe, an der Grenze der Landschaft Estremadura, wo die geheimnißvolle Abtei gelegen war, so geräuschlos als möglich vor sich ginge. Er bestimmte daher nur ganz ergebene Soldaten dazu, die beiden Männer zu begleiten, und schon war die nächste Nacht zum Aufbruch der kleinen Truppe bestimmt, als eine neue höchst erschütternde Kunde einlief.

Donna Geronima, die Braut unseres Don Eduardo, war, wie sich die Leser erinnern werden, als Novize in ein Kloster Andalusiens getreten, nicht gerade, um Nonne zu werden, aber um in der Stille des Klosterlebens um Don Eduardo zu trauern.

Da es immer noch nicht an der Zeit schien, einen Versöhnungsversuch zwischen Don Eduardo de la Seda und seinem Gegner Don Jago de Lucar zu machen, so hatte der erstere nur auf Umwegen den Aufenthaltsort der geliebten Geronima erfahren können, und es war bereits ein beschlossener Plan, nach Sikula's Befreiung aus den Händen der „guten Frauen" am Monte de Pennas zur Entführung der Geronima zu schreiten. Da brachte, wenige Stunden vor dem Aufbruch der Expedition, eine flüchtige Nonne, die die heimliche Freundin der Donna in jenem Kloster gewesen war, die Nachricht: Geronima sei bei nächtlicher Weile gewaltsam fortgebracht worden in ein anderes, weit entlegenes Kloster.

Don Jago wollte vor Wuth die Gefängnißmauern durchbrechen, aber man gab ihm seines hitzigen Temperaments wegen die Freiheit nicht. Don Eduardo, der die betrübende Nachricht bald erfahren hatte, vergaß über diesem Unglück all' seine hochfahrenden Pläne, denn er sah ein, wie er bisher nur Puppe gewesen war.

Ach, in welchem Winkel Spaniens weilte die heißgeliebte Geronima? Welchen kalten Mauern weinte sie ihren Schmerz? Wo rief

sie verzweifelnd den Namen ihres Eduardo? Welchen Bösewichtern war sie vielleicht preisgegeben?

Bei Nacht verließen Don Juan de Alar und sein Neffe Eduardo in Begleitung von fünf Soldaten, die aber verkleidet waren als Landleute, die Residenz, um noch während der Nacht nach der dürren Mancha zu gelangen.

Das Ziel der mühevollen Wanderung war beinahe errreicht und die kleine Expedition befand sich in einem Walde nur noch eine spanische Meile etwa von dem Kloster der „guten Frauen", als einer der militärischen Begleiter horchend stehen blieb.

„Sennor" flüsterte er Juan zu, „dringen wir in dieses Dickicht ein, hier scheint mir etwas Verdächtiges vorzugehen." Mit diesen Worten warf sich der Soldat zur Erde und kroch geräuschlos wie eine Schlange durch das Unterholz. Juan, Eduardo und die anderen Begleiter zerstreuten sich, um das Dickicht zu umstellen.

Der Soldat war endlich so weit vorgedrungen, um einer seltsamen Gruppe ansichtig zu werden. Ein Mönch und zwei Zigeuner waren damit beschäftigt, ein dem Anschein nach ohnmächtiges Weib an einer kleinen Quelle zu erquicken.

„Hierher, hierher! Sennor!" schrie der Soldat, indem er aufsprang und mit gezogenem Seitengewehr auf die Gruppe zustürzte.

Erschrocken fuhren die Begleiter der müden Frau auf, als sie von allen Seiten das Knacken im Unterholz hörten, welches das Ankommen der Andern ankündigte.

Wuthblitzenden Auges warf sich der Mönch mit seinem langen Dolch dem ersten Soldaten entgegen, der aber geschickt dem gewaltigen Stoße auswich. Es entstand ein gewaltiges Ringen zwischen den beiden Männern, und schon verließen den Soldaten seine Kräfte, als Juan und zwei der anderen Begleiter sich durch das Dickicht hindurch gearbeitet hatten und dem Mönche zu Gesicht kamen.

Unterdeß waren Eduardo und zwei seiner Gefährten in Kampf mit den Zigeunern gerathen. „Ergebt Euch, es geschieht Euch nichts!" schrie ihnen Eduardo zu.

„Nein, Ben Haschem ist unser Gebieter! Wir dürfen uns nicht ergeben!" gaben die Aufgeforderten zur Antwort. Es krachten Schüsse herüber und hinüber, bis es den drei Männern gelang, die beiden Zigeuner zu überwältigen. Röchelnd lagen sie am Boden, Opfer ihrer Treue gegen den Zigeuner-Jesuiten Ben Haschem.

Dieser, da er die Uebermacht vor sich sah, ließ den übel zuge-

richteten Soldaten los, dem er bereits die Finger mit seinem Dolche arg zerschnitten hatte, und schoß, gewandt wie ein Raubthier, durch's Gebüsch einem Felsen zu. Mit gewaltigem Ruck schob er, ehe die Andern ihn verfolgen konnten, einen Stein zur Seite, der den Eingang eines unterirdischen Weges verdeckte und verschwand in demselben.

Eduardo, der mit drei Soldaten rasch gefolgt war, hielt es nicht für gerathen, den unheimlichen Weg in die Höhle zu betreten, und zog es vor, nach der Waldquelle zurückzukehren und dort zu rasten.

Unterdessen spielte an dem klar rieselnden Waldesbrunnen eine rührende Scene. Es war noch früh am Tage, und rosig leuchteten die ersten Morgenstrahlen durch die leise rauschenden Wipfel der Korkeichen und Kastanien-Riesen. Juan kniete vor seiner Frau Sikula, denn sie war das Weib gewesen, das man hier aus den Klauen der Bösewichte befreit hatte; selig schaute sie in die Augen ihres Gatten, an dessen Brust sie kraftlos sich lehnte, aber zu sprechen vermochte sie noch nicht.

„Mein heißgeliebtes Weib, der Himmel gab Dich mir wieder, aber, wo ist Enriquez?" so fragte nun schon zum drittenmal Juan, aber immer schüttelte Sikula das Haupt und deutete nach dem Himmel.

„Gestorben? — — Ha, ich will Dich, Du kleiner Engel, blutig rächen!" rief Juan und hob die Hand gen Himmel.

Endlich gewann Sikula soviel Kraft, um leise nur das Wenige zu berichten:

„Juan — — ich ward von — Zigeunern — entführt — zu den „guten Frauen" am Monte de Pennas — man nahm mir unser Kind — gewaltsam — — und ich fürchte, — es ist todt." Wieder überfloß ein Thränenstrom das abgehärmte Gesicht der armen Sikula.

„Heute Nacht brachte man mich gewaltsam fort," sprach Sikula weiter, „was man — mit mir — vor hatte, weiß ich nicht — — — ach — — ich bin frei. — Dein — Juan, wieder bei Dir! — Aber, geht, Juan, Eduardo, Alle, — ich bitte Euch — um der Jungfrau Willen, geht, befreit — Geronima de Lucar, sie soll in wenigen Tagen sterben, — — weil sie sich nicht — — hergeben will — sie wird — lebendig begraben!" —

Eduardo hatte athemlos zugehört. Nun stieß er einen markerschütternden Schrei aus und drängte zum Aufbruch. Sikula sank erschöpft wieder an die Brust des Gatten zurück.

„Oheim," rief Eduardo, „kehre Du mit der Tante nach dem

Tajo zurück, überlaß mir von Deinen Begleitern nur zwei." Der eine der Soldaten, der mit Ben Haschem gerungen, war nämlich vollständig kampfunfähig und zwei brauchte Juan für alle Fälle als Bedeckung durch die Waldes-Wüstenei bis zum Strome.

Man einigte sich rasch und schied von einander.

Nach einigen Stunden war Eduardo mit seinen Begleitern auf Umwegen an derjenigen Seite des Klosters angekommen, wo ein kleines Gärtchen dicht unter dem Monte de Pennas zwischen Klostermauern und Felsen eingeklemmt lag. Die Mauer ward von den drei Genossen rasch erstiegen, sie gelangten in den Garten, aber nirgends zeigte sich eine Spur von Leben. Vorsichtig schlüpften sie durch eine Seitenpforte in das Gebäude, immer wollte sich noch Niemand zeigen; unheimlich hallten ihre eigenen Schritte nur in dem feuchtkalten Gange wieder. Eduardo stieß die Thür von einer Zelle auf, sie war leer, und so widerfuhr es ihm und seinen Begleitern bei Durchsuchung der übrigen Klostergänge.

Es war fast sicher, daß der geflohene Mönch, Ben Haschem, die Bewohner des Klosters bei Zeiten gewarnt und zum Verlassen desselben vermocht hatte.

Da standen sie endlich rathlos vor einem Eingange zu unterirdischen Räumen und schickten sich an, eine der mitgenommenen Fackeln in Brand zu setzen, als ein markerschütternder Schrei zu ihnen drang.

Sie schauerten zusammen. „Auf, hier geschieht etwas Gräßliches!" zischelte Eduardo und schlich mit seinen Gefährten nach der Richtung, von woher der Schrei gekommen war. Sie traten in die Kirche ein.

Da war ein Priester, anscheinend der Kaplan des Klosters, grade beschäftigt, einen schweren Stein über eine grabähnliche Vertiefung vor dem Hochaltar zu wälzen, aus welcher ein ängstliches Stöhnen drang.

Entsetzt starrte er die Eindringlinge an und wollte die Flucht ergreifen, aber einer der Gefährten Eduardo's warf sich ihm entgegen und riß ihn zu Boden.

„Bindet die Bestie!" schrie Eduardo, empört über den Frevel, der eben an heiliger Stätte vollzogen werden sollte, und wie er sehr oft schon in Klöstern vorgekommen war.

„Bindet ihn, damit er alle andern Unthaten eingestehe; tödtet ihn nicht! Der Fang ist kostbar!"

Der Priester hörte das kaum, als er fieberhaft unter sein Kleid

griff und sich ein Stilet bis zum Heft in die Brust bohrte, daß das Blut hervorspritzte.

„Ich werde — nichts — nichts — sagen! — Amen!“ hauchten seine bleichen Lippen noch, ehe er sein Leben ausröchelte.

So starb ein getreuer Diener der jesuitischen Propaganda lieber von eigener Hand, als daß er sich durch quälende Verhöre ein Geständniß abdringen und der Schande preisgeben ließ.

Eduardo hatte unterdeß die fast schon lebendig begrabene Geronima aus der ausgemauerten Gruft heraufgezogen.

Unaufhörlich küßte er die Wiedergefundene auf die marmorbleichen Lippen und Wangen, auf die schneeweiße Stirn. Zuweilen leuchteten die Augen auf in verzehrendem Feuer und bewegten sich ihre Lippen.

„Ich sterbe eher, als daß ich Sünde thue!“ flüsterte Geronima — dann schloß sie wieder die Augen und lispelte: „Ich träume von meinem Eduardo — — o, der liebt mich, — — aber — erst im Himmel wird er mein Mann — — ich bin seine Himmelsbraut!“

Die arme Geronima sprach im Fieber, und die Soldaten hüllten die zitternde Jungfrau in warme, wollene Decken, die man in den Zellen gefunden hatte.

Man durchsuchte alle Räume, aber kein lebendiges Wesen war zu entdecken, ebensowenig die Spur irgend eines unterirdischen Ganges, der doch jedenfalls vorhanden sein mußte.

Schaudernd verließ Eduardo mit seiner kostbaren Last und den beiden Gefährten die Räume der „geheimnißvollen Abtei.“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der eheliche Zwist.

Nachdem Don Juan de Alar mit Sikula und Don Eduardo de la Seda mit der vom Tode geretteten Donna Geronima de Lucar nach Madrid zurückgekehrt waren, ließ der Minister Narvaez die umfassendsten Untersuchungen in der Sierra de Guadalupe anstellen,

um gewissen Verbindungen der Jesuiten auf die Spur zu kommen, allein durch alle möglichen Chicanen wurde ihm in der unheimlichen Gegend Alles verleidet. Ja, er mußte sogar zu seinem Schrecken die Wahrnehmung machen, daß Königin Isabella's Ohr von Sendlingen des Pater Claret umlagert war, und daß dieser selbst ebenso wie die Nonne Sor Maria Raphaele del Patrocinio geheime Audienzen bei der Monarchien gehabt hatten.

Dagegen ließ sich natürlich kein gewaltsames Mittel mehr anwenden, seit Don Francisco d'Assis der königliche Gemahl geworden. Es blieb nur eins übrig — den Widerwillen der Königin gegen ihren Ehemann zu hellen Zwietrachtsflammen anzublasen.

Dies war nun gerade nicht schwer, wie sich die Leser leicht vorstellen können.

Obgleich selbst die Flitterwochen für jede junge Frau etwas sehr Verlockendes haben, und über manche Bedenklichkeiten in süßester Weise trösten, die vielleicht vor der Hochzeit eine Rolle gespielt haben, so war es doch bei Königin Isabella nicht so.

Die beiden Ehegatten begegneten einander mit einer Kälte und vornehmen Steifheit, die den ganzen Hof zum heimlichen Lachen reizte.

Ihre Majestät spielte fort und fort das spröde Mädchen nicht nur im Boudoir, sondern auch in Gegenwart des Hofstaates. König Don Francisco, der zwar ebensowenig Neigung verspürte, vergnügte Flitterwochen zu feiern, (was ihm übrigens sehr schwer hätte werden müssen), kränkte sich doch darüber, daß ihm die Königin auch nicht einmal öffentlich die Rechte eines Gemahls einräumen wollte.

Es entstand daraus ein äußerst gespanntes Verhältniß zwischen den beiden jungen Ehegatten. Die Königin vermied mit schlecht verhehltem Widerwillen jede Begegnung mit dem gehaßten Gemahl, und ließ auch nicht selten ihrer spöttischen Zunge im Kreise der Hofdamen die Zügel schießen.

„Seit ich verheirathet bin, langweile ich mich unsäglich! Die schönen Cavaliere Spaniens scheinen es nicht mehr für nöthig zu halten, mich zu zerstreuen, und ich bin doch erst sechszehn Jahre alt!" So klagte die Königin Isabella laut.

Vielleicht sehnte sie sich nach dem schönen Eduardo? Nein, jetzt nicht mehr. In der Folge der Zeit hatte sie ihn vergessen und sehnte sich nach einem neuen Freunde; außerdem konnte sie es ihm nie verzeihen, daß er ihre weibliche Schwäche herausgefordert hatte, ohne selbst auch nur ein Titelchen seiner stolzen männlichen Hal-

tung aufzugeben. Und Frauen, deren Unterwerfung ein Mann verschmäht, sind dadurch auf's Tiefste verletzt, wenn sie nicht über einen angeborenen Seelenadel verfügen.

In diesem letzteren Punkte freilich ist Isabella das bemitleidenswertheste Wesen; sie hat keine Ahnung von natürlicher Seelenhoheit, denn alle guten Triebe sind schon in zartester Jugend durch Mißhandlungen der kalten Mutter Christina, durch einen geisttödtenden Religions-Unterricht und durch Vernachlässigung aller andern Bildung vernichtet worden. Eine zeitige Sinnlichkeit, ein blinder Trotz, Mangel an Consequenz und weiblicher Würde beherrschten lange genug die Jungfrau, um sie für alle moralische Beeinflussung abzustumpfen. Daher hatte Isabella niemals die Worte Eduardo's verstanden, daher hatte sie ihn nicht zu ihrem „vortragenden Rathe," sondern zu ihrem „Günstling" gewünscht, um neben dem „offiziellen" Gemahl für die große Politik und die Haupt- und Staatsaktionen noch einen „wirklichen" Gemahl für das zu besitzen, was ihr am wünschenswerthesten war.

Eduardo war ihr verloren gegangen, wo fand Isabella Ersatz? Stumm liegt die Königin in einer Art von Halbschlummer ausgestreckt auf dem weichen Divan. Sie träumt, denn im Wachen zu träumen ist ja ihre Lieblingsbeschäftigung stets gewesen. Wo Gedanken fehlten, mußte doch jedenfalls die Phantasie aushelfen. Was träumt die Königin? Sie flüstert den Namen: „Dominguez!" — Wer ist dies?

Hell zieht vor ihrer Erinnerung eine Stunde vorüber, an die sie oft schamvoll gedacht, die sie aber heut mit wollüstigen Schauern erfüllt. Sie war damals ein dreizehnjähriges Kind gewesen, man wollte sie majorenn erklären, aber ob sie es dem Geist, dem Körper nach war? Wer wußte es! Da hatte die Mutter — ja — die Mutter selbst — dem Minister Narvaez ein böses Wort geschrieben und Narvaez, der kalte, berechnende Soldat, gab dem schönen dreiunddreißigjährigen General Francisco Serrano y Dominguez einen feinen Wink, den der ehrgeizige, gewissenlose Mann verstehen mußte, denn auch auf ihm hatten schon einigemal die lüsternen Augen des Kindes geruht. — — Er war in ihr Gemach eingetreten, — und am Tage darauf, am 8. November 1843, wurde die Königin Isabella für majorenn erklärt. — — — —

Isabella erwachte aus ihrem Gedankentraume, erhob sich und rief: „Zenaide, ich will den General Serrano sehen!" —

Die Leser sehen, daß aus dem unheimlichen Halbdunkel der

Boudoir-Intriguen immer mehr Personen hervortreten, die ihre Ehre nur nach den Vortheilen bemessen, die ihnen winken.

Don Francisco Serrano y Dominguez, geboren auf der Insel Leon, ist der Sohn eines liberalen Offiziers, der in den Kämpfen gegen Napoleon Bedeutendes geleistet hatte. Nachdem der kaum vierzehnjährige Jüngling in ein Reiterregiment getreten war, wurde er bald wegen liberaler Anschauungen vom Regimente getrennt und Jahre lang unter polizeilicher Aufsicht gehalten. Später, kurz vor dem Ausbruch des blutigen Bürgerkrieges, diente er als Offizier der Carabiniere gegen die Schmuggler. Bei dem Beginn des Carlisten-Krieges wurde Serrano als Unterlieutenant der Adjutant des Generals Mina und war nach vier Jahren bereits General. Serrano aber bewies bald, daß er die Gelegenheit bei dem Schopf zu fassen verstände und daß er würdig sei, einer jener Glücksritter zu heißen, die durch Verleugnung männlicher Ehrenhaftigkeit zu hohen Stellungen sich empor zu schwingen wissen.

Wir haben bereits gesehen, daß General Serrano durch blanke Dublonen und die Aussicht auf gute Carriere ermuthigt, einer der treuen Schildknappen der Königin Christina gewesen war, um den ehrlichen Espartero zu stürzen.

Serrano hatte sich dadurch den Dank der genannten Fürstin ebenso wie den des Ministers verdient, und da er nicht nur ein schlagfertiger, sondern auch ein schöner Mann war, so schien er gerade geschaffen, um Das zu sein, was Eduardo de la Seda aus edlem Stolze niemals hätte werden können. — —

In den Kreisen der jesuitischen Propaganda hatte sich rasch die Schreckensnachricht von dem räthselhaften Tode des Pater-Provinzial Bernardino verbreitet. Da die meisten Fäden in seiner Hand gewesen waren, so war eine Stockung in den Operationen der ehrwürdigen Väter nicht unbemerkt geblieben, und Pater Claret hatte eifrige Conferenzen mit dem Gemahl der Königin Isabella. Diese selbst war auch soweit bearbeitet worden, daß sie den durch Minister Narvaez verfügten Arrest des Infanten Don Francisco wiederum aufhob.

Dadurch ermuthigt, glaubte unser sonst so phlegmatische „König“ Francisco einen Versuch machen zu können, das Zepter seiner jungen sechszehnjährigen Frau aus den Händen zu winden.

Dies wäre ihm gewiß nicht schwer geworden, denn Königin Isabella fand keinen rechten Geschmack an den Regierungssorgen, und dachte weit mehr daran, sich jetzt allen den Genüssen hinzugeben, die sie schon in früher Kindheit ersehnt hatte. König Francisco aber kam

auf den spaßhaften Einfall, seiner Gemahlin alle kleinen Passionen untersagen zu wollen, und dachte nicht daran, daß er dabei aus der Rolle fallen müsse.

Wir belauschen das Gespräch der witzigen Gräfin de la Cannada mit der Marquise de Malpica, beide Hofdamen der Königin.

„Gräfin", wißt Ihr schon die Neuigkeit?" ruft auf einem der langen Corridore die Marquise der Angeredeten entgegen.

„Welche Neuigkeit? Will der Minister abdanken?" entgegnet fragend die Gräfin.

Die Marquise kichert vor sich hin. „Nicht doch, was ginge das uns an, aber Se. Majestät Don Francisco will nun durchaus den Ehemann spielen!"

„Bei allen Heiligen! Das ist ja um toll zu werden! Der? Nun, was sagt denn sein Ehrwürdiger dazu; der weiß doch genug, um Dummheiten verhüten zu können," antwortet die Gräfin.

Die Marquise neigte sich zum Ohr der gräflichen Freundin. „Heute Nacht sind wunderliche Dinge vorgekommen; ich habe meinen ganzen Schlaf eingebüßt. Das junge Ehepaar hat den Kammerdienern eine recht amüsante Scene vorgespielt, und Ihre Majestät, Isabella, hat sich dabei sehr energisch benommen. Obgleich Don Francisco ganz außer sich war und geradeswegs in das Schlafgemach der Königin eindringen wollte, befahl diese doch den Hellebardieren und Dienern, sie zu schützen, denn sie sagte, sie habe keine Sehnsucht nach ihrem aufgedrungenen Gemahl."

Die Marquise meinte nur: „Jedenfalls steht das militärische Gespenst wohl damit in Verbindung, das wieder zuweilen im Schlosse umgeht und sehr verliebt zu sein scheint."

„Möglich!" erwiederte die Gräfin." Uebrigens denk' ich, daß General Serrano unter allen Umständen die Ritterdienste für seine Königin muthig durchführen wird."

„Ha, ha" lachte die Marquise. „Es ist ein lustig Leben am Hofe von Madrid. Was wohl die alte Majestät Christina dazu sagen mag?"

„Die ist jedenfalls neidisch auf ihre Tochter und vergißt als Frau Munnoz die schönen Tage von Ildefonso," bemerkte sarkastisch die Gräfin.

„Lebt wohl, liebe Malpica, die künftigen Tage werden uns wohl eine Komödie bringen!"

Die beiden Damen gingen nach verschiedenen Richtungen ab; die

Gräfin, um auf ihrem Zimmer den Besuch des anmuthigen Grafen de Lalaing entgegen zu nehmen.

Der König Don Francisco war niemals im Stande, nach eigenen Entschlüssen zu handeln, er stand unter dem fast despotischen Einflusse der Jesuiten. Um so mehr mußte es auffallen, daß der König jetzt plötzlich seinen eigenen Eingebungen zu folgen schien, und alle Eingeweihten am Hofe, oder besser gesagt, alle, welche eingeweiht zu sein glaubten, schüttelten die Köpfe über das Gebahren des Königs.

Wir finden ihn in einem seiner Prunkgemächer in eifriger Unterhaltung mit seiner intelligenten Schwester Isabella, der Gräfin Gurowska, die mit edlen Anschauungen einen scharfen, durchdringenden Geist verband, es aber verschmäht, im Kreise der königlichen Familie und der Höflinge zu brilliren. Sie liebte ihren Bruder mit fast beispielloser Zärtlichkeit, und suchte ihn schon seit einiger Zeit zu einem männlichen Auftreten gegenüber seiner königlichen Gattin zu ermuthigen.

„Francisco, erwache endlich aus Deiner Träumerei", fährt die Gräfin in ihren Ermahnungen fort. „Willst Du dem ganzen spanischen Hofe noch länger zum Gespött dienen? Willst Du wirklich die Puppe sein, die nur den Worten unseres Herrn Papa und des Pater Claret gehorcht, die, Gott weiß, für feine Pläne haben, um die ich mich niemals gekümmert?"

König Francisco's Wangen färbten die Röthe der Scham. „Schwester, Du hast die Qualen nicht empfunden, denen man mich unterworfen hat, um mich zum Diener der kirchlichen Interessen zu machen. Solltest Du die Geheimnisse nicht kennen, die man sich längst am Hofe in die Ohren raunt? O, Isabella, ich bin recht unglücklich! Warum mußt' ich gerade dieses genußsüchtige Weib heirathen?"

„O, ich weiß, was Du sagen willst, mein Bruder", entgegnete die Schwester verständnißvoll. „Glaube die Ammenmärchen nicht, welche jene Leute als Glaubensartikel behandeln. Du wirst, das prophezeie ich Dir hiermit, einst Deinen Namen hergeben müssen zu Dingen, an denen Du unschuldig bist. Sei es meinetwegen, aber handle als Mann, daß alle Lästerzungen trotz alledem verstummen müssen."

Der König drückte herzlich die Hand der Schwester. „Aber ich bin ohnmächtig, wer gehorcht meinen Befehlen? Wird General Serrano sich durch mich einschüchtern lassen, und hat man auf Geheiß der Königin nicht schon die Hand an mich gelegt?"

„Was sagst Du?“ fuhr zornentflammt die Gräfin Gurowska auf. „O, dann hilft nur noch ein gewaltsames Handeln!“ Sie trat an ihn heran, riß ihm den Degen aus der Scheide und drückte ihm denselben in die Hand. So mußt Du Dir Dein königliches Recht wahren, so mußt Du dem General Serrano gegenüber treten.“

Francisco wollte sie unterbrechen, aber Gräfin Gurowska fuhr fort: „Ich bin noch nicht zu Ende, ich habe Dir noch andere Rathschläge zu geben: emancipire Dich von der Vormundschaft der Pfaffen und verbinde Dich mit den vielen liberalen Elementen, sie werden Dir eine starke Stütze sein; folge meinem Rathe und laß es auf's Aergste ankommen.“

Die Mienen des Königs verriethen es, daß er seine kühne und unterrichtete Schwester nicht verstand, denn er hatte sich leider niemals mit politischen Dingen beschäftigt, der Horizont seines Wissens reichte kaum über die Hofkreise hinaus. Er hielt den Degen nur in der Hand, wie ein Theaterheld, den man vor die Coulissen schickt, um die einstudirten Worte zu sprechen und die eingelernten Hiebe auszuführen.

Die intelligente Schwester überzeugte sich mit einem einzigen Blicke von der unverbesserlichen Hinfälligkeit ihres Bruders; sie schickte sich zum Gehen an, doch noch einmal wandte sie sich zum Könige:

„Versprich mir, nur nach meinem Rathe zu handeln, und zögere noch zwei Tage; ich denke, sie werden hinreichen, um für Dich einen Plan zu spinnen, der Dir helfen muß. Halte unterdeß den Degen fest und laß Dir nichts bieten. Lebe wohl, Bruder!“

Die Gräfin ging und Francisco fiel in seine alte Träumerei zurück; da schien ein Gedanke ihn lebhaft zu erfassen, den die Scham vor sich selbst geboren hatte.

Hastig verließ er sein Zimmer und begab sich nach den Gemächern der Königin.

Königin Isabella befand sich im prächtigen Empfangs-Salon, umgeben von den Damen und den Offizieren des Hofstaates.

Alle schraken zusammen, als Se. Majestät Don Francisco unangemeldet eintrat, denn an dem erregten Gebahren des Königs merkten Alle, daß er es auf eine stürmische Scene abgesehen habe. Don José Martinez und Don Pedro de Sequanilla, die sich auf speziellen Befehl des Ministers stets in der Nähe der Königin aufhielten, stellten sich neben derselben auf, die bei dem Anblick des hereinstürmenden Gemals einen leisen Schrei ausstieß.

Gräfin de la Cannada, die resoluteste der Hofdamen, wagte es, dem König entgegen zu treten und ihm zuzurufen:

„Majestät kommen sehr unangemeldet zu Ihrer hohen Gemahlin, Ihre Majestät ist nicht wohl!"

„Und doch hat meine königliche Gemahlin große Gesellschaft, Sie lügen, Gräfin!" — erwiederte zornbebend Don Francisco.

Da ließ sich denn Königin Isabella nicht mehr zurückhalten, wie eine wüthende Bacchantin stürzte sie auf ihren Gemahl los und blieb dicht vor ihm stehen, indem sie ihn mit zornsprühenden Blicken maß.

„Don Francisco, wollen Sie Ihre Gemahlin insultiren? Ich befehle Ihnen sofort, diesen Salon zu verlassen. Ich will Sie nicht sehen, Sie sind mir in innerster Seele verhaßt!" Sie streckte die Hand nach ihm aus, fuhr aber erschreckt zurück, als der Gemahl Anstalt machte, den Degen zu ziehen. Das Aergste war zu befürchten, denn die Adern seiner Stirne waren drohend angeschwollen und sein ganzes Wesen krampfte in rasendster Wuth.

Rasch entschlossen warfen sich die Offiziere der Königin auf den Wüthenden, entwanden ihm den bereits gezogenen Degen und drängten ihn zur Thür hinaus.

Die Königin Isabella war ohnmächtig geworden, — und Don Pedro de Sequanilla, der sich bei dem Handgemenge nicht betheiligt hatte, eilte zum Minister.

Lange schritt der Premier rathlos auf und nieder, bis er sich an den wartenden Palast-Gouverneur wandte: „Sennor! Bei allen Heiligen, eine üble Geschichte! Wer in aller Welt hat denn aber auch dem König solche Dinge eingefädelt! Gut — ich hab's; Gouverneur, beherzigt, daß Don Francisco nur Titularkönig ist, Ihr habt Euch nur nach den Weisungen der Königin zu richten; mich laßt aus dem Spiel, das heißt, handelt nicht in meinem Namen, aber seid versichert, daß ich Eure Partei nehme, sobald man Euch an den Kragen will."

„Da bin ich schön in der Dinte!" brummte Don Pedro. „Aber was kann's helfen, Excellenz, ich bringe meinetwegen den König aus dem Palaste, wenn's Ihre Majestät befiehlt."

Don Pedro de Sequanilla empfahl sich bei dem Minister und eilte zur Königin zurück, welche ihn bereits erwartete.

„Mein lieber Sennor!" redete ihn die Fürstin an, die sich bald wieder erholt hatte. „Ihr habt den Schimpf gesehen, den man mir anthat, und ich erwarte von Euch, daß Ihr, als der

treue Diener von meiner Jugend an, meine Befehle ausführen werdet, um mich vor den Anfällen meines wüthenden Gemahls zu wahren. Ihr seht, daß in seiner Nähe mein Leben bedroht ist; ich befehle Euch also, bester Sequanilla, bewirkt es, daß Se. Majestät Don Francisco noch heut Meinen Palast räume. Sollte Euch Widerstand entgegen gesetzt werden, so ertheile ich Euch hiermit Vollmacht, mit Waffengewalt einzuschreiten."

„Ich werde den Befehlen Ew. Majestät gehorsam nachkommen," antwortete Don Pedro, während der Schweiß in dicken Tropfen auf seiner Stirne stand. Er entfernte sich schleunig, um seine Maßregeln zu treffen.

„Was sagt meine Frau Mama zu der Sache?" wandte sich die Königin heiter lächelnd an die Marquise de Malpica.

„Mit tiefstem Respekt zu melden, Majestät, Ihre königliche Frau Mutter ist sehr unzufrieden über Ihren Zorn," rapportirte die Angeredete.

„Nun, dann mag sie auch gehen! Frau Munnoz ist mir höchst gleichgültig. Eben so gleichgültig ist es mir, wenn eine meiner Damen ihr dies hinterbringt." — — — —

Wenige Stunden waren vorübergegangen. Vor den Gemächern der Königin waren doppelte Hellebardierposten aufgestellt, in allen Corridoren, an allen Palast-Ausgängen standen Militair-Piquets. Auch vor dem Schlosse — es war bereits Abend — wimmelte es von Menschen. Starker Wortwechsel tönte aus den Höfen, Kommandorufe und Verwünschungen. General Serrano kam von außen mit verhängtem Zügel angesprengt, und das Volk wich ehrerbietig zurück.

„Das ist der Galan der Majestät? Pfui!" schrieen Einige! — Andere aber riefen: „Ha ha, das ist dem Don Francisco schon recht, weshalb hat er sich der Königin aufdringen lassen. Hol der Teufel den Mann, der sein Weib nicht im Zaum halten kann!" — „Bravo! Allen dummen Ehemännern muß es so gehn!" — Es fühlte kein Mensch in der Menge Mitleid mit dem ärmsten Titularkönig, denn seine geistige Impotenz war allgemein bekannt und außerdem noch viel mehr, so daß die Königin die Volkssympathieen auf ihrer Seite hatte.

Dumpf klang ein Wagenrollen aus dem Innern des Palastes hervor; das Volk wich zur Seite, und begleitet von Offizieren, rasselte der Wagen des unglücklichen Titularkönigs aus dem Schloßthor. Durch die Fenster der Carosse konnte man wahrnehmen, wie zwei

Adjutanten mit Mühe den König Don Francisco auf seinem Sitze festhielten. Jeder konnte sich denken, daß es im Schlosse gewaltsam zugegangen war.

Die Masse stimmte ein furchtbares Gelächter an und schrie: „Viva la reyna Isabella!“ Die Thore des Palastes flogen rasselnd zu und die Komödie war aus.

Der König Don Francisco war aus dem Palaste gewaltsam entfernt worden.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

General Serrano.

Die Königin-Mutter Christina war während der Spektakelgeschichte, die im Schlosse zu Madrid gespielt hatte, nicht unthätig geblieben; aber sie verschmähte es diesmal, mit den Liberalen wiederum in Verbindung zu treten, sondern zog es vor, eine enge Allianz mit den Jesuiten einzugehen.

Sie wurde bei diesem Plane von der Ueberzeugung beherrscht, daß die liberale Partei zur Zeit vollständig machtlos und zersplittert wäre; denn der einzige, der als Fahne der Liberalen hätte gelten können: der verbannte Herzog von Vittoria verweilte schmollend im Auslande, und besaß außerdem das gründlichste Mißtrauen der Königin-Mutter, die ihm niemals seine gerade Ehrlichkeit verzeihen konnte.

Königin Maria Christina hatte sich vorsorglich nach Eskurial zurückgezogen, unter dem Vorwande, dort fern von dem brausenden Leben der Residenz frommen Bußübungen und der Erziehung ihrer Munnoz'schen Sprößlinge zu leben; in Wahrheit aber, um sich täglich von Pater Claret Vortrag halten zu lassen und Seelenmessen zu hören für den ermordeten Pater Bernardino, ihren geheimnißvollen Jugendlehrer.

Die Königin Isabella wußte von dem Allen nichts, denn General Serrano nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. — Zenaide war nach wie vor die vertraute Kammerfrau der Majestät, und zeigte

dem schönen Francisco y Dominguez dasselbe schlaue freundliche Gesicht, gab ihm dieselben heimlichen Winke, als sie es dem Eduardo de la Seda gegenüber gethan hatte.

Es war einer jener Wintertage, wie sie auch über das sonnige Spanien kommen, wo draußen eine scharfe Luft wehte, und über den sonst so tiefblauen hesperischen Himmel eine graue, langweilige Wolkendecke gelagert war.

Königin Isabella lag auf ihrem Divan ausgestreckt in halbem Negligee und war vertieft in das Anschauen eines Medaillons, welches das wohlgetroffene Antlitz des Generals Serrano zeigte.

Wir haben nicht gesehen, welchen Götzendienst die Fürstin mit dem Bilde getrieben haben mag, aber zuweilen lauschte sie, als erwarte sie Jemanden. Sie erwartet wohl nicht den Staatsrath, auch nicht den Minister Narvaez, noch weniger einen prinzlichen Besuch. Ach nein! Das Gemach duftet von Rosen, und wenn draußen ein langweiliger Wintertag die Menschen mit Melancholie plagt, so weiß die genußliebende Königin sich ihr heimisches Sanssouci (ohne Sorgen) mit den Reizen des Hochsommers auszustatten, denn sie liebt.

Wir könnten an dieser Stelle eine Naturgeschichte der Liebe geben von der süßen unbewußten Neigung, der platonischen Dichterliebe, der jungfräulichen Sehnsucht nach unbekannten Wonnen bis zur heißen Leidenschaft, die nur genießen will, um sich wohl zu fühlen, und nur besitzen will, um zu genießen.

Die holde Stufenleiter der Liebe, die für ein einfaches, unverdorbenes Volkskind mit jener schönen Verklärung aller Sehnsucht, mit der Harmonie von Natur und Idee abschließt und nach und nach in eine untrennbare Freundschaft übergeht, die wie ein feiner Duft über dem ganzen Leben zweier Menschen schwebt — ach, diese holde Stufenleiter der Liebe war für die spanische Königin nicht vorhanden. Die Staats-Maxime hatte ihr alles ideale Interesse geraubt, die Welt des Schönen und Edeln für immer verschlossen, die schüchternen Seelenknospen getödtet und ihr nur die nimmersatte, endlose Sinnlichkeit übrig gelassen.

Mit Eduardo war ihr letzter guter Genius von ihr gegangen und mit Serrano war der kalte, berechnende Mann gekommen, der die Erdbeeren des Gartens sich pflückt, nicht, um sich an dem Genuß der Erdbeeren zu laben, sondern um sich zum Herrn des ganzen Gartens zu machen.

Serrano war ein Mann von Welt- und Menschenkenntniß, begabt mit jener männlichen Ueberlegenheit, die jungen Weibern immer

imponirt. Kein Wunder, wenn Isabella rasend verliebt war in den schönen Mann mit dem glatten Gesicht, dem ruhigen Blick und dem kohlschwarzen, wohlgepflegten Schnurrbart. General Serrano war sich seiner Ueberlegenheit bewußt, und verfehlte nicht, einen andern Gebrauch davon zu machen, als der edle Eduardo.

Der Ersehnte kommt.

Nicht lange, so verläßt die getreue Zenaide das Zimmer, um keine indiscrete Zeugin dessen zu sein, was der General mit der Königin zu verhandeln hat.

Isabella war trotz ihrer vorgeschrittenen weiblichen Reife doch nichts weiter als ein erwachsenes Kind, und sie ist dies leider immer geblieben. So hüpfte auch heute die sechszehnjährige Frau dem General entgegen, als erwarte sie von ihm die Zärtlichkeiten eines liebenswürdigen Oheims, und Don Francisco Serrano y Dominguez hatte soviel guten Ton und Routine in einem langjährigen, glücklichen Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht sich zu eigen gemacht, daß er recht gut den liebenswürdigen Oheim zu spielen, und die Aufmerksamkeiten des Liebhabers einer Majestät mit dem imponirenden Benehmen eines auf seine Thaten stolzen Kriegers zu vereinigen wußte.

„Mein theurer Serrano," lispelte die Königin mit jener bestrickenden, vieldeutsamen Vertraulichkeit junger Frauen, „Ihr habt Eure junge Königin auf Euch warten lassen, das ist nicht schön von einem Cavalier, der das Interesse kennt, das ihm seine Dame widmet. Ich sehe schon, ich werde weniger die gnädige Freundin spielen müssen, um Eure Säumigkeit anzuspornen."

Die Majestät kicherte liebenswürdig vor sich hin und stellte sich dicht vor den General, ihn mit naivster Innigkeit anblickend.

Der General küßte mit chevaleresker Tournüre die Hand der Königin und entgegnete auf ihre schelmischen Vorwürfe:

„Meine holde Gebieterin, die Stunde, die mich zu Ihnen ruft, ist gewiß eine ersehnte, aber ich muß zugleich darüber wachen, daß unserer Freundschaft nicht Deutungen untergelegt werden, zu denen beschränkte Personen kein Recht haben, und ich gebe mich der süßen Hoffnung hin, daß die beglückende Gunst meiner Königin mir stets ein starker Schild sein wird gegen alle Feindseligkeiten. Majestät, statten Sie mich mit höheren Vollmachten aus, denn es darf von Ihrem Serrano kein einziger Höfling sagen, er hänge von Ihrer Laune ab, nicht wahr, meine junge Fürstin, das fühlen Sie?"

„Ah, wer erdreistet sich denn schon wieder seine Zunge Lästerungen sagen zu lassen?" entgegnete gekränkt die Königin. „Darf ich

als Fürstin dieses Landes nicht das Recht der Zerstreuung haben, nachdem man mir einen schwachen Vetter zum Manne gegeben hat?

„General! Verlangt, was Ihr immer wollt: Ich will, daß mein lieber Francisco Serrano nicht sagen soll: Isabella geizt mit Ihrer Gunst. Nein, nein — Serrano — das dürft Ihr nicht sagen, meine Liebe soll Euch reich machen und glücklich."

Isabella legte beide Hände zutraulich auf die Schultern des Generals, und ehe er sich's versah, ruhte das Haupt der jungen Königin träumerisch an seiner Brust.

Es war still im Zimmer, und während draußen Regenwetter sich eingestellt hatte, wurde es um so behaglicher in dem luxuriös ausgestatteten Gemache, in welchem eine angenehme Dämmerung herrschte, noch vermehrt durch die dichten, schweren Gardinen, die fast ganz die Fenster verhüllten.

Ueber den Altar im Hintergrunde des Zimmers war ein kostbares Tuch geworfen, was sollte auch der Gekreuzigte Zeuge einer Scene sein, die weniger zu seiner Situation gepaßt hätte. Kam die Nacht oder kam der Morgen wieder, und die schöne königliche Sünderin kniete vor dem Cruzifix, dann wurde es freilich wieder enthüllt, um der ruhigen Seufzer des anmuthig fehlenden Weibes theilhaftig zu werden.

Wahrhaftig, die Königin von Spanien hatte niemals mehr als einen Schritt gebraucht, — um aus dem Gluthsee der Leidenschaft in das Fegefeuer der Buße zu gelangen und umgekehrt; die Abwechselung ist ja für solche Frauen piquant, und es mochte für die junge Königin ganz schön sein, wenn sie zwei Helfer in der Noth hatte: einen schönen General und einen goldenen Heiland auf kostbarem Altärchen.

An der Seite des Zimmers, die dem Eingange, der durch schwere, dichte Portièren von Tuch geschlossen war, gegenüber lag, winkte denen, die die Dunkelstunde im traulichen Schäferspiel zu verleben wünschten, ein köstlicher und geräumiger Divan, dessen weiche Polster wohl eine Königin verleiten konnten, auf ihnen die Sorgen des Regierens zu vergessen und — Weib zu sein in der galantesten Bedeutung des Wortes.

Lange hatten die beiden Liebenden einander in die Augen geschaut, nachdem die Königin die Fortsetzung und Verwirklichung ihrer heißen Träumerei in den verlangenden Blicken des Generals gesucht.

Derselbe führte Isabella nach dem schwellenden Divan und hatte auf einen leisen Wink auch bald neben ihr Platz genommen.

„Wenn es nun wahr wäre, was man von Ihrer Majestät der verwittweten Königin erzählt?“ forschte der General.

„O, — glauben Sie, daß ich Frau Munnoz schonen werde? Ich kenne das heuchlerische Klosterleben meiner kaltherzigen Mama in Eskurial zu genau, um zu wissen, daß sie Gelegenheit sucht, mich ihren Einfluß fühlen zu lassen. Damit ist es aber aus! Seht selbst, was ich schon für Sie — mein Francisco, gethan habe“ — — begann die Königin, und sprach die letzten Worte mit zärtlicher Inbrunst.

Sie sprang auf, holte aus dem niedlichen Schreibpult ein Schriftstück, und zeigte es triumphirenden Blickes dem General.

„Seht — ich habe es selbst entworfen.“

Der General las schweigend; dann aber rief er ganz entzückt aus: „Die Verbannung? — Majestät! Sie thun zuviel für mich!“ Er fuhr ruhiger fort: „Haben Sie richtig erwogen, welch' bedeutsame Folgen solch' ein Schritt für mich, für Sie, für das Ministerium haben könnte, und Narvaez?“

„Alles ist bedächtig überlegt worden, liebster Francisco. Sobald sich ein Anlaß findet, verläßt Frau Munnoz Spanien; denn ich bin es überdrüssig, von dieser Dame, die sich leider meine Mutter nennt, Befehle zu empfangen oder mit Intriguen umsponnen zu werden.

„Der Herzog ist mit meinen Absichten vollständig einverstanden; gestern hab' ich mit ihm allein dieses Schriftstück verfaßt, und es ist vorläufig das Geheimniß von uns Dreien.“

Der General simulirte einen leisen Zweifel in das Gelingen des Streiches, über den er innerlich bereits jubelte, und sagte dann: „Don Narvaez ist zu sehr mit Ihrer Majestät der Königin-Wittwe einverstanden; denken Sie daran, wie er immer und immer wieder mit ihr zusammen seine politischen Fäden gesponnen hat.“

„Davon weiß ich nichts, habe mich auch niemals darum gekümmert,“ entgegnete die Königin, „aber das weiß ich, daß der Herzog wohl von der Vorsicht dazu gezwungen war, um seine Stellung zu befestigen. Ich erinnere mich einer Scene zwischen meiner Mutter und dem Herzog vor mehreren Jahren, kurz, nach dem ich die Regierung angetreten hatte, und weiß mit Bestimmtheit, daß das freundschaftliche Verhältniß der Beiden nur einem Contract zweier schlauer Geschäftsleute gleicht. Der Herzog verband sich nur mit meiner Mama, um Das zu erreichen, was ihm jetzt geglückt ist, die feste, sichere Stellung im Lande, das ist's!“

„Aber wie denkt der Herzog über mich?“ warf Serrano hin.

„Francisco! Wollen Sie den Beweis haben, daß der Herzog kein Beichtvater ist und keine Bußen auflegt, so lassen Sie sich sagen, wie er die moralischen Heucheleien meiner Mama nannte, als ich von Euch sprach?"

Der General sah die Königin fragend an.

„Possenspiel!" fügte lächelnd Isabella hinzu. „Und dazu meinte er voll Humor, seine Augen seien auf Europa gerichtet und nicht auf mein Boudoir, und wenn ich mit General Serrano zufrieden wäre, so hätte er keinen Grund, unzufrieden zu sein. Und — ich bin zufrieden mit Ihnen."

Die Königin sah den General mit ausdrucksvoller Zärtlichkeit an.

„Wie bin ich glücklich in der Gunst meiner schönen Gebieterin!"

Es wurde immer dunkler im Zimmer und das Gespräch verstummte, denn der politische Theil der Audienz war erschöpft. Den Anforderungen der Frau mußte nun die Königin weichen und — — General Serrano erfuhr es vielleicht zum hundertsten Male, daß nirgends anders der besiegte Theil dem Sieger Dank zulächelt, als im Boudoir einer verliebten Frau.

Der kühne soldatische Spieler vermied es: der Königin den Sieger zu zeigen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Flucht der Königin Christina.

Isabella war trotz des Glanzes, der sie umgab, trotz der Herrschaft, die sie scheinbar, befreit von dem mütterlichen Einflusse, ausübte, auf der schiefen Bahn angelangt, die unrettbar dem Abgrunde zuführen mußte.

Während ihr alle Eigenschaften abgingen, um den schweren Beruf einer Königin zu erfüllen, während sie aller der umfassenden Kenntnisse entbehrte, um auch nur eine schwache Ahnung von der Kunst des Regierens zu haben, wurde sie durch ihre wilde, ungezügelte Leidenschaft die Marionette eines Jeden, der durch Schönheit oder sonstige Reize im Stande war, ein Weib zu bestricken.

Wie unglücklich war das spanische Volk, eine Herrscherin zu besitzen, deren Entschlüsse und Handlungen abhingen von einer Beichtstuhl-Intrigue, oder von der Kühnheit eines soldatischen Ministers, oder von dem Verlauf einer Schäferstunde im Boudoir der Fürstin!

Hatte sich Königin Isabella jemals die Frage vorgelegt, ob sie unrecht thue, als sie entschlossen war, den aufgedrungenen Gemahl nicht als solchen zu betrachten? Nein, denn die beleidigte Natur in ihr, das zertretene Herz rächten sich an dem Zwang der Verhältnisse.

Hatte sie sich ferner die Frage vorgelegt, ob sie von General Serrano wirklich geliebt wurde? Nein, denn die edelen Triebfedern, aus denen eine echte Liebe entspringt, die wiederum echte, wahre Gegenliebe verlangt, waren bei ihr nicht vorhanden, vielleicht niemals vorhanden gewesen.

Sie liebte — um sich zu amüsiren! In diesem Umstande lag bereits der Grund der langen Mißhandlung Spaniens, der allmählig wachsenden Erbitterung aller liberalen Parteien und des endlichen Sturzes der Bourbonen-Dynastie.

Das arme Spanien war ja nicht da, um durch eine gewissenhafte Regierung beglückt und civilisirt zu werden, — es war nur da, um Steuern zu zahlen zur Bestreitung des königlichen Hofhaltes, zur Ausführung der ehrgeizigen Pläne der jeweilig regierenden Minister, zur Ausfütterung der zahllosen Müssiggänger in Uniformen, Roben und Kutten.

Welch' untergeordnete Bedeutung der Wille der Königin selbst hatte, beweist der Umstand, daß der Herzog von Valencia nicht daran dachte, den Einfluß des Generals Serrano lange mit gleichgültigen Blicken zu betrachten, obgleich er der Königin versichert hatte, er sei gegen den General mit Wohlwollen erfüllt.

Es galt eben nur, die Königin in ihrer galanten Spielerei nicht zu stören, ihr die Geschäfte der Regierung vollständig aus den Händen zu nehmen, und bei gelegener Zeit die königliche Spielpuppe zu beseitigen.

Wenn nun die Königin-Mutter Maria Christina den ärgsten Unwillen gegen das ehebrecherische Treiben der Tochter zur Schau trug und im Eskurial über deren Verirrungen trauerte, so geschah dies nicht aus wahrhafter sittlicher Entrüstung.

Maria Christina fürchtete nicht den General Serrano an sich, denn sie verachtete ihn wegen seiner Käuflichkeit und Charakterlosigkeit

aus Herzensgrunde. Sie fürchtete nur, der Minister, Herzog von Valencia (Narvaez) protegire vorläufig den Günstling, um sie selbst eines schönen Tages zu beseitigen.

Sie sah vorher, daß, wenn sie einmal vom Hofe, vielleicht selbst aus Spanien verdrängt sei, der Minister nichts Eiligeres thun werde, als den General Serrano durch irgend einen schlauen Meisterzug aus dem Boudoir der Königin zu entfernen, um einen passenderen Günstling an dessen Stelle zu commandiren.

Es ist daher kaum zu verwundern, wenn im Salon der Königin-Mutter zu Eskurial die eigenthümlichsten Zusammenkünfte stattfinden.

Die alternde Majestät befindet sich im Gegensatz zu der öffentlich zur Schau getragenen bußfertigen Haltung in ganz vortrefflicher Laune. Eine angenehme Wärme durchdringt das alterthümliche Zimmer von dem prächtigen Marmor-Kamine her.

Der berüchtigte Pater Antonio Maregnon, auf den die Macht des todten Bernardino übergegangen zu sein scheint, hält mit leiser Stimme der Königin Vortrag.

„Aber, ehrwürdiger Vater," unterbricht ihn Christina und schüttelt zweifelnd das mit einer Capotte bedeckte Haupt, „Ihr vergeßt ganz, daß die Armee zu sehr dem Marschall Narvaez anhängt, um sich für einen katholischen Aufstand zu begeistern. Vetter Don Carlos und Sebastian haben uns zu sehr das Spiel verdorben, und die Menge wittert bei jeder Bewegung, die nicht den liberalen Stempel trägt, immer die verhaßten Carlisten. Nein, nein, auf eine katholische Schilderhebung kann ich mich nicht einlassen."

Der Mönch antwortete: „Ew. Majestät wissen nicht, welchen Eindruck auf das religiöse Gemüth der Spanier die scandalösen Vorfälle im Palast zu Madrid und das unmoralische Verhalten der Königin gemacht haben."

„Liebster Maregnon," warf die alte Majestät ein und ihre Züge umspielte ein widerliches Lächeln, „man zeiht uns selbst aller dieser Dinge und ich fürchte, wir leisten unsrer Sache keinen Dienst, wenn wir uns dazu bekennen.

„Wir haben leider unsre Autorität bei den Spaniern für immer eingebüßt, und was uns übrig bleibt, ist eben nur die Rolle eines gewandten Souffleurs, oder eines gewandten Regisseurs bei einer neu in Scene zu setzenden Tragikomödie. Seine alte Regentin und Euch Kutten, — erlaubt es mir nur gerade heraus zu sagen, will das

Volk nicht mehr auf der Bühne sehen. Wir brauchen daher liberale Akteurs."

„Um Gotteswillen, doch nicht den Espartero!" rief der Pater erregt.

„Nein, nein, regt Euch nur nicht auf; der hätte uns doch zu viel Aussichten auf den Thron, das hieße, den Satan selber hereinrufen. Wäre er ein fanatischer Republikaner, ja dann würd' ich Frieden mit ihm schließen, denn dann müßte er sich bei Zeiten abnützen, aber Espartero hält zu gut die glückliche Mittelstraße, und könnte durch seine unanständige Bescheidenheit uns zum zweitenmal die Spanier verführen. Versteht mich recht, wir brauchen Puppen! Wie denkt Ihr über O'Donnell, die Brüder Concha, den ehrgeizigen Schwärmer Don Juan Prim, Novaliches?"

„Ich werde mir die Sache überlegen, Majestät, und in einigen Tagen Ihnen einen fertigen Plan vorlegen."

Der Pater schickte sich zum Gehen an, und die Majestät begleitete ihn bis zur Thür, wo sie gebeugten Hauptes seinen Segen empfing. —

Die Königin Christina blieb lange in Nachdenken versunken in der Mitte des Zimmers stehen. „Mir dünkt, die heiligen Väter haben einen Plan auf dem Webstuhl, in den man mich nicht einweihen will. Ueberall Mißtrauen und wieder Mißtrauen!

„Beim heiligen Jago! Ich sitze zwischen zwei Stühlen, die Herrn Patres wollen mich nur benutzen, die Anhänger des Narvaez kümmern sich nicht mehr um mich, und die Liberalen mißtrauen mir. Ob ich's doch mit dem hübschen Ramiro de Albacete versuche, den mir meine Tochter Luisa so warm empfohlen hat? Nein, er ist zu ehrlich.

„Aeußerst dumm, daß man den ehrgeizigen de la Seda vom Hofe verscheucht hat; der könnte uns jetzt treffliche Dienste leisten, aber sein Ohm, der Alar, ist ein gar zu tugendhafter Mensch und steckt den Jüngling mit seiner düstern Philosophie an." —

Ein Kammerdiener meldete den Pfarrer Marino an.

„Er soll eintreten," befahl die Königin.

Ein Mann mit ernstem Antlitz trat ein; in seinen Augen loderte noch ein edles Jugendfeuer, die hohe Stirn verrieth den tiefen Denker und um den Mund lagerte sich der Zug kühnster Entschlossenheit.

„Ew. Majestät haben mich rufen lassen. Was soll ich?" begann kurz angebunden der Geistliche, und aus seinen Worten klang raube Einfachheit.

„Ihr seid, Hochwürdiger, ein strenger Mann, und richtet streng

über die Sittenlosigkeiten der Vornehmen, Ihr habt dafür bereits im Gefängniß gelitten, Ihr seid aber auch zugleich ein Feind der pfäffischen Umtriebe, einen solchen Mann wünschte ich schon lange einmal zu sprechen."

„Euer Lob," entgegnete finster der Angeredete, „ist mir peinlich, ich that nur meine Pflicht als Diener der Religion."

„Gut" fuhr die Königin-Mutter fort, „tretet in meine Dienste."

„Das kann ich nicht, denn dann käme ich in Gefahr, Euch noch mehr verachten zu lernen, als dies bereits längst der Fall ist, weil Ihr mir Dinge zumuthen würdet, die ich nicht thun dürfte. Laßt mich in meinem bescheidenen Wirkungskreise, nur wenn der Ruf Gottes an mich ergehen wird, werde ich die Rache des Höchsten predigen und sein ausführendes Werkzeug sein. Euch kann ich nicht dienen, denn Ihr behandelt Alles mit unreinen und blutigen Händen."

Die Königin-Mutter schauderte zusammen und trat scheu von dem Priester zurück. War dies ein Prophet oder ein Wahnsinniger? fragte sie sich still, und dachte bebend an die Schreckensnacht von Ildefonso; — aber schnell gefaßt schaute sie den Priester mit aller Energie an und sprach:

„Ihr versteht rauhe Wahrheiten zu sagen, wenn Ihr aber nicht in meine Dienste treten wollt, stolzer Mann, so thut wenigstens Eure Pflicht und predigt es auf den Straßen, wie ein ehrgeiziger Minister es geschehen läßt, daß eine ehrvergessene Königin ihren rechtmäßigen Ehegemahl aus dem Palaste jagt, sich einen General als Günstling wählt und den Thron mit ihrer Schande bedeckt. Sagt es dem Volke, daß der Herzog von Valencia dies Alles sogar beschönigt, den Günstling beschützt, um mit seinen Soldaten Spanien zu knechten und auszusaugen."

Sie hielt einen Augenblick inne, trat dann dicht vor den Priester und schrie ihm mit gut gespielter Entrüstung zu:

„Ich verachte Euch Alle, Ihr Spanier, ich habe es gelernt während meiner Regentschaft. Ihr laßt Euch durch Weiber gängeln und insultiren, und — bei Gott — es wäre mir lieber gewesen, das spanische Volk hätte mir Achtung abgetrotzt, statt den Erfolg anzubeten!"

Sie wandte ihm stolz den Rücken.

Ihre Worte hatten auf den Priester einen tiefen Eindruck gemacht. Die Königin-Mutter wandte sich wieder zu ihm und sprach milder:

„Geht, mein Hochwürdiger! Ich will Eure Dienste nicht, ich will Eure Freundschaft nicht, aber ich wollte Euch mein Herz zeigen. Thut was Ihr wollt.“ Sie reichte ihm die Hand.

Der Priester verließ flammenden Blickes und in stolzer Haltung das Zimmer mit den Worten:

„Lebt wohl, Majestät, Ihr sollt von mir hören, wenn der Geist des Herrn über mich kommt.“

Als die Königin Christina wieder allein war, schüttelte sie müde das Haupt und sagte: „ein unheimlicher Gast, dieser Marino! Aus solchen Leuten schnitzt man Reformatoren.“ — —

Marino war von Jugend an ein tiefsinniger Mann gewesen, sein Ruhm war strengste Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe. Nie hatte er irgend einer politischen Partei gedient, sondern sich stets von einem Mißbrauche seines geistlichen Lehrerberufes fern gehalten.

Ein Freund der Armen und Trostbedürftigen war er in den armseligsten Hütten ein gern gesehener Gast. Schon mehr als einmal hatte die jesuitische Propaganda sich bemüht, diesen Priester, der so feurig zum Volk zu sprechen verstand, und dem so viele Herzen gehörten, für ihre Umtriebe zu gewinnen, aber immer vergeblich, denn allen Intriguen und Verschwörungen war der ehrliche Priester abhold.

Doch eine fixe Idee beherrschte ihn, er glaubte, Gott habe ihn zu einem erhabenen Werkzeuge seiner Rache ausersehen. Aus dieser fixen Idee war auch sein strenges, wahrheitsliebendes sittenreines Wesen zu erklären, denn er sagte sich, daß nur ein Reiner das Werkzeug der himmlischen Vergeltung sein könne. Deßhalb war er ein arger Gegner der Jesuiten und der fürstlichen Gewalt; ein fanatischer Republikaner aus — Religion, ähnlich jenen englischen Puritanern, die den König Karl I. köpften.

Minister Narvaez schien von all' den Umtrieben, die in Eskurial vorbereitet wurden, Wind bekommen zu haben, denn mehrere Tage nach den eben erwähnten Vorgängen fanden zahlreiche Verhaftungen im Lande statt.

Die Stimmung in Madrid war eine unheimliche, weil doch nach und nach das unmoralische Gebahren der Königin stadtbekannt geworden war.

Auch in den westlichen Gegenden Kastiliens, wo Pfarrer Marino öffentliche Predigten hielt über die Unsittlichkeit der Gewalthaber, herrschte bereits Erbitterung gegen das Ministerium, die Königin und den General Serrano.

Dieser selbst war keineswegs müßig, weil er sich wohl bewußt war, daß der Minister, um einen herannahenden Sturm zu beschwichtigen, ihn selbst lieber opfern würde, um am Ruder des Staates zu bleiben.

Der Plan Serrano's mußte also ein doppelter sein. Es galt zuerst die Königin-Mutter zu beseitigen, von der alle Intriguen ausgingen; und dann gegenüber Narvaez eine feste Position zu gewinnen, ihn nöthigenfalls zu stürzen.

Wir können an dieser Stelle bereits erwähnen, daß Serrano's Ehrgeiz höher ging, als seine Stellung als Boudoir-Herrscher der Königin zu behaupten; er sah ein, daß eine Zeit kommen mußte, wo die Königin Isabella auch seiner überdrüßig geworden wäre.

Auch war es nicht sein Geschmack, sich immer den Launen einer verzogenen, geistig unreifen Frau zu fügen; er sah sich schon jetzt nach einer Person um, die ihn ersetzen könnte, wenn er das Staatsruder würde in die Hände nehmen können.

Seine Blicke hafteten längst auf einem jungen Artillerie-Offizier, Namens Caballo, der schon einigemal in den kleinen Kreis der Königin bei Gelegenheit von Familien-Festen gezogen worden war.

Auch mit den talentvollen Staatsmännern Pacheco und Salamanca, Leuten von der Fortschrittspartei, hatte Serrano bereits intime Beziehungen angeknüpft, und im ganzen Lande wurde schleunigst in den Conventikeln der Fortschritts-Partei die Parole: „Nieder mit Narvaez!" vertheilt, ohne daß dieser eine Ahnung davon hatte, daß die geheime Agitation schon so weit vorgeschritten war.

Königin Christina war inzwischen, als ihre Anhänger, zusammengesetzt aus Carlisten, Republikanern und liberalen Glücksrittern, sich trotz der Wachsamkeit des Ministers genügend organisirt zu haben glaubten, nach Madrid in den Palast Buen-Retiro übersiedelt.

Minister Narvaez war in nicht geringer Aufregung, als ihm der ergebene Palast-Gouverneur Don Pedro de Sequanilla die Kunde überbrachte, daß die Offiziere einiger Regimenter für Christina gewonnen wären.

Es war am späten Abend; der Militär-Gouverneur von Madrid ritt in Begleitung eines zahlreichen Stabes durch die Residenz und überall rasselte der Generalmarsch und eine Menge Offiziere befanden sich bereits als Gefangene im Staatsgefängniß.

Die Truppen besetzten die Plätze und Hauptstraßen, und überall

wo sich Volkshaufen bildeten, ließ der Gouverneur eine Proklamation vorlesen des Inhalts:

„Königin Christina wolle wieder mit Hülfe der Pfaffen und Carlisten sich der Leitung des Staates bemächtigen, und habe daher die schlimmsten Gerüchte über die regierende Königin Isabella verbreitet, an diesen Gerüchten sei aber kein wahres Wort."

Das Volk glaubte der Proclamation, denn Christina war allgemein verhaßt, weil man sie als Ränkeschmiedin kannte. Ungeheure Massen zogen lärmend nach dem Palast Buen-Retiro, aber die Königin-Mutter hatte, nachdem sie das längst aufgesetzte Verbannungs-Decret ihrer Tochter, der Königin Isabella, gegengezeichnet vom General Narvaez, erhalten, und nachdem ihr die Verhaftung ihrer Anhänger zu Ohren gekommen war, im tiefsten Incognito den Palast und die Residenz verlassen, um in Paris bei König Louis Philipp zum zweitenmale eine Zuflucht zu suchen.

„Die Königin Christina ist entflohen!" riefen die Volksmassen einander zu, und nur energischer militärischer Widerstand konnte den Palast vor der Verwüstung retten.

Allein der kühne Narvaez wollte mit einem Schlage alle seine offenen und heimlichen Gegner vernichten und schickte eine starke Patrouille nach der Wohnung des Generals Serrano, mit dem Befehl, ihn ohne Lärm zu verhaften.

Aber die Patrouille kam zu spät. Serrano durchritt an der Spitze einer großen Volksmenge gerade die Alcalastraße, und ermahnte überall die tumultuarischen Haufen, nach Hause zu gehen und dem Ministerium keine Verlegenheiten zu bereiten.

Durch dieses listige Auftreten gewann Serrano in den Augen der Menge und feierte einen großen Triumph. Als die Patrouille unverrichteter Sache nach dem Palast zurückkehrte, sah der Anführer mit großer Verblüfftheit, wie General Serrano eben am Schlosse angelangt, vom Volk mit begeistertem Jubel begrüßt, „Beschützer der Königin!" genannt und gar von dem Minister Marschall Narvaez herzlich beglückwünscht wurde für seine Bemühungen um die öffentliche Ruhe.

Narvaez konnte unter diesen Umständen noch nichts gegen Serrano unternehmen, konnte es aber nicht verhindern, daß sich die Sage von der projektirten Verhaftung Serrano's unter den Soldaten herumsprach und das Ansehen des sonst so gefeierten Herzogs von Valencia untergrub.

Die Nacht hüllte das tolle Faschings-Treiben dieses verhängniß-

vollen Februartages von 1847 in ihre Schleier, und Königin Isabella empfing in ihrem von unzähligen Kerzen strahlenden Salon den Minister und General Serrano mit großer Herzlichkeit. Besonders wurde dem letzteren eine ungewohnte Zärtlichkeit der fröhlichen Majestät zu Theil. — —

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Sturz des Ministers Narvaez.

Die Vorgänge an dem Tage, an welchem die Königin-Mutter aus Madrid flüchten mußte, machten auf den Minister Narvaez nicht den wohlthätigen Eindruck, um ihn zu weisen Maßregeln zu veranlassen. —

Noch am späten Abend waren bei dem Minister seine Collegen aus dem Staatsrathe, die Führer der conservativen Partei und mehrere ergebene Generale versammelt, um die Stellung zu besprechen, die das Ministerium jetzt gegenüber der Königin, der clericalen Partei und dem Liberalismus einzunehmen hätte, der wiederum drohend sein Haupt erhob.

Einer der eifrigsten Anhänger des Ministers, ein Senator von langer politischer Erfahrung, strich sich lange bedenklich den ergrauenden Schnurrbart, als einer der Heißsporne der Partei von strengen, diktatorischen Maßregeln gesprochen hatte, und schüttelte das Haupt.

„Senator Rosas," redete der Minister den getreuen Anhänger an, „Ihr scheint gewichtige Gründe in petto zu haben, laßt hören; wißt Ihr doch, daß ich auf Euer Wort stets Gewicht gelegt habe."

„Excellenz!" ließ sich der Angesprochene vernehmen. „Wie ich die Dinge gegenwärtig ansehe, so glaube ich, daß nur ein conservatives Ministerium Spanien vor den schlimmsten inneren Zerwürfnissen retten kann. Excellenz, Ihr müßt unter allen Umständen an der Spitze der Geschäfte bleiben, da die Masse der Spanier gewöhnt ist, in Euch die Verkörperung der gesetzlichen Ordnung, die Garantie eines im Frieden gedeihenden Nationalwohlstandes zu sehen."

Alle Versammelten horchten gespannt und rückten näher zusammen,

denn sie fühlten, daß der Rath des Senator Rosas diesmal von hoher Bedeutung sei, da eine Ministerkrisis durch die letzten Ereignisse heraufbeschworen war, und es sich darum handelte, die drohenden Gefahren zu beseitigen.

„Senator, sprecht weiter," drängte ungeduldig der Minister.

„Ihr müßt selbst zugestehen, daß der gefährlichste Feind des conservativen Regiments in den Klöstern und unter der Bevölkerung zu suchen ist, die dem Einfluß der Geistlichkeit blindlings folgt. Ein Zusammenhalten mit jenen geschworenen Parteigängern der carlistischen Sache ist unmöglich, obgleich es von außen betrachtet, so scheinen möchte, als ständen wir der clericalen Partei am nächsten. Gerade, weil wir diesen Leuten allen Grund nehmen, offen gegen uns aufzutreten, schärfen sie ihre Waffen im Dunkeln, verbinden sich mit allen zerstörenden Elementen, den Demokraten und Republikanern, und unterhöhlen uns den Boden unter den Füßen, um bei einem allgemeinen Brande den Absolutismus des Don Carlos an die Stelle der dann bankerotten constitutionellen Monarchie setzen zu können. Sie geben die Losung aus: „Nieder mit dem Militär-Regiment!" und finden dabei im ganzen Lande Sympathien.

„Meiner Meinung nach, ist es besser, wenn wir ganz offen und ehrlich mit den Clericalen brechen, — die gemäßigt-liberalen Elemente in die Verwaltung ziehen, und dadurch die größte Partei Spaniens — und das Ausland zu unserer Unterstützung bereit finden. Jedenfalls, Excellenz, müßt Ihr mit einer Proclamation vor die Nation treten und eine neue „freie Zeit" ankündigen."

Der Minister war bei den letzten Worten unruhig geworden; denn trotz seiner zur Schau getragenen Kälte und diplomatischen Geschmeidigkeit war Narvaez der Mann der Leidenschaft, des Eigensinns, ein Soldat durch und durch.

„Nein, nein und abermals nein," begann er erregt. „Sennor, Ihr rathet mir den Compromiß, die Vereinbarung; ich aber halte ein solches Laviren und sich selbst ungetreu werden für den schwersten Fehler, den eine Regierung begehen kann.

„Ich werde von nun an erst recht die Zügel fest zusammen fassen; ich bin entschlossen jeden, und auch einen innerlich berechtigten, Widerstand niederzukartätschen. Ein Hinneigen zur liberalen Partei würde nur die Schwäche der Regierung aller Welt eingestehen. Unser Spanien ist noch in den Kinderschuhen, und Kinder darf man nur mit der Ruthe erziehen; mit diesem Grundsatz steh' ich und fall' ich. Eben weil ich meine Mission, Spanien die Ruhe zu erhalten,

die es zu seiner materiellen Entwicklung nach den langen Wirren braucht, sehr ernst auffasse, werde ich mein Portefeuille mit dem Degen in der Hand vertheidigen."

Alle stimmten begeistert dem kühnen Minister-General bei, nur Senator Rosas schüttelte wieder betrübt das Haupt und sagte:

„Minister, mit gebrochenen Flügeln werd' ich im Senate für die Vorlagen bezüglich der Befestigung von Madrid sprechen, aber — mir ahnt Unheil."

Während die Besprechung noch weiter fortgesetzt wurde über die nächsten Maßnahmen gegenüber der Deputirtenkammer, stürzte eine Ordonnanz in's Zimmer mit den geflügelten Worten: „Excellenz! In Alt-Kastilien, um Segovia und Eskurial ist das Landvolk im Aufstande gegen die Regierung!"

Alle sprangen von den Sesseln empor; nur General Narvaez blieb ruhig und lachte: „Ha, ha, wird wohl nicht weit her sein die Rebellion! Was wollen die Tumultuanten denn, Ordonnanz?"

„Daraus kann man nicht recht klug werden, Excellenz! An der Spitze der Rebellen stehen ganz unbekannte Leute aus dem Bauernstande, und wie es scheint, ist der Aufstand republikanischer Natur, denn ihr Losungsruf ist: Nieder mit der Königin! Nieder mit Serrano!"

„Bravo, Bravissimo!" sprach Narvaez. „So ist's recht! — Was wißt Ihr weiter?"

„Die wirkliche Ursache der Revolution sollen die aufreizenden Straßenpredigten eines fanatischen Priesters sein, der sich Marino nennt."

„Sonderbare Schwärmerei das! Jedenfalls ist für heut der Ministerrath aus; es warten Thaten auf uns!"

Mit diesen Worten erhob sich der Minister und wandte sich an den einen der anwesenden Generale, einen noch ziemlich jungen Mann:

„Sennor, der General-Capitän von Burgos ist eine ganz gewaltige Schlafmütze oder ein Schurke, sonst wäre ein solcher Bauerntumult nicht möglich. Geht sofort mit zwei Regimentern und einer Batterie nach Eskurial ab, und wenn Ihr bis übermorgen den Aufstand niedergeschlagen und die Rädelsführer gehängt habt, seid Ihr Gouverneur von Alt-Kastilien!"

Der Minister drehte ihm den Rücken zu mit imposanter Gebehrde und verschwand im anstoßenden Kabinet.

Die Anwesenden zerstreuten sich nach und nach.

Die Nacht verlief auch in Madrid sehr unruhig. — —

Am Ende der Alcalastraße huschte eine Maske im Dunkel der

Häuser entlang, um nach dem Thor zu gelangen; aber eine maskirte Gestalt fiel heut in Madrid nicht auf, denn es war Fastnacht.

Eine zweite Maske kam in der entgegengesetzten Richtung, plötzlich blieben die beiden verlarvten Personen vor einander stehen.

„Antonio," sprach die erste Maske zur zweiten; „bist Du es wirklich? Sag' Deinen Spruch."

„Bei der Frau — ei wie schlau! Nur allein, mußt Du sein!"

„Mach's gut, Antonio, der Minister wiegt's mit Gold auf. Hab' dem Serrano eben die Kunde gebracht, daß seiner eine wichtige Person warte. Er war bei der Königin — und Beide waren roth vor Lust; — na — Gott segne es ihm, er wird das Vergnügen zum letztenmal gehabt haben. Nun aber geh', Antonio, und stoß zu, der Minister zahlt gut."

„Auf Dolch-Parole!" gab kurz der Andere zur Antwort.

Die Beiden trennten sich, und nur die stille Nacht hatte das Gespräch gehört.

Narvaez verstand seine gefährlichen Gegner auch im Dunkeln zu treffen, und Leute, die mit dem Dolch gewandt umzugehen wußten, waren in Madrid für ein gut Stück Geld immer zu finden.

Dem Herrn Serrano soll's an den Kragen gehn, damit der Herzog von Valencia ruhig schlafen kann.

Die unheimliche Maske huschte im Schatten der Häuser weiter und bog endlich in eine der Straßen ein, die in die Alcala-Straße einmünden. Vor einem großen Gebäude hielt sie an und zog die Glockenschnur. Der Portier sah mit bedeutendem Mißtrauen dem Verlarvten in's Gesicht.

„Nicht so, Freundchen," redete er ihn an, als er sein Begehren gehört; „nicht so dürft Ihr zu dem General; wer weiß, was Ihr für ein Lump seid?"

„Nehmt Euch in Acht, mich zu beleidigen und abzuweisen, Euer Gebieter würde es Euch bei Gott übel danken. Also wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht?" redete dreist der maskirte Unbekannte.

Der Portier, ein schlichter Mann gerieth in's Schwanken, denn das zuversichtliche Auftreten des Geheimnißvollen imponirte ihm sichtlich.

„Nun, so geht zum General, Ihr trefft ihn in seinem Kabinet, der Kammerdiener wird Euch schon einlassen, denn ich bin die Hauptperson," antwortete der Portier mit einem gewissen Bedientenstolz.

„Gut von Euch, Mann, wie heißt Ihr, ich werde an Euch denken," fragte mit gut gespielter Herablassung der Unbekannte.



Claret, Beichtvater der Königin Isabella II.

„Sylvester heiß' ich."

Der maskirte Mann stieg ziemlich leise die Treppe hinan und hatte eben noch ein kleines Vorgefecht mit dem Kammerdiener zu be=

stehen, dessen Widerstand er aber durch ein Goldstück rasch besiegte, denn es galt nun, so bald als möglich zum General zu gelangen, und allen unnützen Verdacht erregenden Lärm zu vermeiden.

Nach kurzer Meldung trat der Unbekannte in das Kabinet des General Serrano ein.

Dieser war bereits, wie schon erwähnt, von dem Besuch eines Unbekannten benachrichtigt und hatte deßhalb bei Zeiten die Königin verlassen; ziemlich zerstreut blickte er von einer Menge Papiere auf, die er vor sich liegen hatte, und starrte in Gedanken versunken den Eintretenden an.

„Was wollt Ihr?“ fragte gleichgültig Serrano den Unbekannten, der sich absichtlich im Dunkel des Zimmers hielt, um sich unbeachtet umsehen zu können.

„Euch vor einer drohenden Gefahr warnen, denn der Minister Herzog von Valencia wird Euch binnen einer Stunde verhaften und nach den Presidios*) transportiren lassen.“

Serrano fuhr plötzlich aus seiner Gleichgültigkeit auf und sprang von seinem Stuhle empor; da gewahrte er erst, daß der unbekannte Bote maskirt war.

„Wie? Ihr seid maskirt? Wer sendet Euch? Wer seid Ihr?“ fragte hastig der bestürzte General Serrano.

„Wer mich sendet, will unbekannt bleiben. ‘Es ist ein Freund, oder eine Freundin, wie Ihr wollt, General. Aber, Ihr thut gut, mir nicht zu mißtrauen. Das beste, was Ihr thun könnt, ist, mir sogleich zu folgen.

„Einige Eurer ergebenen Offiziere halten bereits ihre Truppen im Stillen bereit, und wenn Ihr mir folgt, so werdet Ihr auf der Puerta del Sol Infanterie-Bataillone aufmarschirt sehen, die Eures Befehles harren, um Euren nichtswürdigen falschen Freund noch diese Stunde gefangen zu nehmen. — Wer Ich bin, sollt Ihr erfahren, wenn der Plan geglückt ist, denn bis dahin hab' ich zu schweigen gelobt.“

Serrano ging mit wunderbarer Bereitwilligkeit auf den Vorschlag des Unbekannten ein, ließ sich schleunigst ein Pferd für sich, und noch drei für den Unbekannten und zwei diensttthuende Adjutanten satteln.

Man kam auf die Straße, wo es todtenstill war, der Himmel war mit jagendem Sturmgewölk bedeckt und ein eisiger Wind durch-

---

*) Die Presidios sind Strafkolonien Spaniens an der Küste von Neuafrika.

fröstelte den General, der so rasch sein behagliches Gemach hatte aufgeben müssen.

Die Beleuchtung von Madrid ließ noch sehr viel zu wünschen übrig, und so konnten Banditen und anderes lichtscheues Gesindel ziemlich frei ihr Wesen treiben.

Die Maske sprengte mit ihrem Pferde eine Strecke voraus, eine Gestalt tauchte vor ihr empor, flüsterte ihr etwas zu und suchte in der Dunkelheit zu entkommen, doch das scharfe Auge eines der Adjutanten hatte den leisen Vorgang bemerkt, und nahm sich denn auch vor, alle Bewegungen des Verlarvten unausgesetzt zu beobachten; nach einem scharfen und stummen Ritt kam man auf der Puerta del Sol an.

Der General sah sich erstaunt um, aber seine Augen konnten keine Infanterie-Bataillone erblicken.

„Ihr habt mich betrogen, Maske! Was habt Ihr vor!“ fuhr der General Serrano den Unbekannten an.

„Bei Sant Jago, Ihr seid aus Ungeduld sehr undankbar!“ versetzte gereizt die Maske.

In diesem Augenblick sprengten einige vermummte Reiter über den Platz gerade auf die Gruppe los. Ein Pistolenschuß krachte durch die nächtliche Stille, er galt dem General Serrano, aber sein Pferd war in demselben Moment scheu geworden und hatte einen Seitensprung gethan, so daß die Kugel dicht bei dem linken Ohr des Generals vorbeipfiff.

Der Unbekannte hatte kaum bemerkt, daß die Kugel ihr Ziel verfehlt hatte, als er sich aus dem Sattel schwang und mit einem ungeheuren Dolchmesser nach dem General stieß, um ihn von fester Erde aus sicherer zu treffen. Allein der vorhin erwähnte Adjutant war bei der mörderischen Bewegung des Verlarvten wie der Blitz an der Seite Serrano's gewesen und hatte mit einem gutgezielten Degenhieb den rechten Arm des Mörders im Moment des Stoßes gelähmt, so daß der Unbekannte dumpf ächzend zu Boden sank.

„Ha, — ein Mörder, gedungen von Narvaez!“ rief Serrano entsetzt, doch zu Ausrufungen war jetzt keine Zeit, denn tollkühn drangen die übrigen verlarvten Reiter auf den General und seine beiden Adjutanten ein. Die Klingen kreuzten sich und einige Pistolenschüsse krachten. Der General blutete im Gesicht, eine Degenspitze hatte ihn geritzt.

Die Pistolenschüsse aber hatten bereits eine Patrouille herbeigelockt.

Die Soldaten rannten herbei und die vermummten Reiter suchten das Weite, nur der wirkliche Mordgesell, der seine Rolle sehr schlau gespielt hatte, blieb auf dem Platze liegen.

General Serrano erkannte sofort, daß die Patrouille zu einem Regimente gehörte, das ihm sehr zugethan war, und er versäumte es keinen Augenblick, den Soldaten entgegen zu reiten und zu rufen:

„Soldaten! Ein gedungener Bandit des Ministers hat mich so eben zu tödten versucht. Seht, wie ich blute; bindet den Mordgesellen und kehrt mit mir zur Kaserne zurück. Ihr müßt Eure Kameraden aufsuchen zum Kampfe, denn es gilt, einen Minister zu stürzen, der nach der Krone greift."

Die Soldaten vermieden die sonst herkömmlichen Rufe und begaben sich mit dem General und seinen Begleitern nach der in der Nähe gelegenen Grenadier-Kaserne.

Alles wurde lebendig und binnen einer halben Stunde erscholl der Ruf durch die Straßen:

„Auf, zu den Waffen! Nieder mit Narvaez!"

Allein auch der Minister Narvaez, Herzog von Valencia, hatte bereits Kunde bekommen, daß sein Anschlag auf Serrano mißglückt sei, und in rasender Eile flogen seine Ordonnanz-Offiziere von einer Kaserne zur andern, um die Truppen zum Ausrücken zu kommandiren.

In wenigen Stunden war Madrid in ein Feldlager verwandelt; der größte Theil der Garnison stand jedoch auf Seite des General Narvaez, und es blieb dem General Serrano nur das rascheste Handeln übrig, um zum Ziele zu gelangen.

Narvaez hatte zwar noch vor kurzer Zeit gesagt, er würde mit dem Degen in der Hand sein Minister-Portefeuille vertheidigen, er hatte aber nicht darauf gerechnet, daß ein Theil der Garnison der Residenz von ihm abfallen könnte. In jedem Falle kam der verunglückte Handstreich gegen Serrano einer völligen Niederlage gleich.

Zu all' dem Unglück war nun auch noch die Hiobspost gekommen, daß in Katalonien ebenfalls wie in Kastilien eine republikanische Schilderhebung stattgefunden hatte; die Nachricht hiervon und zugleich die blutige Strenge, mit welcher die Revolution des Priesters Marino in Alt-Kastilien niedergeschlagen worden war, hatte auch die Gemüther der Madrider Bürger erhitzt.

Der Gemeinderath hatte sich in aller Eile im Rathhause zusammengefunden, und debattirte bereits über einen Aufruf an alle Spanier, die Waffen zu ergreifen gegen das verhaßte Militär-Regiment des

Narvaez. Verschiedene Häupter der republikanischen Partei hatten sich bereits in Madrid versammelt, um einen Hauptschlag gegen das monarchische System überhaupt zu führen.

Es war der 28. März 1847. Greller Fackelschein beleuchtete die Plaza Mayor, wo mehrere Batterieen Artillerie aufgestellt waren. General Serrano, der plötzlich durch den Anschlag des Ministers eine wichtige Persönlichkeit geworden, wurde nun als das militärische Haupt der Progressisten (Fortschrittler) angesehen, und da die Artillerie stets zur liberalen Partei gehalten, so konnte sich der General auf dieselbe verlassen.

Eine zahlreiche Suite von Offizieren war um ihn versammelt, Ordonnanzen sprengten auf und ab, die Artilleristen standen mit brennenden Lunten bereit, von ferne tönten die Hörner und wirbelten die Trommeln, und jeden Augenblick konnte Madrid das Schauspiel eines blutigen Kampfes zwischen der getheilten Garnison erleben.

Der Minister, General Narvaez, hielt zu Pferde unter dem Portal des königlichen Schlosses und besprach mit seinen Offizieren die Operation gegen die Empörer.

Senator Rosas befand sich wiederum in der Nähe des Ministers und schaute finster drein. Der Minister redete ihn an:

„Senator, seid Ihr nun auch noch der Meinung, daß ich mich verbünden müsse mit den Rebellen?"

Der Senator rief ihm zu: „Excellenz, Ihr habt falsche Züge gethan, mit unreinen Händen gespielt. So schlägt man seine Feinde nicht, — das ist schlecht von Euch, Ihr habt muthwillig die Revolution heraufbeschworen, und Ihr seid im Begriff, Spanien zum Fluche zu werden! — Tretet zurück von der Staatsleitung!"

„Ei, ei, Senator Rosas, Ihr spielt den Römer ganz vorzüglich. Jedenfalls laß ich Euch auf der Stelle arretiren, da Ihr mich schmäht und beschimpft und meine Autorität untergrabt," antwortete erbittert der Minister.

Ein Offizier ritt an die Seite des Senators, und winkte einigen Kavalleristen, ihn vom Pferde zu ziehen und in das Wachtlokal abzuführen.

Doch der Senator zog den Degen und wehrte sich, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte in den Schloßhof hinein, wohin ihn einige Offiziere verfolgten. Aber er machte sie durch geschickte Degenstöße kampfunfähig, sprang dann vom Pferde und stürmte nach den Gemächern der Königin.

Diese hatte sich schon mehreremale ängstlich erkundigen lassen, was denn eigentlich geschehe, denn der Tumult, der bis in ihre Gemächer heraufdrang, weckte die schreckhaftesten Erinnerungen der Kindheit in ihr, wo sie zuweilen vor den Büchsenkugeln durch Matten hatte geschützt werden müssen.

„Um Gottes und aller Heilgen Willen, was geht vor!“ jammerte Isabella. „Der Minister erscheint nicht, er ist mir, seiner Herrscherin, ungehorsam! Man läßt Niemanden aus dem Palaste, um Serrano zu rufen, o ich bin eine Gefangene, eine gemißhandelte Königin! Wer rathet mir, wer hilft mir!“ —

In der That war Isabella vollständig rathlos, da eine Hand fehlte, die sie geleitet, da ein Mund fehlte, der ihr die richtigen Ordres in die Feder diktirt hätte. Die Gräfin de la Cannada und die Marquise de Malpica verstanden sich nur auf Palast-Intriguen und Liebeleien, sie vermehrten nur noch den Jammer.

Der Palast-Gouverneur Pedro de Sequanilla ritt athemlos bald zum Minister, bald lief er auf den Corridoren umher; die Königin ließ ihn rufen, aber er machte sich stets rasch unsichtbar.

„Bomben Element, das ist zum Verrücktwerden! Jammern mir da die Frauenzimmer den Kopf voll und der Minister will auch mit der Sprache nicht heraus! Beim heiligen Pelayo! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, ich quittire noch heut meinen Dienst. Ich glaube gar, der Narvaez ist auf dem Essig, das heult und lärmt ja auf den Straßen, als wenn der Satan in Madrid regierte, möchte nur wissen, wer denn eigentlich rebellirt, damit ich mich bei Zeiten zu einer Partei schlagen könnte.“

So räsonnirte der dicke Pedro unaufhörlich und wischte sich alle Minuten den Schweiß von der Stirn.

Zu seiner Rettung lief ihm plötzlich der verfolgte Senator Rosas in die Arme mit dem Rufe:

„Gouverneur, wißt Ihr Euch denn gar keinen Rath?“

„Aber, bester Sennor, wer spektakelt denn eigentlich, wer empört sich denn? Ich weiß ja so wenig, was draußen vorgeht, wie Ihrer Majestät Kammerkätzchen.“

„Die Progressisten sind aufgestanden, weil Narvaez eine Dummheit begangen hat; Serrano steht an der Spitze der Rebellen, und wenn wir Beide nicht sofort der Königin klaren Wein einschenken, sitzt uns wieder der republikanisch-carlistische Wirrwar auf dem Halse. — Sennor, Ihr könnt Euch in diesem Augenblicke verdient machen um

Spaniens Ruhe, nur das Entlassungsdekret für Narvaez und Alles ist aus!"

Don Pedro verstand, und begleitete den entschlossenen Senator zur Königin.

Isabella trat erregt den beiden Männern entgegen und fragte:

„Was bringt Ihr? Ich bitte Euch, sagt mir die Wahrheit, ich glaube, Narvaez will mich entthronen."

Der Senator theilte in kurzen Worten den Sachverhalt mit, und die Königin ließ sich willig folgendes Dekret in die Feder diktiren:

„Ich entlasse in Gnaden den Minister Narvaez, Herzog von Valencia, und beauftrage den General Serrano mit Bildung eines neuen Ministeriums."

Der Palast-Gouverneur Don Pedro de Sequanilla eilte mit dem Decret zu dem Herzog, dessen Truppen eben mit der heranrückenden Kavallerie Serrano's handgemein zu werden drohten.

Ein anderer ergebener Offizier benutzte eine geheime Thür nach den königlichen Gärten, um auf Umwegen nach dem Stadthause zu gelangen, damit das Dekret sofort bekannt würde.

Doch dies war kaum nothwendig, weil General Narvaez, nachdem er die Ordre gelesen, seinen Degen einsteckte und zu den umstehenden Offizieren sprach:

„Sennores! Offiziere! Ihre Majestät die Königin Isabella hat mich entlassen! Thut Eure Schuldigkeit, um die Ruhe in Madrid wieder herzustellen. Ich gehe, — um einst wiederzukommen."

Narvaez begab sich zu Fuß zur Königin, die ihn aber nicht mehr empfing.

Narvaez hatte rasch das Spiel verloren, zugleich aber war der republikanischen sowohl als der carlistischen Partei ein Strich durch die Rechnung gemacht, denn die Soldaten fraternisirten mit einander, und General Serrano begab sich mit einer großen Suite von Offizieren und Abgeordneten der Cortes und des Gemeinderaths zur Königin Isabella.

Noch denselben Abend fanden eifrige Conferenzen unter den Führern der Fortschritts-Partei statt, und Pacheco und Salamanca traten auf Bitten Serrano's an die Spitze des neuen Ministeriums.

Serrano zog es nämlich zur Zeit vor, als Berather und Freund der Königin die Seele des neuen Regiments zu sein, ohne selbst ein Portefeuille anzunehmen.

Narvaez wurde mehrere Tage darauf, als die Gemüther sich beruhigt hatten, von der Königin Isabella empfangen und zum Gesandten in Paris ernannt. — Vorher fand auch, auf Wunsch der Königin Isabella, eine Versöhnung mit Serrano statt.

Dreißigstes Kapitel.

Die blutende Nonne Patrocinio.

Der Spuk mit der blutenden Nonne, den wir aus dem Kloster der „guten Frauen“ vom Monte de Pennas erzählt haben, hatte sich aus guten Gründen vor den Luchsaugen des Minister-Generals Narvaez verbergen müssen. Die Unthat, welche Eduardo de la Seda nur mit genauer Noth hatte verhindern können, und die vorherige Expedition des Juan de Alar zur Befreiung der Sikula waren für die „guten Frauen“ Gründe genug gewesen, die einsame, geheimnißvolle Abtei zu verlassen und in einer anderen Gegend ein Asyl zu suchen.

Wieder stehen wir vor jenem Kloster in der dürren Mancha, in dessen unterirdischen Gewölben schon mehr als einmal die Häupter der Gesellschaft Jesu ihren Kriegsrath gehalten haben. Wieder ist es Nacht, aber friedlich scheint der Vollmond auf die baumlose Haide und läßt die fernen Bergspitzen der Sierra Morena scharf sich abheben von dem wolkenklaren Himmel.

Feierlich rauscht die Orgel heraus in die nächtliche Stille und der Chorgesang der Mönche fällt voll und stark ein. Wir treten ungesehen in das Kloster und mischen uns unter eine Menge hoher Prälaten und unscheinbarer Mönche, würdig aussehender Laien in altspanischer Tracht und im Soldatenkleide. Sie wallen mit gefalteten Händen nach der Kirche und sind im Begriff, eine Art von Triumphfest zu feiern.

Der Gesang der Mönche ist eine Jubelhymne, denn dem Orden der Jesuiten ist Heil widerfahren.

Doch welch' seltsames Schauspiel bietet sich dar!

Dicht vor den Stufen des Hochaltares kniet eine Nonne, das

einzige weibliche Wesen in der Gesellschaft der Männer, die sich in ehrerbietiger Entfernung von ihr halten. Aller Augen sind auf sie mit frommer Spannung gerichtet, und als die Jubelhymne der Mönche verklungen ist, und die letzten Accorde der Orgel sich an den majestätischen Gewölben gebrochen haben, da erscheint vor dem Altar ein Greis mit ehrwürdigem langen weißen Barte, in der einfachen Tracht der Patres von der Gesellschaft Jesu.

Alles geräth in Bewegung und drängt nach dem Altare, nur die Nonne sinkt nieder auf das Antlitz und verharrt unbeweglich in dieser Lage.

Der greise Jesuit beginnt: „Heil ist diesem Kloster wiederfahren, denn der Herr hat es gefügt, daß seine begnadigte Magd, die Schwester Sor Maria Raphaele del Patrocinio, heut ihre heiligen Wunden den Brüdern der Gesellschaft Jesu zeigen wird, zum Heile der bedrängten Gemüther und der geängsteten Herzen. Preis und Anbetung sei ihm bis in alle Ewigkeit, Preis und Anbetung sei dem Gottessohne, der sich herniedergelassen zu seiner Magd und sie erwählet hat zur Himmelsbraut, und der sie begnadigt hat mit seinen heiligen Wundmalen, damit die Menschheit erlöset werde von allen Uebeln des Leibes und der Seele, und der Glaube gestärkt werde an die überirdischen Gnadenmittel und Wunder der alleinseligmachenden apostolisch-katholischen Kirche!"

Wieder brauste die Orgel und erscholl der Gesang der Mönche. Die Menge der Priester und gläubigen Laien kniete nieder, als die Klingel des Sakristans ertönte, und der Jesuitenpriester die Monstranz aus dem Tabernakel holte und den Andächtigen zeigte.

Die Orgel und der Gesang verstummten. Der Priester erhob seine gefalteten Hände und sprach mit tiefem Baß ein langes, lateinisches Gebet. Dann trat er einen Schritt vor und rief, seine Blicke auf die noch immer unbeweglich daliegende Nonne heftend:

„Schwester Sor Maria Raphaele del Patrocinio! Erhebe Dich, Du Gebenedeite, und enthülle die heiligen Wundmale, die der Herr auf Deinen schwachen, sterblichen Körper gezeichnet hat und laß sie sehen, damit das gottselige Geheimniß kund werde und wahrhafte Zeugen auftreten können, um der erhabenen Wahrheit die Ehre zu geben!"

Die Nonne erhob sich und schritt langsam einige Schritte vorwärts. Ihre Züge trugen noch einige Spuren längst verblichener Schönheit, aus den Augen blickte eine gewisse menschenfeindliche Härte; es war, als wären sie nur die Fenster in ein schon lange ausge-

branntes Innere, wo zwar einst Leidenschaften getobt hatten, an deren Stelle aber die Entsagung, die Kasteiung, vielleicht auch das Dogma der Lüge und des Betruges getreten waren.

Der Mund war fest zusammengepreßt und der Zug der Entschlossenheit, der in zwei starken Falten an den Mundwinkel hervortrat, vollendeten den fast abschreckenden Eindruck, den das Aeußere der Nonne machte.

Auf einen Wink des Jesuitenpriesters erschienen zwei verhüllte Frauen von den „dienenden Schwestern" des Ordens, dem die Patrocinio eigentlich zugehörte. Die Frauen begannen den Oberkörper der Nonne zu entkleiden, welchem Geschäft die andächtige Menge mit demuthsvoller, betender Gebehrde zusah; doch hätte wohl ein geübter Menschenkenner in dem Antlitz manches Klosterbruders die sündige Flamme entdecken können, über welche die aschenfarbige Frömmigkeit nur mit großer Mühe sich breitete.

Gewiß — die Masse der Anwesenden bestand ja zum größten Theil aus Leuten, die den frommen Betrug übten des großen Zweckes wegen.

Nicht lange dauerte es, da war die Nonne Patrocinio bis zur Brust entkleidet. Blutig glänzte auf der letzteren das Kreuz, und immer noch rannen kleine Tropfen aus den offenen Wunden.

Man sah es der Nonne an, daß sie an dergleichen Schaustellungen gewöhnt war, denn mit der stumpfen Gleichgültigkeit der indischen Säulenheiligen, ließ sie es geschehen, daß einzelne fromme Patres hervortraten und mit verzückten, andächtigen Gebehrden ihre Hände auf den Kreuzmalen ruhen ließen.

Die Messe begann und die Nonne Patrocinio verbrachte die Zeit in liegender Stellung, das Gesicht und die bloße Brust auf die kalten Steine gepreßt. Mit allem Pomp der Kirche ward das Hochamt celebrirt, und als die letzten Klänge der Orgel verrauscht waren, leerte sich allgemach die Kirche, die Mehrzahl der Mönche kehrte nach ihren Zellen zurück, die Laienbrüder ritten auf ihren Pferden heim oder suchten zu Fuß die nächsten Herbergen auf. Nur ein kleiner Kreis von betagten Häuptern, unter denen wir den Zigeuner-Pater Ben Haschem und den Prior des Klosters erkennen, blieb in Gesellschaft der Patrocinio zurück, um eine wichtige Berathung zu halten.

Das Ergebniß der Unterredung der Nonne Patrocinio mit den Erleuchteten des Jesuitenordens betraf die Maßregeln, die man von dieser Seite aus gegenüber der neuen politischen Lage zu fassen gedachte.

Die neuen Minister waren mehr im Nachtheil als ihre Vorgänger, denn Herr Pacheco und seine Collegen hatten nicht soviel Verbindungen mit dem Clerus, um immer unterrichtet zu sein, von dem, was geschehen sollte, wie es der nach Paris geschickte General Narvaez gewesen war.

Auch hatten die neuen Minister keine Ahnung davon, daß die Königin Isabella auf geheime Weise mit der Pfaffenpartei im Verkehr stand; selbst der heißgeliebte Günstling der Majestät: General Serrano, wußte nur äußerst wenig von dergleichen Dingen, doch er sollte bald mehr erfahren. —

* * *

Wieder war es Nacht in den Straßen von Madrid, eine milde Frühlingsluft trug die Düfte von blühendem Jasmin und Rosenbüschen über die dunkle Stadt.

In der Straße de la Constitution stand ein hohes, altergraues Haus; das Schweigen der Nacht lag auf ihm gebreitet, nur aus dem obersten Stockwerk leuchtete der träumerische Glanz eines Lämpchens.

Der karge Schein fiel auf ein Mädchen-Antlitz von hinreißender Schönheit, es war belebt von zwei Augen, die mit königlichem Glanze und himmlischer Milde zugleich ein Gesicht belebten, das in allen seinen Zügen den Stempel des höchsten Seelenadels trug. Unter der hohen, reinen Stirn konnten nur reine Gedanken gedacht werden, und goldene Locken umrahmten wie ein Heiligenschein das liebliche Madonnengesicht des kaum siebenzehnjährigen Mädchens.

Sie war damit beschäftigt, aus einem neben ihr stehenden Blumenkörbchen sorgsam diejenigen duftigen Gaben auszuwählen, die sich schön zu einem Kranze winden ließen. Das liebliche Mädchen sang mit ihrer glockenreinen Stimme eine schwermüthige Romanze dazu, deren einzelne Worte der Wind hinaus trug in die schweigende Straße. Zuweilen schaute sie von ihrer Arbeit auf und richtete die dunklen Augen nach dem offenen Fenster, hielt einen Augenblick inne und lauschte, als erwarte sie noch Jemanden zur späten Nachtstunde. —

Sie hatte nicht vergebens geharrt, die Treppe knarrte draußen, eilende Tritte wurden hörbar und bald darauf that sich die niedrige Thür auf und ein hochgewachsener junger Mann trat ein. Hastig warf er den leichten Spitzhut auf den Tisch und fessellos flogen die dunkeln Locken um ein bleiches, anziehendes Gesicht.

Das Mädchen warf Kranz und Blumen in jubelnder Hast bei

Seite und umstrickte den, wie es schien, heißersehnten Freund mit ihren Armen, zog ihn stürmisch an ihren Busen und drückte schnell eine Anzahl Küsse auf den Mund des Geliebten.

„Verzeih' mir, theure Inez," begann dieser, „wenn ich erst so spät komme, aber ich habe gar seltsame Dinge erlebt heut den Tag hindurch, und nun eil' ich zu Dir, um mein stürmendes Herz zur Ruhe zu bringen, um von Deinen Lippen Weisheit zu trinken. Nicht wahr, kleine Zauberin, Du wirst mir wieder sagen, was Dein reines Herz für mich empfunden hat?"

Das Mädchen schaute mit gespanntester Erwartung und Inbrunst in die Augen des Geliebten, als wollte sie ihm bis auf den Grund der Seele sehn.

„Ach, mein José, wann werd' ich Dich ganz besitzen? Wann wird der böse Bann durchbrochen sein, der Dich umgiebt. Sieh, Geliebter, ich glaube an Dich, wie an den lieben Gott, ich liebe Dich so rein, so schuldlos, als wenn Du mein Bruder wärst, aber ich weiß nur, daß Du mein José bist, weiter weiß ich nichts von Dir."

José sah forschend das schöne Kind an, und sagte dann:

„Inez, sollte das Letzte ein Vorwurf sein? Würdest Du mich noch mehr lieben können, wenn Du wüßtest, wie mich die Welt nennt, wenn Du klar wärst über mein Thun? Seh' ich aus, wie Einer, der betrügt, seh' ich aus, wie Einer, der seinen Namen verschweigt, um eine schlimme That zu verbergen?

„Inez, nur noch wenige Monate und Du sollst mein Weib sein, dann ist meine Mission vollendet; denke unterdessen, ich sei ein Bettler, denke, ich sei ein Straßenarbeiter, nie aber denke Schlimmes von mir. Kennst Du nicht mein Herz, meine Seele, meine Gedanken, meine Liebe?

„Sieh', Du liebst den Himmel mit seinen unzähligen leuchtenden Sternen, kennst Du ihn aber genau, kannst Du die Sterne zählen? Du liebst dort die schönen Blumen, aber Du nennst sie kaum mit Namen; Du liebst den süßen dufterfüllten Nachtwind des Frühlings, der Deine Wangen küßt und Dir von meiner Liebe erzählt, aber Du weißt nicht, woher er kommt und was er sonst noch zu thun hat — und fragst nicht einmal danach — so liebe mich, Inez!"

Er umarmte das gläubig ihm in die Augen schauende, herrliche Mädchen mit stürmischer Zärtlichkeit und preßte es an seine Brust. Dann ließ er die Geliebte sanft niedergleiten auf den einfachen, groben Schemel und setzte sich neben sie.

„Laß Dir eine Geschichte erzählen, meine Inez," begann José.

„Einst lebte in der fernen Sierra Morena, in einem verborgenen Thale, in welches die schneebedeckten Bergspitzen niederschauten, ein braves, armes Ehepaar. Sie nährten sich von dem kargen Ackerbau auf den steinigen Berglehnen und von einer kleinen Heerde Schafe.

„Sie waren gute Nachbaren, und Gastfreundschaft war das heilige Gesetz ihrer Armuth; niemals ist ein Fremder von ihrer Thür gegangen, ohne reich erquickt worden zu sein. Deßhalb wurden sie von allen Bewohnern des Thales hoch gehalten und geliebt, und von weither kamen die Leute, um sich über dies oder jenes Rath zu holen, denn die beiden, Mann und Frau, kannten alle heilenden Kräuter des Gebirges und der Mann hatte außerdem eine kleine Bibliothek gelehrter Bücher.

„Aber Einer haßte die braven Leute, haßte auch ihren einzigen Sohn, obgleich dies ein unwissendes Knäblein war von zehn Jahren; und dieser Eine war der Pfarrer des nächsten Dorfes, ein finsterer Mann, von dem die Leute viel Schlimmes sprachen.

„Der Grund seines Hasses war der Umstand, daß das brave Paar so hoch geachtet wurde und zugleich im Rufe stand, heimlich der Religion des großen Moses anzuhängen. Dem Aeußern nach gehörten wirklich die guten Leute dem jüdischen Stamm an, aber was konnten sie dafür?

„Sie gaben ihren Zehnten, sie thaten ihre Pflicht und gingen zuweilen zur Messe, und dennoch ruhte immer das Auge des Priesters auf ihnen.

„Eines Tages, — es war im Jahre 1834 während des schrecklichen Bürgerkrieges — drang eine Schaar bewaffneter Leute in das Thal, geführt von dem Priester, überfiel die Hütte des würdigen Ehepaares und wollte Beide fortschleppen. Allein des biederen Israeliten Augen flammten auf in edlem Feuer und er öffnete den Mund zu einer furchtbaren Verwünschung: „Fluch Dir, Du abtrünniger Sohn Israels, der Du Dich verkauft hast den Jesuiten, fluch Dir, Du böser, böser Sohn eines rechtgläubigen Vaters! Fluch Dir, der Du die Hand legst an Deinem Bruder! Hab' ich Dir je etwas angethan? Hab' ich Dich je als meinen leiblichen Bruder verrathen? Ha, lehrt Dich das der Christenheiland?"

„Bindet den Juden!" rief wuthsprühend der verboßte Priester den Banditen zu, „stopft ihm den Mund mit dem Knebel, damit er nicht fortfahre in seinen Lästerungen."

„Aber der Alte wehrte sich verzweifelt und sein Weib stand ihm

bei, auch das Knäblein ergriff ein Messer und verwundete einen der Banditen. Doch bald waren die Opfer der Rachsucht und der Religionswuth übermannt, und aus unzähligen Wunden blutend hauchte der Israelit seine Seele aus, nachdem er noch leise geflüstert hatte:

„Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, Rache, Rache!" —

„Sein verzweifelndes Weib ergriff das Messer und stieß es sich in die Brust, daß sie lautlos zusammensank. Den Knaben, der bewußtlos von einem Kolbenschlage dalag, banden die Unholde und schleppten ihn fort. Die Hütte loderte in Flammen auf und nur ein geübter Blick kann heute noch die Stätte wiederfinden, wo das stille Glück des jüdischen Ehepaares geblüht hat.

„Der elternlose Knabe wurde in ein Kloster gebracht und in der christlichen Religion und vielen anderen Dingen erzogen, und als er in seinem fünfzehnten Jahre die Taufe empfing, da bekannte er wohl mit den Lippen die Lehre des Gekreuzigten, aber in seinem Herzen lebte der Haß gegen die Christen, die ihm Vater, Mutter und Heimath geraubt, die ihn mit unsittlichen Lehren zu vergiften getrachtet hatten, und die ihn zu einem Werkzeug ihrer Ränke auszubilden suchten, und er schwor, sich an den Mördern und Verführern zu rächen.

„Der Jüngling wurde zum Priesterstande gezwungen, nach Rom geschickt, wo er die Weihen empfing und dann nach Deutschland gesendet, um bei dem päpstlichen Nuncius in Wien die Geschäfte eines geistlichen Secretairs zu versehen.

„Sein Vorgesetzter, ein Cardinal, gab ihm mehr als einmal den Wink, er möge lustig und frei leben und das Geld nicht schonen, denn so glaubte man im Strudel der Lust alle früheren Erinnerungen und besseren Regungen zu ersticken, und ein gutes, gehorsames Werkzeug aus dem Jüngling zu machen; aber der gute Gott führte ihn wunderbar mit einem Mädchen zusammen, das sein Herz fesselte, und sie, die holde Nanny, blies den glimmenden edeln Funken zur Flamme an, führte ihn in das Haus ihrer protestantischen Eltern, wo der päpstliche Secretair ein anderes, besseres Christenthum, die wahre Religion der Liebe kennen lernte.

„Seitdem zog Ruhe in das Herz des jungen Mannes ein, er verließ seine glänzende Stellung, wurde Protestant und gab spanischen Sprachunterricht, um ein karges Brot zu verdienen, und um dereinst seine geliebte Nanny als Frau heimführen zu können. Aber der Himmel wollte es anders; denn das schöne deutsche Mädchen starb und

an ihrem Sarge beweinte der Spanier in der Fremde sein gestorbenes Jugendideal.

„Da litt es ihn nicht mehr in dem kalten Lande, und seine Seele ergriff eine gewaltige Sehnsucht nach dem sonnigen Spanien, nach der schönen Heimath.

„Nun begann ein neues Leben für den Verwaisten; um den Schmerz um sein Liebstes zu vergessen, ward er ein Freifechter von der Feder, ein Mann der Freiheitsideen, denn — nicht in dem Blute des Priesters, der ihm die Eltern geraubt, wollte er seine Rache kühlen, nein, er hatte es geschworen, sein Leben lang zu kämpfen gegen die Tyrannei der Pfaffen, die Unterdrücker des Vaterlandes, für Licht, Recht und Freiheit, für das wahre Christenthum.

„Freilich hat er viele offene und heimliche Feinde, die sich Mühe geben, jeden seiner Schritte zu bewachen, denn er ist gebrandmarkt als Rebell, Aufwiegler, Volksverführer und Ketzer. Wohl hätte er längst tollkühn sich in die Gefahr gestürzt, um im Tode sein Herz zu beruhigen, aber er fand einen neuen Frühling, er fand seine — Inez! —

„Inez! Inez! Ich bin der Ketzer, ich bin es, Dein José!"

Des jungen Mannes Haupt sank an des Mädchens Busen.

Es war so still in dem ärmlichen Gemach der Kränzewinderin, daß man eine Fliege hätte summen hören können, und hell schlug es vom nahen Thurme Mitternacht. Inez's Thränen tropften leise auf die Locken des Geliebten, sie flüsterte leise:

„José, mein Herzgeliebter! Sieh' mich an, ich kann Dich nicht traurig sehen."

José erhob das Haupt und sah die Geliebte lange ernst und schwermuthsvoll an; dann begann er:

„Und Du liebst den Sohn des Abtrünnigen, den Sohn des Juden, den Ketzer noch?"

Inez küßte ihn statt der Antwort auf die brennende Stirn und auf die bleichen Wangen, küßte ihn feurig auf den Mund und setzte dann mit einem unsagbaren Blick hinzu:

„Dein Gott sei mein Gott, und Deine Religion die meine! Ich liebe Dich so unendlich, daß mich nur der Tod von Dir reißen könnte! Ich schwöre es!"

Ihre letzten Worte sprach sie langsam und feierlich mit den tiefsten Tönen ihrer Stimme.

„Inez" — erwiederte José, indem eine himmlische Heiterkeit über

sein Gesicht zog, — „Inez, Du hast mir Alles wiedergegeben: Frohsinn, Herzensruhe und Kampfesmuth!“ —

Das Liebespaar tauschte wortlos einen heißen Kuß um den andern.

Da pochte es plötzlich an die Hausthür unten; Inez fuhr zusammen und wurde bleich, ihren bebenden Lippen entfuhr der leise Ruf:

„Die blutende Nonne kommt, o Du mein Gott, was wird sie mir heut bringen!“

José horchte gespannt und sprach erregt:

„Das Scheusal — die Betrügerin — was will sie bei Dir?“

Aber Inez preßte ihm die Hand auf den Mund und sagte flüsternd:

„Erbarme Dich, José, und verberge Dich, daß die Schreckliche Dich nicht hört, — ach José, rette mich bald aus ihren Händen; auch ich bin eine Leibeigene der Kirche; ich bin — ein Findelkind, man sagt, ich sei im Kloster geboren und die Patrocinio soll meine Pflegemutter gewesen sein, aber sie ist entsetzlich, ich kann sie nicht lieben, eine Hexe muß sie sein, denn sie weiß Alles! Verstecke Dich hier in diesen Korb, ich decke Dich mit den Blumen zu,“ — hauchte Inez in fliegender Hast.

Kaum war José geborgen, da kam es tappend die Treppe herauf und gleich einem Nachtgespenst trat die Nonne ein.

Mit erkünstelter Heiterkeit erhob sich Inez, küsste ihr demüthig die Hand und nannte sie:

„Ehrwürdige Mutter!“ —

Die Patrocinio sah sich erst im Gemach um und begann darauf:

„Ei, ei, Mädchen, hat Dir der Himmel noch keinen Geliebten bescheert, stets fand ich Dich allein, wenn ich zu Dir kam.“

Inez erröthete; doch die Nonne fuhr mit der Hand über das blonde Lockenhaar des Mädchens und neigte sich flüsternd zu dem Ohre desselben:

„Du weißt doch, wenn Du fein fromm bleibst und gehorsam, und Deinen Rosenkranz fleißig betest, wird Dir der Herr auch einen schmucken Mann bescheeren, und wisse nur, einen Tag gefastet und gebetet wiegt eine Nacht auf in den Armen des Liebhabers.“ —

Die Züge der Nonne, die sonst so hart und streng waren, verzerrten sich zu einem widerlichen Lächeln und wiederum begann sie:

„War wirklich noch keiner bei Dir? erzähle mir's frisch und munter, ich kann Dir rathen und helfen, ich bin mächtig und klug."

Inez schüttelte stumm das Haupt und ein leiser Schauer vor den lüsternen Fragen der alten Klosterschwester fuhr durch ihren Körper.

„Nein, ehrwürdige Mutter, ich habe noch kein Verlangen nach einem Manne gehabt und werde wohl auch nie daran denken!"

„Närrchen Du," entgegnete die Patrocinio, „so sagen Alle, wenn sie unwissend sind. Es ist mir gar nicht recht, daß Du so trübselig drein schaust, sieh, Schätzchen, ich komme in einem Auftrage der heiligen Väter zu Dir. Morgen, wenn die Abendglocke läutet, wird ein schöner Mann zu Dir kommen, es ist der berühmte General Serrano. Neulich, als Du Blumen nach dem Palaste der Königin trugst, sah er gar verliebt auf Dich und hat seitdem nach Dir eifrig gefragt.

„Sei nicht spröde, Püppchen, wenn er kommt, es ist Dein Glück, und wenn Du die hingebende feurige Schöne spielst, wenn Du ihn in Feuer und Flammen setzest, so leistest Du der heiligen Kirche einen hohen Dienst und baust Dir eine Stufe in den Himmel. Aber sprich nicht von mir, hörst Du, Kind, sprich nicht von mir, denn ich bin das leibhaftige Geheimniß; dann frag' ihn aus nach seinen Freunden, schwatze ihm vor, Dein Bruder sei ein Ketzer und Liberaler und Du wärst das auch, o dann wird er Dir viel erzählen — und das Alles berichte mir getreulich wieder; Du weißt, daß ich jetzt im königlichen Palaste wohne. Nun kniee nieder, Kind, bete und nimm meinen Segen." —

Inez hörte Alles schweigend an, nickte dann mit dem Kopfe, kniete nieder und betete, freilich aber nicht, was die Nonne wünschte, sondern was ihr Herz bewegte; sie betete leise:

„Herr, führe mich nicht in Versuchung und erlöse mich von dem Uebel!"

Ein richtiger Instinkt sagte ihr, daß sie nun einmal heucheln müsse, um der verhaßten Klosterpflegemutter kein Mißtrauen einzuflößen, und nicht José zu verrathen.

Dieser hätte in seinem Korbe vor Wuth bersten mögen, aber er hielt an sich, um nicht von vorn herein das Spiel zu verderben; er wußte sehr genau, daß die blutende Nonne Patrocinio, seit sie bei Hofe wohnte, gar gewaltigen Einfluß hatte, und daß es ihr ein leichtes gewesen wäre, ihn der Polizei in die Hände zu liefern. —

Die Nonne Patrocinio war schon einige Minuten fort, da flog Inez leise zur Thür, verriegelte sie, löschte das Licht aus und warf sich an die Brust José's, der seinem Korbe wieder entstiegen war.

„Was soll ich thun, Geliebter? — Du hast gehört, daß man mich zu einer Buhlerin stempeln will, und eher sterb' ich, José! Hilf mir, rathe mir!" — sprach Inez leise.

José antwortete flüsternd:

„Ich durchschaue diesen Höllenplan. General Serrano, der jetzt das Ruder des Staates führt, ist den Pfaffen und Klosterbrüdern zu liberal; sie wollen ihn beseitigen, und dazu braucht man Dich. Du sollst ihn zuerst aushorchen, dann wird man es veranstalten, daß die Königin, die den General mit Leidenschaft liebt, aus Deinem Munde erfährt, wie Du ihre glückliche Nebenbuhlerin geworden bist, und dadurch wird man den General verbannen können."

José hatte in der That richtig geahnt. —

Noch eine Stunde verweilte José im glücklichen Liebesgeplauder mit der holden Inez, und dann schlich er sich leise aus dem Hause, um noch unter dem Schutze der Nacht in das einsame Dörfchen am Manzanares zu gelangen und seine Vorbereitungen zur Vereitelung des Planes der Patrocinio und zur Entführung der Inez zu treffen. Das Mädchen durfte nicht länger den Wölfen im Schafskleide ausgesetzt bleiben, die sie nur als willenloses Werkzeug für ihre Zwecke gebrauchen zu können glaubten.

Während das Liebespaar in süßer Wonne gekost hatte, wurde im königlichen Palast eine nächtliche Andacht abgehalten.

Die Nonne Patrocinio betete mit der jungen Königin und entkleidete sie dann, denn nun begannen die geistlichen Exercitien, welche allwöchentlich einigemale vorgenommen wurden und auch mit leiblichen Kasteiungen verbunden waren.

Wie wand sich die junge Fürstin bei den strafenden Worten der Nonne und hob das fiebernde Auge zum Gekreuzigten empor!

Die Bedauernswerthe war der festen Ueberzeugung, daß die Züchtigung sie wieder rein mache von aller Sünde und sie berührte am Schluß der geistlichen Exercitien, zu denen der alte Beichtvater seine lateinischen Gebete hersagte, mit frommer Inbrunst die blutenden Kreuzesmale der Nonne.

„Mutter, ehrwürdige Mutter! Habt Ihr mir nichts zu sagen, „Ihr wißt die Zukunft!" rief in schwärmerischer Andacht die Königin, die fest an die wunderbare Nonne glaubte.

Die Patrocinio starrte mit verzückten Augen empor zur Decke des Gemachs und das gedämpfte Licht warf einen geisterhaften Schein auf die abstoßenden Züge der Heiligen. Sie rief:

„Ich sehe den Himmel offen und die Jungfrau Maria sitzend zur Rechten des heiligen Sohnes; und siehe! aus dem Abgrund des Fegefeuers erhebt sich ein Mann mit einer Krone auf dem Haupt — es ist der Vater meiner Königin Isabella, der König Fernando.

„Seine Missethat ist abgebüßet, 'und schon streckt die heilige Jungfrau die Hände nach ihm aus, aber" — — sie stockte und sah mit drohender Gebehrde die Königin an — — „Ihr müßt noch mehr büßen und der Kirche gehorsam sein, wenn Ihr erlösen wollt den Geist Eures Vaters aus der Qual."

„Sprecht, was soll ich thun, heilige Mutter!" fragte erbleichend Isabella.

„Der Herr wird es Euch kund thun, ich bin nur seine Magd. Nun geh' ich, nun seid Ihr rein, und Gott und die Jungfrau mögen Euch schöne Träume geben."

Die Nonne verabschiedete sich und die Königin sank noch einmal vor dem Altare nieder, während schon im Osten der Himmel graute.

Einige Thüren wurden geöffnet und geschlossen, Tritte nahten dem Schlafgemach der Königin. Diese warf rasch das Tuch über den Altar und sah erwartungsvoll nach der Thür.

Ueberlassen wir die Königin den Armen des — Traumgotts.

Wer war denn aber die Patrocinio eigentlich? Geheimnißvoll wie sie in unsere Erzählung eintritt, so geheimnißvoll war ihre Abkunft, ihr früheres Leben.

Sie war ein Fräulein Quiroga und schon Anfang der dreißiger Jahre verbreitete sich der Ruf ihrer Wunder aus dem Kloster Caballero de Gracia bei Toledo durch ganz Spanien.

Erst war sie eine Vertraute des Don Carlos gewesen, doch seit einiger Zeit wohnte sie im Palast zu Madrid und machte mit der jungen Königin geistliche Exercitien.

Spätere Ereignisse sollen den Schleier von ihrer Vergangenheit ziehen! —

Einunddreißigstes Kapitel.

Der schlaue Salamanca.

In der Umgebung der Königin hatte sich seit dem Sturze des General Narvacz eine höchst gemischte Gesellschaft zusammengefunden.

Unter den Personen, die es neben Serrano, dem Günstling der Königin Isabella, verstanden, bedeutenden Einfluß auf die junge Königin auszuüben, ragte besonders der schlaue Salamanca, Mitglied des Kabinets des Pacheco, hervor.

Er war ein Emporkömmling; Geschäftsgeist und umfangreiches Wissen hatten ihm die öffentliche Bahn zu den höchsten Aemtern und Ehren geöffnet. Was seinem Einfluß besonders zu Hilfe kam, waren die bedeutenden Geldmittel, welche ihm zu Gebote standen.

Das Palais des reichen Staatsmannes Salamanca war der Tummelplatz der hervorragendsten Geister, der Sammelpunkt der Intelligenz Spaniens.

Heut ist es noch still, gewiß die täglichen Gäste ziehen es vor, den herrlichen Frühlings-Abend im Freien zu genießen und erst dann, wenn die Nacht heraufgestiegen ist, sich in den glänzenden Salons des Geldherrschers einzufinden.

Ein Mann im mittleren Mannesalter promenirt in einem der glänzenden Säle, der erst halb erleuchtet ist, so daß die Spiegelwände nur ein unheimliches Halbdunkel widerstrahlen.

Das lebhafte Mienenspiel des Hausherrn — denn Salamanca ist es selbst — verräth, daß er mit irgend einer wichtigen Angelegenheit beschäftigt ist; er spricht laut vor sich hin, denn kein Horcher ist in der Nähe.

„Wahrhaftig, die richtige Beleuchtung hier, gerade so sieht es in unserem schönen Spanien aus; und wer in diesem Halbdunkel etwas ausführen will, darf den Leuten nicht die Blendlaterne vor die Nase halten, dann werden sie kopfscheu. Schade, schade um die vielen ehrlichen Leute unter den republikanischen Fantasten; sie sind grundbrave Kerle, aber — schlechte Musikanten. Was soll man mit ihnen anfangen! —

„Statt sich mit uns zu verbinden, die wir uns auf die Komödie verstehen, rennen sie wie die wilden Pferde in's entgegengesetzte Lager; Feuerwerker von Profession, sind sie doch untauglich zu jeder rechtschaffenen, glatten Intrigue.

„Beim heiligen Jago de Compostella! Der Becher der Buhlerin und das Geld des Wechslers dürfen nimmermehr fehlen in unsern Combinationen.

„Da spiel' ich nun schon seit vier Wochen Schach, mache Zug um Zug, aber der vermaledeite Serrano steht vor dem Schlafgemach der Königin, wie der Erzengel Michael, und spielt die Majestät in Spanien. Bei solchem Skandal, über den schon jeder ehrbare Spanier erröthet, kann unser liberales System auf keinen grünen Zweig kommen. Teufel auch, ob der Serrano mit der Patrocinio unter einer Decke steckt?

„Halt, ich hab's!

„Zenaide, das schlaue Kammerkätzchen wird sich keine Scrupel machen, wenn sie vom reichen Salamanca einen höhern Gehalt bekommt, als von Ihrer apostolischen Majestät der Königin Isabella.

„Für Geld ist Alles feil in Spanien."

Der Staatsmann klingelte.

Ein Kammerdiener, dessen Physiognomie man eine confiscirte nennen konnte und den sein Herr gern zu vertraulichen Sendungen verwendete, erschien.

„Barbilla, — würdest Du mir den Teufel aus der Hölle holen?"

„Warum nicht, wenn Ew. Excellenz den Weg mit spanischen Thalern belegen!" antwortete der Kammerdiener mit schlauem Lächeln.

„Nun, Du verstehst Dich auf kitzliche Missionen; hast Du nicht einmal eine Liebelei mit dem Kammerkätzchen der Königin Isabella gehabt?" fragte Salamanca weiter.

„Ja, Sennor."

„Gut; vermöchtest Du sie noch heute Nacht hierher zu bringen? Du weißt, daß ich kein Knicker bin. Aber, Barbilla, Zenaide ist schlau, sieh Dich vor, daß Du mich nicht compromittirst, ehe Dir die Sache geglückt ist; den ersten Theil der Angelegenheit nimmst Du auf Dein Conto, das Andere werd' ich besorgen. Geh' und mach' Dir keine Schande." —

Der witzige Barbilla verschwand bald darauf.

Wenige Minuten darauf ward José Martinez gemeldet.

„Er ist mir herzlich willkommen!" rief Salamanca, und eilte der Thür zu, wo der Angemeldete eintreten mußte.

Wir erkennen den schönen Geliebten der Blumenwinderin Inez.

Die Aufregung ist in seinen Zügen zu lesen und wild ruft er schon beim Eintreten dem langjährigen Gönner und Wohlthäter zu:

„Excellenz, ich komme zu Ihnen in höchster Empörung meines Innern; Sie wissen, daß ich ein Mädchen aus dem Volke liebe."

„O ich weiß, daß mein junger Freund ein Schwärmer ist," entgegnete in heiterster Laune Salamanca.

„Sie richten hart, aber ob Schwärmer, ob nicht; es handelt sich darum, einen Streich der Jesuitenpartei zu pariren und zugleich meine Braut vor jenen Grimmigen zu retten."

Salamanca wurde aufmerksam und horchte mit höchster Spannung, als ihm José Martinez ausführlich von der belauschten Unterredung zwischen der Nonne Patrocinio und seiner Braut Inez erzählte.

„Ich habe natürlich", fuhr Josè Martinez fort, „im Laufe des heutigen Tages meine Inez in Sicherheit gebracht, aber lange kann das arme Kind nicht bei den schlichten Leuten in dem Dörfchen bleiben, wo ich selbst oft ein Versteck gefunden habe. Ich kenne aus eigener Erfahrung zu genau die Zähigkeit der Pfaffen im Verfolgen ihrer Pläne. Inez ist von geheimnißvoller Abkunft und ich habe sogar die Ahnung, daß die Nonne Patrocinio, die sich stets als Pflegemutter meiner geliebten Braut benimmt und versichert, diese sei eine Leibeigene der Kirche, wohl gar die wirkliche Mutter derselben sein könnte. Inez selbst scheint daran noch nicht gedacht zu haben.

„Großmüthiger Freund, Sie haben dem blutarmen Flüchtling gastlich Ihr Haus geöffnet, retten Sie nun auch das treffliche Mädchen, das ich aus ganzer Seele liebe, weil es mich begreift und all' ihr Hoffen auf mich setzt!"

„Mein lieber Freund," wandte sich Salamanca von einem guten Gedanken beseelt an Josè.

„Sie sehen, daß wir für die Sache des Liberalismus nur auf Schleichwegen wirken können; wir müssen ganz und gar der Fährte unserer gefährlichsten Feinde, der Clericalen, folgen; wir müssen die Nonne Patrocinio und den Pater Claret zu unsern Werkzeugen machen, koste es, was es wolle. Sie kennen ja einigermaßen die Schleichwege, Josè, sind ja einmal selbst Pfaffe gewesen, wie?"

Josè zeigte im Augenblick keine große Lust, tiefer in das Gespräch einzugehen und gestand ganz aufrichtig:

„Excellenz, nehmen Sie mir vor allen Dingen die Sorge um mein Lieb vom Herzen, dann bin ich wieder der vorige Wühler und Agent der Partei. So lange mir aber der Gram über das Schicksal meiner Inez den Arm lähmt, würde ich nur Ungeschicklichkeiten begehen."

„Schnurrige Leute seid Ihr Verliebten," warf der Staatsmann ein. „Nun denn, nehmen Sie sich drei meiner stärksten Leute und bringen Sie das Mädchen auf mein Landgut bei Toledo. Dort wird Donna Inez wohl aufgehoben sein, denn die Frau meines Pächters ist mir und meiner Sache treu ergeben."

José verabschiedete sich eilig, denn die Zeit drängte, da die Nacht zur Ausführung eines solchen Planes gerade geeignet war.

Der junge Mann hatte sich kaum entfernt, da schlüpfte schlau lächelnd Barbilla, der Kammerdiener, zur Thür herein und flüsterte seinem Herrn zu:

„Zenaide befindet sich in meinem Zimmer, sie ist darauf vorbereitet, vor der Morgendämmerung nicht zur Königin Isabella zurückzukehren, und ich glaube, wenn ich zu ihr sage, ich wollte sie heirathen, so bleibt sie bald ganz bei mir!"

„Aha", machte Salamanca. „Ihre Majestät bedarf heute ihres Kammerkätzchen nicht, ich verstehe. Geh nun, Barbilla, und unterhalte unterdeß Deine Dulcinea, spare meinen Weinkeller nicht, in einer Stunde laß Dich von mir überraschen."

Lachend ging der Kammerdiener hinaus, denn seiner wartete Minnesold und Herrensold.

Salamanca durchmaß noch einigemal den Salon in bedeutender Aufregung, wie man an seinem heftigen Gebehrdenspiel hätte wahrnehmen können, so daß er kaum bemerkte, daß leise seine Frau eingetreten war und mit größter Aufmerksamkeit einige Augenblicke ihren unruhigen Gemahl beobachtete.

Donna Bianca besaß einen so durchsichtigen Teint und war eine so zarte Gestalt, daß man hätte glauben sollen, sie sei dem Elfenreich entsprossen und aus Mondschein und Spinnweb geworden.

„Ah, da bist Du, Bianca", wandte sich endlich Salamanca zu der eingetretenen Gemahlin.

„Deine Freunde", entgegnete Bianca, „ziehen es vor, dem Frühling draußen ihre Reverenz zu machen und finden wahrscheinlich keinen rechten Geschmack an unsern Salonfreuden."

„Du täuschest Dich, Frau. Sie kommen Alle noch, wenn es Nacht geworden ist; doch werd' ich Dich bitten, Bianca, mich heute zu vertreten. Ich verschwinde für die Nacht, hab' bessere Dinge zu thun, als zu beobachten, wie Dir Sennor Caballo, der flinke Artilleriehauptmann den Hof macht. Jedenfalls laß Dich nicht zurückhalten, seine Huldigungen entgegen zu nehmen, denn ich habe Dir bereits

klar gemacht, daß es sich darum handelt, Leute zu fesseln, und in unsern Sold zu nehmen, die anderswo schlecht bezahlt werden. Sennor Caballo ist auf dem besten Wege, Liebhaber der Königin Isabella zu werden, aber von Serrano's Gnaden.

„Ich habe mit meinem Freunde und Collegen, dem Minister Pacheco, bereits das nähere verabredet, und wir müßten den Caballo unverzüglich unter Deine Finger bringen, damit er Dir beichtet, was er aus dem Boudoir der Königin mitbringt."

Bianca schritt einigemale mit ächter spanischer Grandezza hin und her, ließ ihre Nymphengestalt von den halb erleuchteten Wandspiegeln wiederstrahlen, so daß sie wie eine unheimliche und doch liebliche Waldfee aussah, und machte dann jene berühmte Eidechsenbewegung der schönen Frauen, die immer die Männer bezaubert, lächelte mit unwiderstehlicher Schelmerei ihren Gatten an und flog ihm urplötzlich in die Arme.

Salamanca blieb ziemlich gleichgültig, klopfte aber seine Gattin auf die Wangen und sagte:

„Kleine Zauberin, gut gespielt! Mach's meinetwegen wie die Circe der alten Griechen und verwandle alle die charakterlosen Hohlköpfe, die Dir den Hof machen und ihre blasirten Züge in unseren theuern Spiegeln bewundern in Esel und Affen; solch' feine Menagerie kann jeder brauchen, der sein Geschäft machen will; und wir wollen doch gewiß ein Geschäft machen."

Bianca erwiederte:

„Mein Gemahl weiß, daß in seiner kleinen Zauberin mehr als ein Weib wohnt, — und warum, Salamanca, warum diene ich Dir mit meinem Geiste, mit meinen Reizen?"

Sie schwieg bedeutungsvoll.

Salamanca's Züge verloren das satyrische Gepräge, das sie bis jetzt gehabt; sie wurden weich und aus seinen Augen leuchtete edler Mannesstolz, er umarmte seine Gattin, küßte sie feurig auf den Mund, und sagte:

„Warum? fragst Du? Hier die Antwort. Weil Du mich liebst aus ganzer Seele und mich verstehst, weil Du dieselbe Höhe der Menschheit erklommen hast wie ich. Sieh, ich verachte Alles um mich herum, ich weiß: die ganze Menschheit fast ist käuflich; hätte ich unzählige Millionen, ich würde sie alle kaufen und bestechen, diese charakterlosen Puppen Serrano und O'Donnell und Narvaez und Dulce und Concha, und wie sie Alle heißen, und ich würde mich un=

glücklich fühlen, wenn Du nicht neben mir ständest, wenn ich Dich nicht liebte. Ich achte Dich vor allen andern Menschen, darum mißtraue ich Dir nicht."

Er schwieg gerührt; doch bald verfiel der Staatsmann wieder in seinen geschäftsmäßigen Ton:

„Einen leg' ich Dir an's Herz, Bianca; den jungen Schriftsteller, den José Martinez. Unter allen Umständen sei er uns willkommen; ich habe die Absicht, ihn zu meinem Freunde zu erziehen, er ist zwar ein Schwärmer, aber ein Charakter." — — —

Kurze Zeit darauf drang verabredetermaßen Salamanca in das Gemach im Erdgeschoß ein, wo Barbilla mit der Zofe Zenaide schon eine Stunde koste. Es war dunkel darin.

Zenaide stieß einen Schrei aus und Barbilla spielte sehr gut den Ueberraschten; er fiel vor seinem Herrn nieder und bat um Gnade, und Salamanca mußte an sich halten, um nicht in helles Gelächter auszubrechen, da der Mond mit humoristischem Gesichte zum Fenster hereinschaute und die wunderliche Scene, soweit es ihm gelang, sehr indiscret beleuchtete.

Zenaide zog sich in den dichtesten Schatten zurück.

„Ei, ei, eine schöne Bescheerung," begann mit angenommener Strenge der Minister. „Wer ist denn Deine schöne Dulcinea, lieber Troubadour?"

Zenaide rang die Hände und rief angstvoll alle Heiligen an um Beistand.

„Sennorita, schreit Euch nicht heiser, es hilft doch nichts, Euer Incognito wollen wir uns doch bei Licht besehen, wenn Ihr es nicht vorzieht, Euch selbst zu demaskiren."

Zenaide gerieth in große Verlegenheit, als Salamanca Anstalt machte, der im Dunkeln sich haltenden Dame zu Leibe zu gehen.

Salamanca lachte: „He, he, wird wol nichts mehr zu demaskiren sein, also sprecht, genirt Euch nicht, es soll Euch nichts geschehen, mein Barbilla fand eben Geschmack an Euch, Sennorita, da ist es wohl billig, wenn er mir nun seine Geliebte vorstellt."

Barbilla ging in den scherzhaft-satyrischen Ton seines Herrn mit scheinbarer Herzenserleichterung ein und begann:

„Excellenz, meine Geliebte ist Sennorita Zenaide, Kammerkätzchen Ihrer apostolischen Majestät der Königin Isabella von Spanien."

„Ah, ich mach' meine Reverenz, Sennorita!" antwortete der Minister. „Um welchen Preis wollt Ihr Eure Freiheit erkaufen?"

„Mein Gott, mein Gott, was soll mir geschehen!“ jammerte das geängstigte, vor Scham vergehende Mädchen.

„Barbilla, sei mein Dollmetscher, das Mädchen ist vor Angst kaum im Stande, meine Worte zu fassen; ich werde mich unterdessen zurückziehen, um die nöthige Toilette nicht zu stören, ich weiß, Damen sind ungnädig, wenn man sie überrascht.“

Salamanca zog sich zurück. —

Zenaide beruhigte sich und flüsternd vertraute ihr der listige Liebhaber, daß Salamanca gern ein Auge zudrücken wolle, wenn sie zu gewissen Zeiten ihren Besuch erneuerte, daß er ihr außerdem so viel Geld geben würde, als die Königin und der knickerige Claret nimmer im Stande wären, wenn sie sich herbeiließe, zuweilen Bericht zu erstatten, was im Boudoir der Königin geschähe, und wenn sie diesen und jenen Cavalier, der ihr bezeichnet werden würde, begünstigen wolle.

Die Unterredung hatte ihren Zweck erreicht, und auf einen leisen Wink trat der Minister, mit einer Kerze in der Rechten, ein und beleuchtete lachend die niedliche Zenaide, die es nicht wagte, den Minister anzusehen.

„Nun, Sennorita,“ fragte dieser, „seid Ihr damit einverstanden, was Euch Euer Galan gesagt hat?“

„Ich bin zufrieden, Excellenz!“ antwortete leise das Mädchen.

„Ah, da habt Ihr einen Ring — mit dem Namenszug der Königin — gewiß das Zeichen Eurer Zofenschaft. Gebt ihn mir, Zenaide, als Pfand Eurer Treue! Er soll Euch doppelt bezahlt werden!“ sagte Salamanca, und indem er ihr eine Menge Goldstücke in die Hand drückte, fuhr er fort: „Hintergeht Ihr mich, Schelm, so bringt Euch dieser Ring um Eure Stellung bei der Königin Isabella, Ihr versteht mich, mein Arm reicht weit.“

Zenaide dachte in der That gar nicht daran, ihre Zusage zu brechen; sie gab den Ring willig, nahm das Gold und lächelte, denn in ihrer Phantasie spielten all' die holden Schäferstunden, die sie künftig in Barbilla's Armen erwarteten, und die blinkenden vollwichtigen Dukaten eine große Rolle. Sie dachte nicht daran, daß jedes Werkzeug weggeworfen wird, wenn man es nicht mehr braucht.

Zenaide küßte dem Minister die Hand und machte sich in Barbilla's Begleitung auf den Weg.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Prim und Salamanca.

Unter dem dunkeln Portal des Hauses scharrten ungeduldig zwei Rappen; zwei Männer in dunkeln Mänteln, die Hüte tief in's Gesicht gedrückt, waren eben im Begriff, die harrenden Rosse zu besteigen.

Der eine von ihnen ist der Minister Salamanca, der abenteuerlustige und verschlagene Odysseus seiner Partei.

Schon ist es Mitternacht geworden, und während oben der Salon im hellsten Kerzenglanze strahlt, so daß die Straße beinahe davon erhellt ist und Donna Bianca mit vollendetster Grazie die Honneurs macht und bald mit diesem, bald mit jenem der schmucken Cavaliere sich unterhält, beeilt sich der sorglose Gemahl in Begleitung seines Reitknechts die Stadt zu verlassen.

Bald haben Beide die Landstraße gewonnen, die gen Norden nach den castilianischen Gebirgen führt; noch immer reiten Herr und Diener schweigsam neben einander, denn Jeder hat seine eigenen Gedanken.

Salamanca träumt davon, als geschickter Theater-Regisseur die spanische Staatskomödie ganz und gar zu beherrschen und alle die berühmten Männer mit den glänzenden Epauletten und den kampflustigen Degen wie Marionetten an unsichtbaren Dräthen zu leiten.

Er sieht die Priester und Mönche und Nonnen schaarenweis auswandern, sieht in Gedanken, wie ein frischer, gesunder Verkehr und aufblühende Industrie Spanien verjüngen; er träumt von einem sich kräftig entwickelnden Bürgerthum; nur eine Wolke legt sich erkältend über all' die schönen Träume: die Ueberzeugung, daß kein grader Weg nach dem Ziele führt, daß dieses nur auf krummen und unterirdischen Schleichwegen zu erreichen ist.

Nach einem mehrstündigen scharfen Ritt biegen die beiden Reiter rechts von der Straße ab, und lassen die Rosse vorsichtig einen schmalen Feldweg verfolgen, der in ein hügeliges, steiniges Terrain führt.

Im Osten wird der Himmel hell, die Pferde wiehern, sie sind am Ort.

Ein schläfrig aussehender Mann steht an der Thür einer sehr ärmlichen Herberge, und scheint die Fremden bereits zu erwarten.

Salamanca und sein Reitknecht springen von den Pferden herab,

und der Wirth führt den Letzteren in die Stube zu ebener Erde, um ihm eine Erfrischung vorzusetzen.

Aber des Staatsmannes Kopf brennt vor Unternehmungslust; er stürmt die gebrechliche Treppe hinauf nach dem Dachstübchen, wo ihn schon mit herzlichem Morgengruße ein alter Bekannter begrüßt:

„Willkommen, Sennor! Schon dacht' ich, Ihr würdet nicht Wort halten können, denn ich weiß, daß der Zufall in Spanien eine große Rolle spielt. Ich habe auch meinen Vetter Juan de Alar mitgebracht, einen braven Patrioten, der uns treffliche Dienste leisten kann.

Ein tief in den Mantel gehüllter Mann trat aus dem Hintergrunde des Zimmers und grüßte militärisch; es ist wirklich Don Juan de Alar, und sein Vetter, mit dem Salamanca eine wichtige Unterredung haben soll, ist Don Juan Prim. —

General Prim, der hier den Lesern von Neuem begegnet und zwar als Freund und Parteigenosse Salamanca's, war seit dem Jahre 1845 entschieden auf die Seite der Opposition getreten.

Die Königin Isabella kannte und achtete den General Prim, der unter dem Einfluß seines demokratischen Vetters Juan de Alar seine frühere Parteigängerschaft für Narvaez schwer bereut, und seit zwei Jahren sich eifrig mit der Agitation beschäftigt hatte, worüber er jetzt dem Minister einen ausführlichen Bericht gab.

Salamanca setzte sich an den Kamin, auf dem das Feuer prasselte, und das Zimmer mit einer angenehmen Wärme erfüllte und sagte:

„Wahrhaftig, es ist kalt und wenn in meinem Kopfe dieselbe Temperatur herrschte, lieber Prim, dann säh' es schlimm aus; doch kommen wir bald zur Sache, denn Mittags ist in Madrid Ministerrath und da darf ich, um keinen Verdacht zu erregen, unmöglich vermißt werden. Was habt Ihr unterdeß gethan, General?" —

Prim begann, und aus seinen Augen leuchtete die höchste Befriedigung:

„Was ich Euch sage, Salamanca, geschieht vor den Ohren meines strengsten Richters. Weiß Gott, ich habe es mit Thränen bereut, jemals mich zum soldatischen Werkzeug des Narvaez hergegeben und die wackern Republikaner in Katalonien niederkartätscht zu haben. Ich habe es gesühnt; nimmer aber hätt' ich mir Zutrauen erworben, wenn ich nicht meinen Vetter bei mir gehabt hätte."

Er legte bei diesen Worten seine Hand auf Alar's Schultern, und begegnete dem fragenden Blicke Salamanca's mit den Worten:

„Salamanca, Ihr seid ein Menschenverächter; aber an meinem Vetter Alar lernt es wieder, Menschen zu achten!"

Juan de Alar machte eine abwehrende Bewegung.

„Unterbrich mich nicht, mein Vetter, was hilft es, wenn Dich Niemand kennt und ehrt; und wenn es eine Coalition aller liberalen Parteien gilt, um endlich mal das unnatürliche, ich möchte sagen unsittliche Zusammengehen der Republikaner mit den Carlisten für alle Zeiten zu verhindern, so mußt Du Dich mit in die Reihe stellen und gewiß, wenn wir Pläne machen, können wir Deine Einsicht und Ehrlichkeit nicht entbehren.

Salamanca sprach zu Alar gewendet: „Und ich wußte bis heut von Euch noch nichts?"

Alar schwieg, Prim antwortete für ihn: „Mein Vetter Alar hat erstens seit dem Schluß des Bürgerkriegs keinen wirklichen Antheil an den politischen Bewegungen mehr genommen, zweitens hat er mir bisher streng untersagt, von ihm zu sprechen, erst jetzt, wo es sich um eine große Parteibildung handelt, hat er sich entschlossen thatkräftig einzugreifen und sich mit in die vorderste Reihe der Agitation zu stellen.

„Vielleicht ist auch die Mittheilung für Euch kostbar, daß das Gerede über die Unfruchtbarkeit der Königin Isabella nur ein Mährchen ist!"

„Donner und Blitz!" fuhr Salamanca auf, „das ändert unsere Pläne zum Besseren, wenn die Montpensier keine Aussichten hat, dann ist der französische Einfluß mit einem Schlage gebrochen. Die Bourbonen aus der Linie des Don Carlos werden wir uns schon vom Leibe halten. Prim! Um den einen Gedanken muß sich jetzt unsere ganze Partei-Agitation, müssen sich alle Intriguen und all' unsere Machinationen drehen: die Rückkehr des Siegesherzogs Espartero.

„Dann müssen wir mit ihm noch einen Mann in die Heimath rufen, der uns fehlt, es ist der spanische Demosthenes, der Volksdeputirte Don Salustiano Olózaga. Wie mir scheint, hat er sich mit dem Siegesherzog vollständig ausgesöhnt und wenn wir Espartero im Kabinet und den Olózaga in der Deputirtenkammer haben, dann glaub' ich, ist es für alle Zeiten mit der Reaktion aus. Nun aber sprecht, Prim, wie steht's in den Partei-Conventikeln.

Prim ergriff die Hand des Ministers und begann seinen Bericht:

„Erst durchzog ich das obere Aragonien, und fand alle Schattirungen der Liberalen vereinigt in patriotischer Eintracht. Wie ward mir aber, als ich auf meiner politischen Reise in die Gebirgsdörfer von Catalonien hinaufstieg und ich die alten graubärtigen Guerilla's (Frei-

schärler) aus dem Bürgerkriege sah, die kein anderes Evangelium kennen, als das des Hasses gegen die Königin und ihren Günstling, gegen die Pfaffen und unnützen Schmarotzer am Hofe.

„Man begegnete mir mit dem tiefsten Mißtrauen, weil ich einst als Werkzeug des Narvaez den Aufstand in Katalonien anno 43 unterdrückt hatte; aber mein Vetter redete zu ihnen.

„Und als ich sie bat, mir den jugendlichen Ehrgeiz von einst zu verzeihen, da drückten sie mir Alle warm die Hand. Ich nenne Euch nur: den alten Capitano Stella, den Capitano Rivero, den ehemaligen Adjutanten des Siegesherzogs, den entschlossenen Offizier Pierrad, den Alfonso Nicola, einst Begleiter meines Vetters im Bürgerkriege.

„In Barcelona fand ich den edlen Arbeiterfreund Emilio Castelar, einen feurigen, hinreißenden Redner, den glänzenden Schriftsteller Fernando Garrido. O, es war ein Festzug für mich durch das Land, eine wahre Herzensfreude, all' die wackern Leute kennen zu lernen, die Spaniens goldene Saat sind."

Salamanca unterbrach die begeisterte Schilderung mit der zeitgemäßen Frage:

„Haben alle diese Männer Vertrauen zu dem jetzigen fortschrittlichen Ministerium, oder werden sie wiederum, wie früher, oft Front gegen uns und mit den Pfaffen gemeinsame Sache machen?"

„Eure beiden Fragen muß ich mit Nein beantworten," entgegnete Prim. „Nie werden sie sich zwar mehr mit den Pfaffen und Carlisten einlassen; der vierjährige Militärdespotismus des Narvaez hat ihre politische Einsicht gefördert. Aber sie sind auch weitsichtige Politiker und erwarten einen Sieg der Freiheit erst nach vielen Jahren, da das spanische Volk noch zu tief in der Verdummung steckt und erst erzogen werden muß."

„Dennoch glaub' ich," warf Salamanca ein, „thun wir gut, wenn wir nicht Euch, Prim, sondern Euch, Alar, damit beauftragen, uns in Verbindung mit den katalonischen Patrioten zu halten, denn Ihr seid mehr mit den Schleichwegen bekannt."

Wir schalten hier ein, daß es ein kleines Zeichen von Salamanca's Neid auf die wachsende Beliebtheit Prims war, wenn er die katalonische Agitation dem tiefbescheidenen Don Juan de Alar übertrug. Salamanca fürchtete schon jetzt den Ehrgeiz Prims für seine Stellung.

Juan de Alar entgegnete: „Gut, ich nehme es an, seit mich die Pfaffen aus meiner Muße in Toledo aufgestört, mir das Kind ge=

raubt und das Haus niedergebrannt haben, fand ich keine Ruhe mehr dort, und habe mich mit meiner Sikula unterm Cap de Creuz, in dem Dörfchen Bejal niedergelassen."

„Gut, Sennor!" sagte der Minister. „Ich habe Achtung vor Euch," und zu Prim gewandt:

„Wie steht's in Andalusien, in Cadix, Sevilla, Granada?"

Prim berichtete, daß auch dort die freisinnigen Patrioten treu zum Ministerium ständen und bereit seien, sobald es sich durch die Dauer befestigt, mit ihm zu stehen und zu fallen.

„Es ist nun wohl an der Zeit, wenn ich auch ein Wort von meinen Maßregeln Euch anvertraue," begann der Minister wieder.

„Ich habe mehrere Schleichwege eingeschlagen; denn wißt, zuerst handelt es sich darum, den General Serrano zu beseitigen, dem es nicht um den Sieg irgend einer Partei, sondern um eine ähnliche Rolle zu thun ist, wie sie schon Narvaez gespielt hat. Wir können ihn also nicht brauchen. Zu diesem Zwecke habe ich vorläufig die langjährige Kammerzofe der Königin Isabella, die listige Zenaide, erkauft.

„Durch Sennorita erfahren wir Alles, was Serrano und Pater Claret und Nonne Patrocinio spinnen, schlagen also zwei Fliegen mit einem Schlage, und, was das Geld anbelangt, so wißt Ihr, Sennor, daß ich nicht knickere, wenn es darauf ankommt, etwas durchzusetzen.

„Außerdem wird in meinen Salons ein junger Artillerie-Offizier für die Rolle eines Liebhabers der Königin Isabella vorbereitet, meine Frau Bianca gibt ihm die nöthigen Unterweisungen.

„Serrano hat den jungen Krieger selbst als Ersatz in's Auge gefaßt, aber der gute Caballo ist ein ehrlicher Liberaler und wird nicht im Interesse Serrano's, sondern in dem unserigen die liebebedürftige Majestät beeinflussen." —

„Bravo!" schrie Prim. „Schade, daß ich schon zu ernst und alt bin, möchte sofort eine solche Rolle übernehmen. Aber sie soll ja gar nicht mehr im Geringsten einnehmend sein, die Königin Isabella, ist das wahr?"

„Es ist so! Kann es aber anders sein bei den häufigen Herzensrevolutionen der Majestät?" entgegnete Salamanca.

Bald darauf war die Unterredung zu Ende und die drei Reiter, die sich dicht in ihre Mäntel hüllten, sprengten, verfolgt von den neugierigen Blicken der Wirthsleute, der Residenz zu.

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.



Druck von Ihring & Haberlandt in Berlin, Dresdener Str. 77.

Isabella II.

Spaniens entthronte Königin

oder:

Das Ende der Tyrannei.

Illustrirter historischer Roman

aus Spaniens neuester Geschichte

von

Dr. Adolf Weiß.

Zweiter Band.

Berlin, 1869.

Verlag von Otto Humburg u. Comp.

Alexandrinenstraße 74.

Erstes Kapitel.

Die Zurückberufung der Königin Christina und des General Narvaez.

Nicht ohne Aufsehen war Salamanca, den das Volk kannte, in Begleitung Prim's in Madrid eingetroffen und ward von allen Seiten mit freudigen Zurufen begrüßt.

„Viva Salamanca", riefen mehrere Gruppen.

Bald merkte der Minister, daß eine ganz bedeutende Aufregung in der Stadt herrsche, denn auf dem Wege zu seiner Wohnung begegneten ihm mehrfach Patrouillen; daheim erwartete ihn bereits auf der Schwelle seine Frau, sie hatte ihm Vieles aus der vergangenen Nacht zu berichten, und führte ihn zu diesem Zwecke in ihr Familienkabinet.

„Lieber Mann, ich war tödtlich erschrocken, als kaum ein halbes Stündchen nach Deiner Entfernung, ein furchtbarer Schrei von der Straße herauf gellte. Die Dienerschaft eilte herbei und bald war die Straße, trotz der späten Nachtstunde, von Menschen angefüllt. Da meldete uns ein Diener mit schreckensbleichem Gesicht, daß Dein Barbilla von einem Unbekannten auf der Straße erdolcht worden sei. Der arme Mensch konnte nur noch die Worte stammeln: „Vom Schlosse zurück;" — bald darauf verfärbte sich sein Gesicht und er hauchte seinen Geist aus.

„Lieber Gemahl, noch stockt mir das Blut im Herzen, wenn ich daran denke; es war trotz der Patrouillen, die vom Gouverneur augenblicklich entsendet wurden, nicht möglich, etwas Näheres darüber zu erfahren, oder gar den Thäter zu entdecken. Mein Gott! Wo sollen wir den Verdacht hinlenken?"

Salamanca sah sehr bedenklich drein. Sollte er den Mord als einen Akt persönlicher Rache oder als einen politischen Streich auffassen von Seite der Partei, die von des Dieners Liebschaft mit Zenaide Vieles fürchten mußte?

Das Wort „Zenaide“ stieg auf seine Lippen und er konnte einen schauerlichen Verdacht nicht so leicht los werden.

Zenaide war von maurischer Herkunft und arabisches Blut ist zur Rache geneigt, noch mehr als das spanische. Sollte sie etwa selbst die Thäterin gewesen sein?

Doch da kam sie ja selbst, die beargwöhnte.

Mit wildem Jammergeschrei stürzte Zenaide herein in's Kabinet, die Diener hatten sie nicht zurückhalten können.

„Excellenz! Rächt mich, rächt mich! O, heilige Madonna, mein Geliebter ist ermordet!

„Excellenz! Ihr seid mächtig, Ihr seid Minister, Ihr müßt mich rächen! Ich kenne den Mörder!“

Sie rang verzweifelnd die Hände, stürzte dann nieder und umfaßte des Ministers Knie.

Salamanca stand erstaunt und erstarrt.

„Kind, trockne Deine Thränen; wenn es immer in meiner Macht steht, sollst Du Genugthuung haben. Doch rufe es nicht auf den Straßen aus, Zenaide, was Du mir jetzt sagen wirst; ich will Dir helfen, aber vertraue mir und sei treu!“

„Gnädiger Herr, ich gehöre Euch ganz; ich will nicht mehr zurück nach dem Palast der Königin, dort bin ich von Mördern umgeben, hu, auf dem unheimlichen Corridor gehen die Todten um, ich sterbe vor Angst und Schrecken! Ich bleibe bei Euch, und ich will Euch Alles sagen, was ich weiß. Rächt, rächt mich!“ —

Die schwarzen Rabenlocken fielen über ihr von Thränen feuchtes braunes Gesicht, und in den nassen Augen loderten die Gluthen des Schmerzes und des Racheburstes.

„Liebes Kind, Du willst nicht zurückkehren zur Königin Isabella? Das geht nicht, Du würdest dadurch die Untersuchung stören. Nenne mir jetzt den Thäter, Zenaide!“

„Es ist der finstere Mönch Antonio Maregnon, die rechte Hand des Pater Claret. Sein gewöhnlicher Schlupfwinkel ist im Nonnenkloster bei Segovia; doch er hat noch andere Zufluchtsorte und die Leute sagen: er könne sich unsichtbar machen und verschiedene Gestalten annehmen, deßhalb fürchtet sich alle Welt vor ihm, auch die Königin erbebt vor seinem Anblick und wagt es nicht, ihm zu widersprechen!“ berichtete Zenaide.

„Wie willst Du aber Deine Aussagen bekräftigen, Mädchen? Du weißt, daß mir sehr viel daran gelegen sein muß, Deine

Angaben festzustellen," — inquirirte Salamanca weiter. „Kamst Du jetzt heimlich hierher?"

„Ja, Sennor," sie wies auf ein großes, schwarzes Tuch, das neben ihr auf der Diele lag, und mit dem sie sich verhüllt hatte.

„Ich sah, als mich Barbilla verließ, kurz vor der kleinen Pforte in den Garten, wozu ich stets den Schlüssel habe, im Dunkel den Maregnon schleichen. Mir ahnte Böses, aber ich fürchtete mich, heut früh hört' ich die entsetzliche Geschichte und eilte hierher.

„Und hier" — die Augen des Mädchens funkelten in dämonischer Gluth, „hier hab' ich den blutigen Dolch dicht an der Mauer des Gartens gefunden — er hat ihn weggeworfen, um noch in der Nacht entlang der Gartenmauer nach der Vorstadt und auf den Weg nach Segovia zu entkommen." — —

Salamanca flüsterte seiner Frau zu:

„Beruhige das Mädchen und such' ihr jedenfalls klar zu machen, daß sie nach dem Palast zurückkehren müsse" und setzte dann laut hinzu: „Ich muß mir die Sache genau überlegen."

Salamanca kehrte nach dem Salon zurück, wo ihn bereits Prim und Alar mit Spannung erwarteten.

„Prim, Ihr seid, wie mir dünkt, einigermaßen vertraut mit der Einrichtung des königlichen Palastes. Ich hörte da eben von einem unheimlichen Corridor sprechen, wo die Todten umgehen sollen, wißt Ihr was davon?"

Prim warf einen seltsamen Blick auf seinen Vetter Alar.

Salamanca bemerkte den Blick Prims.

„Oder," fuhr er fort und wandte sich an Alar, „komm' ich bei Euch an die richtige Adresse? Es handelt sich um die Vertreibung und Entlarvung verschiedener Gespenster, vielleicht auch, um sie zu protegiren und nach unserm Willen erscheinen und verschwinden zu lassen, je nachdem."

Juan de Alar lächelte erst still, dann sagte er:

„Sennor, ich spreche nicht gern von den alten, längst vergangenen Dingen, aber Ihr regt eben mein Interesse von Neuem an. Ich war einst Palastoffizier bei der Königin Christina und habe es erlebt, wie ein solches Nachtgespenst sich arretiren läßt. Wenn es geht, will ich Euch im Palast selbst die nöthigen Winke geben. Donner und Doria! Ein Abenteuer möcht' ich für mein Leben gern in den altbekannten Räumen bestehen, doch laßt mich erst noch einige Erkundigungen von meiner Sikula einziehen, sie weiß das fast noch genauer, denn sie war lange Zeit die Kammerzofe der alten Majestät!"

„Beim heiligen Isidor! Ihr tragt da ein ganzes Nest von kostbaren Geheimnissen in Eurem Kopfe herum, Sennor! Gut, seid Ihr bei der Partie?" fragte der Minister in freudiger Aufregung. Dann fuhr er fort:

„Kennt Ihr den Palastgouverneur Don Pedro de Sequanilla? Es ist ein kreuzbraver Mann und scheint sich sehr unbehaglich zu fühlen."

Prim fuhr dazwischen: „Prächtig, prächtig, Salamanca, der Sequanilla ist meines Vetters intimer Jugendfreund, und die Beiden bindet etwas zusammen, eine Art Gelübde, sie helfen einander stets."

Salamanca rieb sich erfreut die Hände und ging in großer Aufregung hin und her und wandte sich dann noch einmal zu den beiden Freunden, sie auffordernd, nach dem Speisesaal zu kommen. „Wüßt' ich doch, wo Don José Martinez sich aufhält, habe bei all' den unheimlichen Geschichten fast Kummer, ob er seine geliebte Inez glücklich auf mein Pachtgut bei Toledo hat bringen können. — — Nein, wahrhaftig, ich hab' um den braven Jungen keine Ruhe; ich schicke einen Eilboten nach Toledo."

Salamanca ging, um einem seiner Diener den dringenden Auftrag zu ertheilen. —

Der Gemahlin des Ministers, der sanften, beredten Bianca war es geglückt, Zenaide zur einstweiligen Rückkehr nach dem königlichen Schlosse zu bewegen, wo sie schon von der Königin Isabella vermißt worden war.

Es hatte in den Morgenstunden unruhige Auftritte gegeben.

General Serrano hatte darauf bestanden, daß die Nonne Patrocinio, welche seit mehreren Tagen nicht nachgelassen hatte, die Königin zur Versöhnung mit ihrem Gemahl Don Francisco d'Assis zu bewegen, vom Hofe verbannt werden solle.

Ach, Königin Isabella war in einer schlimmen Lage.

Hier stand der geliebte Francisco Serrano, dessen Bitten und Wünsche ihr bisher Befehle gewesen waren und der vorläufig noch die ganze Liebe des schwachen Weibes besaß. Von der andern Seite drohten die Nonne Patrocinio und der Pater Claret mit allen Strafen der Hölle.

Die Wunden der heiligen gottgesandten Klosterfrau wollten nicht mehr fließen und das war immer der Vorbote eines Unglücks. Jeden Morgen erschienen die geängstigten Hofdamen der Königin mit schreckenbleichen Gesichtern und erzählten, daß sie vor Winseln

und Klagen in den Corridoren des Schlosses nicht hätten schlafen können.

Die Palastwachen liefen vom Posten, eine lange weiße Frauengestalt war ihnen begegnet, es sollte die verstorbene Mutter des Königs sein; ja einige behaupteten: König Fernando ginge mit traurigen Gebehrden um in den Gängen.

„Man kann wahrhaftig gar nicht mehr froh werden und lustig sein," klagte die Gräfin de la Cannada ihrer Freundin, der Marquise de Malpica.

Diese meinte lächelnd:

„Wenn der Graf de Lalaing gar so ritterlich ist, dann muß er sich vor keinem Gespenst und keinem todten Könige fürchten, aber er ist eben ein Galan von der traurigen Gestalt. Nehmt's nicht übel, Gräfin, aber hätt' ich einen Anbeter, der müßte mir ganz andere Proben seiner Liebe ablegen."

„Ihr seid sehr boshaft, liebe Marquise, und ich glaube, Ihr seid nur neidisch auf mich, sagt das doch Eurem schönen Saavedra!" —

Die Marquise war betroffen, denn sie glaubte, daß diese ihre Liebelei noch Geheimniß wäre.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Königin Isabella litt unter einer schweren Melancholie. Trotz des herrlichen Sommerabends, der durch das geöffnete Fenster des Gemaches Fluthen von Duft auf den Schwingen eines kosenden Abendwindes hineinwehte, war die Monarchin von einer unerklärlichen Angst bedrückt.

Warum erschien heut weder die Nonne Patrocinio, die es sonst nie versäumte, mit der jungen Königin zu beten und mit ihr von den Verheißungen des Himmels zu sprechen, oder ihr die Qualen des Fegefeuers mit reger Phantasie zu schildern?

Isabella hatte fast Sehnsucht nach den gewohnten Qualen, weil ihr beschränktes Geistesleben darin eine Befreiung von der Last der Sünde sah, und sie war schon auf dem Punkte, eine Hofdame zu der zögernden geistlichen Mutter abzusenden, als der Beichtvater bei ihr eintrat.

„Ehrwürdiger Herr, was bringt Ihr mir? Euer Erscheinen erschreckt mich und ich ahne Unheil. Warum will die hochwürdige Mutter Maria Raphaele Patrocinio heut ihrer gehorsamen Tochter nicht den allabendlichen Trost bringen? Seht, ich sitze in der Einsamkeit und harre auf die Speise der Religion."

Düster blickte sie der Beichtvater an und antwortete:

„Majestät, auf alle Eure Klagen und Fragen hab' ich nur eine Antwort."

Die Königin durchfuhr es wie fröstelnder Schrecken, als sie die langsam und drohend gesprochenen Worte vernahm, die ihr ein schweres Unheil ankündigen zu wollen schienen, aber wie fuhr sie zusammen, als der Priester hinzusetzte:

„Wer kann dem Sturm gebieten, wenn er brauset? Wer kann das Unglück aufhalten, wenn es heranzieht, wie das Gewitter? Und Ihr habt es selbst heraufbeschworen. Was nützen alle Eure Bußübungen und frommen Kasteiungen, wenn Ihr fortfahrt, den Ermahnungen der heiligen Mutter Patrocinio den Trotz entgegen zu setzen? Sie fordert, daß Ihr Euch versöhnen sollt mit Euerm ehelichen Gemahl; sie fordert, daß Ihr den gottlosen Einflüsterungen des ketzerischen Serrano nicht ferner Gehör schenken sollet. Ihr habt immer Nein gesagt, und die Nonne hat vor Abend schon das Schloß verlassen und sich in die Einsamkeit zurückgezogen, um für Euch zu beten!"

Die Königin that einen lauten Schrei und sank auf den Divan zurück.

Der Priester entfernte sich ohne Gruß. —

Als Isabella wieder aus ihrer Betäubung erwachte, war sie wieder allein in dem dunkeln Zimmer; die Wipfel der Bäume schauten wie drohende Gespenster herein und aus den zahlreichen Spiegeln des Gemaches schienen ihr unheimliche Gesichter entgegen zu grinsen.

Sie harrte mit verhülltem Antlitz wieder eine qualvolle Stunde, die schreckhaftesten Phantasieen erhitzten ihr Gehirn; es erschien Niemand, sie wollte rufen, aber die Angst schnürte ihr fast den Hals zu.

Nach und nach verfiel die Königin in einen unruhigen Schlummer, da träumte ihr, der Gemahl Don Francisco d'Assis stände vor ihr mit verzogenen Mienen und wolle sie erwürgen.

Sie that einen lauten, gellenden Schrei und fuhr auf.

Dichte Finsterniß umgab sie, unheimlich rauschte der Wind in den Baumwipfeln vor den Fenstern des Zimmers, der Himmel war dunkel, kein Stern durchbrach die Wolkendecke.

Die Thür that sich auf, es trat Jemand leise herein; wieder erbebte die junge Königin wie ein Kind. Aber es war Zenaide die vor der Königin niederkniete und ihr wortlos die Hände küßte.

„Zenaide, meine liebe, gute Zenaide, Du mußt heut bei mir

bleiben! ich fürchte mich," begann mit bittender Stimme die Majestät. „Alles verläßt mich, Alles bedroht mich, und auch Du schweigst, um Gotteswillen, was soll geschehen! Zenaide, sprich!"

Die Kammerzofe schmiegte sich an die Königin Isabella und flüsterte:

„Ach, Majestät, ich fürchte mich selbst; es ist seit einigen Tagen so unheimlich im Schlosse. Die Leute sagen: es ginge um und die Todten kämen wieder. Die Gräfin de la Cannada ist unwohl vor Schrecken, sie hat das Gespenst gesehen und die Marquise de Malpica verläßt ihr Zimmer nicht mehr, die Wachen auf den Corridoren wollen in der Nacht nicht aushalten!"

Isabella schauerte zusammen und befahl leise:

„Zünde die Ampel und einige Kerzen an, enthülle den Altar und umgieb das heilige Kruzifix mit sieben Kerzen, — dann entkleide mich und ziehe mir den Büßermantel an, Du wirst heut Nacht bei mir bleiben und mit mir beten."

Zenaide besorgte in fliegender Eile, was die Königin Isabella geboten, und als erst das Gemach in allen seinen Winkeln erhellt war, als sich der Glanz der Kerzen in den Spiegeln und in dem goldenen Kruzifix wiederspiegelte, als die Königin sich im einfachen Bußgewande von grobem wollenen Stoffe sah, fing an die Furcht zu weichen, und eine Frage, die der Königin schon lange auf den Lippen geschwebt, die sie aber unter bewandten Umständen nicht gewagt hatte, frei und frank auszusprechen, stellte sie jetzt mit einer gewissen Keckheit, wie ein lebenslustiges Kind, das sich bei Licht seiner Furcht zu schämen anfängt und übermüthig wird:

„Wo bleibt denn aber der tapfere General Serrano? Fürchtet er sich etwa auch vor den Gespenstern? Wenn das wäre, dann könnt' ich kein Vertrauen mehr zu ihm haben, denn ich dachte, er müßte immer so ritterlich sein wie der alte Held Cid, der einmal mit dem Satan einen Strauß gehabt haben soll."

„Majestät," berichtigte die Zofe, „der General hat eine Reise nach den Provinzen unternommen, sagte man mir, und er käme erst in einigen Tagen zurück."

Die Königin verfiel wieder in ihre alte Muthlosigkeit und Furcht, als sie diese Auskunft gehört hatte und flüsterte:

„Wie? Er verließ Madrid, ohne sich bei mir zu verabschieden?

„Auch keiner der Minister läßt sich bei mir sehen, o ich bin ganz allein!" klagte Königin Isabella weiter. „Nicht wahr, Zenaide, es

ist öde und unheimlich bei uns geworden, seit meine königliche Mama und der Marschall Narvaez uns verlassen haben?"

Die Kammerzofe bejahte es pflichtschuldigst und äußerte kaum hörbar: „Und Ihr Gemahl, gütige Königin?"

„Schweig mir von ihm, Mädchen!" brauste die Fürstin auf, und aus ihren Augen blitzte die Entrüstung und der Haß. „Hat man Dich auch in's Complot gezogen? O, warum quälte mich Mutter Patrocinio mit dem Unausstehlichen!" setzte sie milder hinzu. „Ich will ja alle Kirchenbußen tragen und Alles thun, was die Priester des Herrn verlangen, aber, warum wollen sie mir einen Mann aufzwingen, den ich nimmer geliebt, nimmer verlangt habe, ja noch mehr — der mich zu mißhandeln droht. Nie, nie werd' ich mich unter sein Joch beugen. O, ich hätte ihn nicht aus dem Palaste verbannt, die Welt hätte nichts von dem Zwiespalt erfahren sollen, aber er verlangte mehr, als ich ihm bieten konnte."

Die Königin schwieg eine Weile, trat an das Fenster und schaute in die undurchdringliche Finsterniß hinaus. Das Rollen eines heranziehenden Gewitters schlug an ihr Ohr und unheimlich leuchtete es am Horizont auf. Die Königin trat fröstelnd zurück und eilte zum Altar, kniete nieder und betete ein Viertelstündchen, dann sprang sie wieder auf und rief fast erregt:

„Zenaide, ich bin doch die Königin von Spanien! Ich will, daß der General Narvaez wieder zurückkehre. Ich thu's wahrhaftig, es ist das Beste, zu dem jetzigen Ministerium hab' ich kein Vertrauen, und Salamanca scheint mir ein heimlicher Rebell zu sein; — oder rufen wir den braven Espartero zurück?

„Doch nein, das ist ein Todfeind des Narvaez, und dieser ist doch stark und kennt mich. Gut, ich schreib' ihm, er solle sich in Paris mit meiner Mutter versöhnen und mit ihr nach Spanien zurückkehren. — Was meinst Du, Zenaide, befiehlt der liebe Gott nicht, man soll die Mutter ehren?

„Und ich," setzte sie leise hinzu, „ich habe sie gekränkt. Sie ist doch meine Mutter und ich will recht herzlich und gut zu ihr sein; ach, ich denke mir das so schön, wenn die Mutter und der Narvaez gemeinschaftlich mir Rath geben, ich bin doch noch zu unkundig, und ich fürchte immer, die fremden Minister betrügen mich und die Herren Patres verstehen die Politik nicht recht, sie haben zu viel mit den himmlischen Dingen zu thun."

Die Königin setzte sich hin und schrieb zwei lange Briefe, in denen

sie die **Königin Christina** und den **General Narvaez**, der als spanischer Gesandter am Pariser Hofe sich befand, **nach Spanien zurückrief.**

So war über die Köpfe des Fortschritts-Ministeriums hinweg, eine neue Intrigue zum Sturze des liberalen Systems eingefädelt.

Zweites Kapitel.

Das Palastgespenst zu Madrid.

Während die Königin, angeregt durch die Beschäftigung mit ihren Angelegenheiten und durch das gemüthliche Geplauder mit der freundlichen Zenaide, sich recht behaglich in ihrem Gemache fühlte und nicht mehr an die Gespenstergeschichten dachte, ging es in den übrigen Räumen des Schlosses gar unheimlich her.

Der Schloßgouverneur Don Pedro de Sequanilla, erbittert über den Spuk, der aller seiner Sicherheitsmaßregeln zu spotten schien, hatte sich vorgenommen, heut Nacht selbst die Runde bei den Wachen zu machen und jeden streng zu bestrafen, der vom Posten liefe.

Mitternacht war angebrochen. Don Pedro verließ sein Zimmer mit Säbel und Pistol bewaffnet, und stellte sich am Eingange eines der Corridore auf, der zu den Gemächern der Königin führte, und von welchem aus man durch eine niedere immer verschlossene Eisenthür nach dem Garten gelangen konnte.

„Das verwünschte Gespenst muß ganz bedeutende Ortskenntniß haben,“ brummte der General vor sich hin.

Mit gleichmäßigem Geräusch schritten die Wachen auf und ab. Die Soldaten wußten, daß der Gouverneur selbst in ihrer Nähe sei, und benahmen sich daher muthiger als sonst. Es verging eine halbe Stunde, da erschollen von verschiedenen Seiten die vorschriftsmäßigen Werdarufe der Wachen; ein räthselhaftes Geräusch ließ sich hören und zwar von allen Richtungen her.

„Aha, das Gespenst rückt an, da müssen wir uns in Schlachtordnung stellen,“ flüsterte Don Pedro, und bemühte sich, die trüb' erhellten Corridore mit den Blicken zu beherrschen.

Es tappte und rauschte überall. Da fuhr ein heftiger Luftzug durch die Gänge, die nach dem Garten liefen, alle Lichter in dieser Gegend erloschen und ehe sich Pedro in der ihn umgebenden Finsterniß zurecht finden konnte, kamen zwei Soldaten mit Angstrufen auf ihn zugelaufen, überrannten den dicken Pedro in der Finsterniß, so daß er dumpf niederstürzte und ganz lästerlich fluchte.

„Hasenherzen, Ihr, wartet, es soll Euch schlecht bekommen! Beim Höllenpfuhl! Die Kerls sind kopflos! Die Pest auf Euch! Wo ist das Gespenst?" so wüthete Pedro, erhob sich mühsam und tappte nach Pistol und Säbel, die ihm bei dem unvermutheten Anlauf verloren gegangen waren.

Da tauchten plötzlich vor ihm eine lange Reihe weißer Mönchs- und Frauengestalten auf, die eine bleiche Dame, die sehr der verstorbenen Mutter des Don Francisco glich, in der Mitte führten. Sie drohten ihm mit dem Finger, aber er wollte auf die Gespenster trotzdem losstürzen; da fühlte er, wie ihn zwei eiserne Hände festhielten, so daß er sich nicht vom Platze rühren konnte.

Er knirschte vor Wuth und starrte den Spuk an, der an ihm leise vorüberstrich und dicht vor den Thüren, die zu den Gemächern der Königin führten, im Boden verschwand; nur ein gedämpfter Lichtschein war an der Stelle sichtbar, gleich, als käme er aus unterirdischen Räumen, doch er verschwand bald. Statt dessen klang ein leiser Trauerchor herauf, wie wenn es der Ruf von Ruhelosen aus den Grüften gewesen wäre.

Don Pedro war ganz verwirrt; er fühlte sich wieder frei, denn der Jemand, der ihn festgehalten hatte, war verschwunden. Er hatte wohl Tritte gehört, aber es war ihm vor Verwunderung nicht eingefallen, den Flüchtling zu verfolgen.

Der dicke General trug dennoch die feste Ueberzeugung mit sich davon, daß der Spuk nichts Uebernatürliches, sondern ein geschicktes Gaukelspiel der Pfaffen sei. Aber er schämte sich ohne Maßen, daß es ihm nicht geglückt war, der Sache auf den Grund zu kommen. Die furchtsamen Wachen wurden diesmal nicht bestraft.

Am nächsten Morgen hallte die Kunde im Schlosse wieder, die Königin und ihre Zofe seien gefährlich erkrankt, weil in der Nacht plötzlich sich der Boden im Schlafgemach der Königin geöffnet habe und die Mutter des Don Francisco ihr mit drohender Gebehrde erschienen, aber bald darauf wieder spurlos verschwunden sei.

Die Sache wurde schon am frühen Morgen Stadtgespräch und im Hotel des Ministers Salamanca, ebenso wie bei Pacheco, ging

es sehr laut zu, weil fortwährend Protocolle über die Vorgänge der Nacht aufgenommen, Untersuchungen angeordnet und Verhaftungen verfügt wurden.

Der General Don Pedro de Sequanilla war schon früh zu dem Minister Salamanca geeilt und wollte durchaus von seinem Posten enthoben sein, „denn," meinte er, „um die vermaledeiten Gespenster, die geheimnißvollen Corridore und unterirdischen Gänge zu beseitigen, müßte man eines schönen Tages den ganzen Palast in die Luft sprengen!"

„Sagt nur lieber — die Bourbonen mit allen Pfaffen," setzte boshaft Don Juan Prim hinzu.

Juan de Alar war zum Leidwesen seines Freundes außerhalb der Residenz und sollte erst gegen Abend wieder eintreffen.

Auf die energischen Vorstellungen des Ministers behielt Pedro vorläufig noch die Stellung als Gouverneur des Schlosses, doch erbat er sich für die nächste Nacht seinen Freund Juan de Alar als Kameraden. — — —

Salamanca hatte soeben ein Briefchen bekommen, welches ihm meldete, daß im Sprechzimmer des Hieronymitenklosters am Ende der Alcalastraße seiner eine wichtige Person warte, um dringende Mittheilungen zu machen; aber er wurde ersucht, ohne Zeugen zu kommen.

Der Minister theilte den Inhalt des Briefes sofort dem Palast-Gouverneur und Juan Prim mit und ersuchte sie, ihn bis vor das Kloster zu begleiten und seiner zu warten.

Er sah wohl ein, daß er gegenüber einer discreten Sache ebenfalls discret handeln müsse.

Die drei setzten sich in die Karosse und fuhren nach dem bezeichneten Kloster.

Salamanca trat in das Sprechzimmer; die Vorsteherin begrüßte ihn ehrfurchtsvoll, und verließ das Zimmer, um bald darauf die — Nonne Patrocinio eintreten zu lassen.

„Seid gegrüßt Sennor," der Herr und die heilige Jungfrau seien mit Euch," begann die Nonne.

Sie erschien in einem gewöhnlichen Klosterhabit und ihre Züge trugen in diesem Moment nicht den geringsten Stempel der Heiligkeit, im Gegentheil, ihre Augen waren mit einer gewissen schlauen Heiterkeit auf den Minister gerichtet. Sie hatte ja jetzt keinen Gläubigen ihrer Wunder vor sich, sondern einen Diplomaten, der nur Achtung vor ihrem geistlichen Einflusse hatte.

Der Minister fand sich auch bald in seiner Rolle zurecht und

begann mit gewohnter höfischer Geschwindigkeit, die jedoch nicht ohne leise Ironie war:

„Wie komm' ich, der liberale Minister, dazu, von der hochwürdigen Schwester Maria Raphaele Patrocinio eines näheren Vertrauens gewürdigt zu werden."

Die Nonne machte mit der Hand eine ablehnende Bewegung: „Laßt die Einleitung, Minister! Kommen wir zur Sache; ich weiß, daß uns vor allen Dingen das Wohl Spaniens am Herzen liegen muß und jeder Minister, wenn er ehrlich sein will, baut nach seiner Weise daran. Gut, Sennor, Ihr seid ein Liberaler, aber ein guter Katholik und das enscheidet.

„Auch Ihr könnt keine Freude daran haben, wenn Ihr die Tugend liebt, daß die Königin ihr Ansehen zu Grunde richte durch das offenkundige Liebesverhältniß zu dem General Serrano und den eben so öffentlichen Skandal der Trennung von König Don Francisco.

„Wir haben uns die größte Mühe gegeben, Minister, auf das Gemüth der Königin einzuwirken, selbst der ruhelose Geist der Mutter des Königs und selbst König Fernando gehen schon seit langer Zeit im Schlosse um. Keine Gewalt der Kirche kann den Geist versöhnen, bis die Königin wieder das Leben einer frommen katholischen Frau beginnt und den leichtsinnigen, gewaltthätigen und ehrgeizigen Serrano vom Hofe verbannt.

„Ihr, Salamanca, müßt Hand in Hand mit mir gehen. Warum sollen wir uns in dieser Angelegenheit, die das Land zu Grunde richtet, nicht einigen können?" —

Die Patrocinio wußte, als sie das Alles sagte, sehr genau, daß der Minister Salamanca weder an ein aufrichtiges Zusammengehen mit den Clericalen, noch an den überirdischen Charakter der Schloßgespenster glaubte; aber sie war ebenso wie der Minister davon überzeugt, daß der General Serrano sowohl dem Einflusse der Priester und Klosterleute, wie dem der Fortschrittsmänner von der Farbe Salamanca's, Pacheco's und Prim's im Wege stand.

Salamanca erwiederte äußerst entgegenkommend: „Fromme Schwester, Ihr habt meine Gedanken ausgesprochen und ich glaube, es bedarf nur gemeinschaftlicher Maßregeln, um den General Serrano aus dem königlichen Palaste heraus und den König Don Francisco wieder hinein zu bringen."

„Zwischen den beiden Parteien muß Frieden geschlossen werden, Sennor und zwar mag das Wort gelten: „eine Hand wäscht die andere." „Wollt Ihr?" antwortete die Patrocinio.

„Stellt Eure Bedingungen, ehrwürdige Schwester," sagte Salamanca.

„Gebt uns in Madrid und Barcelona alle seit 1837 eingezogenen Klöster zurück, natürlich ohne die dazu gehörigen Güter. Dafür wollen wir die ganze geistliche Welt Spaniens in Bewegung setzen gegen Serrano," sprach die Patrocinio mit lauerndem Blicke.

„Nein, das kann das Ministerium nicht zugestehen, das wäre die Abdankung und die Fortschrittler sind vorläufig die Herren in Spanien, bedenkt das!" entgegnete unmuthig Salamanca.

„Was wollt Ihr ohne uns thun, übermüthiger Mann? Ihr täuscht Euch, Ihr beherrscht die Leiber — wir die Seelen," bemerkte stolz die Nonne.

„Ihr sprecht wie die heilige Jungfrau selbst, Schwester Maria Raphaele Patrocinio! Was wir ohne Euch thun können? Ihr fragt noch? Wir können die republikanischen Elemente entfesseln, wir können Serrano verhaften und erschießen lassen, wir können reinen Tisch machen und —"

„Haltet ein", unterbrach die Nonne den kühnen Minister. „Ich kann Euch das nicht glauben; doch Ihr wollt feilschen. Das solltet Ihr nicht, ich spreche nur im Namen der mißhandelten Moral, und an weitgehende politische Pläne hab' ich nicht gedacht."

„Ich ehre Eure Bescheidenheit, fromme Schwester, entgegnete der Minister mit schlauem Lächeln, bin aber sehr wohl von Eurem Einflusse unterrichtet, und daß Ihr gerade mit mir unterhandelt, erhöht noch weit mehr die Bedeutung dieser Stunde.

„Gut, ich will einen Theil Eurer Forderungen als vorläufiges Abkommen zwischen Euch und dem jetzigen Ministerium bewilligen. Nehmt sechs Klöster in Madrid zurück. Dafür ersuch' ich Euch und Eure geistlichen Brüder aber, das Palast-Gespenst noch so lange rumoren zu lassen, bis die Königin Isabella ihren Gemahl wieder aufgenommen hat. Ich stehe dafür, daß von ministerieller Seite aus nichts geschehen soll, die Todten zu beschwören!"

Die Schwester Maria Raphaele del Patrocinio schwieg eine Weile; sie mußte sich sagen, daß sich mit dem Angebot des Ministers so Manches machen ließ. Sie hatte überlegt und sagte:

„Ehe ich mich zufriedengestellt erklären kann, muß ich Eure Forderungen hören. Sprecht also, gewiß habt Ihr auch Bedingungen, die man sich bei Licht besehen muß, denn Ihr seid ein Fuchs, Salamanca!"

Der so Angeredete mußte unwillkürlich lächeln über dieses zwei=

deutige Lob, das ihm die schlaue Klosterschwester ertheilte; er beantwortete rasch und bündig ihre directe Frage:

„Nun gut, Ihr werdet den Kopf schütteln, aber ich sprech' es aus und halte daran fest: Der Siegesherzog muß zurückkehren."

„Heilige Jungfrau! Das ist der Satan!" jammerte die Nonne.

Salamanca mußte lachen über den Schreck der Patrocinio.

„Ihr irrt Euch, ehrwürdige Schwester, Espartero ist nicht so schlimm, als er aussieht, er ist ein ehrlicher Mann, das ist Alles! Er allein ist im Stande, die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten. Schwester Maria Raphaele, sollen wir zusammengehen, dann — Ehrlichkeit!"

Salamanca hatte die letzten Worte mit einem so eindringlichen Ernste gesprochen, daß die Nonne wohl an der Hinfälligkeit ihres Widerstandes nicht mehr zweifeln konnte.

Salamanca beobachtete einen Augenblick, welchen Eindruck seine Worte hervorgebracht hatten und setzte dann hinzu:

„Zwei Männer giebt es, die Spanien beruhigen könnten: Narvaez und Espartero.

„Wollt Ihr Narvaez, so kann aus einer Verbindung der Clericalen mit den Fortschrittlern nichts werden, und Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich von Euch denken soll, Ihr wollet ein Truggeschäft abschließen? Also wählt!"

Die Nonne antwortete mit Resignation: „Gut, rufet Espartero zurück!"

Sie empfahl sich rasch. Die Unterredung war zu Ende und Salamanca theilte schon in der nächsten Viertelstunde seinen Freunden mit, welchen Erfolg er errungen hatte.

Zu den vielen sonderbaren politischen Compromissen, welche Spanien bereits seit mehr als 20 Jahren erlebt hatte, kam ein neuer: Der halbketzerische Salamanca im Bunde mit der wunderthätigen Nonne Patrocinio und dem Pater Claret.

Prim gab lachend der eben abgeschlossenen Allianz die richtige Auslegung, indem er sagte:

„Ein wahres Gaunergeschäft, Salamanca, habt Ihr da mit der frommen Schwester Patrocinio abgeschlossen. Habt Ihr erst mit vereinten Kräften den Herrn Serrano aus dem Boudoir der Königin hinausbugsirt und den königlichen Gemahl Francisco d'Assis wieder an den königlichen Busen gelegt, dann ist's mit dem Compagnie-Geschäft aus und Jeder sucht seinen Profit aus dem Facit zu ziehen."



Don Juan Prim, Graf von Reus.

„Ihr mögt recht haben, Prim, aber wir werden einen derben Trumpf ausspielen: Espartero!“ erwiederte Salamanca.

„Daß Ihr Euch aber nicht durch Narvaez übertrumpfen laßt!“ warnte Prim. „Ich meine, Frau Christina und Herr Narvaez werden

in Paris Muße genug haben, um einen neuen Freundschafts-Vertrag abzuschließen. Es ist doch dumm von dem Vetter Alar gewesen, daß er seine Rolle nicht etwas materieller aufgefaßt hat; er könnte sie immer beherrscht haben, diese stolze Königin und sie wäre nimmer dem glatten Munnoz zugefallen!" murrte er vor sich hin.

Salamanca horchte auf und rief: „Alar ist der Günstling Christina's gewesen?"

„Nun, da ich's Euch verrathen hab', soll's ganz heraus," sprach Prim. „Don Juan de Alar war einst unter dem Namen Ramon de los Montes Palast-Offizier und Günstling der Königin Christina."

„Mir fällt's wie Schuppen von den Augen, Prim!" rief Salamanca erstaunt, „und das erfahr ich erst heut? Donner, welche Rolle könnte Euer Vetter jetzt noch übernehmen!"

„Täuscht Euch nicht, Salamanca. Alar ist kein Intriguant; er ist ein ehrlicher, vorsichtiger, tapferer, selbstloser Mann, stellt ihn auf den gefährlichsten Posten, er wird ihn halten, muthet ihm aber nichts Zweideutiges zu, dafür hat er kein Organ. Sequanilla, Ihr könnt mir als alter Freund des Alar das bezeugen."

Sequanilla that dies; er hörte ganz gegen seine Gewohnheit mit Theilnahme zu, denn der Umstand, daß er dem Gespenst im Schlosse nun nicht auf die Finger sehen sollte, mochte ihm gar nicht recht behagen. Er polterte heraus:

„Sennor! Entlaßt mich! Puppe will ich und kann ich nicht sein, und ich habe es wahrhaftig satt, mich von diesem und jenem Ministerium am Ohre ziehen zu lassen.

„Wißt, Salamanca, ich bin Demokrat, ja, wenn man's bei Licht besieht, Republikaner mit Leib und Seele, seit ich die Hof-Cabale kennen gelernt habe, und ich will endlich einmal aufhören, den Narren zu spielen!"

Salamanca sah ihn groß an und entgegnete: „Freund, Ihr werdet uns doch nicht im letzten Augenblick das Spiel verderben? Habt Ihr als Soldat dem Narvaez gedient, so dient jetzt einmal als Parteimann der Sache Eurer Freunde. Ich bitte Euch, nur so lange bleibt Palast-Gouverneur, bis wir den Espartero hier haben, dann wird die große liberale Opposition organisirt sein und die Rückkehr einer Reaktion ist unmöglich, denn das jetzige Ministerium ist nur eine Uebergangs-Verwaltung."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren die drei in ihrer Karosse im Palais des Ministers angelangt.

Drittes Kapitel.

Die Folgen des Ministerwechsels.

Seit den letzten Ereignissen war etwa ein Vierteljahr vergangen. Eine angenehme Herbstluft strich von den nördlichen Bergen über die gesegneten Gefilde von Toledo, und noch einmal erholte sich die Natur von der sengenden Gluth des spanischen Sommers.

Im kühlen Schatten des Waldes, auf schmalem Pfade, sehen wir einen einsamen Reiter, der in tiefen, schweren Gedanken versunken kaum auf sein Roß Acht giebt, welches langsam den bekannten Weg verfolgt. Zuweilen streifen die niederhängenden Zweige der dicht belaubten immergrünen Eichen und Ulmen das Haupt des jungen Mannes. Er hat seinen breiten Sombrero am Sattelknopf befestigt und scheint kaum des Weges zu achten.

Da spitzt sein kluges Thier die Ohren und José Martinez, denn er ist es, fährt aus seinem Gedankentraum empor; heller Hufschlag dringt zu ihm und wie der Blitz läßt er sein Pferd einen Satz in das Dickicht machen und harrt dort der Dinge, die da kommen sollen.

José ist Flüchtling, wir sehen es aus seinem ängstlichen Gebahren, er fürchtet die Verfolger.

Ein einzelner Reiter ist es, der hastig dahersprengt; er scheint José schon längst beobachtet zu haben, denn wie er an der Stelle angekommen ist, wo José seinen Weg in's Dickicht genommen hat, läßt er sein Roß halten und strengt Augen und Ohren an, um den Reiter, den er verfolgt hat, zu entdecken.

Doch bald bricht mit hellem Zuruf: „Willkommen, Sennor Prim!“ José auf seinem Renner durch das Gebüsch und reicht dem Ankömmling vertraulich die Hand.

„Ihr seid vorsichtig, Sennor,“ beginnt Juan Prim, „und gewiß nicht ohne Grund, denn der Minister Narvaez rächt sich blutig für die ihm angethane Schmach und fahndet ganz besonders auf Euch, Martinez, da Ihr ihm als einer seiner gefährlichsten Gegner bekannt seid.“

José entgegnet ruhig: „Viel Ehre von dem Bluthund! Doch denk' ich, seinen Gensd'armen genug Arbeit zu machen, ehe sie mich fangen sollen. Wege und Schlupfwinkel in dieser Gegend sind mir bekannt und die armen Bauern beherbergen mich gern. Pfarrer Martin Marino ist mein mächtiger Schutzgeist und er ist der Fürst des Gebirges. Also auch Ihr seid ein Geächteter?“

„Das nun nicht, lieber Freund," erklärte Juan Prim, „denn Narvaez scheut sich vor meiner Popularität beim Volke, aber ich weiß aus früheren Erfahrungen, daß es dem schlauen Herzog nicht darauf ankommt, sich auf andere Weise seiner Gegner zu bemächtigen, und ich habe es daher vorgezogen, ihm aus dem Wege zu gehen und aus irgend einem Versteck die Ereignisse zu beobachten und meine Maßregeln zu treffen."

José war erstaunt über die Mittheilungen, die ihm Prim machte und sagte:

„Erzählt mir, wie ist denn eigentlich die Sache so rasch gekommen? Bis jetzt sind nur dunkle Gerüchte von den Ereignissen in der Hauptstadt zu meinen Ohren gekommen, und ganz besonders waren es die Gensd'armen, die auf mich fahndeten und vor denen mich die guten Bauern warnten, was mich ahnen ließ, daß Narvaez wieder am Ruder sei."

„In der That war ich verwundert, daß ich gar nichts mehr von Euch hörte, José. Ihr waret verschwunden wie ein Geist. Was habt Ihr eigentlich vorgehabt?"

„Wär' es nicht besser, mein General, wenn wir uns in mein Versteck begeben? Hier sind wir nicht sicher und am traulichen Heerde eines treuen Freundes plaudert sich's besser, als hier, wo wir jeden Augenblick überrascht werden könnten; ich machte eben nur einen Ritt, um das Terrain abzupatrouilliren."

José setzte sein Thier in Trab, Prim that dasselbe; sie bogen in das Dickicht ein und gelangten nach einem mehrstündigen Marsche im Walde vor eine halbzerfallene Hütte, wo sie mit herzlichem Abendgruß ein Klausner empfing und sie an einen Sitz von Moos und Laub führte, worauf er das Heerdfeuer von Neuem anschürte.

Draußen war es bereits dunkel geworden, und unheimlich wühlte der Wind in den Wipfeln, aber um so behaglicher war es in der Hütte. Fantastisch tanzte der Schein der Flammen auf dem Estrich und magisch leuchteten die glühenden Kohlen.

Der Eremit war unterdessen hinaus gegangen, um noch einige Geschäfte zu besorgen, vielleicht auch, um die beiden Flüchtlinge dem ungestörten Austausch ihrer Erlebnisse zu überlassen.

„Als ich Madrid verließ", begann José, „um meine Braut in Sicherheit zu bringen vor den Nachstellungen des General Serrano und den Intriguen der Nonne Patrocinio, war doch das fortschrittliche Ministerium im vollen Besitz der Macht; es war gerade der Moment, wo das Schloßgespenst alle Welt in Aufregung ver-

setzte. Seitdem hab' ich den Gang der Ereignisse nicht mehr zu verfolgen vermocht."

„Nun denn, so hört;" begann Prim. „Salamanca hatte in einer geheimen Unterredung mit der blutenden Nonne sich dahin mit ihr geeinigt, das Schloßgespenst vorläufig gewähren zu lassen und dadurch den General Serrano aus dem Kabinet der Königin zu beseitigen. Ihr begreift, daß dies im Interesse sowohl der Pfaffen, als der Fortschrittspartei war, da Serrano's Bestrebungen dahin gingen, unabhängig von jeder Parteirichtung alle Gewalt in Spanien an sich zu reißen und bald die eine, bald die andere Partei für seine Zwecke zu benutzen."

„Dieser Serrano ist ein Glücksritter ohne Herz, seine Leidenschaft ist der Ehrgeiz, und ich glaube nicht, daß etwas von echtem Patriotismus und Edelmuth in ihm steckt," entgegnete José.

„Da habt Ihr vollständig Recht, Ihr scheint herbe Erfahrungen gemacht zu haben, erzählt mir nachher davon. Jetzt hört weiter," setzte Prim seine Darstellung fort.

„Salamanca wußte recht gut, daß die Nonne die Entfernung Serrano's und die Aussöhnung mit dem Könige nur deßhalb betrieb, um die Königin Isabella wieder vollständig unter den Einfluß der Geistlichkeit zu bringen; der frommen Schwester lag wahrhaftig die öffentliche Sittlichkeit nicht am Herzen. Salamanca zwang ihr daher auch die Einwilligung zur Berufung des Siegesherzogs Espartero ab.

„Mit saurer Miene sagte sie zu, und um den geheimen Gegenmaßregeln der Nonne und ihres Alliirten, des Pater Claret, zuvorzukommen, begaben sich Salamanca und Pacheco noch an demselben Tage zu der leidenden Majestät und drangen in sie, den General Serrano vom Hofe zu entfernen, den Siegesherzog zurückzurufen und sich mit ihrem Gemahl, dem König Don Francisco zu versöhnen.

„Es gab eine heftige Scene; die junge Monarchin wüthete und weinte, bat und protestirte und willigte endlich in die Zurückberufung des Siegesherzogs ein, denn sie scheint zu diesem von den Pfaffen gefürchteten Staatsmann immer noch großes Vertrauen von ihrer Kindheit her zu haben; — aber in eine Trennung von Serrano und in eine Versöhnung mit dem Könige wollte sie keinesfalls willigen."

„Bei Lichte besehen, General," unterbrach José den Erzähler, „hatte die Königin nicht ganz Unrecht, wenn sie sich gegen einen Eingriff in ihre Herzensangelegenheiten wehrte. Sie ist nun eben ein bedauernswerthes Wesen, verwahrlost von einer herrschsüchtigen Mutter

und moralisch verdorben von einer nichtswürdigen Camarilla. Ich glaube, Isabella weiß gar nicht, was Recht und Unrecht ist."

„Ja, ja, Spanien ist unglücklich mit diesen Bourbonen dran," bestätigte Prim und fuhr fort: „Was die diplomatische Gewandtheit und Energie der Minister nicht zu Wege bringen konnte, das vollendete das Palastgespenst."

„Sagt mir, wer spielte denn eigentlich diese halsbrecherische Gespensterrolle, doch gewiß ein Pfaff?"

„Wer anders?" lachte Prim, „doch im Laufe der Ereignisse klärte sich auch dies noch auf; mehrere Tage, nachdem besagtes Gespenst des Nachts greulich gewirthschaftet und beispielsweise der vorwitzigen Zenaide, der Kammerzofe, den Hals gebrochen hatte, weil das listige Mädchen vermuthlich den rechten Zusammenhang kannte, — gab die Königin nach."

José schauderte zusammen. „Welche herzlosen Blutmenschen sind diese Jesuiten! O, ich kenne sie!"

Prim erzählte weiter. „Schon triumphirte das Ministerium und ließ durch die Deputirtenkammer die Zurückberufung des General Espartero und des vielgerühmten Parlamentsredners Sallustiano Olozaga votiren. Alles war im besten Gange und Serrano, der aus den Provinzen zurückgekehrt war, mied den Hof, so daß sich bereits die Regierungsmänner der Hoffnung hingaben, Serrano ziehe es vor, sich ohne Nöthigung seiner vertraulichen Stellung zu begeben und andere Tage abzuwarten. Eine Zeit lang war er von Madrid fern und hielt sich in dieser Gegend auf."

„Es war in der Zeit, als ich den Strauß mit ihm hatte wegen meiner Inez," warf José ein. „Doch ich habe ihm das Liebesabentheuer stark versalzen."

„So? Nun grimmig genug kam er nach zwei Monaten in die Residenz zurück," fuhr Prim fort, „hatte eine Audienz bei der Königin und schüchterte sie mit der lügnerischen Behauptung ein, Espartero wolle sie vom Throne stoßen und sich selbst zum König der Spanier ausrufen lassen. Niemand in Spanien hätte dieses dumme Märchen geglaubt, aber Isabella glaubte es, warf sich ganz wieder in die Arme ihres Günstlings und nahm gegen die Minister eine mißtrauische, feindliche Haltung ein, widerrief ihre Zugeständnisse betreffs des Espartero, brach die Unterhandlungen mit ihrem Gemahl ab und rief — den General Narvaez von seinem Gesandtschaftsposten in Paris nach Madrid."

„Wie war das möglich ohne die Minister!" rief José.

„Nun, die Sache war ganz einfach; die Minister waren eben schmählich hintergangen worden. Die Königin hatte schon vorher nur mit Vorwissen der Zenaide an ihre Mutter Christina und an Narvaez geschrieben und eine Versöhnung der Beiden befürwortet.

„König Louis Philipp hatte bei der Nachricht, daß Espartero nach Spanien zurückkehren solle, einen gewaltigen Schreck bekommen. Der französische Einfluß wäre dadurch für immer gefährdet gewesen, und der englische hätte durch Espartero seinen siegreichen Einzug in das Königsschloß von Madrid gehalten. Dies mußte unter allen Umständen hintertrieben werden und der König der Franzosen brachte eine Versöhnung zwischen dem Herzog von Valencia (Narvaez) und der Königin-Mutter in Paris zu Stande."

„Um Gotteswillen, wenn die Beiden wieder gemeinsam wirthschaften, dann wehe Dir, armes Spanien!" rief José. „Dann ist es mit der Freiheit für lange Zeiten aus!"

Prim berichtete weiter: „Sie bestachen den General Serrano und er zwang, wie ich Euch erzählte, die Königin, alle Zugeständnisse zurückzunehmen. Die Nonne Patrocinio sah den General auf einmal mit frommen und freundlichen Augen an. Ueberall bekam die clericale Partei die Parole, gegen das Fortschritts-Ministerium Sturm zu laufen; auch die unentschiedenen liberalen Elemente in den Cortes gingen zu den Feinden des Ministeriums über.

„Dieses sah sich verlassen und betrogen, es hatte die Partie verloren und es nahm am 4. Oktober seine Entlassung.

„Unterdeß war Narvaez, der Herzog von Valencia, in aller Stille in Madrid eingetroffen. Aber kaum begann die Fortschritts-Partei, die sich von der Königin schmählich hintergangen sah, tumultuarisch sich zu äußern, als General Narvaez den Befehl der Truppen übernahm und an einem Abende mehrere Personen standrechtlich erschießen ließ.

„Die Truppen, wie es scheint, vorher mit Wein berauscht, warfen sich wie Hyänen auf wehrlose Menschen, mißhandelten Frauen und Kinder und holten die Verdächtigen aus den versteckteften Schlupfwinkeln der Häuser mit brutaler Gewalt hervor.

„Narvaez's Gensd'armen durchstreifen das Land und Tausende sind bei Nacht plötzlich überfallen und in die Kerker geschleppt worden. Kurz und gut, in Madrid und allen Hauptstädten des Landes herrscht ein wahres Schreckensregiment. Mein Vetter Juan de Alar entkam glücklicherweise; ich hatte ihn bei mir versteckt und der Herzog wagte nicht, mein Haus zu besetzen.

„Die Nonne Patrocinio und Pater Claret wollten auf den

Schultern des grimmigen Generals zur höchsten Macht gelangen und das Gespenst begann wieder zu spuken, um die Königin zur Versöhnung mit dem Don Francisco zu zwingen. Allein der Herzog machte kurzen Prozeß und mit Hilfe des Sequanilla wurde es dingfest gemacht und auf geheimnißvolle Weise beseitigt.

„Antonio Maregnon, derselbe, der Zenaidens Geliebten ermordet, der Zenaide selbst den Hals gebrochen haben sollte, ein vornehmer Jesuit, war der Unhold des Palastes gewesen. Seitdem hat die Königin Ruhe.

„Aber," warf José ein, „dieser Sequanilla scheint sich zu Allem gebrauchen zu lassen, das ist wenig ehrenhaft und er ist doch ein Freund des Don Juan de Alar, wie ich erfahren habe."

„Thut ihm nicht Unrecht, Sennor!" erwiederte Prim, „Sequanilla und Alar sind auf eigenthümliche Weise mit einander seit Jahren verbunden und es ist durchaus nicht Charakterlosigkeit, wenn der General bis zur Stunde, ich glaube seit sieben Jahren, auf seinem Posten ausgehalten hat. Dringt nicht tiefer in mich und beruhigt Euch, denn Sequanilla hat jetzt seinen Abschied genommen und sich nach Andalusien begeben, um dort auf einer einsamen alten Maurenburg wahrscheinlich die Geheimnisse des Königsschlosses von Madrid zu schreiben, oder Hochwild zu jagen.

„Ich denke, wir werden eines schönen Tages alle zusammen bei ihm eintreffen und große Conferenz abhalten. Wir sind dort sicher, denn Narvaez läßt den alten Degen in Ruhe."

„Und Serrano?" fragte José. „Ihr begreift, daß mich sein Schicksal lebhaft interessiren muß, da ich weiß, daß er mich gern verderben möchte, um sich meines Mädchens bemächtigen zu können."

„Dem Serrano wurde von dem siegreichen Narvaez die Wahl gestellt, entweder in's Staatsgefängniß zu wandern; oder Gouverneur von Granada zu werden. Er nahm natürlich das letztere an und scheint sich darauf mit dem Herzog ausgesöhnt zu haben."

José holte tief Athem, als er hörte, daß Serrano soweit im Süden Spaniens sei und begann nun kurz seine Mittheilungen über das Zusammentreffen mit Serrano.

„Ich weiß nicht, auf welchem Schleichwege, kurz und gut, Serrano hatte die plötzliche Entfernung meiner Geliebten von Madrid erfahren und als ich sie glücklich bis gegen Toledo gebracht hatte, sprengt ein Reiter hinter mir her und befiehlt mir in stolzem Tone, das „Blumenmädchen" herauszugeben, titulirte mich Entführer und Landstreicher, und als ich ihm denn erklärte, ich sei der Bräutigam des

Mädchens und verlange von ihm Genugthuung, da lachte er laut und zog seinen Degen, um mich vom Pferde zu stoßen, auf welchem ich Inez vor mir sitzen hatte.

„Rasch sprang ich herab und drang auf ihn mit der Waffe ein; ich stach sein Thier in's Gebiß, worauf es wild wurde, sich bäumte und seinen Reiter abwarf. Der General verwickelte sich in seinen Mantel und war wehrlos mir preisgegeben. Ich entriß ihm den Degen und warf ihn weit weg in ein Getreidefeld und trabte davon. Ihr könnt Euch vorstellen, daß der ehrgeizige Mann nun auf mein Verderben lauert und um jeden Preis Inez in seine Gewalt bekommen will!"

„O, ich erinnere mich erst jetzt!" fiel Prim ein. „Serrano ist es, der Euch bei Narvaez als einen gefährlichen Agitator und republikanischen Agenten denuncirt hat."

„Ich dachte mir's!" — gab José zurück. „Meine arme Inez war auf Salamanca's Pachtgut nicht mehr sicher, denn auch hier hatte Serrano sich Mühe gegeben, das Mädchen gewaltsam zu entführen. Inez befindet sich jetzt bei dem Pfarrer Martin Marino als Wirthschafterin und ich weiß sie dort unter dem Schutz dieses wahrhaft frommen und reinen Mannes vollständig sicher."

Der Eremit kehrte mit hastigen Schritten zurück aus dem Walde.

„Sennores" begann er mit zitternder Stimme; „flieht, flieht von hier, schon durchstreifen Gensd'armen die Gegend. Sie sind eben damit beschäftigt, das Dorf Fuenta zu durchsuchen. In wenigen Stunden sind sie hier. Flieht gen Süden, dort ist das Land offen und frei."

„Dank, Dank Euch, ehrwürdiger Vater!"

Mit diesen Worten erhob sich José, und küßte dem Alten die Hand, dem die Thränen in den Augen standen.

„Ihr junges Blut müßt ohne Heimath herumirren und seid doch kein Verbrecher!" schluchzte der gutherzige Einsiedler. „Nicht einmal den Schatten der Einsamkeit gönnt man Euch. Nehmt den Segen eines alten, namenlosen Mannes!"

„Segnet auch diesen," bat José und wies auf Prim. „Er ist bestimmt, dereinst in Spaniens Schicksal heilsam einzugreifen und es von seinen Drängern und Vampyren zu befreien. Segnet ihn, den Cid von Catalonien!"

Der Einsiedler sah den schönen jungen Mann mit den tiefschwarzen Augen ernst und sinnend an und wie profetische Begeisterung kam es über ihn, so daß er mit feierlicher Stimme sprach:

„Ich sehe in Euren Augen die Entschlossenheit und die Treue! Mann der Zukunft, seid immer wahr! Spanien wird Euern Namen einst mit Jubel nennen, eine Krone wird Euch winken! — aber greift nicht darnach, seid lieber ein freier Bürger des Vaterlandes und seid gesegnet! — Ich bin alt und werde bald sterben — werde die bessere Zeit nicht sehen. Denkt aber an den alten unbekannten Mann, der hier in der Einsamkeit seinem Gott dient und sich täglich zum Tode vorbereitet!“ —

Er winkte ihnen, zu eilen. Prim kniete vor dem Alten nieder, er zitterte und seine Augen fieberten.

Sie holten die Pferde aus dem unterirdischen Raume herauf, wo sonst große Kräuter-Vorräthe und Nahrungsmittel lagerten, schwangen sich in die Sättel und wandten sich gen Süden.

Es war tiefe Nacht und nur mühsam gelang es, im Dickicht vorzubringen.

Viertes Kapitel.

Die Gräuel des Ministers Narvaez.

Prim und Martinez ritten die ganze Nacht hindurch und vermieden es, zu einander zu sprechen, um die vollste Aufmerksamkeit auf die Richtung ihrer Flucht verwenden zu können, die nach der Sierra Guadelupe gehen sollte, um von da aus über die Guadiana zu setzen, und auf den Bergpfaden der zerklüfteten Sierra Morena das Maurenschloß Sequanilla's bei Andujar in der Provinz Cordova zu erreichen.

Als der Morgen graute, war der dunkle Wald zu Ende; sie ritten thalwärts in ein fruchtbares Ackerland hinab und einige freundliche Dörfchen lagen vor ihnen in den ersten Strahlen der Morgensonne. Hinter diesen bewohnten Stätten erhoben sich dunkel drohend die Felsenwände der Sierra Guadelupe. Dorthin sollte die neue Richtung eingeschlagen werden.

Plötzlich rief Prim: „Seht, was dort vorgeht. Ich seh' eine Menge Menschen aus dem Dorfe drüben strömen. Was soll das sein? Der Pfarrer und Sakristan mit dem Kreuze gehen voran.“

José, dessen Blicke träumerisch auf den fernen blauen Bergen Andalusiens geruht hatten, wo seine Heimath lag, wandte sich nach der angegebenen Richtung und entdeckte noch mehr.

„Seht,“ rief er, „man scheint ein grausames Strafgericht hier erlebt zu haben, dort erblick' ich einen frisch errichteten Galgen und dort rauchen noch zwei Trümmerhaufen, versengtes Gebälk liegt umher.“

Beide drückten ihren Thieren die Sporen in die Weichen und waren in wenigen Minuten bei dem Menschenzuge, der sich nach einigen offenen Gräbern dicht vor dem Dorfe wandte. Alles blickte fragend auf die beiden Reiter.

„Was ist geschehen?“ fragte José, und er und Prim hielten ihre Pferde an.

„O, — wir haben viel Unglück erlebt,“ klagte ein Greis „Da sind drei junge Männer, der eine ist mein einziger Sohn, und ein Greis gewesen, die wollten nicht, daß Spanien von einer schwachen Königin und einer Nonne regiert werden sollte und schimpften und hielten es mit den Demokraten.

„Aber der Narvaez ist zurückgekommen aus Frankreich, und nun sind die drei Männer mausetodt geschossen worden ohne Urtel und Recht, und dort hat man zur Warnung den Galgen errichtet. Die Wohnungen der Erschossenen sind auf Befehl des Narvaez niedergebrannt worden von den Soldaten. Wir begraben unsere Kameraden jetzt und flehen die heilige Madonna um Schutz und Hilfe an.“

Prim und José schauten entsetzt einander an.

„Und doch fluchen wir dieser Regierung, die unsere Männer mordet und unsere Jungfrauen verführt!“ rief ein blühendes Weib, das sich aus dem Menschenknäuel hervordrängte, der sich rasch um die beiden Reiter gebildet hatte.

Andere sahen drohend auf den Priester und ballten die Fäuste, denn der Priester war ein Anhänger des Narvaez und früher ein Carlist gewesen. Doch wagten es die Leute noch nicht, sich an ihm zu vergreifen, um nicht noch mehr Unglück auf ihr Haupt herabzubeschwören.

Der Priester sah dies mit einer imponirenden Ruhe und schien ohne jedes Mitgefühl zu sein.

„Dort, wo Ihr die offenen Gräber seht, Ihr Männer, liegen unsere gemordeten Brüder. Wir wollen ihnen die Seelenmessen lesen lassen,“ — sagte ein Anderer von den Landleuten. —

Schon lange hatte José den Priester scharf in's Auge gefaßt;

und schien in ihm einen alten Bekannten wieder zu erkennen, seine Blicke schossen Blitze und krampfhaft griff seine Hand nach dem Degen.

Prim sah es und drängte sein Pferd an José's Seite, indem er ihm zuflüsterte: „Kommt, wir sind hier nicht sicher."

José nickte dem Gefährten schweigend zu und Beide setzten ihre Pferde wieder in Trab. —

Ein junges Weib lief ihnen nach und winkte, daß sie noch einmal stillhalten sollten. Sie thaten es und das Weib belehrte sie:

„Sennores sind Flüchtlinge gewiß. Schlagt dort rechts den Pfad nach jenem Busche ein und wendet Euch dann links; auf wenig betretenen Wegen entkommt Ihr dann in die Sierra. Die heilige Madonna sei mit Euch! Der Pfaff könnte Euch verrathen, denn Narvaez's Henker halten sich noch in der Gegend auf."

Die Beiden drückten dankend dem jungen Weibe die Hand, und sprengten nach der Richtung, die ihnen bezeichnet worden war. — Ihr Weg führte sie bei den Brandstätten vorüber; noch stieg der Rauch in dichten qualmenden Wolken auf und biß sie in die Augen; von fern hörten sie noch die Todtengesänge der armen Dörfler und das Geläut des Glöckleins, das zur Frühmesse rief.

Die Fluren dampften, und auf den Gräsern und Blumen lag der Thau, in dem sich die Morgensonne spiegelte, so daß die weiten Auen mit funkelnden Edelsteinen besäet schienen. Dunkel blickten die Berge herüber und aus dem Walde rauschte ihnen das Lied der Baumwipfel entgegen. Ueber den klaren Himmel zogen langsam leichte Wölkchen wie Siegestrophäen und Alles, Alles athmete Frieden und Wonne, nur in den Herzen der Menschen lebte der Haß, die Rache und das Begehren.

„Ihr schweigt, José," nahm Prim das Gespräch auf. „Hat Euch der Anblick so verstimmt?"

„Ich wurde an eine alte Schuld gemahnt, Prim!" erwiederte José. „Ihr kennt die Geschichte meiner Jugend nicht. Jener Priester ist kein anderer als mein Oheim, der Mörder meiner Eltern, derselbe, der mir die Heimath und die Jugend geraubt hat. Ihr werdet jetzt begreifen, weshalb meine Hand nach dem Degen griff."

Prim war von dieser kurzen Mittheilung erschüttert, sah mit unendlichem Schmerz in José's Augen und rief: „Ihr müßt Euch rächen!"

„Mein Leben ist seit jenem unglückseligen Tage, als ich als zehnjähriger Knabe Zeuge der Unthat war und man mich in die Mauern

eines Klosters schleppte, nur ein Leben der Rache. Aber nicht an dem armseligen Werkzeug eines fluchwürdigen Systems will ich mich rächen, Don Juan Prim, nein, sondern an dem System der Verdummung, der Unterdrückung, der Entmannung selbst." —

Sie waren unterdeß in dem bezeichneten Walde angekommen und schlugen einen nach links abgehenden Pfad ein, der sie abwärts in ein langes, trauliches Thal führte, das beinah dunkel war von dem dichten Gebüsch, das oben auf den Berglehnen und den zackigen Felsen wucherte.

Prim begann wieder: „Wir sind Freunde geworden, mein José, und Eure Aeußerungen haben mich neugierig gemacht. Ihr wißt, daß auch ich Einer von Denen bin, die diesem verdammlichen System in unserm schönen Spanien Krieg bis auf's Messer geschworen haben, darf ich Euer Vertrauen nicht ganz besitzen?"

„So höret denn zuerst, Don Juan Prim," begann José feierlich, „daß der, mit dem Ihr Freundschaft für's Leben schließen wollt, der Sohn eines Juden — und selbst zwar Christ, aber ein protestantischer Ketzer ist!"

Prim lächelte. „Dann seid mir doppelt willkommen, Don José Martinez! Dann weiß ich wenigstens, daß dieses verlarvte Mönchs- und Nonnengelichter über Euch niemals Macht haben kann, und daß Ihr immer der Sache der Freiheit in Politik und Religion zugethan sein werdet."

Während die beiden Reiter abgestiegen waren, und vorsichtig ihre Pferde am Zügel führten, weil es über mehrere Bäche ging, die voll kolossaler Steine lagen, erzählte José seine Jugendgeschichte.

Die Gegend wurde immer romantischer. Sie kamen an reißenden Bergwässern vorüber, die in das Dunkel des Waldes hinabbrausten und in ihrem schnellen Laufe unzählige tanzende Cataracte bildeten, auf welche die durch die Laubkronen sparsam hindurchscheinende Sonne ein zauberisches Licht warf.

Das Gebirge wurde immer wilder. Die Strahlen der Sonne schossen senkrecht auf die felsigen Berglehnen und riefen eine unerträgliche Hitze in den engen Thälern hervor, welche die einsamen Reiter passiren mußten. Zuweilen öffneten sich ihnen Blicke in die Landschaft hinein, die Ebene lag in blauem Duft verhüllt tief unter ihnen, und nur hier und da tauchte ein Thurm auf aus dem reizenden Dunstmeere; vor sich erblickten sie die spitzen, schneebedeckten Gipfel der Sierra Morena, einzelne Ziegen- und Schafheerden weideten das straffe Gras und ein dichter Waldkranz zog sich an dem Unterbau des

Gebirges hin, zog sich in Schluchten hinein, die eine allmächtige Hand in die Felsenmauern gerissen zu haben schien.

Einige Singvögel ließen ihre lieblichen Weisen hören und verstummten plötzlich, dem sichern Hinterhalt zuflatternd, wenn ein Adler von seinem Horste her mit ausgebreiteten Schwingen durch die Luft zu schwimmen schien. — Häher kündigten sich mit lautem Geschrei an, und Spechte hämmerten an den Baumstämmen. Das Gespräch und die erhabenen Reize der Natur hatten Beide mit einer gewissen andächtigen Heiterkeit erfüllt. Rüstig strebten sie ihrem Ziele zu; aber noch erwartete sie ein unangenehmer Anblick.

Als sie in mehr bewohnte Gegenden gekommen waren, hörten sie plötzlich ein Geräusch wie von vielen Menschen. Sie merkten erst jetzt, daß sie sich auf einem stark getretenen Wege befanden und säumten daher nicht, wieder in den Wald einzulenken, der sich zu beiden Seiten des Pfades hinzog.

Sie lauschten und spähten und sahen wie ein langer Zug gefesselter Menschen unter Bedeckung von Soldaten und Gensdarmen vorbeitransportirt wurde, wahrscheinlich, um nach einer der Festungen an der portugiesischen Grenze gebracht zu werden. Es waren Leute aus den verschiedensten Ständen und aus den verschiedensten Lebensaltern, darunter vornehme Personen in reicher Kleidung, halbzerlumpte Arme, auch einige Frauen und Mädchen, schwache Greise, desertirte Soldaten und Landleute. Auf den Gesichtern der meisten lag verbissener Grimm, einige blickten stolz wie Märtyrer um sich, andere spähten nach allen Seiten, um eine Gelegenheit zur Flucht zu suchen.

„Wieder Opfer der Härte des Narvaez!“ flüsterte José.

„Der Grausame entvölkert das Land! Wehe dem Schlächter!“ knirschte Prim. —

Da erhob sich plötzlich großer Tumult. Einige der Gefangenen warfen sich auf die Soldaten, um ihnen die Waffen zu entreißen, aber diese hatten scharf geladen, sie schossen in den Haufen und nach einigen Minuten fügten sich die Aermsten wieder, nachdem die Blessirten nothdürftig verbunden worden waren. Noch ein Schuß krachte und das Echo gab zum drittenmal Antwort. Ein Weheruf nur, ein unwilliges Gemurmel, einige strenge Kommandorufe und Drohungen und der Troß war vorüber.

Die beiden Freunde verließen das Dickicht und ritten nach der Straße. Richtig, da lag eine Leiche. Wie es schien, hatten den schwer Verwundeten die Soldaten noch nachträglich todtgeschossen,

um ihm, da keine Transportmittel vorhanden waren, nicht die Freiheit zu geben. —

Mit stummer Erbitterung trennten sich die beiden Freunde von dem Leichnam des Unbekannten und eilten auf Waldwegen so rasch als möglich ihrem Ziele zu.

Schon war es Nacht, als das dunkle Maurenschloß, umgeben von bis in die Wolken strebenden Bergesriesen, vor ihnen lag. José Martinez und Juan Prim athmeten auf, endlich allen Gefahren entgangen und an dem ersehnten Ziele angekommen zu sein. Sie pochten. Der Pförtner öffnete, eine riesige Bulldogge sprang ihnen, die Zähne fletschend, entgegen. Sie nannten ihre Namen, und in Kurzem erschien der dicke Don Pedro de Sequanilla, der Schloßherr, und rief die Arme ausbreitend:

„Seid tausendmal gegrüßt, Ihr Wetterjungens! Ha ha, der Narvaez räumt gründlich auf. Na kommt nur zu mir, hier im alten Maurenschlosse des Ben Hadad el Motaleb seid Ihr sicher vor dem Teufel und seiner Großmutter!"

Er führte die beiden Ankömmlinge in den geräumigen Schloßhof und rief dort, daß die Mauern wiederhalten: Alar, Eduardo! Herbei! Neue Gäste!" und machte dazu ganz drollige Sprünge.

Man merkte es dem alten Gouverneur an, daß ihm seine neue Lage ungemein behagte.

Im großen Saale des Schlosses gab es einen herzlichen Empfang. Da war Juan de Alar mit seiner Sikula, Don Eduardo de la Seda mit seiner Braut Geronima de Lucar. Jetzt kamen also noch Juan Prim und José Martinez hinzu.

„Ei, Ihr seid noch nicht die letzten Gäste," meinte Don Pedro scherzend. „Ich erwarte noch einen heut, oder spätestens morgen früh, den würdigen Don Jago de Lucar, einen hitzigen Schlingel, der seinen Segen einem jungen Brautpaare geben und von Alar dort eine Strafpredigt entgegen nehmen soll."

Don Jago de Lucar war nämlich durch Don Pedro de Sequanilla davon benachrichtigt worden, daß er ihn auf seinem Schlosse besuchen solle, um wichtige Kunde und Aufklärungen zu erhalten.

Don Eduardo de la Seda war ebenfalls vor Narvaez geflüchtet, da dieser erfahren hatte, daß Eduardo ein thätiger Agent der Fortschrittler gewesen sei, und hatte auf Pedro's Schlosse ein sicheres Asyl mit seiner Braut Geronima gefunden, die unlängst erst gesund geworden war von einem langen Leiden, das die Folge der gehabten Er-

lebnisse gewesen. José und Prim waren todtmüde und gaben sich in einem Gemach der erquickenden Ruhe hin. —

Wieder kündete der Pförtner einen Gast an: „Don Jago de Lucar!"

„Prächtig, prächtig!" jauchzte Pedro, das wird ja ein wahrer Festabend heute!" und zu Eduardo gewendet:

„Eduardo, geht nur mit Eurem Bräutchen in das Kabinet dort, wir wollen doch den Lucar gründlich überraschen. Erst wirst Du ihm, Alar, die Leviten lesen und dann — — na, Ihr wißt schon. Ich besorge unterdeß den nöthigen Verlobungswein!"

Er trollte polternd ab; Eduardo schlüpfte mit seiner Geliebten in das bezeichnete Gemach, denn nach wenigen Minuten sollte Jago de Lucar eintreten.

„Bin doch gespannt, was der heißblütige Gesell für ein Gesicht machen wird," — monologisirte Juan. „Dem Himmel sei Dank, daß Alles wieder in seinen geregelten Gang zu kommen scheint, — nur ich — ich — hab' den schwersten Verlust bei der ganzen tollen Geschichte — mir haben sie mein Kind geraubt, die Hunde; — doch — halt — wir sind quitt, ehrwürdige Väter! Ihr habt Euern Bernardino eingebüßt, und der war, bei Gott — mehr als ein Teufel! Gewissen, machst Du mir einen Vorwurf?" Juan klopfte an seine Brust. „Nein, Du schweigst ebenso dabei, als wenn ich einen Tiger erschlagen hätte. Gott, Du wirst diese Seele nicht von mir fordern, denn sie gehört dem Teufel!"

Bald kehrte der dicke Pedro, ganz roth im Gesicht vor Freude zurück und zog fast gewaltsam den zögernden Lucar nach sich.

„Hier — da hast Du ihn, und treib' ihm die verdammten Grillen aus dem Kopfe, Juan; — — uf — uf — ich bin athemlos."

Pedro warf sich auf einen Stuhl.

Don Jago de Lucar, ein junger Mann von mittlerer Größe, fast zierlich gebaut, schaute mit seinen stechenden Adleraugen unsern Alar einige Momente an, ehe er sagte: „Seid gegrüßet, Sennor, und verzeiht, wenn ich Euch noch immer streng anblicke, aber Euer Neffe hat mir arg mitgespielt. Wer kann für sein Spanierblut, dem die Rache ein Evangelium ist."

Alar ergriff Lucar's Rechte, drückte sie warm und sprach: „Die Rache hätte Euch wahrhaftig fast um Kopf und Kragen gebracht; nehmt Euch in Acht vor den Leuten ohne — Herz und ohne — Leidenschaft und macht mit denen Frieden, die Beides als kostbares Eigenthum besitzen."

„Sennor, Ihr meint, ich soll kurzer Hand mit Don Eduardo de la Seda Frieden machen? Sennor," — Lucar wurde heftiger — — „meine Schwester ist seinetwegen so unglücklich geworden."

Alar begann leise: „Sennor, die Schale, auf der Ihr die Schuld meines Neffen mit Eurer eigenen abwägt, soll bald hoch hinauf schnellen. Erlaubt mir, daß ich die Aufklärungen gebe, die mein Eduardo Euch in jener verhängnißvollen Nacht in Aranjuez nicht geben durfte, wollte er nicht feig erscheinen."

Lucar horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit.

Alar fuhr fort; „Lucar, Ihr seid ein Demokrat. Ich darf Euch also anvertrauen, daß die halsbrecherischen Pläne meines Neffen nur im Partei-Interesse geschmiedet worden waren; ich hatte kein Vertrauen dazu und ließ ihn nur gewähren, um ihn durch Schaden klug zu machen; Eduardo hat nie aufgehört, Geronima zu lieben, und seine kurze Günstlingsrolle bei der Königin war eben nur eine — Schauspielerrolle. Er hat sie — dem Himmel sei Dank — aufgegeben, wird auch nie mehr dem Narvaez dienen, sondern sich ganz und gar der Ausbildung seiner Fähigkeiten und der politischen Agitation widmen. Damit Ihr aber seht, daß ich Euch nicht blos Worte, sondern auch Thaten aufweisen kann, so seht das Uebrige selbst." Mit diesen Worten öffnete Alar die Thür des Nebenzimmers und — an den Hals des Bruders stürzte die bleiche, abgehärmte Geronima, hinter ihr erschien Eduardo. Stumm sahen sich die beiden einstigen Freunde an; aber Geronima, deren Wangen schon anfing, der rosige Schimmer der Freude zu röthen, löste die Zungen und die Herzen bald.

„Mein Jago, mein Bruder! Danke meinem Eduardo statt meiner, er hat mich in ganz Spanien gesucht, gefunden, aus den Händen erbarmungsloser Bösewichter und aus dem Grabe gerettet. Ich bin auf ewig sein!"

Jago war keines Wortes fähig, er konnte den stolzfreudigen Blick des so glänzend gerechtfertigten Eduardo nicht ertragen, Stolz und Herzensrührung kämpften in ihm einen wunderlichen Kampf, aber letztere siegte und die Thränen stürzten aus seinen Augen wie ein Gießbach.

„Mein Jago, diese Thränen verrathen mir Dein Herz!" rief Eduardo und schloß den wiedergewonnenen Freund in die Arme.

„Verzeih' mir," flüsterte Jago leise, „dafür, daß ich Dich tödten wollte, rettest Du meine Schwester! Edler Freund!"

Eduardo verschloß ihm den Mund und entgegnete: „Gieb uns

dafür Deinen brüderlichen und vormundschaftlichen Segen, — in wenigen Tagen soll Geronima mein Weib sein."

Jago legte von Neuem Geronima als Braut an Eduardo's Herz und sagte: „Der Himmel segne Euch und uns Alle!"

Es war so still im Zimmer, als schritte ein Engel hindurch.

Alar blickte stumm hinaus in die Finsterniß — doch nur — um nicht mit in die Thränenstrudel der Rührung gezogen zu werden, denn es ging ihm just wie vielen verwetterten Naturen, deren Herz immer weicher wird, je fester sich die äußere Rinde härtet. — Don Pedro gar machte eifrig Cigarretten, um auf diese Weise der Rührung zu entgehen und dampfte nachher wie ein Schornstein, Alles, um nicht auch weich zu werden.

Dann folgte ein seliger Abend, an welchem natürlich Eduardo und Geronima ihre Verlobung feierten.

Fünftes Kapitel.

Die Versöhnung der Königin Isabella mit ihrem Gemahl im Schlosse von Madrid.

Auf die Frauen, welche leidenschaftlich lieben, macht nichts einen tiefern Eindruck, als wenn der Geliebte unritterlich einer äußeren Gewalt weicht, ja, sich ihr unterordnet und seine Liebe preisgiebt.

Wenn General Serrano die Fahne der Empörung gegen Narvaez entfaltet hätte, wenn er besiegt, eingekerkert und flüchtig geworden wäre, die Königin Isabella hätte ihre Liebe zu ihm nur gesteigert. Daß er aber dem Gewaltspruche des Herzogs wich und aus dessen Händen das Amt eines Generalcapitäns von Andalusien annahm, das machte einen tiefen Eindruck auf sie und ließ ihn leicht in Vergessenheit gerathen. —

Narvaez hatte sich in den ersten Wochen seines neuen Regiments wenig um die Königin Isabella bekümmert. Er hatte genug zu thun, um die Urtheile der Kriegsgerichte in Madrid und den Provinzen zu evidiren und zu unterzeichnen. Nachdem das Wüthen seiner Schergen

in der Hauptstadt etwa zehn Tage gedauert hatte, konnte der wieder einmal siegreiche Herzog in die Welt hinaus die Kunde senden: „Madrid ist ruhig!“ Vergeblich hatte der englische Gesandte dem Minister Vorstellungen gemacht, und hatte nur soviel erreicht, daß die Mitglieder des gestürzten Ministeriums geschont wurden. Narvaez hatte immer nur die stolze Antwort gehabt:

„Das spanische Volk ist noch unreif für ein freies Regiment, und ich fühle die Mission in mir, Spanien vor allen Dingen diejenige innere Ruhe zu erhalten, die es braucht, damit sein Wohlstand wachse und blühe und ich werde daher jeden Widerstand niederschmettern, mag er von demokratischer oder carlistischer Seite kommen. Spanien bedarf einer verfassungsmäßigen, aber starken Regierung.“ —

Endlich, als Narvaez seine Macht wieder gesichert sah, erließ er milde Maßregeln, begnadigte viele Rebellen und fuhr eines Tages in's Schloß, um eine Audienz bei der Königin Isabella zu haben.

Die junge Monarchin erwartete den Minister in ihrem Prunkgemach, und hatte eben ihren Schmuck durch die neue Kammerzofe Teresa, eine hochgewachsene baskische Maid, vollenden lassen.

Isabella war nicht mehr so hübsch, als in früheren Jahren. Die Ueppigkeit ihrer Formen hatte zwar zugenommen, aber in den Zügen war eine unvortheilhafte Veränderung vor sich gegangen.

Die Kammerzofe Teresa stand ausnahmsweise nicht im Dienst der Pfaffen, Minister Narvaez hatte schon dafür gesorgt, da er durch die Mittheilungen der Königin-Mutter Christina dahinter gekommen war, welchen Einfluß die Geistlichkeit auf die bisherigen Kammerfrauen der Majestät gehabt hatten.

Königin Isabella befand sich in merkwürdig heiterer Stimmung, und that dies durch kleine scherzhafte Liebkosungen gegen Teresa kund.

„Teresa, hast Deine Herrin schon lange nicht so gütig gesehen, nicht wahr?“

Schüchtern erwiederte die Angeredete, indem sie noch an dem Armschmuck der jungen Majestät herumnestelte:

„Ew. Majestät werden meine Schüchternheit verzeihen, ich will ja stets meine Pflicht in pünktlichster Weise erfüllen.“

„Schön, mein Kind,“ sprach die Königin weiter, „laß Dich aber mit Keinem von meiner Umgebung ein, damit Dir's nicht geht, wie der unglücklichen Zenaide. Diene mir ganz allein!“

Die Königin warf noch einen langen Blick in den hohen Tru-

meau und schien von ihrer Erscheinung höchlichst befriedigt zu sein. Wie aus schelmischer Eitelkeit fragte sie noch einmal:

„Werde wohl dem graubärtigen Narvaez gefallen? Nicht wahr, vielleicht kann ich ihm etwas abschwatzen, dem ernsten Manne?“ —

Was sie nun leise flüsterte, war mehr Selbstgespräch, denn Teresa hatte freilich kein Verständniß für die Dinge, die um sie herum vorgingen.

„O, es ist mir so wohl darüber, daß ich endlich wieder unter die väterliche Leitung meines guten Herzogs Narvaez gekommen bin; er ist so stark, weiß statt meiner zu regieren, während mich die dummen Fortschritts-Minister, der schleichende Salamanca und der pedantische Pacheco mit allen möglichen Dingen belästigten, die ich doch nicht begreifen kann. Wozu hab' ich denn Minister, als daß sie an meiner Stelle das Land regieren?

„Was der Herzog nur heut bringen wird? Ich weiß es, — er wird von mir verlangen, ich solle mich mit Don Francisco, meinem Gemahl, versöhnen.

„Thu' ich's, thu' ich's nicht? Wenn sich der närrische Francisco vernünftig benimmt, kommt es mir nicht darauf an, ihn wieder aufzunehmen. — Hu, das Gespenst, wenn es wieder käme! Nein, nein — — nein!“

Isabella huschte leise zum Altar in dem Zimmer und betete einige Minuten. Sie hatte sich kaum erhoben, da trat der dienstthuende Kammerherr, Graf de Laing, ein und meldete die Ankunft des Ministers.

Nach wenigen Augenblicken trat Narvaez, der Herzog von Valencia, ein; er hatte die große Generals-Uniform angelegt, die zahllosen Orden glänzten auf seiner Brust und nicht minder glänzten seine Augen, denn er kam getreu seinem Versprechen als Sieger zurück.

„Seid mir herzlich willkommen, lieber Herzog! Seid hinfüro mein Schwert und mein Kopf, gewaltiger und kühner als vorher, damit Euch Keiner mehr verdrängen kann,“ begann die Majestät!“

Mit lächelnder Miene entgegnete der Minister:

„Das wird ganz und gar auf die Standhaftigkeit Ew. Majestät ankommen. Ich that stets meine Pflicht, mußte aber weichen, als Ihr, Königin, falschen Rathgebern Euer Ohr liehet.“

„Ich muß Euch Recht geben, Sennor!“ bekannte die Königin

Isabella: „Weil ich aber unbegrenztes Vertrauen in Eure staatsmännische Weisheit setze, weil Ihr mir ferner zu allen Zeiten eine Art Vorsehung gewesen seid, die für mich handelte und dachte, als ich noch zu jung war, um selbst regieren zu können, so nehme ich keinen Anstand, meine Fehler einzugestehen und Ihr verzeiht mir!"

„Wie leicht wird es mir werden, Spanien durch Ruhe und wachsenden Nationalwohlstand zu beglücken, wenn ich mit Ew. Majestät immer in vollster Uebereinstimmung bin!" antwortete freudig und salbungsvoll der Minister.

„Sprecht, lieber Herzog! Was giebt's, ich errathe den Hauptpunkt dessen, was Ihr mir heut zu sagen habt," begann mit schelmischer Heiterkeit Isabella.

„Seid aber versichert, daß ich nur das Annehmbare — annehmen werde." Sie sagte dies mit ganz eigenthümlicher Betonung und einem seltsamen Blick ihrer Augen, und setzte hinzu: „Minister, dehnt Eure Herrschaft nicht — bis in mein Boudoir aus und überlaßt der Frau, was der Frau gebührt." —

Der Minister biß sich auf die Lippe und faßte ganz im Stillen denVorsatz, mit allem Aufwand seiner diplomatischen Freundlichkeit und höfischer Schmeichelei eine Aussöhnung der beiden Majestäten durchzusetzen.

Er glaubte so fest an einen Erfolg seiner Mission, daß bereits ein gewisser Jemand sich im Schlosse befand, zwar im tiefsten Incognito, aber doch bestimmt, jeden Augenblick des Winkes gewärtig zu sein, um vor der Königin zu erscheinen.

Der Minister begann nun folgendermaßen:

„Ew. Majestät wissen jetzt, daß das Land über den Zwist trauert, der das königliche Ehepaar trennt."

Die Königin fiel ihm in's Wort:

„Hat das Land mir jemals die Wahl gelassen? Habt Ihr mich nicht gezwungen zu dieser unglückseligen Ehe?" Die letzten Worte klangen recht traurig und vorwurfsvoll.

„O, Ihr Männer, Ihr kennt die Frauen nicht, Ihr wißt nicht, was Ihr aus ihnen macht, wenn Ihr sie zwingt. Und was habt Ihr aus mir gemacht? — Minister" — sprach die Königiu leise, mit niedergeschlagenen Augen, „ich habe gesündigt, ich habe gebetet, ich habe mich blutig gegeißelt, ich war sehr unglücklich. — Sagt," sie erhob die Augen wieder, „ist es denn absolut nothwendig für

Spaniens Ruhe, mich mit meinem Gemahl zu versöhnen, mich mit ihm zu einigen, ihn bei mir" — sie stockte — „aufzunehmen? Ich kann ihn nicht lieben, bester Herzog! Seht, ich bin nicht trotzig, aber habt Erbarmen mit mir und macht einen Ausweg ausfindig für mich, ich bitte Euch!" —

Der Herzog schien einen Moment erschüttert von der milden, herzlichen Redeweise der Königin und blickte sie mit echt väterlichem Ausdruck an und sprach:

„Meine Königin! Vergeßt einen Augenblick, daß ich der Minister der spanischen Majestät bin, denkt, ich sei Euer väterlicher Freund, der Eure sorglose und harmlose Jugend bewacht, der das Kind beschützt und die Jungfrau geleitet hat. Meine bald achtundvierzig Jahre will ich einmal in die Wagschale werfen gegenüber Euern siebenzehn Jahren.

„Glaubt nicht, daß ich Euch etwas Unmögliches zumuthen werde, glaubt nicht, daß ich mir anmaßen könnte, das Herz und den Leib einer ministeriellen Befugniß unterzuordnen. Ueber beide seid Ihr unumschränkte Herrscherin, da giebt es keine constitutionelle Monarchie, sondern nur den Absolutismus.

„Es ist freilich nothwendig, daß Ihr Euch mit Don Francisco versöhnt, des Landes wegen, um all' die bösen Zungen zum Schweigen zu bringen, die ungerecht genug sind, Euch unter den obwaltenden Verhältnissen zu verurtheilen.

„Ich habe bereits mit Seiner Majestät Don Francisco verhandelt und lege Euch folgendes als Resultat vor:

„Don Francisco weiß es zu würdigen, daß Ihr nur eine politische Ehe mit ihm eingegangen seid, und verspricht Euch, nur diejenigen Anforderungen zu stellen, die er als öffentlicher Gemahl an Euch stellen muß, um Euer Ansehen, das seinige und überhaupt die königliche Autorität nicht der Schmähung auszusetzen.

„Wo das Reich Eures Herzens beginnt, da hört das Seiner Majestät auf. Er will nur die Liebe der Cousine von Euch und verzichtet auf die der Gattin."

Das Auge der Königin war immer strahlender geworden; doch noch eine Frage schwebte ihr auf den Lippen; sie sprach sie aus:

„Wird der Geist der Mama meines Gemahls nun beruhigt sein?"

„Er ist es schon längst, Majestät!" entgegnete mit frommer Salbung der General-Minister. „Geister sehn voraus, was geschehen wird, und kein Spuk wird mehr die Ruhe dieses Palastes stören.

Die Messen, die der ehrwürdige Pater Claret gelesen hat und die Gebete der hochgebenedeieten Schwester Maria Raphaele del Patrocinio haben Alles gethan."

Die Königin ergriff die Hand des Generals: „Dank Euch, mein Herzog, mein Freund!"

Der Minister achtete kaum darauf, sondern sagte leise:

„Seine Majestät Don Francisco wartet mit glückseliger Spannung darauf, sich vor meinen Augen mit Euch zu versöhnen. Darf ich ihn rufen lassen?"

„Laßt ihn rufen, den guten Francisco!" sprach die Königin Isabella mit Wärme.

Der Minister flüsterte dem im Vorzimmer harrenden Adjutanten den Befehl zu.

Die Minuten vergingen im tiefsten Schweigen, während dessen die Königin Isabella ein stilles Gebet vor dem Altar verrichtete, dann an's Fenster trat und gedankenvoll zum Himmel schaute.

Don Francisco trat ein. Sein bleiches Antlitz belebte ein leises Roth triumphirender Freude.

Die Königin trat rasch an ihn heran, faßte ihn bei der Hand, sprechend:

„Sei mir gegrüßt, mein lieber Gemahl Francisco. Verzeihe mir!"

„Alles ist vergessen, Isabella!" hauchte Don Francisco, und küßte die Hand der Königin, schloß sie dann in die Arme und küßte sie auf die Stirn.

Die Königin winkte, sie wollte allein sein.

Der Minister und Don Francisco schieden.

Das Hoffest, das in zwei Tagen stattfinden sollte, war bestimmt, das versöhnte Ehepaar wieder dem Hofe und den Großen des Landes zu präsentiren. — —

In den letzten Tagen des liberalen Ministeriums war Sallustiano Olózaga, der glänzende Redner, auf Wunsch der Regierungsmänner nach Madrid zurückgekehrt. Sein erstes Auftreten in der Deputirtenkammer traf grade in die Zeit, als der wieder an's Staatsruder gelangte Narvaez, Herzog von Valencia, mit eiserner Strenge alle liberalen Zuckungen im Lande niederdrückte.

Der unerschrockene Volksmann Olózaga war in Logronno am dunkelfluthenden Ebro in Alt-Castilien geboren; er war bereits ein Mann von dreiundvierzig Jahren und wer den bedächtigen Volkstribunen sah, wußte, daß die hohe Denkerstirn einen Schatz der edelsten Gedanken verbarg, und daß dieser Kopf unablässig bemüht

war, für Spaniens Wohl, für seine Freiheit und seine Zukunft neue Ideen zu gebären.

Schon zweimal hatte sich Sallustiano Olózaga unter den höchsten Räthen der Krone befunden; zuerst 1841, als der Siegesherzog Espartero Regent von Spanien war, und dann 1844, als es Narvaez für gut hielt, mit seinen wahren Absichten noch nicht hervorzutreten.

Sallustiano Olózaga hatte zwar durch eine unedle Eifersucht auf Espartero's Ansehen und Macht, durch heimliche Intriguen gegen denselben, im Interesse des Narvaez und der Christina, seinem Charakter einen bedeutenden Schaden zugefügt, aber das war vorüber, er hatte sich in der Verbannung längst mit Espartero ausgesöhnt, und handelte jetzt in dessen Sinne und Auftrage, gehörte zu den Häuptern der spanischen Fortschrittspartei und setzte, als das fortschrittliche Ministerium gefallen war, die Opposition energisch in der Presse und in der Deputirtenkammer fort.

„Das Regiment des General Narvaez ist ohne Charakter und ohne Prinzip, darum schädigt es Spanien und wir müssen den Herzog bis auf's Aeußerste bekämpfen. Nicht die Königin Isabella regiert in Spanien, sondern der von der Königin-Mutter Christina bestochene Minister!"

Dieses Wort, welches Olózaga öffentlich gesprochen, entfesselte den ganzen Haß des Herzogs gegen den muthigen Deputirten, dennoch wagte es der Minister nicht, eine Audienz, welche jener bei der Königin nachgesucht hatte, zu hintertreiben.

Im Gegentheil beförderte er eine Aussöhnung des Deputirten und früheren Ministers mit der Königin Isabella, um ihn dadurch in den Augen der Partei zu verdächtigen und auf diese Weise den Einfluß des Olózaga zu schwächen.

Die Königin empfing am Tage nach der vorher erzählten Audienz gern den alten Bekannten und sagte ihm mehrere Schmeicheleien, so daß der Deputirte sich sicher in der Gunst der Königin glaubte.

Das Hoffest, das am nächsten Tage stattfinden sollte, war dazu bestimmt, verschiedene Mitglieder der Kammer-Opposition in freundlichem Verkehr mit dem Hofe zu zeigen. —

* * *

Madrid war nicht nur ruhig, sondern sogar freudig erregt. Verschiedene Straßen waren illuminirt und zwar aus einem dreifachen Grunde.

Das Aufhören des Belagerungszustandes im Lande hatte von vielen Herzen einen Alp genommen, die entlassenen politischen Gefangenen freuten sich der wieder erlangten Freiheit, und die große Masse des Volkes hatte keinen Sinn für revolutionäre Umwälzungen, war im Gegentheil ganz zufrieden damit, daß die Rückkehr Narvaez', des Herzogs von Valencia, und sein strenges, energisches Auftreten, die Ruhe im Lande wieder hergestellt und das neue Aufblühen der Gewerbe und des Verkehrs ermöglicht hatte.

Zahlreiche Volkshaufen zogen durch die Stadt und riefen: „Viva el duque de Valencia. Viva el pace (Es lebe der Frieden!)"

„Meister Pequenno," wandte sich ein Bürger seinem Nachbar zu, „hängt Ihr noch an Euern überspannten demokratischen Schrullen fest?"

„Laßt mich in Satans Namen in Ruhe mit dem Geschwätz," murrte ärgerlich der Gefragte. „Man wird ja doch mit der Zeit vernünftig. Was soll uns das ewige Rebelliren, das lockt nur die Pfaffen aus ihren Löchern und der Narvaez ist mir immer noch lieber, als so ein carlistischer Duckmäuser."

„Das ist schön von Euch, Nachbar," entgegnete der Andre. „Seht, da kommt er zu Pferde, der eiserne Herzog! Ist doch ein schmucker Herr, der's gut meint mit Spanien!"

Ein trotzig aussehender Mann mit dunklem Bart hatte einige Augenblicke dem Gespräch der Beiden gelauscht und murmelte dann weggehend:

„Ja, so ist die blinde Menge. Sie betet den Erfolg an und weiß nichts von Freiheit! O, wann werden diese Dummen erkennen, daß man sie nur als Kinder behandelt und als Knechte!"

Die andern Ursachen der Illumination von Madrid waren: Die Aussöhnung der Majestäten, wovon die Nachricht bereits unter das Publikum gedrungen war, und die Rückkehr der Königin-Mutter Christina in ihren Palast Buen-Retiro.

Im königlichen Palais strahlte bereits ein verschwenderisches Lichtmeer.

Die Menge der geputzten Hofdamen, der Frauen der Minister und Generale, der höheren Ministerialbeamten und Damen aus dem Kreise der hohen spanischen Granden wogte wie ein Meer von lebendigen Blumen in den strahlend erleuchteten Salons auf und nieder.

Auch den Männern in den glänzenden Uniformen der Generale

und Staatsbeamten, der Prälaten und Bischöfen, sah man es nicht an, daß sie soeben eine Krisis im spanischen Vaterlande durchlebt hatten.

Der Graf de Lalaing, der dienstthuende Kammerherr Ihrer Majestät der Königin Isabella, schien allein übler Laune zu sein, denn die hübsche Gräfin de la Cannada war ihm ungetreu geworden und nahm mit vor Huld strahlendem Gesichte die Huldigungen des General Concha des Aelteren entgegen, der zum Minister Narvaez in ein sehr intimes Verhältniß getreten war und deßhalb Aussicht auf eine glänzende Carriere hatte.

„Bin doch neugierig," wandte sich die schlanke brünnette Marquise de Malpica an die kleine, reizende Donna Elvira de Xeres, „wie sich heut unsere allergnädigste Königin als züchtige Ehegattin am Arme des Königs Don Francisco ausnehmen wird?"

„Nun, liebe Marquise," antwortete Donna Elvira mit gewöhnlicher boshafter Ironie, „sie wird hoffentlich den Vertrag mit ihrem Gemahl so abgeschlossen haben, daß sie und ein noch unbekannter, gewisser Cavalier nicht zu kurz kommen werden."

„Sie sprechen in Räthseln, beste Freundin, was meinen Sie?" fragte neugierig die Marquise.

Donna Elvira fügte mit gut gespielter Gleichgültigkeit hinzu: „Sie haben wahrscheinlich keine Ursache, unglücklich zu sein. Wer das Glück hat, der Majestät zu gefallen, kann jedenfalls ganz ausgezeichnete Carriere machen, und in diesem Falle gratulire ich Ihnen. Don Caballo, der flinke Tänzer von der Artillerie — —"

Die kleine Hofdame hielt inne, denn die Marquise ward bleich und verließ die Freundin ohne ein Wort der Erwiderung.

Don Caballo, der schon einigemal in die geselligen Cirkel der Königin gezogen worden war, erfreute sich so bedeutender körperlicher Vorzüge, daß nicht nur die Marquise de Malpica in ihn verliebt war, sondern auch die Königin derselben Gerechtigkeit widerfahren ließ, und die Leser wissen bereits, — daß Caballo auf seine Rolle vorbereitet war.

Der große Festsaal, wo bereits auf speziellen Befehl des Palast-Intendanten der Ball begonnen hatte, ohne die Ankunft der Majestäten und der Anverwandten des königlichen Hauses abzuwarten, war, trotz der späten herbstlichen Jahreszeit in einen tropischen Garten, in ein Paradies des Südens umgewandelt.

Duftende Schlinggewächse schwebten von Trumeau zu Trumeau, von Säule zu Säule und von ihnen herab hingen kunstvoll gearbeitete

niedliche bunte Glaskugeln, die innen erleuchtet waren und den Zauber des Festes noch erhöhten.

Zu beiden Seiten des Thrones war ein Wald von Palmen, riesigen Blattgewächsen aus Afrika und Amerika, Heliotropen, Rosen, Amaranthen, Vanillebäumen, fremdartigen, feuerfarbigen Fuchsien und einer Menge anderer Pflanzen und Blumen aufgestellt. Die Wogen des Duftes trug der leise Zug durch den Saal, der ringsum außerdem mit den schwersten Gobelin-Tapeten, Teppichen und prächtig gestickten Fahnen ausgestattet war.

Von der gewölbten Decke des Saales hingen ungeheure Kronleuchter von Bergkrystall herab, und strömten aus vielen hundert Flammen eine zauberische Beleuchtung über das freudige Getümmel aus.

Die Göttin der Musik hatte bereits die Göttin des Tanzes, Terpsichore, zur freudigsten Lust begeistert, und die rauschenden Accorde, die freudigen Fanfaren der Trompeten, das festliche Jauchzen der Pauken und das liebliche Flötengetön hatten längst die bunt durcheinander wirbelnden Paare zur rhytmischen melodischen Bewegung im Takte des Walzers und des altspanischen Tanzes geeinigt.

Die junge Welt: Die Ehrenfräulein und ihre Galans im militärischen oder im Hofkleide, die eroberungslustigen Cavaliere aus dem hohen und niedern Adel, aus dem besitzenden Bürgerstande, die jugendlichen Ataché's der fremden Gesandtschaften und die Schönen aus Alt-Castilien und Leon, die gluthäugigen Valencianerinnen und die vollbusigen andalusischen Damen aus maurischem Blute, die stolzen Navarresinnen, sie alle nippten mit Behagen aus dem Becher der Freude und waren bereit, entweder zu erobern oder erobert zu werden.

Werfen wir einen aufmerksamen Blick auf die älteren Herren, die in den anstoßenden Cabineten lustwandeln, oder in Gruppen bei einander sitzen und der Unterhaltung pflegen, so sehen wir in trauter Vereinigung Männer aller Parteien, sogar solche, die noch vor wenigen Tagen verhaftet worden waren, weil sie dem neuen Minister als verdächtig galten.

Es ist eine berechtigte Eigenthümlichkeit der spanischen Monarchie gewesen, daß es unter seinen hervorragenden Männern keinen Einzigen gab, der nicht schon einmal in den Reihen der Rebellen gestanden und als Hochverräther eingesperrt oder flüchtig gewesen war.

Ja, alle diese Leute: General Dulce, Deputirter Sallustiano Olózaga, General Concha, O'Donnel, die abgedankten Minister Pacheco, Salamanca, Isturiz, Romero, sie Alle, auf denen die Blicke

der jüngeren Generation mit hoher Achtung verweilten, haben eine tumultarische Vergangenheit.

Da entsteht plötzlich eine allgemeine Bewegung im Saal.

Der Palast-Intendant und Major Domus haben die Ankunft der Majestäten angekündigt.

Die zahlreiche Festgesellschaft stellt sich in einem breiten und langen Spalier auf, und nun beginnen die Musiker einen herrlichen Hochzeitsmarsch zu spielen, und freudiges: „Viva la reyna Isabella! Viva el ré Francisco!“ braust es dreimal durch den Saal.

Die Königin Isabella, umwallt von einer weißen Gazewolke, glänzend von den prachtvollsten Edelsteinen, ein schimmerndes Diadem in den dunkeln Haaren tragend, rauscht daher am Arm ihres Gemahls, des Don Francisco, aus dessen sonst monotonem Antlitz die höchste Befriedigung strahlt.

Freudig grüßt das versöhnte Paar nach allen Seiten und nimmt unter dem Thron-Baldachin Platz.

Es folgen der Minister Herzog von Valencia, an seinem Arme die Königin-Mutter Christina führend. Die frühere Regentin ist stark gealtert, aber auf ihrem Gesicht liegt heut das sonnigste Behagen, daß sie zum zweitenmal glücklich nach Spanien zurückgekehrt und in den Besitz des alten Einflusses gekommen ist.

Der Haushofmeister winkt. Allgemeine Stille rings im Saal.

Der Patriarch von Indien, ein Greis mit langem, grauem Barte und ehrwürdigem Antlitz tritt vor den Thronhimmel, zu dessen beiden Seiten sich Infant Don Francisco der Aeltere, die Königin-Mutter Maria Christina, und sämmtliche anwesende erwachsene und kindliche Mitglieder des königlichen Hauses der spanischen Bourbonen aufgestellt haben.

Der Patriarch hebt segnend seine Hände empor und spricht zu den Majestäten gewandt:

„Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich und mußte die Schutzpatronin dieses schönen Landes, die allerseeligste Jungfrau Maria das Schwert, das durch ihre Seele geht, um so schmerzlicher empfinden, wenn Groll und Zwietracht in dem schönen, auserwählten Spanien herrschten, so lächelt sie, die himmlische Madonna, heut seelig herab auf die unverfälschten echt-katholischen Majestäten, die sich wiederum in Liebe und Eintracht vereinigt haben zum Segen der Nation und der alleinseligmachenden Kirche! Wenn die Engel im Himmel sich freuen, dann dürfen auch wir, schwache Menschen, unserer Wonne

Ausdruck geben und lustig sein. Danken wir dem dreieinigen Gott, der heiligen Madonna und dem heiligen Sct. Jago de Cumpostella für dieses rechte, wahrhaftige Versöhnungsfest, denn auch die vielgeprüfte königliche Mutter unserer hohen Majestät, die Königin Maria Christina hat allen Groll aufgegeben und segnet ihre Tochter.

„Zum Schluß denn fordere ich Euch auf, Spanier, die Ihr in Eintracht versammelt seid, stimmt Alle ein in den Ruf:

„Hoch lebe, lange lebe, glücklich sei das versöhnte Königspaar!

„Es lebe die katholische apostolische Königin Donna Isabella!

„Es lebe der König Don Francisco! Es lebe die Königin-Mutter Maria Christina!"

Die Musik begleitete den Ruf der Versammelten und König Francisco umfing seine königliche Gemahlin und küßte sie vor den Augen des festlichen Publikums.

Es war eine rührende Scene, die jetzt begann, und selbst der eiserne Herzog schien davon ergriffen zu sein.

Königin Isabella vergoß Thränen, aber sie lächelte dazu im seligsten Rausch wehmüthiger Freude.

Die Königin-Mutter Christina war wohl im Allgemeinen als eine herrsch- und rachsüchtige Frau bekannt, aber so wie es in dem Herzen jedes Menschen eine weiche Stelle giebt, so war doch gewiß im jetzigen Augenblick die Zärtlichkeit der königlichen Mutter keine erkünstelte.

Sie faßte, als die Paare sich wieder zum Tanze ordneten und von dem Orchester die fröhlichen Weisen herabtönten, die Tochter an der Hand und zog sie in ein stilles Cabinet neben dem Thronhimmel.

Discreter Weise folgte den beiden Königinnen Niemand, denn wer hätte den Austausch der Herzen stören wollen durch eine aufdringliche Zeugenschaft. Selbst der heiter lächelnde König Francisco zog es vor, am Arme seiner Cousine Luisa, der Herzogin von Montpensier, im Saale zu lustwandeln, während der beleibte französische Prinz in einem Rauchzimmer zwischen Diplomaten, Prälaten und Granden saß, um der Göttin Fortuna zu opfern.

Wortlos hielten sich die beiden Königinnen umschlungen. Seit langer Zeit das erstemal ruhte Isabella am mütterlichen Busen, während Thräne auf Thräne aus den Augen der alten Königin auf die dunklen Strähnen Isabella's niedertropfte.

Waren die Thränen der Mutter Zeichen der Freude, oder war es

eine heimliche Reue über manche Unterlassungssünde in der Vergangenheit? Wer konnte das sagen?

Endlich erhob Königin Isabella das Haupt und sah voll Liebe die Mutter an und lispelte:

„Mutter, liebe Mutter, mußten wir uns jemals grollen? Sieh, wer hat ein Herz für mich, als Du; gewiß, nie, nie will ich Dir mehr weh thun, immer will ich Deinen Rath befolgen!

Die Königin Maria Christina schlang den Arm um die Tochter und antwortete:

„Wir hochgestellten Menschenkinder sind oft die unglücklichsten Geschöpfe. Schmeichelei, Stolz, Etikette, politische Rücksichten können liebende Herzen einander entfremden, deßhalb ist es nothwendig, daß wir jedes Alleinsein scheuen, denn wer sagt uns, daß der, welcher uns räth, es auch ehrlich meint und nicht in seinem eigenen Interesse handelt?"

„Du hast Recht, Mütterchen," ließ sich die ruhiger gewordene Isabella vernehmen, „ich werde in allen Dingen von nun an zuerst Deinen Rath hören. Doch, wie ist's mit meinem Gemahl, darf ich ihm trauen?" Sie sprach es leise mit gesenktem Blick.

„Du weißt es, was ich ihm bieten kann und was nicht, denn Du bist eine Frau. Ach, wie gern möcht' ich allen Menschen um mich herum Vertrauen schenken! Das Mißtrauen zu erlernen, ist mir sehr hart und schwer geworden."

„Liebe Tochter," tröstete die Königin, „sei gut und freundlich zu Francisco, er ist nicht bösartig, schone ihn einerseits und fessele ihn anderseits an Dich, dann wirst Du den Mittelweg zwischen dem Benehmen der Cousine — und der Frau leicht finden!"

Am Eingange des Cabinets erschien die Gestalt des Königs, doch als er sah, daß seine Gemahlin sich in intimer Unterhaltung mit der Mutter befand, zog er sich wieder zurück; allein er war von den beiden Frauen wahrgenommen worden und Christina flüsterte ihrer Tochter zu:

„Ich werde Dich jetzt verlassen und den König zu Dir schicken, es ist gerade der rechte Augenblick, um ihn ganz zu versöhnen und in Dein Interesse zu ziehen; benimm Dich diesmal als Weib — und nicht als Cousine; sei also klug!"

Königin Isabella lächelte sonderbar und entließ die kluge Mama.

Wenige Augenblicke darauf trat der König Don Francisco in das Cabinet.

Schweigend winkte ihn die Monarchin an ihre Seite, schweigend gehorchte Francisco.

Eine der Hofdamen schloß von außen das Cabinet, um das versöhnte Paar einer süßen Einsamkeit zu überlassen.

Von draußen klangen gedämpft die Melodien Lust und Freude weckend herein in die Stille; das farbige Licht einer in Schlingpflanzen hängenden Ampel warf einen magischen Schein auf all' die kleinen Nippesgegenstände, das niedliche Marmortischchen, auf die rosigen Aepfel, Apfelsinen und Weintrauben, die in einer krystallenen Fruchtschale aufgethürmt waren, auf den kunstvoll gearbeiteten Toilettenspiegel und endlich auf das halb schwermüthige, halb glückseelige Antlitz der Königin.

Sie hatte sich zurückgelehnt auf der Causeuse (Sopha) und hielt die Hand ihres Gemahls fest in der ihrigen.

„Mein Francisco! Du wirst mir nie mehr zu nahe treten? Du wirst mir immer die Achtung weihen, die Deinem Weibe gebührt?“ begann sie und sah ihn liebevoll an.

Er antwortete und seine Hand zitterte: „Ich habe einen Traum von Liebe, meine Isabella, o, wär' er keine Täuschung! Ich kann nur hoffen, harren, — aber nicht fordern, denn ich weiß, Du hast mich ungern zum Mann genommen, aber Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen, sondern nur mildern.“

„Wirst Du immer so denken, Francisco?“ fragte glühenden Antlitzes Isabella.

„Immer, meine Königin!“ antwortete der Gemahl.

„Glaubst Du an die unerschöpfliche Herzensgüte der Frauen?“ fragte wieder die Königin und schlang den Arm um Francisco.

„Du sprichst wie eine Heilige zu mir, muß ich Dir denn nicht glauben? O, zerstöre den Traum nicht,“ — flüsterte Francisco und ließ sein Haupt an den Busen seiner Gemahlin sinken.

„Nun so laßt uns träumen von einem Glück, was wir nie hofften, an welches wir nie geglaubt haben!“

Die Königin Isabella sprach es mit hochaufwogendem Busen, mit trunkenen Blicken, wie Jemand, der einen lange verschmähten Trank an die Lippen setzt und ihn über Erwarten wohlschmeckend findet.

Alle Antipathieen, aller Groll waren vorüber im seligen Rausch dieser Stunde, und indem Don Francisco den Mund wie ein schüchterner Liebhaber auf die Lippen seiner königlichen Frau preßte, jubelte er:

„Meine Königin, mein Weib, meine Isabella, ich bin glücklich! Wie konnt' ich Dich jemals betrüben!“

Das Köpfchen der jungen Majestät lag auf den Schultern des Gemahls, sie zog den lange Verschmähten und Gemiedenen immer fester, liebesehnender an ihren Busen, und die stumme Frage flog durch ihre Seele: Ist Don Francisco d'Assis nicht jünger, viel jünger als Don Francisco Serrano? —

Doch in Augenblicken, wie die eben geschilderten, verwirren sich die Gedanken bei den meisten Menschen und das Fühlen des Herzens, der lichte Aufruhr der Sinne behält die Herrschaft und verführt die dämonischen Mächte, die in jedem Menschen wohnen, zu einer kühnen Insurektion, sie lodern auf in einer Feuersbrunst, die nur die süße Gewährung dämpfen kann und muß.

Was nun König und Königin einander in verliebter Extase zuraunten, davon können wir nichts mehr erzählen, genug, es harmonirte mit den bestrickenden Weisen, die aus dem Saale hereintönten. Wir schließen die Schilderung und das Fest nur mit den Worten des Lenau'schen Faust:

„Es zog sie nieder die Sehnsucht schwer,
Und brausend umschlang sie das Wonnemeer!" —

Sechstes Kapitel.

Die Rückkehr des Siegesherzogs Espartero.

Ein Schiff liegt auf der Rhede von Corunna, von seinem Mast weht die Flagge des meerbeherrschenden Britanniens, und ungeheure Volksmassen harren athemlos am Ufer und richten ihre Blicke gespannt auf das fremde Fahrzeug.

Einzelne Häuser am Strande sind mit Fahnen geschmückt, und ein Mann, dicht in einen altspanischen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, schaut sich verwundert um. Man sieht es ihm an, daß er nicht weiß, was die Menge am Ufer und die Einwohner der Hafenstadt so freudig erregt.

Keine Spitzen der Behörden, keine Truppen im Parade-Anzuge haben sich eingefunden, es läuten nicht die Glocken und auch die andern Schiffe im Hafen haben nicht geflaggt, die Kolosse liegen theilnahmlos

da, denn das, was die Bürger der nordspanischen Seestadt so freudig erregt, hat kein Interesse für die Fremden; da muß es wohl kein König, kein Prinz sein, der an das Land steigen, den spanischen Strand betreten will, sondern einer, den nur das Volk liebt, das Volk, das trotz seines sprüchwörtlichen Undanks und Wankelmuthes ein Herz hat für seine Freunde und Vertheidiger.

Der Unbekannte nähert sich einer Gruppe von Männern, die anscheinend ihre Werkstatt verlassen haben, um im Strahl der Abendsonne des kühlen Januartages dem mächtigen Tages-Ereigniß beizuwohnen.

„Wen erwartet das Volk, Ihr Männer? kann daraus nicht klug werden," fragte der Mann im dichten Mantel.

„Wie? Ihr wißt das nicht?" beginnt mißtrauisch der Eine der Angeredeten und mißt den Fragesteller von Kopf bis zu Fuß. „Ihr scheint mir auch so ein Schleicher zu sein, wie sie der Teufel lothweise holen sollte!" — Darauf drehte er sich hastig weg.

Der Fremde schüttelte brummend den Kopf. „Da bin ich schön angekommen und weiß soviel wie vorher."

Ein Anderer von der Gruppe aber näherte sich begütigend und sagte:

„Sennor, nehmt's meinem Kameraden nicht übel, daß er Euch so abtrumpfte, der hat nun grade einen gewaltigen Zahn auf die Pfaffen und Carlisten, und wie ich vermuthe, kommt Ihr von fern her — —"

„Zum Teufel auch, Mann, kommt endlich zum Resultat!" fuhr ungeduldig der Fremde auf. „Ich bin wahrhaftig weder ein Carlist noch ein Pfaff', das müßt Ihr mir doch an der Nase absehn! Also wer kommt denn an?"

„Der große General Espartero, den sie auch den Siegesherzog und den Grafen von Luchana heißen, ist dort mit dem Schiff aus England angekommen und soll jeden Augenblick landen," belehrte der Vorige.

„Nun, das konntet Ihr mir doch bald sagen, Himmel und Hölle! Das kommt mir ja wie ein Neujahrsgeschenk heut!" Der Fremde nahm seinen Hut vom Haupte, schwenkte ihn mit dem dröhnenden Rufe:

„Hei, das ist prächtig! Hoch der Siegesherzog!"

Der Handwerker, der sich vorher so mißtrauisch benommen hatte, trat an den Fremden heran, reichte ihm die Hand und sagte:

„Na, verzeiht mir's nur, daß ich ein wenig hitzig war; aber ich seh' schon, daß Ihr von unsrer Farbe seid."

„Seht Euch ein andermal die Leute an, eh' Ihr einen wie einen Spion anglotzt; hab' mein Lebtag mehr Kugeln pfeifen hören, als Ihr wahrscheinlich Haare auf Eurem Kopfe habt!" murrte trotzig der Unbekannte.

„Wer seid Ihr denn eigentlich, daß Ihr so gewaltigen Wind macht?" spottete ein Dritter.

„Schnackt da, wie Ihr wollt!" wendete sich streng der Fremde zu dem Sprecher. „Werdet's bald sehen, daß mich der brave General nicht vergessen hat."

Die Gruppe wurde immer dichter; Viele horchten gespannt auf die Worte des Fremden, Andere sahen ihn erwartungsvoll an.

Da wurde es auf dem Seeungeheuer drüben lebendig, eine kleine Gesellschaft bestieg ein Boot und in wenigen Minuten hatte es die dunkeln Wogen durchschnitten, der Herzog stand in halbmilitärischem Anzuge, strahlenden Blickes an der äußersten Spitze und streckte verlangend seine Hände dem Ufer entgegen, seine Augen leuchteten und ein donnernder nicht enden wollender Jubel: Viva Espartero! Viva el gubernador! Viva el amigo de la libertad!*) pflanzte sich am Ufer fort, die Hüte wurden geschwenkt und in die Luft geworfen. Leute aus dem Volke weinten vor Freude, und als der General an's Ufer gestiegen war, da drängten sich Alt und Jung, Männer und Frauen zu ihm heran, um ihm die Hand zu drücken, zu küssen und ihm ein jubelndes Viva zuzuschreien!

Die Abendsonne warf ihre letzten goldenen Gluthen über Land und Meer, und ließ die Scenerie in einer zaubervollen Beleuchtung erscheinen, kein Lüftchen regte sich, sie schienen den Mann des Volkes zu feiern.

Ehe der Herzog noch die für ihn bestimmte Equipage eines reichen Patrioten von Corunna erreichen konnte, drängte sich der Fremde, nicht achtend der Püffe und Rippenstöße, durch das Gedränge, und streckte dem gefeierten Helden die Hand entgegen mit dem fast von Thränen erstickten Rufe:

„Mein General! Kennt Ihr Euern Adjutanten nicht mehr?"

Das Gesicht des Herzogs überflog ein sonniges Lächeln, indem er rief: „Mein Rivero, mein wackerer Capitano!"

Er streckte ihm die Arme entgegen und drückte ihn an sein Herz. Die Menge sah mit Rührung das Zusammentreffen der Kriegs- und

---

*) Es lebe der Freund der Freiheit!

Leidensgefährten, und der Handwerker, der sich vorhin so mißtrauisch benommen und sich jetzt in nächster Umgebung befand, rief:

„Potz Blitz! Das hätt' man wissen sollen! Hoch der Adjutant Rivero!"

Alle rundum stimmten ein.

Dem General folgte, geführt von einem Anverwandten, die immer noch hübsche Gemahlin des ersteren, Sennora Jacinta Cruz. Ein leichtes Roth der Freude lag auf ihrem Gesicht, auch sie begrüßte augenscheinlich die heimische Erde mit Entzücken, und schien freudig erregt von dem Empfange, der ihrem Gemahl zu Theil wurde.

Der Herzog hatte mit seiner Begleitung glücklich die Equipage erreicht, und nöthigte auch den Capitano Rivero einzusteigen und vorläufig sein Gast zu bleiben.

Das Volk hörte nicht auf zu jubeln, und nur im Schritt vermochte sich die Equipage weiter zu bewegen in dem wogenden Gedränge.

„Da der wackere Espartero wieder zurückgekommen ist nach Spanien, wird's bald anders werden!" jubelte ein Mann aus dem Volke seinem grauhaarigen Freunde zu, der noch das Schurzfell der Werkstatt vor hatte.

„Wird ein hart Stück Arbeit geben, Kamerad, aber es ist hohe Zeit, denn haben sie sich nicht Alle in Madrid wieder eingefunden? Der Narvaez und die Christina und das ganze Gefolge mit ihrem saubern Anhange von Schmeichlern, Schmarotzern, Kutten und Spionen?" entgegnete der Angeredete ganz ergrimmt.

„Freund, scandalirt nicht so!" warnte ein Anderer. „Es giebt viel Gesindel, das herumhorcht und dann hingeht und die Patrioten denunzirt."

„Na, meinetwegen!" schrie der erste Sprecher. „Werden bei Zeiten solchen Spionen die Zunge ausreißen und den Schädel einschlagen. Sollen wir uns solch' eine Wirthschaft immer gefallen lassen, wie sie in Madrid herrscht und überall im Lande? Wenn unsereins stiehlt und zum Beutelschneider wird, da geht's — vorwärts, marsch in's Loch und dann auf die Galeeren, auf die Ruderbank, — aber, wenn die Vornehmen einen tiefen Griff thun in die Kassen und so mir nichts, dir nichts ausgeben, ohne uns Spanier zu fragen, — dann soll man nicht mucksen!"

„Bravo, Grosso!" riefen Viele. „Nieder mit der Königin Isabella!" wieder andere.

„Du, Bruder," stieß der Erste den Zweiten an, „komm mit mir in die Taberna und erzähl' mir von Madrid, Du warst neulich da, und meintest, Du hättest ganz wunderbare Dinge gehört!"

„Na, ich will Dir erzählen, und Du sollst Mund und Ohren aufmachen; aber — wartet nur, ihr Vampyre. Ich denke immer, das neue Jahr 48 bringt so einen großen Wind, um all' das Eulen- und Geierpack fortzukehren, mir scheint's so!"

Der Zug des Herzogs war unterdessen in der Stadt angekommen, dort begann der Jubel von Neuem.

Alle Balkone und Fenster in der Stadt waren besetzt und ein wahrer Regen von Blumensträußen und Kränzen strömte auf den offenen Wagen herab, der den General Espartero mit den Seinigen und Capitano Rivero trug.

In dem Antlitz des Herzogs stritten Freude und Wehmuth um die Herrschaft. Dachte er daran, daß sein schönes Vaterland trotz seines hingebendsten langjährigen Patriotismus noch keinen Schritt vorwärts gekommen sei?

Vor dem Hause eines reichen Patrioten stieg der Siegesherzog mit seiner Begleitung ab, und wurde von dem Hausherrn und dessen Familie mit hochachtungsvoller Herzlichkeit empfangen und in das größte und schönste Zimmer geführt, das bereits zur Aufnahme des berühmten und geliebten Gastes hergerichtet war.

Wir überlassen einige Zeit den Ankömmling der ersten Rast nach der langen Seefahrt, den ersten Gemüths-Eindrücken auf spanischem Boden und der erfinderischen Sorgfalt seiner Gastfreunde, um in eine Taberna am Hafen zu schlendern, wo sich eine erregte Gesellschaft von corrunesischen Handwerkern und Kleinkrämern, Matrosen und Hafenarbeitern zusammengewürfelt hat.

Der nichts weniger als große Raum ist nach vorsichtigem Hinabklettern über eine ausgetretene, kurze Treppe erreicht; es empfängt uns ein dicker Tabaksqualm, durch den nur ganz düster das Licht einiger Oellampen blinkt. Die Taberna ist vollgepfropft, und wir erkennen bald die erwähnten Handwerker, wie sie ihre politische Unterhaltung in ihrem Stile führen und jeder der Anwesenden seine Meinung dazu gibt.

„Na, erzählt mir nur jetzt, was Ihr von Madrid wißt, Ihr habt da eben so geheimnißvoll von Verschiedenem gemunkelt, da müßt Ihr schon mit der Sprache heraus!" begann neugierig der eine der Handwerker zu dem Krämer, der von Zeit zu Zeit eine Reise nach der

Residenz machte, um die auf den Schiffen und von den Grossisten erhandelten Waaren in Madrid abzusetzen und dafür andere einzukaufen.

„Kommt, setzen wir uns in die Ecke," entgegnete der Aufgeforderte. „Kann nicht wissen, was es hier unten alles für Gelichter giebt. Da schleicht manchmal so einer 'rum, der sein Geld im Finstern verdient und Gott und der Welt nichts taugt, aber noch immer zum Spion gut genug ist."

Der Handwerker war einverstanden, und so drückten sich die Beiden in eine Ecke am Tische, rückten die Weinflaschen dicht vor sich hin und fingen an ihre Cigaretten ganz gewaltig in Dampf zu setzen.

Der Krämer begann: „Ihr wißt, daß ich in der Residenz mit vielerlei Leuten zusammenkomme, auch mit Hofbedienten und Soldaten, die bei den Grenadieren der Königin stehen, und da plauscht sich so manches herum, was kein Mensch, der seine Freiheit lieb hat, in die Zeitungen setzen mag.

„Ihr habt doch gehört, daß die Königin, die Isabella nämlich, — denn wir armen Spanier haben alleweile zwei Königinnen zu erhalten und jede regiert uns halb zu Tode — also die Isabella hatte sich mit ihrem Gemahl, dem Francisco d'Assis, ihrem leiblichen Cousin, ausgesöhnt und in alle Welt wurde es ausposaunt, daß sie jetzt wie ein gutes katholisches Ehepaar mit einander in Frieden, Zucht und Ehren leben und ihr Volk regieren würden, als ein rechter Sittenspiegel für die Unterthanen.

„Ja, Profit Mahlzeit! Das war Alles nur Firlefanz und Heiligthuerei. Das hat gar nicht lange gedauert, da ist jedes seinen eigenen Weg gegangen und die Königin hat wieder einen gehabt, — Ihr versteht mich schon — na, meinetwegen — einen Freund oder Günstling, der immer bei ihr gesessen hat, es soll ein junger Artillerie-Offizier gewesen sein, so ein Nachfolger vom Serrano, der jetzt in Granada Generalcapitain ist.

„Daß die Beiden nicht zusammen gebetet haben, das werdet Ihr Euch schon selbst zusammenreimen können!"

„Sie treibt's also wirklich," fragte der Handwerker, „wie's ihr die Leute immer nachgeredet haben? Nun, was sagt denn aber die wunderthätige Patrocinio dazu? Ich denke, die soll bald heilig gesprochen werden, und die Königin ist doch mit ihr auf gutem Fuße; ich bin auch kein Engel und glaube an die Vergebung der Sünden und die heiligen Gnadenmittel der Kirche, an den lieben Gott

und die heilige Jungfrau und den großen Sant Jago de Compostella, aber ich mag's drehen, wie ich's will: Sünde bleibt Sünde und komme dann immer zu der Ueberzeugung: Eine katholisch-apostolische Königin soll auch eine treue und sittsame Ehefrau sein, und wenn sie's nicht ist, dann giebt sie Aergerniß und ein böses Beispiel und sollte sich zum Teufel scheeren!"

„Darüber müßt Ihr freilich nicht nachdenken," bemerkte mit schlauem Lächeln der Krämer, und nun hört mich weiter:

„Der Artillerie-Offizier hat's aber nicht lange getrieben, da kam ihm der Minister Narvaez gründlich auf die Fährte und merkte, daß er nur ein Anhängsel von dem abgedankten Minister Salamanca war, der auf diese Weise seine Trümpfe auch im Spiel haben wollte.

„Dem Kriegsmann ging's übel, er wurde nach den Colonien geschickt, nnd die Königin — nun, die hat sich nicht zu Tode gegrämt."

„Was sagt denn aber der Gemahl dazu?" fragte der Handwerker.

„Der? Ha, ha," lachte der Krämer, und zuckte die Achseln, „der fängt Fische und beschäftigt sich mit Angelruthen."

„Heiliges Kreuz!" brummte der Andere. „Wenn meine Alte so einen — Hausfreund hätte, wie wollt' ich ihm heimleuchten!"

„Lieber Mann, das versteht Ihr nicht, das ist nun einmal so, und bei alledem hört man nichts von Unfrieden zwischen den Ehegatten. Die Patrocinio steht hoch in Ehren, fährt in einem Wagen mit vier Eseln gezogen aus und segnet das Volk. Die Königin hat eine unbändige Furcht vor ihr, und soll jedes Hemde, was sie anzieht, immer erst einen Tag von der „blutenden Nonne" tragen lassen, damit das Hemde in den Geruch der Heiligkeit komme."

Der Handwerksmann schüttelte den Kopf unaufhörlich und konnte das Alles nicht begreifen.

„Da werden auch noch andere Geschichten erzählt, aber die sind gruselig, und ich bin nicht dabei gewesen; die Grenadiere meinen, im Schlosse sei es nicht richtig, da ginge es um; auch dem Palastgouverneur soll das Gespenst so mitgespielt haben, daß er mit Freuden seinen Dienst quittirt hat."

Plötzlich erhob sich an dem andern Tische ein gewaltiger Lärm. Einer der Matrosen sprang auf, ein schlanker Sevillaner, und schrie dem einen Bürger wüthend zu:

„Wie? Ihr wollt mich Lügen strafen? Ich bleibe dabei, daß Antonio Maregnon, der mörderische Mönch, auf unserm Schiffe das Weite gesucht hat, der ist jetzt in Frankreich; die Madrider haben ihn

laufen lassen, statt ihn zu hängen, und da ist die Patrocinio und der Claret auch dabei behülflich gewesen."

„Ihr, wackerer Seemann," fuhr der Dritte dazwischen, „habt Recht, der Antonio Maregnon hat dem Salamanca'schen Kammerdiener den Dolch zwischen die Rippen gejagt und nachträglich der königlichen Kammerzofe, die des Kammerdieners Geliebte war, den Hals umgedreht, und daß die saubere Geschichte nicht erst vor die Gerichte kam, haben der Herr Minister und die Pfaffen sich dazwischen gelegt und gut war es.

„Der Salamanca weiß recht gut, was daran ist, und wir auch. Und weil wir das wissen, wollen wir mal den Siegesherzog, den Gefürchteten für die Pfaffen und die Hofschranzen, hoch leben lassen! Viva Espartero!"

Alle erhoben sich, stießen an und stimmten brausend in den Ruf ein. Der Krämer, der mit dem Handelsmann auch auf das Wohl des Siegesherzogs angestoßen hatte, raunte diesem zu:

„Kommt, wir gehen in der frischen Abendluft etwas am Strande spazieren, hier unten giebt's heut noch blutige Köpfe, wozu soll man sich da einmischen?"

Beide tranken rasch ihren Wein aus und stiegen hinauf, wo sie im Dunkel des Strandes verschwanden. — — — — —

Wir treten in den Salon ein, wo wir den Siegesherzog Espartero in Gesellschaft seines Freundes Rivero antreffen, während im anstoßenden Gemache die edle Jacinta Cruz im Kreise der Familie des Gastfreundes weilt und von der fernen Nebelinsel Britannien vieles zu erzählen hat.

Don Baldomero Espartero, Graf von Luchana und Herzog von Vittoria kehrt als einfacher Bürger in sein Vaterland zurück.

Es ist heut der 6. Januar 1848, und so sind es wirklich vier und ein halbes Jahr, seit auf dem Felde von Castillejon sein Glück sich wandte und der Regent von Spanien vor den siegreichen Fahnen des Narvaez, nein, vor dem Wankelmuthe und der Undankbarkeit des spanischen Volkes, vor dem Mißtrauen seiner Freunde und Parteigenossen, flüchten und das Brot der Verbannung essen mußte.

Sein Haupthaar ist gebleicht, denn schon steht der heldenmüthige Besieger der Carlisten im sechsundfünfzigsten Jahre, aber aus seinem Blick leuchtet noch das alte Feuer, die frühere Besonnenheit.

Sein einstiger Adjutant Rivero, derselbe, der ihm im Jahre 1841 zu Barcelona rieth, sich an die Spitze einer spanischen Republik zu stellen, und der damals nur mit Mühe sich vor den staatsmännischen

Erwägungen des Siegesherzogs und Freundes beugte, hat seit jener Zeit ein buntes, bewegtes Leben geführt. Betheiligt bei allen Schilderhebungen der Demokraten seit dem Jahre 1843, mit einer der Anführer bei dem katalonischen Aufruhr vom November des genannten Jahres, damals flüchtig, dann wieder begnadigt, hat niemals aufgehört, für die Sache der Freiheit zu agitiren.

Auch in den letzten Zeiten hat er alle seine Kräfte aufgewandt, um in Katalonien die demokratische Propaganda unter den Bauern und Arbeitern zu fördern; er hat mit Prim und Juan de Alar verhandelt, hat beim Sturz des Fortschritts-Ministeriums wiederum flüchten müssen, und ist erst seit Kurzem aus seinem Versteck in den Gebirgen wieder zurückgekehrt, nachdem Narvaez eine Amnestie (Straflos-erklärung) für alle politisch Verfolgten erlassen hatte. Nur der Zufall hat ihn nach dem Hafenorte geführt, wo Espartero an's Land gestiegen ist.

Die Beiden sind gerade in einer gründlichen Unterhaltung begriffen.

„Ihr sagtet mir eben," fährt der Herzog fort, „daß der General Don Juan Prim vor Kurzem nach Portorico als Gouverneur geschickt worden ist. Wie soll ich das zusammenreimen mit der Rolle, die er in den letzten Jahren dem Herzog von Valencia gegenüber gespielt hat?"

„Ich muß Euch ganz offen gestehen, mein General," belehrte Rivero, „daß ich glaube, Prim besitzt weit mehr Ehrgeiz, als politische Gesinnungstreue. Er ist seinen innersten Ueberzeugungen nach Demokrat, aber mir scheint's, daß all' sein Thun und Handeln von dem Entschlusse gespornt wird, um jeden Preis eine hervorragende Rolle zu spielen.

„Zur Zeit kann sich die Arbeit der entschieden freisinnigen Patrioten nur auf langsame Eroberung der Volksmeinung beschränken, das ist eine lange, schwierige und zuweilen recht undankbare Arbeit, bei der vorläufig kein Ruhm und kein öffentliches Ansehen zu erringen ist, und dazu ist Prim nicht geschaffen."

„Ich freue mich," wirft der Herzog ein, „daß auch Ihr endlich meiner Ueberzeugung geworden seid. Es läßt sich eben Rom nicht an einem Tage aufbauen."

Capitano Rivero lächelte ziemlich verlegen, denn es fielen ihm seine jugendlichen Erwägungen von anno 41 ein, wo er für eine spanische Republik geschwärmt hatte.

„Nun sagt mir aber, lieber Rivero," begann der Herzog wieder,

„wie kam es denn dazu, daß sich der eitle Herr Prim von seinem alten Gegner Narvaez nach Portorico schicken ließ? Sollte das vielleicht eine Art von nobler — Verbannung sein?“

„Man erzählte mir manches wundersame Histörchen über die besagte Angelegenheit,“ entgegnete mit ironischer Miene der Capitän. „Der General ist ein hübscher Mann, und wenn er sich seinen Schnurrbart streicht und dabei sein brennendes Auge auf eine leicht Feuer fangende Dame heftet, so richtet er zuweilen eine heimliche Feuersbrunst an; und Ihr wißt, daß Ihre apostolische Majestät von Spanien eine gewaltige Passion für schöne Schnurrbärte und deren Besitzer hat.

„Als Prim im Jahre 1845 aus ihrer Hand seine Begnadigung empfing, soll es nur seine Schuld gewesen sein, wenn er nicht Spaniens Boudoir-König und Isabella's weltlicher Beichtvater geworden ist.

„Die Sachen der Liberalen vertragen zur Zeit keinen kühnen Handstreich; auf diesem Gebiete war also für Prim nichts zu machen. Er und Salamanca sind aber ein ränkesüchtiges Paar, die, wenn sie nicht agitiren können, intriguiren. Und so kam es, daß General Prim eines schönen Tages eine lange Audienz bei der Königin hatte, sehr gnädig entlassen wurde, was soviel sagen wollte, als: er solle nur wiederkommen. Ob er seine Besuche erneuert hat, wird die Zofe Ihrer Majestät und Narvaez, der listige Patron mit den Argusaugen am besten wissen, denn — — so erzählt das Gerücht: Prim, Graf von Reus, wurde nur die Wahl gestellt zwischen der Verhaftung und — dem Gouverneurposten von Portorico!“

Der Herzog von Vittoria schüttelte traurig lächelnd den Kopf und murmelte:

„Der General ist kein — Patriot! Er wird Carriere machen, er wird vielleicht einmal den Bourbonen gefährlich werden, aber er wird nicht für Spanien, er wird für sich gehandelt haben.“

Der Kapitän Rivero wagte noch schüchtern die Frage:

„Herzog, werdet Ihr wiederum lebendigen Antheil am öffentlichen Leben in Spanien nehmen?“

„Nein,“ sagte der Herzog mit düsterem Blick. „Ich habe mir vorgenommen, ohne Leidenschaft und Parteinahme mir die spanischen Verhältnisse aus der Zuschauer-Loge anzusehen.

„Ich werde mich daher nach Logronno in Alt-Kastilien zurückziehen und vorläufig meinen Frieden mit Minister Narvaez machen, damit mich der alte Fuchs nicht mit Polizei-Agenten umgiebt. Ich

habe eine große Sehnsucht darnach, das Leben im Vaterlande, im Kreise der Meinen zu genießen."

Der General erhob sich und rief: „Jacinta!"

Die Thür des Nebenzimmers öffnete sich und eine einnehmende Frau in den Dreißigen erschien und hüpfte zu dem geliebten Manne.

„Nicht wahr, Jacinta, Du bist glücklich, dem nebligen England entronnen zu sein nach dem sonnigen Spanien!"

Der Gemahl schlang seinen Arm um sie; besorgt blickte das hübsche Weib auf Rivero, als vermuthe sie in ihm einen Mann, der gekommen war, um den theuern Gemahl wieder in die Strudel des Parteikampfes zu ziehen.

Espartero errieth die Besorgnisse seiner Frau und strich ihr begütigend das braune Kastanienhaar, flüsternd:

„Fürchte Dich nicht vor dem bärtigen Rebellen; der ist auch vernünftig geworden, ist nicht mehr der alte Brausekopf."

„Nein, nein," fügte Rivero lächelnd hinzu: „Wir sind Männer und können warten!"

Jeder schwieg, Jacinta lag an der Brust ihres Mannes in stummer Wonne. Vom Strande her tönte leise das Brausen der See.

Der Herzog flüsterte: „Horch, Jacinta! Wir sind den Strudeln entgangen, wir sind in der Heimath, Jacinta, höre das Zauberwort: in der Heimath!"

Jacinta weinte — es war vor Freude, und auch in den Wimpern des alten Helden hing eine Thräne.

Rivero verabschiedete sich, um nicht die Weihestunde der ersten stillen Freude des Ehepaars in der Heimath zu stören. —

Siebentes Capitel.

Die Verschwörer von Barcelona.

Auf dem alten Maurenschlosse des General Don Pedro de Sequanilla war es recht leer geworden; denn die Gäste des dicken, behäbigen Militärs außer Diensten hatten sich nach allen Richtungen hin zerstreut.

Don Eduardo de la Seda, der wenige Tage nach der Ankunft des Don Jago de Lucar, durch den Pfarrer des nächsten Städtchens mit der reizenden Donna Geronima vermählt worden war, hatte sich nach einem stillen Schlosse in den Bergen von Granada begeben, um dort, nur belauscht von der lieblichen und zugleich großartigen Natur, die Flitterwochen zu verleben, nach denen er schon längst eine heiße, gewiß berechtigte Sehnsucht gehabt hatte.

Don Jago de Lucar, der die Unbill, die er seinem jetzigen Schwager früher angethan, nun durch doppelt zärtliche Freundschaft vergessen zu machen suchte, hatte das glückliche, junge Paar nach seinem einsamen Daheim begleitet und sich dann nach Cadix begeben, um einem Ziele zuzusegeln, welches er nur Wenigen offenbart, dem jungen Paare aber verschwiegen hatte, um es nicht in seinem Liebesglücke zu stören.

Der General Don Juan Prim hatte es in der Einsamkeit nicht lange aushalten können, und war, obgleich sein Vetter Don Juan de Alar mitleidig die Achseln zu seinem Plane gezuckt hatte, nach Madrid geeilt, um dort das zu erleben, was bereits Capitano Rivero dem Siegesherzog Espartero mitgetheilt hat, und dann nach der amerikanischen Insel Portorico als Gouverneur geschickt zu werden.

Der unruhige Feuerkopf Don José Martinez war nach kurzem herzlichen Abschied spurlos verschwunden.

„Erst rette ich mein Täubchen vor den Krallen der Geier und Nachteulen, dann ziehe ich gegen dieselbe selbst zu Felde, um einen Theil meiner großen Rache zu erfüllen!“

Das waren seine Abschiedsworte gewesen, und wir werden ihn sicher nur da wiederfinden, wo es sich um den großen Kampf der unterdrückten Ideen gegen die brutale Gewalt handelt.

Am längsten war der vortreffliche und ruhige Don Juan de Alar der Gast seines alten, lieben Pedro geblieben. Ach, diese Beiden standen einander ja am nächsten, und jeder von ihnen hatte das richtigste Verständniß für den andern. Endlich war auch Alar mit seiner Sikula nach seinem Felsenwohnsitz unterm Cap de Creuz zurückgekehrt, denn seiner wartete eine wichtige Mission, die mit dem Ziele und Zwecke seines Lebens ganz zusammenfiel.

Sikula konnte ihre frühere Heiterkeit nicht wiedergewinnen. Der Schmerz um den spurlos verloren gegangenen kleinen Enriquez quälte sie Tag und Nacht. Sie und Juan hielten das Söhnlein für todt, obgleich sie keinen rechten Beweis für diese Annahme hatten. Zuweilen

nur dämmerte in dem ruhelosen Mutterherzen die leise Hoffnung: Enriquez könnte wohl von den „guten Frauen“ am Monte de Pennas zu einem geheimen Zwecke am Leben erhalten worden sein. Weiter wagte sie kaum zu denken, denn das hätte einen aufreibenden Tumult von Hoffnungen und Befürchtungen in ihr entfesselt.

So war denn Don Pedro wieder ganz verwaist. Thränenden Blickes hatte er die letzten seiner Gäste ziehen sehen, und war bald darauf in die Berge geritten, um den lieblichen Herbsttag zu einer Jagd zu benutzen und sich dadurch die traurigen Gedanken und Ahnungen aus dem Sinne zu schlagen.

Es kamen trübe Tage und der sonnige Himmel Spaniens war von einem bleifarbenen Wolkenschleier bedeckt, der mitunter Schneeschauer niedersandte.

Da wurde ihm eines Abends — es war im Januar 1848 — ein Schreiben überbracht, gerade als er lesend am Kamine saß, auf welchem ein lustiges Feuer prasselte. Er brach den Brief auf, überflog ihn hastig und sprang unruhig von seinem Sorgenstuhle auf, das halbdunkle Zimmer mit großen Schritten durchmessend.

„Das ist eine schnurrige Geschichte, und der Teufel soll alle Kutten nnd Mädchenjäger holen!“ brummte er verdrießlich in seinen Bart.

„Da denk' ich, der Martinez hat seine Dulcinea nicht zu mir altem Junggesellen schicken wollen, und nun hab' ich die Bescheerung! Teufel auch! Hab' dem Jungen unrecht gethan!“

Er las wieder und immer wieder den Brief an den Flammen des Kamins, lief von Neuem wie besessen hin und her, und setzte sich endlich hin, um mit wahrem Feuereifer Cigaretten zu drehen und sich hernach in gewaltige Rauchwolken zu hüllen. So konnte nämlich Pedro nur allein recht nachdenken und seine Gedanken sammeln; auf andere Weise brachte er's nicht zu Stande.

Endlich schien er auf die richtige Fährte gekommen zu sein, denn er sagte laut zu sich selbst:

„So ist's und nicht anders. Die Inez hat sich zur richtigen Zeit auf die Reise begeben, aber irgend welche bezahlte Aufpasser haben in der männlichen Kleidung das jungfräuliche Blut ausgeschnüffelt und sie wie echte Schnapphähne weggefangen, um — — — — — Beim siedenden Höllenpfuhl! Das ist der Serrano und kein anderer gewesen! —

„Ei, wie ist mir doch; erzählte mir nicht neulich ein abgedankter Gardeoffizier aus Granada, daß der General-Capitain dort, der Ser-

rano, ein allerliebstes Mädchen bei sich eingesperrt halten soll, die durchaus nicht will, was er wünscht? Ei, ja doch; so ist's! Armer Martinez, armer José. Was soll ich Dir nun schreiben?

„Also in Barcelona ist der Brausekopf! Was er da nun brauen mag! Ha! ha! Wenn nur das Gebräu der ganzen Kutten- und Unterrock-Wirthschaft in Spanien zu einem seligen Tode verhelfen möchte!“

In dem Briefe, den Don Pedro soeben empfangen, fragte nämlich José Martinez an, ob Inez bereits auf dem Schlosse des Pedro eingetroffen sei. Dieser hatte dem jungen Schriftsteller und Agitator versprochen, Inez so lange bei sich zu beherbergen, bis jener im Stande wäre, das Mädchen heimzuführen.

Der wackere Pedro hatte längst mit Freuden der Ankunft seiner hübschen Gesellschafterin entgegengesehen, denn die alte Wirthin war ihm doch zu finster und grämlich und nebenbei auch zu einfältig.

José war stracks nach der Pfarrwohnung des Martin Marino geeilt, um dort seiner Braut die Weisung zu geben, in Mannskleidern nach der Sierra Morena zu reisen und Inez war gern darauf eingegangen, denn sie fühlte sich vor den Spionen der Schwester Maria Raphaele del Patrocinio nicht mehr recht sicher.

Bald darauf war José mit leichtem Herzen nach Katalonien abgegangen, und nun nach etwa zwei Monaten, als er von Inez noch keine Nachrichten erhalten hatte, erkundigte er sich in höchster Besorgniß nach seiner Braut.

Die Leser erinnern sich, daß Serrano schon früher dem schönen Blumenmädchen nachgestellt und deßhalb bereits einen übeln Strauß mit José bestanden hatte. Dies wußte Don Pedro de Sequanilla, und so vermuthete er denn, daß es dem lüsternen Serrano dennoch gelungen war, durch Zufall oder Verrath der lieblichen Beute habhaft zu werden.

Konnte nicht der General-Capitän von Granada längst von dem Aufenthalte der Schönen unterrichtet gewesen sein?

Konnte er nicht durch erkaufte Domestiken Marino's von der Abreise der Sennorita auch benachrichtigt worden sein? —

Don Pedro setzte sich schleunigst hin und verfaßte einen Brief an José, worin er diesen von dem, was er wußte und fürchtete, in Kenntniß setzte. Des andern Tages wollte er einen Ritt nach Granada hinunter machen und unter irgend einem Vorwande den ihm von früher her zu Dank verpflichteten General-Capitän besuchen. — —

Wieder sind zwei Monate vergangen. Der Frühling hat

wieder seinen Einzug gehalten, Granaten und Orangen blühen und das mittelländische Meer brandet in Lenzeswonne an das katalonische Gestade.

Don José Martinez lustwandelt mit seinem politischen Freunde Alfonso Nicola am Strande dicht vor den Thoren von Barcelona; aber beide scheinen keine Augen zu haben für den lieblichen Frühling. Ihr Gespräch ist ein tiefernstes und in dem bleichen Gesichte José's hat der Gram sich in deutlichen Zügen eingegraben.

Nicola sucht den traurigen Gefährten zu trösten: „Laßt die Sorge um Euer Liebstes, mein José. Ueberall in Spanien ist es unsicher, und wer weiß, ob es deßhalb Euer Freund Pedro gestattet hat, daß Sennorita Inez Euch benachrichtige.“

Ueber Ahnungen läßt sich nicht streiten, und wehe dem, dessen sie sich in schlimmer Weise bemächtigt haben. Auch José kann sie nicht los werden, und er fertigt die wohlgemeinten Trostesworte des Freundes immer nur damit ab:

„Ihr habt kein Lieb, und wißt nicht, was es heißt, fürchten zu müssen, daß es sich in der Gewalt gewissenloser Wollüstlinge befinde. Die Sorge lähmt meine Thatkraft — — doch nein!“ —

José stand still und stampfte mit dem Fuße:

„Was sagt' ich eben? Meine Thatkraft soll keinen Schaden erleiden; jetzt erst recht will ich sein wie der Löwe, dem man die Eltern todtgeschossen und das Liebste auf Erden geraubt hat! Wahrhaftig, mir scheint's, als wolle eine unergründliche Vorsehung mich immer weiter in den großen Rachekampf hineintreiben und mir die Wonnen des Lebens versagen, bis ich mein Gelübde gelöst habe und auf den Trümmern der Tyrannenburgen stehe.“

„Seht, so gefallt Ihr mir!“ entgegnete leuchtenden Blickes Freund Alfonso Nicola. „Nur nicht den Kopf hängen! Drauf, vorwärts für die Freiheit, für diese ewige und reinste Braut des Mannes! Doch kommt, José. Garrido erwartet uns ohne Zweifel. Wir müssen mit ihm sprechen, ob es möglich ist, die Freunde und Patrioten für heute Nacht zusammen zu trommeln, damit der Plan zum Losschlagen endgültig besprochen werden kann.“ — —

Während die beiden Freunde sich vor der Stadt trennten, um auf verschiedenen Wegen zu dem republikanischen Gefährten Garrido zu eilen, entfaltete sich in dem etwa eine spanische Meile entfernten Kastanienwäldchen, das sich bis zum Meere hinabzieht, eine geheimnißvolle Thätigkeit. Nicht weit vom Gestade ist ein Kutter vor Anker gegangen und mehrere Fischerkähne werden hinüber gerudert, um mit

schwerer, sorgfältig verpackter Ladung zurückzukehren. Einige sonnverbrannte Landleute und Fischer sind beschäftigt, tiefe und breite Löcher zu graben und in ihnen die kostbaren Gegenstände zu bergen.

Der Eine, vor den Andern hervorragend durch Größe und Intelligenz in den Zügen, zischelte schmunzelnd seinem Kameraden zu:

„Nicht wahr, wir bergen gar schönen blanken Samen in der Erde? Na wart', Ihr Blutsauger, das soll ein schönes Ostern werden! Piff, Paff! Wir wollen Euch die heiße Kugelsaat schon auf die Köpfe senden."

„Es ist eine wahre Herzensfreude!" entgegnete der Andre. „Endlich winkt uns der Tag der Freiheit! Gott gebe, daß uns das Jahr 48 ein wahres Gnaden- und Heilsjahr werde."

Man war nämlich damit beschäftigt, eine Ladung Gewehre, Pulver und Kugeln, die von Frankreich für die spanischen Republikaner eingetroffen war, zu bergen. Ein Mann aus Barcelona leitete die heimliche Thätigkeit, und auch außerhalb des Gehölzes lagen im Grase Landleute versteckt, um nöthigenfalls von einer nahenden Gefahr in Gestalt von Häschern Kunde zu geben.

Ruhig schaute die mit leichten Wolkenschleiern umwobene Spitze des Montserrat auf den Kutter herüber, vielleicht beobachtete man in der Ferne das Fahrzeug, doch wäre es nicht möglich gewesen, irgend etwas Verdächtiges zu entdecken.

Die Nacht war herangekommen und über den Himmel lag ein funkelnder Sternenschleier gebreitet; im Osten stieg die blutrothe Mondscheibe aus dem Meere empor und warf ihren zitternden Schein über das leise rauschende Wasser, das flüsternd kleine Schaumwellen auf den steinigen Strand warf, und sich zu bemühen schien, zärtlich die Schwelle eines hohen, dunkeln Hauses zu küssen, dessen Fenster bereits von dem Scheine des aufsteigenden Mondes blinkten.

Auf dem Dache des Hauses stand ein Thürmchen, das der Besitzer desselben, ein astronomischer Liebhaber, zu nächtlichen Beobachtungen der Gestirne benutzte. Heut war das Thürmchen, wie immer, erhellt und leuchtete weit auf das Meer hinaus.

Gewiß, der gute Astronom schaute auch heute nach einem Sterne aus, der aufgehen sollte für Spanien, der das Volk Kastiliens, Kataloniens, Aragoniens, Andalusiens und Valencia's wie der Stern der Weisen leiten sollte zur Erlösung aus aller Finsterniß, der aber den Gewaltigen und den Kindern der Nacht zu einem feurigen, ihr Reich zerstörenden Kometen werden sollte: es war der Stern der Freiheit!

Am geschlossenen Thorwege nach der Landseite erscheinen drei Männer, sie sind dicht in ihre Mäntel gehüllt, sie haben die Hüte tief in die Augen gedrückt; der eine pocht dreimal leise an, und von drinnen ertönt der Ruf:

„Wer stört uns aus dem Schlafe?"

Und der, welcher anpochte, antwortet:

„Die Rächer von Katalonien!"

Die Antwort ist die richtige gewesen, denn das Thor öffnet sich, und der Besitzer, ein alter Militär, drückt Jedem der drei warm die Hand mit den Worten:

„Willkommen, Brüder!" — Stumm zeigt er ihnen den Weg nach der Wendeltreppe, die im Innern des Hauses nach dem Observatorium führt; und die drei: José Martinez, Alfonso Nicola und Fernando Garrido begeben sich nach dem Observatorium.

Die drei Freunde langen oben an und werden mit heiteren Worten und herzlichen Händedrücken empfangen; denn schon sind in dem freundlichen Thurm-Gemach, das von allen Seiten die Aussicht durch die hohen Bogenfenster gewährt nach der See, nach dem dunkeln Häusergewirr von Barcelona und nach den düster am Horizont sich abhebenden Bergen, etwa ein Dutzend Männer versammelt.

Noch einigemal wird unten das Thor leise geöffnet und wieder geschlossen, bis alle Eingeladenen vollzählig beisammen sind.

Es ist Mitternacht geworden.

Ein bejahrter Mann von stattlichem Aeußern, dessen männlich schönes Gesicht ein dunkler Vollbart umfließt, tritt an den runden Tisch in der Mitte, läßt seine blitzenden Augen noch einmal prüfend über die Versammlung gleiten und beginnt dann:

„Bürger und Freunde! Wenn Ihr auch nur einen Augenblick zweifelhaft sein könntet, ob unser Beginnen von der eisernen Nothwendigkeit geboten ist, so müßte es der Umstand sein, daß wir die einfachen Wahrheiten der Menschheit, die Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums der Freiheit unter dem Schutze der nächtlichen Einsamkeit besprechen müssen.

„Das spanische Volk ist seit Jahrhunderten das blutende Opfer königlichen Ehrgeizes, höfischer Verschwendungssucht, pfäffischer Willkür und Völlerei gewesen. Es ist das so wahr, wie der Tag, so wahr, als ein Gott der Gerechtigkeit und Liebe über uns waltet; und doch würde man uns in die Kerker werfen, wenn wir auf den Markt vor das Volk träten und das Evangelium der Wahrheit und Freiheit predigten und die Gräuel schilderten, deren Schauplatz bisher Spanien



Don José de la Concha, Marquis de la Habana.

gewesen ist. Wir dürfen nur die Nacht, die verschwiegene, die Sterne, die ewig leuchtenden, das räthselvolle Brausen des Meeres, die dunkel und stumm herüberwinkenden Berge zu Zeugen nehmen. Wir, die

Vertreter der spanischen Zukunft, wir, die Bauleute des neuen spanischen Staatsgebäudes sind verfolgt, gehetzt wie das Wild, wie die Thiere des Waldes. Was thut der Hirsch, wenn ihn der Jäger an den Rand des Stromes hetzt? Was thut der wilde Stier, wenn ihm die klaffende Wunde keinen Ausweg mehr läßt?"

Der Redner schwieg, und der edle José Martinez ruft begeistert:

„Er wendet sich gegen die Verfolger und zeigt die Hörner! Also thun wir's!"

„So sei es! Zum Kampfe!" stimmen Alle bei.

Wieder beginnt der Alte:

„Ich habe als Aeltester von Euch die Berathung eröffnet und den Zweck unserer Zusammenkunft angedeutet, nun wählt Euch einen besseren Leiter, als ich alter Mann bin, damit wir uns nicht bei langen Auseinandersetzungen aufhalten, sondern heut zum Resultat kommen, und in den nächsten Tagen handeln können."

Fernando Garrido, das edle Denkerhaupt, umflossen von den dunkelen Locken blühendster Männlichkeit, antwortet:

„Ich denke, unser alter Gutierrez ist gerade wie geschaffen, unsere Berathungen kräftig und gewandt zu einem raschen und guten Ausgange zu bringen, und wir könnten uns dann eine Wahl ersparen!"

Die Andern nickten Beifall zu und so begann der würdige Gutierrez von Neuem:

„Zuerst, meine Freunde, will ich noch einmal das Ziel genau bestimmen, das wir uns gesteckt haben. Die französischen Brüder haben uns durch ihre glorreiche Revolution vom 24. Februar den Beweis geliefert, daß Volkeskraft etwas vermag, wenn das Volk will.

„Die erste Vorbedingung alles Handelns muß also sein, daß wir über unsere Ziele klar sind und nicht die Zersplitterung unsere Kräfte lähmt. Wir wollen die Vertreibung der Bourbonen-Dynastie, weil ihre Herrschaft nichts anders bedeutet, als die Aussaugung, die Entsittlichung, die Verdummung und als letztes die Entnervung der spanischen Nation.

„Wir wollen statt einer Monarchie die demokratische Republik, weil diese allein der Ausdruck des gesammten Nationalwillens sein kann, weil sie uns allein die Vernichtung des Pfaffenthums ermöglichen, weil sie allein einen guten Volksunterricht einrichten und die religiöse Duldsamkeit bringen kann! Wir wollen die spanische

Republik, weil in ihr alle Staatseinnahmen nur zum Wohle des Landes und nicht mehr zur Erhaltung einer Unmasse von Müßiggängern verwendet werden können! Seid Ihr Alle einverstanden mit diesem Wollen, mit diesem Ziele? Sprecht Ihr, Emilio Castelar!"

Der Angeredete, ein Mann mit anziehendem Gesicht, noch jung, begann mit seiner klangvollen, angenehmen Stimme:

„Der Patriot Gutierrez hat mit eindringlicher, klarer Kürze Das ausgesprochen, wovon unsere Köpfe und Herzen erfüllt sind. Vor allen Dingen sei es das kostbare Gut der religiösen Freiheit und Duldsamkeit, welches wir als Grundstein in das neue Staatsgebäude einfügen.

„Seit den Tagen des übermächtigen Carlos I., der der lutherischen Reformation den Weg nach Spanien durch Waffen verrammelte und seit jener Stunde, als das Haupt des edlen Padilla für Spaniens Freiheit vom Blutgerüste sprang, sind wir die Knechte und Sclaven der Finsterniß und des Verbrechens gewesen.

„Das spanische Volk aber ist nicht gestorben, der Drang nach religiöser Freiheit ist nicht erloschen! Hier steht José Martinez, der Sohn des Juden, der Protestant. Da Herrera, der Abkömmling des Mauren und Bekenners des mohamedanischen Propheten, da Sylveira, der fromme Bekenner Jehova's, und hier steh' ich, der strenge Katholik, aber ein Gedanke, ein Himmelsblitz hat uns durchzuckt, geeinigt und zur zündenden That begeistert: Die Idee der Freiheit, der ewige Gedanke der Gerechtigkeit! Im Namen des Gottes, der uns seinen Himmelsfunken, den Geist, der uns ein edles Antlitz und Glieder gab, um frei zu sein im Fühlen, Denken und Handeln, beschwöre ich Euch, laßt von heut ab nicht mehr den Geist der Zwietracht unter Euch aufkommen, handelt wie ein Mann!"

Alle waren tief ergriffen und drückten dem hinreißenden Redner Castelar die Hand.

Der alte Gutierrez ergriff wieder das Wort und mahnte:

„Ich fühle, ich höre, ich sehe es, Ihr seid einig. Laßt uns nun die Mittel zum Widerstande überlegen und in gewissenhafte, kühle Erwägung ziehen, damit wir recht vorbereitet sind.

„Sprecht Ihr, José Martinez, Ihr habt die Ebene von Aragonien bereist, was könnt Ihr uns sagen?"

„Leider", begann José, „kann ich Euch meine Freunde, mehr einen Beweis meiner Kühnheit, als einen günstigen Bericht geben. Die aragonesischen Bauern sind längst zum Aufstande gegen die Königin

Isabella bereit, aber — nicht in unserem Interesse, sondern in dem des Prätendenten Don Carlos des Jüngeren.

„Vermöge meiner früheren Bekanntschaft mit clericalen Dingen gelang es mir, in die geheimen Carlistenclubs eingeführt zu werden, und ich gewann die Ueberzeugung, daß die Herrn Priester und Patres ihre Sache sehr geschickt betrieben und eingefädelt haben. Bedeutende Geldsummen stehen ihnen zur Verfügung; die carlistische Verschwörung ist bis nach Alt-Castilien hinüber, nach Navarra, den Baskenprovinzen und selbst nach unseren catalonischen Gebirgsdörfern verzweigt — —"

„Teufel, das wollen wir uns doch ansehen!" schrie der alte Kapitano Stella dazwischen. „Nöthigenfalls hängen wir die Dummköpfe und Verräther."

Gutierrez ermahnte den aufgeregten Guerillakapitän zur Ruhe, und winkte José, seinen Bericht zu vollenden. Dieser fuhr fort:

„Außerdem kam ich einer Intrigue auf die Spur, die bis in das Cabinet der Königin reicht, und deren unschuldiges Werkzeug die baskische Kammerzofe der Monarchin zu sein scheint. Und meine Meinung ist daher: Wir benutzen die Carlisten, wo es geht, als Werkzeuge, um auf diese Weise den Thron von Isabella zu reinigen. Ehe der Don Carlos an ihre Stelle käme, würden wir genug Boden besitzen, um die Entscheidung herbeiführen zu können."

„Und Ihr, was sagt Ihr dazu, Alar?" fragte Gutierrez weiter.

Don Juan de Alar hatte zu den letzten Worten seines Freundes José stark den Kopf geschüttelt, und begann nun:

„Wenn ich nichts anderes gegen die Rathschläge des Martinez einzuwenden hätte, so doch das eine Wort: Der entsetzliche Carlisten-Chef Cabrera befindet sich seit einer Woche auf katalonischer Erde. Mit diesem Unmenschen dürfen wir unsere Sache nimmermehr gemein machen."

„Nach meiner festen Ueberzeugung müssen wir uns auf einen doppelten Feind gefaßt machen und diese sind:

„Narvaez und Cabrera! Wer um die Freiheit kämpft, darf niemals einen Pakt mit dem Finsterling eingehen. Der Kampf um die Freiheit und Wahrheit kennt keine Werkzeuge, keine Intriguen, sondern nur den ehrlichen Freund und den offenen Feind!"

„Ihr habt das Richtige getroffen, Alar!" rief begeistert der General Pierrad, ein Mann, der sich bereits dem Alter näherte.

„Ich würde die Stunde verfluchen, wo ich mich noch einmal über dem jesuitischen Grundsatz ertappte: Der Zweck heiligt das Mittel."

José wandte sich zu Alar mit den Worten:

„Was Ihr da gesagt habt, überzeugt mich vollständig."

Unterdeß berichtete noch der Murciano Alfonso Nicola, daß Alles gut stände in den Königreichen Murcia und Valencia, und daß er darauf warte, den dortigen geheimen Comité's die nöthigen Weisungen zu überbringen.

Gutierrez theilte endlich den Versammelten mit:

„In den umliegenden Wäldern sind zehntausend französische und belgische Büchsen, Massen von Pulver und Kugeln vergraben."

Er überreichte mit diesen Worten allen Anwesenden chiffrirte Zettel, worauf die Schlupfwinkel genau bezeichnet waren, und fuhr dann fort:

„Hört nun den Operations-Plan: Der 30. März ist zum Losbruch bestimmt, an diesem Tage erheben sich Madrid, Barcelona, Valencia und Cartagena. Die Organisirung des Aufstandes bleibt den geheimen Comité's überlassen und da wir uns als solches für Katalonien und die Ebro-Gegenden constituirt haben, so liegt uns nur ob, dafür zu sorgen, daß Catalonien seinen alten republikanischen Ruf bewahrt und am Tage der Entscheidung bereit ist. Emilio Castelar bürgt uns für die Fabrikarbeiter von Barcelona, die dazu bestimmt sind, das Zeughaus auf der Straße von Madrid zu nehmen, das Arsenal in die Luft zu sprengen, die Straße nach Gerona zu verlegen und die Brücke des Llobregat abzubrechen, damit die Garnison von jedem Zuzuge aus Tarragona und Gerona abgeschnitten ist.

„Kapitano Stella hat die Insurgirung der Pyrenäen-Dörfer übernommen und haben wir ihm keine Waffen zur Verfügung gestellt, weil er selbst schon für das Hereinschmuggeln derselben durch die unzugänglichen Gebirgspässe gesorgt hat.

„General Pierrad hat die militärische Oberleitung übernommen und sind ihm als Adjutanten Oberst Juan de Alar und José Maria Orense beigegeben, wir können uns auf die Drei verlassen.

„Hat der Aufstand gesiegt, so besteht die provisorische Regierung aus welchen Männern? Wählt!"

Alle riefen wie aus einem Munde: „Gutierrez!"

„Wir wollen durch Zettelabstimmung wählen, damit Jedem sein Recht werde," erwiederte Gutierrez.

Man zeigte sich einverstanden damit, die Zettel wurden vertheilt, beschrieben und abgegeben und mit großer Mehrheit waren: Gutierrez, General Pierrad, José Martinez, Emilio Castelar, Fernando Garrido und Juan de Alar gewählt.

Gutierrez erhob sich wieder leuchtenden Blickes und hob die rechte Hand schwörend empor:

„Bürger und Freunde! Was wir in nächtlicher Stunde beschlossen, treu und tapfer werde es ausgeführt am hellen Tag! Das schwöret mit mir bei dem Gott der Freiheit!“

Alle wiederholten mit erhobener Rechte:

„Das schwören wir bei dem Gott der Freiheit!“

Draußen war es auf dem weiten Himmelsgewölbe finster geworden; der Horizont leuchtete auf, ein heiliges Märzgewitter kündete sich mit dumpfem Rollen an und dicke Regentropfen schlugen an die Fenster des Observatoriums.

Mit herzlichem Gruße trennten sich die Bundesfreunde von einander. Gruppenweise zogen sie nach den verschiedenen Richtungen ab, um die Losung entweder den belebten und bevölkerten Städten, oder den zerstreuten Dörfern des Gebirges zuzutragen.

Wieder war das Observatorium leer von den Gästen, nur der einsame Wirth stand leuchtenden Blickes an dem östlichen Fenster und sah mit gefalteten Händen nach den zuckenden Blitzen. Seine Lippen bebten, und er rief:

„Gott der Wahrheit, Freiheit und Liebe! Rette Spanien!“

Achtes Kapitel.

Der Straßenkampf.

Es war am Morgen des 28. März 1848. Die Arbeiterbevölkerung von Barcelona befand sich schon seit drei Tagen in einer fieberhaften Aufregung, und der General-Capitän von Katalonien hütete sich, durch brutales Auftreten die Erbitterung, die bereits herrschte, noch zu erhöhen.

In dem vorbeschriebenen Observatorium in der Nähe der Stadt waren zu eifriger Berathung José Maria Orense, General Pierrad, Gutierrez und noch einige Bürger von Barcelona versammelt.

„Es ist ein schlimmes Verhängniß,“ begann Orense, „daß in

Zeiten der politischen Aufregung jedes Gerücht im Stande ist, eine verfehlte Erhebung hervorzurufen. Wer bürgt uns für die Wahrheit der Nachricht, daß die Insurection in Madrid ausgebrochen ist?"

General Pierrad rief: „Mögt Ihr sagen, was Ihr wollt, ich glaube nicht an die Madrider Revolution. Wir hätten sicher einen Boten des Central-Revolutions-Ausschusses hier, der uns darüber aufklären würde, weshalb man in Madrid gegen die Verabredung früher losgeschlagen."

„Sollte das Gerücht vielleicht durch Regierungs-Agenten entstanden sein?" meinte Gutierrez. „Es wäre nicht das erstemal, daß sich General Narvaez die Niederwerfung der Revolution leicht gemacht hätte, vermittelst der Anwendung des alten despotischen Spruches: Theile — und — herrsche!"

Während sie noch sprachen, kam ein Reiter auf schaumbedecktem Pferde daher gesprengt, schwang sich hastig aus dem Sattel und stürmte die enge Wendeltreppe herauf.

Gutierrez riß in banger Ahnung die Thür auf, um den Ankommenden einzulassen. Es war José Martinez, der die Nachricht athemlos in die Gruppe rief:

„Der Kampf ist ausgebrochen! Die Arbeiter des Viertels Santa Maria sind mit dem Militär handgemein geworden und man schlägt sich bereits dort in den Straßen!"

„Was thun? General!" rief Orense erregt. „Mir ahnt Unheil! Alles geht wider unsere Berechnung. — Lassen wir die Sache sich verlaufen?"

Pierrad's Augen blitzten wie von einem kühnen Gedanken, aber er schwieg und sah den José Martinez fragend an, der erschöpft auf den Tisch sich lehnte.

„Ich verstehe," rief dieser sich erhebend. „Wir ergreifen den Würfel, den Zufall oder Falschheit uns hinwirft, und würfeln um das Schicksal Spaniens!"

General Pierrad machte sich zum Gehen bereit mit den Worten:

„Patrioten! Wenn der Arbeiter sich mit dem Soldknecht herumschlägt für die Idee, dann haben wir keine Zeit mehr zum Erwägen; jede versäumte Minute ist ein Stück Landesverrath. Folgt mir!"

Orense stimmte bei: „Ihr habt Recht, ich folge!"

„Wir folgen Alle!"

Die kleine Gesellschaft polterte die Wendeltreppe hinab, warf sich auf die Pferde und jagte der Stadt zu.

Dumpfer Kanonendonner, knatterndes Gewehrfeuer und verworrener Lärm tönten herüber aus dem Häusermeer.

Die Reiter waren in wenigen Minuten in den Mauern der Stadt und vertheilten sich dort, um die bestimmten Posten einzunehmen.

Die engen Straßen des Viertels Santa Maria waren von Pulverrauch erfüllt; an mehreren Ecken waren Hunderte von Händen beschäftigt, das Straßenpflaster aufzureißen, hölzerne Bohlen und Bretter, Handwagen, altes Gerümpel und andere Gegenstände herbeizuschleppen und zu Barrikaden aufzuthürmen.

„He, Nachbar," rief ein Arbeiter dem behäbigen Wirth einer Weinstube zu: „Werft nur das alte Zeug heraus, ist immer noch gut genug, um der Freiheit zur Brustwehr zu dienen!"

Die Barrikade an dieser Ecke war fertig; eine rothe Fahne flatterte auf ihrer Spitze und Arbeiter und andere Bürger, Jünglinge, Söhne vornehmer Eltern stellten sich schußfertig dahinter auf, denn schon rückte im Laufschritt eine Infanterie-Compagnie an, um das Bollwerk zu erstürmen. Eine Salve überschüttete die Barrikade mit Kugeln.

Mit dem Rufe „Viva Isabella!" warfen sich nun die Soldaten auf das Hinderniß; aber ein wohlgenährtes Büchsenfeuer empfing die Truppen, und Mancher von ihnen sank mit zerschossenem Kopfe oder mit einer schweren Wunde hart an der Brustwehr nieder.

Der Angriff war abgeschlagen und — „Viva la libertad!" brauste es jubelnd von den Vertheidigern der Barrikade her. Nur ein Jüngling lag todt auf dem Erdboden des aufgewühlten Straßendammes. Der Pulverrauch verzog sich und die Straße war von Truppen leer; desto hitziger tobte der Kampf in den anstoßenden Straßen. Hier waren die Insurgenten bei der Errichtung der Barrikaden durch das schnelle Ansprengen der Cavallerie gestört worden und waren nun gezwungen, in festgeschlossenen Reihen die Reiter-Attake zurückzuwerfen.

In der Front hielt zu Rosse José Martinez; er hatte den Degen gezogen, von dem Hute wehte die rothe Feder, und auf seinem Antlitz lag das Entzücken eines Bräutigams, der mit dem Tode ringt, um die Freiheit als Braut zu erobern.

„Stehet wacker! Bürger! wählet lieber den Tod, als die Flucht!"

Schon rasselte der Cavallerie-Choc an, schon blitzten die geschwungenen Säbel in der Luft, aber mit seltener Kaltblütigkeit

gaben die Insurgenten erst dann Feuer, als die Pferde dicht vor ihnen waren.

Der eiserne Hagel richtete eine arge Verwirrung in den Reihen der Cavalleristen an. Die Pferde bäumten sich im tödtlichen Schmerze hoch auf und die Abtheilung wandte sich zur Flucht.

Der Offizier versuchte die Fliehenden mit gezogenem Säbel zurückzuhalten:

„Feiglinge! Drauf! Reitet die Hunde über den Haufen!" schrie er.

Wirklich brachte er die Escadron zum Stehen, und der Angriff sollte erneuert werden, aber die Insurgenten warteten einen solchen gar nicht mehr ab.

José Martinez kommandirte:

„Vorwärts! Vorwärts! Laßt sie nicht ruhen! Nur der Angreifer siegt," und die Menge, die theils mit Flinten, theils mit Spießen, Eisenstäben, Piken und Säbeln bewaffnet war, stürzte sich mit dem Rufe:

„Nieder mit der Isabella! Nieder mit Narvaez!" auf die erschöpfte Escadron. Einzelne wurden von den Pferden heruntergerissen, aber der größte Theil der muthigen Kavalleristen begann sich wüthend zu vertheidigen.

„Ein Hundsfott, wer flieht!" tönte es aus dem Reiterknäuel! „Nehmt den Rebellen-Anführer auf's Korn."

Es entstand ein entsetzlicher Kampf, Mann gegen Mann; Weherufe, Kommandoworte, das Rasseln der Klingen und Ermuthigungen klangen wirr durcheinander. Fast erlahmte man auf beiden Seiten in der Blutarbeit, da kam von den Dächern der ziemlich engen Straße ein gewaltiger Steinhagel auf die Kavallerie herab, Büchsenschüsse krachten aus den Fenstern und so war denn die Reiterei gezwungen, verfolgt von den Kugeln der Insurgenten, sich nach einem freien Platze zurückzuziehen, wo ein Infanterie-Regiment im Viereck aufmarschirt stand.

In dem Arbeiter-Viertel Santa Maria neigte sich, als es Mittag geworden war, der Sieg auf die Seite der Insurgenten.

Die sengende Märzsonne beschien manche Blutlache und manches Todten Antlitz, der entweder für die Sache der Königin, oder für die Idee der Freiheit gefallen war.

Auf den breiteren Straßen und auf den Plätzen dagegen stand die Sache für das Militär günstiger, denn hier konnten die Kanonen das Terrain beherrschen, und es war daher bis jetzt trotz der An-

strengungen des General Pierrad nicht möglich gewesen, hier den Truppen einen wirksamen Widerstand zu leisten.

Eine Art Waffenruhe schien eingetreten zu sein. Der Gouverneur von Barcelona benutzte sie dazu, Truppenverstärkungen heranzuziehen, und zwar vom Meere aus. Da die Breitseite einer Fregatte den Strand beherrschte, so war es nicht rathsam, unten auf der letzten Terrasse von Barcelona den Truppen ein Gefecht zu liefern.

Orense hatte in jener Gegend den Oberbefehl; er ließ die Insurgenten sich eiligst in die oberen Stadtviertel zurückziehen, so daß die unter Trommelwirbel und Hörnerklang heranrückenden Truppen glaubten, die Insurektion sei entkräftet.

Allein, wie erschraken die Aermsten, als sie, eben in der Hauptstraße, die vom Hafen herauf führt, eine Querstraße überschreiten wollten, und von beiden Seiten von einem wohlgezielten Flintenfeuer, aus den Fenstern und von den Dächern von einem Hagel gewaltiger Steine empfangen wurden.

Die Ordnung löste sich auf. „Rette sich, wer kann!" erscholl es aus den Reihen, „wozu sollen wir uns für die Königin Isabella todtschießen lassen!"

Viele der Soldaten warfen die Waffen weg und der Troß wälzte sich regellos, in wilder Verwirrung zurück, wo ihnen gerade ein anderes Bataillon entgegen kam.

Umsonst schrie der Befehlshaber dieser Truppe:

„So haltet doch, Ihr Memmen! Ihr bringt ja Alles in Verwirrung. Verräther, Ihr!"

Die fliehenden Soldaten hatten jedoch nur die Antwort:

„Viva la libertad!" —

So tapfer die spanischen Soldaten auch dem äußeren Feinde gegenüber waren, einem wohlorganisirten Aufstande ihrer spanischen Brüder gegenüber war ihr Muth gelähmt.

Es dauerte gar nicht lange, da war auch das anrückende Bataillon in vollständiger Auflösung begriffen, nur einen Rest der Truppen brachten die Offiziere glücklich auf die Schiffe zurück; die übrigen zerstreuten sich in den Straßen und reihten sich bei den Insurgenten ein.

Auf dem Platze de la Madonna, wo Kanonen aufgefahren waren, neben denen die Artilleristen mit brennenden Lunten standen, und starke Infanterie-Massen des Befehls des General-Capitäns gewärtig waren, traf plötzlich ein großer Zug Insurgenten unter der Führung des José Martinez ein.

Martinez sprengte kühn an die Artilleristen heran mit der Aufforderung:

„Erhebt nicht die Bruderhand gegen uns, wir kämpfen für die Freiheit, Ihr für Euern Sold!"

Der Offizier spornte sein Pferd auf Martinez und führte einen wohlgezielten Hieb nach dessen Kopfe.

Mit dem Rufe: „Hoch die Freiheit! Ach, — Inez!" sank Martinez vom Pferde, das Blut floß in einem breiten Strome über sein Gesicht.

Doch nur ein Augenblick war vergangen, denn mit dem donnernden Rufe: „Rache und Freiheit!" stürzte die Insurgentenschaar auf die Artillerie los, und raufte sich an den Mündungen der Kanonen mit den Artilleristen, die rasch allen Widerstand einstellten.

„Wendet die Kanonen auf die Infanterie!" rief einer der Insurgenten-Chefs. „Kartätscht die feige Soldateska nieder, wenn sie uns morden will!"

Es geschah binnen wenigen Minuten, und gab auch das Infanterie-Viereck ein, zwei, drei Salven, so prasselte doch bald ein Kartätschenfeuer in die dichten Reihen.

Das Quarré war in einem Moment gesprengt und die Soldaten vereinigten sich theils mit dem Volke, theils flohen sie nach den Kasernen am Meeresgestade.

Der Kampf schien wieder einen Augenblick zu ruhen. José Martinez war in einen der schönsten Paläste an der Plaza getragen worden, wo ihn bereits ein geschickter Wundarzt verbunden hatte; mit schneebleichem Gesicht, das noch die blutigen Striemen trug, das reiche schwarze Haar theils von dem Verbande bedeckt, theils von Blut klebrig straff herabhängend, lag der Aermste ohne Besinnung in einem luxuriös ausgestatteten Gemache auf einem prächtigen Bette.

An seinem Schmerzenslager saß ein junger Mann mit von Kugeln zerrissenem Rock und ein reizendes, etwa fünfzehnjähriges Mädchen. Beide lauschten mit schmerzlicher Spannung auf die leisen Athemzüge des Verwundeten und wagten kein Wort mit einander zu wechseln.

Unterdeß setzte sich noch in einigen Stadttheilen der Kampf fort. General Pierrad sah trotzdem trübe drein, denn noch immer war kein Bote aus Madrid eingetroffen.

Der General-Capitän befahl den Rückzug der Truppen, da flog dicht am Seegestade das Arsenal mit entsetzlichem Krachen in die Luft und hüllte Land, Stadt und Meer in eine schwarze Pulverwolke.

Die Fregatte lichtete schleunigst die Anker und segelte in's Meer hinaus und ehe die Feuersbrunst, die sich jetzt eines Theils des Hafenviertels bemächtigt hatte, gelöscht werden konnte, war ganz Barcelona in den Händen der Insurgenten.

Die Truppen rückten unangefochten unter Führung des General-Capitäns über die Brücke des Llobregat ab, und das Geläute der Glocken verkündete den Sieg der Revolution und das Aufhören der Blutarbeit. Es war unterdeß Abend geworden, und die Sonne, welche die Spitze des Montserrat vergoldete, sandte der katalonischen Hauptstadt einen feurigen Gruß. —

Die Nacht hindurch blieb die bewaffnete Einwohnerschaft auf den Straßen und die Wachtfeuer gaben der Stadt ein wunderliches Gepräge. Der Morgen kam und auf dem Rathhause traf ein reitender Bote aus Madrid bei der provisorischen Regierung ein mit der Kunde:

„Madrid hat am 26. März unglücklich gekämpft, Narvaez hat den Belagerungszustand erklärt!"

Gleichzeitig traf ein Parlamentär vom katalonischen General-Capitän mit der Aufforderung ein, die Truppen wieder einzulassen, da der Aufstand in Madrid verunglückt sei und Barcelona sich auf die Dauer nicht halten könne.

General Pierrad erbleichte zwar einen Moment, aber er sprach dennoch zu dem abgesendeten Offizier des General-Capitäns:

„Sagt Euerm Chef, vorläufig sind wir die Sieger in Barcelona! Mag in Madrid der kalte Narvaez seine blutigen Kriegsgerichte halten im Namen der Königin Isabella, — innerhalb der Mauern von Barcelona herrscht die spanische Republik!"

Mit diesem Bescheide mußte der Parlamentär abziehen.

José Martinez war zwar schwer, aber nicht tödlich verwundet. Donna Enrica, die junge Sennorita, die unausgesetzt an seinem Lager gewacht hatte, erschrak freudig, als ihr Pflegling gegen Mittag des nächsten Tages die Augen aufschlug, sie auf das schöne Mädchen richtete und leise fragte: „Hat das Volk gesiegt?"

„Ja, Sennor! Die Truppen haben die Stadt verlassen!" —

Wie Sonnenschein flog es über das Antlitz des Kranken; doch bald darauf entschlummerte er wieder. —

Neuntes Kapitel.

Die Kerker von Sevilla.

Unheimlich fuhr der Nachtwind durch die Gänge jenes großen, dunkeln Gebäudes, das mit seinen eisenvergitterten Fenstern auf das ewig fluthende Meer hinausschaut, und dem vielbesungenen Sevilla nur seine düstere, fensterlose Seite und die hohen unzugänglichen Mauern zukehrt.

Auf den kunstreich geschnitzten Altanen der Patrizier-Wohnungen schweigt die Guitarre, schweigt der Gesang, die sonst die stille Nacht beleben, keine Donna's, keine Sennorita's mit nachtdunkeln Haaren und schwarzen, bethörenden Augen lauschen nach dem Minnesänger unten in der Gasse, denn keiner dieser Gattung läßt sich sehen.

Ist das Wetter denn gar so schlimm? Ach ja.

Aus der afrikanischen Wüste kam die Windsbraut über das Meer geflogen, wühlt die Wellen bis zum Grunde auf und rüttelt an den Uferfelsen Spaniens, stimmt einen grandiosen Klagegesang an, der wie Schmerz und zugleich wie Verwünschung klingt, packt das düstere Gebäude und haust an den eisernen Fensterstäben und den schweren Eisenthüren, an den dicken, plumpen Schlössern, um sie zu sprengen und die Gefangenen zu befreien! —

Zu mehreren Hunderten sitzen sie in den dumpfen Gewölben und weinen über den verunglückten Freiheitskampf, verwünschen die Gewalthaber, die in goldenen Gemächern schwelgen und über die Märtyrer einer heiligen Idee hohnlachen.

Es ist der Sommer in's Land gekommen und schon ist das hohe Siegeslied der Revolution von Barcelona verklungen; ach, Barcelona blieb allein die Siegerin und mußte sich — unterwerfen.

Das feige Madrid hatte zwar einige Stunden den Kartätschen und Granaten des blutigen, kalten Narvaez getrotzt, aber die Soldaten waren vom Wein, und die prahlerischen Residenzler waren von der Furcht berauscht und von der Unentschlossenheit gelähmt.

Der 26. März war ein Opfertag der Freiheit gewesen und die kühnen Wagehälse saßen auf den Festungen an der portugiesischen Grenze, in Badajoz, Olivenca, und Ayamonte.

Barcelona, die unbesiegte Warte des tapfern Cataloniens, hatte wieder den Nacken unter das bourbonische Joch gebeugt, und seine Helden General Pierrad, Orense, Gutierrez und sein Sohn und Herrera

waren nach Andalusien geflohen, um dort den Kampf für die Republik von Neuem zu beginnen; aber ein unglücklicher Zufall lieferte sie Alle in die Hände der Regierung; in den Kerkern von Sevilla, die düster auf's Meer hinaus schauen, saßen sie gefesselt, des Todes gewärtig oder der ewigen Gefangenschaft.

Wir treten in den hallenden Gefängnißhof; der Aufseher, ein Mann, mit dunkelrothem Gesicht, kleinen, tückischen Augen und kurzen, plumpen Beinen watschelt mit einer flackernden Fackel durch den Hof, schließt rasselnd mehrere Thüren auf, um die Mitternachtsrunde zu machen, denn seine Gefangenen sind kühne Leute, das weiß er, die trotz Eisengittern und thurmhohen Mauern doch an die Flucht, an die Freiheit denken.

Und — gefangene Freiheitshelden, welche die öffentliche Tugend lieben — sind ja weit gefährlichere Verbrecher als — Mörder, Diebe und Brandstifter. Diese sind nur die Bestien unter den Menschen, jene aber sind der — gerechten Gottheit verwandt, deßhalb — — kreuzigt, kreuzigt die Propheten! Armes Spanien! — — —

Don Juan de Alar sitzt zusammengekrümmt in einem Thurmgemache, worin er weder aufrecht stehen, noch ausgestreckt zur Nacht liegen kann, aber dennoch schläft er, wenn auch der wilde Sturm zuweilen kältend über die Wange und in das ergrauende Haar des Helden fährt, und gewiß ist seine geliebte Sikula bei ihm im Traum als segnende Freiheitsgöttin, gewiß schmeichelt um ihn der liebliche Knabe Enriquez als lichter Himmels-Genius, denn der wackere Kämpe lächelt im Traum.

Aber rasselnd fliegt die Thür auf und grausam fällt der grelle Schein der Fackel auf sein Antlitz, die ekelhafte Fratze des Gefängnißteufels grinst den aus seinen schönen Träumen auffahrenden mit den Worten an:

„Ei, ei, Nummer 37 scheint einen gesunden Schlaf zu haben bei dem Teufelswetter, — oder ist's nur heimtückische Heuchelei, um mich zu äffen?"

Der edle Dulder seufzt nur leise und würdigt den Unhold keiner Antwort, aber dieser hat kein Organ mehr für den stummen Schmerz, er ist fühllos und hart geworden, wie die Felsen des Seegestades.

„Auf, erhebe Dich, Nummer 37, laß sehen, ob Deine Ketten nicht durchgefeilt sind, und ob Du nicht Anstalten getroffen hast, um durch einen milden Gnadentod Deiner Strafe zu entgehen, Du Königsmörder!"

Der rohe Mann reißt den edlen Juan empor vom dumpfen,

kärglichen Strohlager, um das Thurmloch genau untersuchen zu können, doch er kann nichts Verdächtiges entdecken.

Schmerzlich lächelnd giebt nur Juan zur Antwort:

„Du hast wahrhaftig Fug, mich um den Schlaf des reinen Gewissens zu beneiden!"

Ein gräßlicher Fluch des Gefangenwarts ist die Antwort, rasselnd fliegt die Thür zu und Juan ist wieder mit der Nacht, dem Sturm und seinen Gedanken allein.

Der Leser wird fragen: Wie kommt der wackere Mann in die Kerker von Sevilla, während seine alte Freundin, die Königin Christina in Madrid gemeinsam mit Narvaez das Staatsruder führt?

Juan de Alar hat gleichzeitig mit den Freiheitshelden von Barcelona den Aufstand der Republikaner in den Bergen Cataloniens geleitet, und als Barcelona schon längst wieder den königlichen General-Capitain in seinen Mauern aufgenommen hatte, ist Juan unbesiegt geblieben, ein Schrecken der fliegenden Colonnen des Narvaez, denen er bis in den Sommer widerstand.

Nicht durch die Waffen der Königin Isabella ist er besiegt worden, sondern durch den Verrath seiner erbittertsten Feinde, der Carlisten. Der Chef der Letzteren, Cabrera, wußte, daß er nie auf ein Zusammengehen mit Alar rechnen konnte, und so hat er ihn auf Bitten des jesuitischen Ben Haschem, der dem Mörder des Bernardino den Untergang geschworen, in einer Bauernwohnung überfallen und den Königlichen ausliefern lassen und Christina? Ob sie etwas weiß von dem Schicksal ihres einstigen edelsten Freundes? Ob sie ein Herz hätte für sein Unglück?

Sikula, das geprüfte Weib, hat den Gatten zum zweitenmal verloren, nur den Seefelsen des Cap de Creuz kann sie ihren Schmerz weinen, denselben Felsen, die vor siebenzehn Jahren die Flüche des Pater Bernardino belauscht haben, als er denselben Juan de Alar zum Werkzeug der Jesuiten gestempelt zu haben glaubte.

Doch Juan de Alar ist noch beneidenswerth, er hat den Blick auf's Meer, wenn der rosige Morgen heraufsteigt, und zuweilen grüßt ihn ein Seevogel mit heiserem Geschrei; aber tief unten in einem der entsetzlichen Kellergewölbe, wohin kaum ein Schimmer des Tages dringt, und wo nur Dämmerung und Nacht herrscht, wo ekles Ungeziefer herumkriecht und an den nassen Wänden die Kellerratte hinaufhuscht und Spinnen in den Ecken ihr lichtscheues Wesen treiben, weilt ein junger Mann, den man aus den Armen des herrlichsten Weibes gerissen hat, weil er als einstiger Günstling der Königin Isabella, als

früherer Ministerialsecretair, als Freund der republikanischen Sache, als einer, der den Pfaffen eines ihrer sichersten Opfer entrissen hat, doppelt die Rache verdient, — es ist — der Leser wird den Namen bereits errathen haben — Eduardo de la Seda! —

Hier unten kann er wohl seinen Monolog halten, das stumme Gethier und die Nacht verrathen nichts.

„Ha, warum bin ich nicht in der Sphäre des Hofes geblieben, warum wärmte ich mich nicht an der Gunst der Herrscherin, warum widmete ich nicht dem gewaltthätigen Narvaez einen bescheidenen Gehorsam?

„Verdient es wohl dieses stumpfe, verwahrloste Spaniervolk, daß ich seiner Freiheit wegen mich, meine Gattin und das Kind, das sie unterm Herzen trägt, opferte?"

Nur ein höhnisches Echo gaben die Gewölbe. Auch zu ihm steigt der pflichttreue Unhold hinab, aber er wagt sich nicht in den unheimlichen Raum, sondern leuchtet nur so weit mit der Fackel hinein, daß der Schein auf die Gestalt Eduardo's fällt.

„Verdammter Scherge, kommst Du, zu sehen, ob mich das Ungeziefer noch nicht verspeist hat?"

„Ho, ho," ruft mit Hohngelächter der Aufseher, „Du bist noch sehr heißblütig, noch gar nicht gezähmt!

„Gute Nacht, gehab' Dich wohl, kannst den nassen Wänden was vorfluchen, die werden Dir schon Antwort geben."

Damit schlug er krachend die dicke Eisenthür zu und tappte schwerfällig nach den anderen Kellergewölben, um nachzusehen, ob General Pierrad und der edle Orense und die vielen anderen gefährlichen politischen Verbrecher sich wohl befänden.

So verging Woche auf Woche in kriechender, langsam tödtender Langeweile.

Don Juan Alar, dessen Augen oft stundenlang an dem weiten Himmelsgewölbe hafteten, oder auf dem wogenden Mittelmeere und den vorüberfliegenden weißen Segeln, hatte sich fast an die Monotonie des Aufenthaltes gewöhnt.

Er hatte Muße, im Gedankentraum sein ganzes Leben vor sich vorüberziehen zu lassen und kam sich wie ein Eremit vor, der die Welt und alle Lieben verlassen hat, um stiller, trauriger Beschaulichkeit zu leben, und einst nach Jahren seine Augen in öder Abgeschlossenheit zu schließen.

Doch unmerklich wuchs die Sehnsucht in seiner Seele, und er sah wohl ein, daß er das Leben mehr liebe, als er gedacht. Thränen der

Trauer über den Gram seiner Sikula, über das Unglück Spaniens hingen oft in seinem Barte.

Selbst der rohe Gefängnißwärter empfand nach und nach Achtung vor dem ruhigen Dulder und fing an, ihn milder zu behandeln.

Anders ging es dem bedauernswerthen Eduardo, der keine Ahnung davon hatte, daß sein Oheim mit ihm dieselben Mauern bewohnte. Ihm fehlte das Sonnenlicht, das weite Himmelsgewölbe, der Blick in die Ferne und die kosenden Sommerlüfte.

Schlaflos schlichen die Nächte an ihm vorüber, und zuweilen leckte der Wahnsinn an seinem Hirn und verwirrte seine Gedanken, dann fing er an, maßlos sein Schicksal und die Welt zu verfluchen, und an der schweren Eisenthür zu rütteln.

Einmal hatte er sogar einen Mordversuch auf den grausamen Aufseher gemacht, und was war die Folge gewesen? Fünf starke Männer waren über ihn hergefallen, hatten ihn an einen Block gebunden und der rachsüchtige Gefangenwärter hatte ihn so lange gepeitscht, bis das Opfer ganz mit Blut überströmt war.

Schaurig hallte das entsetzliche Jammergeschrei des Gemißhandelten in den Kellergewölben wieder, daß Orense und Pierrad und die Andern, zu denen es drang, zusammenschauerten und ein System verwünschten, daß seine Bürger wie wilde Thiere behandelte.

Eduardo lag lange in einer todesähnlichen Ohnmacht, und als er endlich erwachte, da dauerte es wieder Stunden, ehe sich seine Gedanken ordnen konnten und ehe ihm die Erinnerung des Schrecklichen, was ihm widerfahren, zurückkehrte.

„Ich bin geschlagen worden!“ ächzte Eduardo dumpf, „geschlagen! Weh mir! Giebt es nun noch etwas anderes als den Tod — oder die Rache? O, ich bin gefesselt, ich kann mich nicht rächen — ich kann nur sterben!“

Und er versuchte, seinen fiebernden Kopf an der Wand zu zerstoßen, aber die Kette, die ihn an den Holzblock in der Mitte des Gewölbes fesselte, hielt ihn zurück; er wollte den elenden Wasserkrug zertrümmern und sich mit den Scherben die Adern öffnen, aber da war es, als nahte ihm Jemand in der Dunkelheit, als flüsterte ihm eine bekannte Stimme zu: „Thu's nicht, lebe und hoffe!“

Ruhiger wurde es in dem kreisenden Hirn des Gequälten, die Sinne vergingen ihm, und das erstemal seit Wochen versank er in einen tiefen, langen Schlaf.

Seine Geronima trat zu ihm im Traume und schlang die Hände

um seinen Hals, küßte ihn auf Mund, Stirn und Wangen, daß eine unendliche Seeligkeit sein ganzes Wesen durchströmte. — — —

Nachdem der Herbst wieder in's Land eingezogen war, kamen auf einmal alle Beamten der Kerker von Sevilla in Bewegung. Eine Militär-Commission hatte ihren Sitz in den schrecklichen Mauern aufgeschlagen, um die Verbrechen der Eingekerkerten noch einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen und die endgültigen Urtheile zu fällen.

Die Gefangenen wurden nach einander vorgeführt, verhört und abgeurtheilt.

General Pierrad, Oberst Orense und Gutierrez wurden wieder in die Kerker zurückgeschickt, denn der Minister, Herzog von Valencia, hatte sich vorbehalten, diese Leute für sein System zu gewinnen, und sie deßhalb nicht verurtheilen, sondern ihre Untersuchungshaft in milderer Form verlängern lassen. Sie durften nun innerhalb der Gefängnißmauern frei umhergehen und wurden wie vornehme Staatsgefangene behandelt.

Andere, die sich als desertirte Soldaten oder Nationalgardisten am Aufstande oder an Verschwörungen betheiligt hatten, wurden theils zu langjähriger Galleeren-Arbeit, schwerem Kerker, zur Deportation nach Afrika oder nach den hinterasiatischen Philippinen, theils zu lebenslänglicher Kettenstrafe, oder zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt.

Unter den Letzteren befand sich auch Don Juan de Alar und Don Eduardo de la Seda, — als aber der Priester zu diesem hinabstieg, um ihn zum Tode vorzubereiten, fand er einen — Wahnsinnigen, der nicht ahnte, was man mit ihm vor hatte.

Dieser Umstand rettete dem Aermsten das elende Leben und erwarb ihm auch eine milde Haft.

Der wahnsinnige Eduardo war sehr schweigsam, ziellos stierten seine Augen in's Leere, er weinte oft und sprach nur den Namen: „Geronima“ aus.

Die Beamten des Gefängnisses fühlten das tiefste Mitleid mit ihm und empfahlen ihn zu wiederholten Malen der Gnade der Majestät; aber Königin Isabella erfuhr nie etwas davon.

Theils unterschrieb sie gedankenlos Urtheile mit gefälschten Namen, theils legte man ihr solche nie vor, theils drangen Bittgesuche nicht bis zu ihr.

Der Minister Narvaez, die Königin-Mutter Christina, die Nonne Patrocinio und der Beichtvater Claret bildeten eine fast unübersteig-

bare Mauer und höchstens ein Offizier, welcher die Augen der Königin auf sich gezogen, erfreute sich des Umganges mit der Majestät, und stand unter dem Schutze der oben genannten vier Personen.

So wußte auch Königin Isabella kein Wort davon, daß Eduardo de la Seda eingekerkert sei; sie hätte gewiß unverzüglich die Oeffnung seiner Gefängnißthüren befohlen, denn Isabella besaß ein mildes, gefühlvolles Herz, ihr Unglück bestand nur darin, daß sie die — Tochter der Königin Christina und eine der beschränktesten und bigottesten Frauen Spaniens war.

In gewisser Beziehung hat sie stets den Namen: „Die unschuldige Isabella" verdient, und nur Diejenigen, welche sie als gekrönte Puppe für ihre verbrecherischen Pläne benutzten, treffe der Fluch der Nachwelt! —

Im Namen der Königin Isabella krachten drei Morgen hintereinander auf dem Ufer von Sevilla Gewehrsalven, welche den Verurtheilten der März-Revolutionen von Madrid, Barcelona, Sevilla, Cadix, Cartagena und andern Orten das Lebenslicht ausbliesen.

Juan de Alar hörte die Flintenschüsse schon zum drittenmal und immer, wenn der Gefängnißwärter erschien, glaubte er, man würde ihn abführen und ihm auf dem Gestade von Andalusien den Soldatentod geben. — Endlich verkündigte dem wackern Dulder, der sich schon längst zum Tode vorbereitet hatte, der Gefängnißwärter, er solle ihn begleiten.

Glänzenden Blickes erhob sich Juan; — es war gegen Abend und das Meer flammte in der Gluth der untergehenden Sonne. Noch einmal warf der Dulder einen Blick in seine enge Klause zurück, denn er glaubte hinaus geführt zu werden zum Strande, um — begrüßt von den Strahlen der scheidenden Sonne — zu sterben.

Der Name „Sikula" trat auf seine Lippen und nur ihr allein galt die Thräne, die in seinen Wimpern hing.

Allein wider Erwarten geleitete ihn der wortkarge Gefängnißwärter zum Direktor der Gefängnisse, der in einem schmucken Häuschen außerhalb der Kerkermauern wohnte.

Juan mußte eine Weile in einem der Zimmer warten; nachdem sich der Wärter schleunig entfernt hatte, trat der Direktor ein und reichte freundlich dem Ueberraschten die Hand mit den Worten:

„Sennor, ich sehe an Eurer überraschten Miene, daß Ihr keine Ahnung davon habt, was Euch bevorsteht!"

Juan erwiederte mit schmerzlichem Lächeln:

„Wenn ich überrascht aussehe, so bin ich leider aus der Rolle gefallen. Ich bin ein Verurtheilter und glaubte, den letzten Gang zu thun, ich war schon seit Wochen darauf vorbereitet.“

„Nein, nein,“ entgegnete der Direktor. „Euer Schicksal hat sich in überraschendster Weise zum Bessern gewendet. Dankt der heiligen Madonna, daß eine alte Liebe zur rechten Zeit die Kugel im Laufe zurückgehalten hat, die schon morgen für Euch bestimmt war.“

In Juan's Kopfe begann eine Ahnung aufzudämmern, aber zugleich ergriff ihn die Lust des Lebens so gewaltig, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte, und überwältigt von der Aufregung sich an einen Stuhl festhalten mußte.

Der Direktor trat rasch an ihn heran, half ihm auf einen gepolsterten Sessel und ließ einen feurigen Trunk herbeibringen; und als sich endlich der Erschütterte gekräftigt hatte, fuhr der Direktor in seinen Erklärungen fort:

„Sennor, Eure Frau ist, als sie nichts von Euch hörte, von Katalonien nach Madrid geeilt, wo es ihr nach großer Mühe glückte, eine Audienz bei der Königin-Mutter Christina zu erhalten. Ganz wider Erwarten ist die alte Majestät sehr tief erschüttert von Eurem Schicksal gewesen, und der Bote hat mir versichert, daß Königin Christina ihn bei allen Heiligen beschworen hat, zu eilen, um Euch die — volle Freiheit zu bringen. General Herzog von Valencia soll auch bald bereit gewesen sein, und Ihr wißt, Sennor, der ist am Ende die letzte Instanz, von der Leben und Tod abhängt. Also, Ihr seid frei!

„Ich wünsche Euch von Herzen Glück! Aber — bester Sennor“, des Direktors Stimme klang sehr mild, „laßt Euch nicht mehr ein. Ich ehre Eure Ansichten, aber — — diese Generation verdient es nicht, daß wackere, in Schlachten erprobte Männer, wie Ihr, die Ruhe, die Freiheit und das Leben einsetzen!“

Don Juan de Alar erwiederte nur:

„Dank Euch, Direktor, für die Kunde; doch sagt mir, treff' ich meine Sikula in Madrid?“

„Ihr trefft sie dort,“ belehrte der Direktor. „Gewiß müßt Ihr Euch der alten Majestät vorstellen. — — Aber beim Sant Jago!“ rief er mit schlauem, vertraulichen Lächeln, „warum seid Ihr nicht Christina's — Freund geblieben; wahrhaftig, ein anderer Mann seid Ihr, als der Munnoz, und wenn er tausendmal Herzog von Rianzares geworden ist! — Na, der wird schön eifersüchtig sein, wenn er's nämlich weiß, daß — — — na geht nur!“ —

„Noch eine Frage, Sennor," erwiederte Juan. „Wißt Ihr vielleicht, wo sich mein Neffe Eduardo de la Seda befindet?"

Des Direktors Gesicht verfinsterte sich: „Er war zum Tode verurtheilt, aber er ist schlimmer als dies, — er ist wahnsinnig!"

„Um Gotteswillen! In diesen Mauern?" — rief Juan.

„Ja, laßt ihn aber, er ist wohl aufgehoben, eilt lieber nach Madrid und sucht für seine Freiheit zu wirken. Die Freiheit und sein Weib werden ihn hoffentlich heilen!"

Juan verabschiedete sich herzlich.

Wir überlassen den wackern Don Juan de Alar und den bedauernswerthen Don Eduardo de la Seda ihrem guten Glück, und sehen uns nach dem verwundeten Don José Martinez um. Er war und blieb verschollen für seine Freunde sowohl, als auch für seine Feinde.

Seine Wunde hatte ihn sehr lange an's Krankenlager gefesselt, so ausgezeichnet auch die Pflege war, die ihm die Familie des reichen Kaufmanns Valpesa zu Theil werden ließ. Die reizende fünfzehnjährige Donna Enrica, die einzige Tochter des Patriziers, wich nur vom Lager des schönen blassen Mannes, wenn sie einer kurzen Ruhe bedurfte. Als der Kranke endlich sich soweit erholt hatte, daß er wieder Interesse für Lectüre und die Außenwelt gewann, war es wieder das schöne Kind, das ihn unterhielt und die Einsamkeit ihm versüßte.

Um José's Gemüth zu schonen, hatte ihm Enrica auf des Vaters Befehl nichts mitgetheilt, was auf die revolutionären Ereignisse Bezug haben konnte, so daß José noch immer in dem Glauben lebte, die Bewegung sei überall siegreich gewesen. Eins nur machte ihn stutzig, daß nämlich keiner seiner Waffengefährten und Parteigenossen gekommen war, ihn zu besuchen.

José hatte in der Einsamkeit viel an seine Inez gedacht, und er schläferte seine Besorgnisse immer wieder mit der Hoffnung ein, sie sei sicher bei Don Pedro de Sequanilla auf dem Maurenschlosse eingetroffen. Pedro's Brief nämlich war in dem Tumult verloren gegangen, gewiß zum Glück für José, dem für die Zeit seiner Krankheit viel Seelenschmerz erspart blieb.

Nun zog es ihn wieder hinaus, aber der biedere Kaufherr erklärte ihm mit kurzen Worten, daß er nun erst recht sein Gefangener bleiben müsse, weil auf seinen Kopf bereits ein Preis gesetzt und Barcelona und die Umgegend stark bewacht sei, so daß es ihm unmöglich wäre, zu entkommen.

Während des Insurrektions-Trubels hatte nämlich Niemand darauf geachtet, daß der Verwundete im Hause des angesehenen Kaufmanns sei, und dieser hatte bald nach der schlimmen Wendung der Dinge das Gerücht verbreiten lassen, José sei auf einem Schiffe entflohen.

Dieser nun freilich hätte bei seiner bekannten Kühnheit den Versuch gewagt, sich durch den Militär-Cordon durchzuschleichen, aber — in Folge einer Gefangennehmung hätte er seinen Wirth schwer compromittirt, und so blieb er, wenn auch mit schwerem Herzen, noch länger im Hause' Valpesa's, und Donna Enrica war sehr glücklich darüber. Sie liebte den jungen Mann mit aller Leidenschaft einer fünfzehnjährigen Südländerin, und war entschlossen, ihm zu folgen und alle Gefahren mit ihm zu theilen, wenn er dereinst das Haus ihres Vaters verließe.

Niemandem hatte das schüchterne Mädchen ihre Leidenschaft verrathen, als der heiligen Jungfrau Maria in heißen Gebeten, und dem geübten Auge José's war sie nicht entgangen, der sehr traurig darüber war, da er die Liebe Enrica's nur mit inniger Freundschaft zu lohnen vermochte. — — — —

Kehren wir noch einmal zu den dunkeln Mauern des Staatsgefängnisses von Sevilla zurück; dort steht eine Dame und ihr Begleiter. Die Dame ist in Schwarz gekleidet, das schmerzensbleiche, abgehärmte Gesicht ist von einem dichten Schleier bedeckt, ihr männlicher Begleiter sieht finster drein und sagt leise zu der Dame, indem sie dem Thore zuschreiten:

„Komm, Geronima! Es muß nun einmal sein; vielleicht“ — —

„Ach, Jago, rege nicht Hoffnungen in mir an, ich trauere um einen, der schlimmer als todt ist, ich kann nicht mehr hoffen!“

Ein rauher Herbstwind fährt über den freien Platz vor dem schaurigen Gebäude. Auf den Klang der Glocke erschien ein Gefängniß-Beamter und ließ den Don Jago de Lucar und seine Schwester Donna Geronima ein, geleitete sie nach einem hellen Zimmer, dessen Fenster nach dem Meere gingen.

Leise traten sie ein. Don Eduardo hatte sie nicht bemerkt, er saß auf dem Fenstersims und sang zur Laute eine schwermüthige Romanze, die er in einer lichten Stunde gedichtet hatte, und die den Stempel des tiefsten Seelenleidens trug:

„Ich habe gerungen, ich habe gekämpft,
Und das springende, stürmende Blut gedämpft,

Zu erringen der Liebe Lohn!
Ade, Ade — Du Weib — in's Meer
Warf ich mein Herz von Schmerzen schwer,
Dem Haupte entfiel die Kron'!

Auslodert meiner Wünsche Lust,
Und Gräber trag' ich in der Brust,
Ein kranker, irrer Mann!
Ich habe geflucht, ich habe gelacht,
Sie haben Ketten mir gebracht,
Bin ein gefangener Mann!

Leb' wohl — wie brennst Du Liebe heiß!
Ich lache — weil nichts Besseres weiß
Ein armer, irrer Thor.
O dunkle Nacht, o tiefe See,
Wenn ich dich lustig branden seh,
Kommt mir's wie Hochzeit vor.

O weißes Täubchen komm' herein,
Flieg' in das arme Herze mein —
Darinnen ist's so öd'!
Die Saite reißt — es heult der Wind!
Komm Liebchen, komm, o komm geschwind,
Eh' Sang und Klang verweht!"

„Deine Taube, Deine Geronima ist hier, kennst Du Dein Weib nicht mehr?" so rufend stürzte Geronima auf Eduardo zu.

Er erschrak, und wollte entfliehen, doch Geronima umarmte ihn mit dem Ausruf der Verzweiflung:

„Eduardo! Erwache! Ich bin's, Dein Weib!" — —

Eduardo starrte sie lange an und schien nach einem Erwachen aus dem Traume, der ihn umgab, zu ringen.

Auf einmal griff er nach dem Kopfe, seine Augen leuchteten blitzartig auf, er sank um. Bald kam die Frau des Wärters zu Hilfe und nach einer halben Stunde war Eduardo zum Bewußtsein gebracht; der Schleier der Melancholie war von ihm gewichen, und mit Wonne sog er die Worte Geronima's ein:

„Ich habe mich vor der Königin Isabella niedergeworfen und Deine Freiheit erfleht! Du bist frei!" — — —

Mit nie gekanntem Entzücken zogen die Drei nach ihrem traulichen Landgut zurück; die Kerker von Sevilla in ewigem Angedenken behaltend.

Zehntes Kapitel.

Die schöne Gefangene von Granada.

Don Francisco Serrano y Dominguez ist ein gewaltiger, grimmiger Jäger geworden, denn oft bleibt er tagelang in der waldreichen Sierra Nevada, um auf edles Hochwild, auf Wölfe und anderes Gethier zu jagen und reichbeladen heimzukehren, und es scheint fast, als triebe ihn die Unruhe hinaus in die Wildniß und bald, als zöge sie ihn wieder zurück nach dem Residenzschlosse, das einst die Mauren erbaut haben.

Er reitet gedankenvoll heut an einem nebligen Herbstabend heim aus dem Forst. Vorsichtig wählt das kluge Thier seinen Weg, während sein Herr auf Nichts achtet.

„Habe so manche Festung erstürmen helfen, und bei dieser sollt' es mir nicht gelingen? — Francisco, Francisco, worüber ertappe ich Dein Herz heut?“ so spricht der General zu sich selbst.

„Du liebst, Herz, und hattest doch einst diese Narrheit abgeschworen. Du liebst — aber die Glückliche oder Unglückliche, die das Gefühl hervorgerufen, denkt nicht an eine Erwiederung, sie ist Braut eines verschollenen Fantasten!“

Der General fuhr unmuthig aus seinem Gedankenzuge empor, spornte sein Thier, und dieses, eine solche Gemüths-Aenderung seines Herrn nicht vermuthend, machte einen jähen Sprung. In starkem Galopp ging es in's Thal hinab, wo in magischer Beleuchtung das liebliche Granada, die älteste Maurenstadt Spaniens, liegt, überragt von dem dunkeln Gipfel des Mulahacen.

Mit geröthetem Gesicht sprang der General, als er im hallenden Hofe seines Schlosses angelangt war, vom Pferde, gleich, als wolle er einen großen Entschluß ausführen; er hatte heute keine Jagdbeute mitgebracht, denn sein Blick war unsicher gewesen, seine Hand hatte gezittert, hinter jedem Busche war ihm das Bild der reizenden Inez erschienen. Nun war der Augenblick gekommen, wo die schöne Gefangene des Generals die Vergeblichkeit ihres Widerstandes gegen seine feurigen Wünsche einsehen sollte.

Der General stürmte nach dem Theil des Palastes, der an die Anhöhen sich lehnte, welche die Stadt umkränzen.

Sein ergebener Reitknecht schüttelt bedenklich den Kopf, doch auch

er eilt, um bald zu seiner Frau, der hübschen Wirthin des Generals, zu kommen, mit welcher er seit einigen Tagen verheirathet ist.

Bald sitzt er traulich an der Seite des jungen Weibes, aber dieses denkt heut weniger an's Kosen, die Neugierde und die Theilnahme für die schöne Gefangene lassen ihr keine Ruhe.

„Nun erzähl' mir mal die Geschichte der reizenden Sennorita, die der General da hinten in dem blauen Cabinet gefangen hält. Mir scheint er nicht zu trauen, der Schlaukopf," beginnt neugierig die Frau.

„Kind, kümmere Dich nicht um solche halsbrecherische Dinge, das ist nicht unser Geheimniß," antwortet abweisend der Reitknecht. „Erzähl' ich Dir die Historie, wissen's bald die Nachbarinnen und dafür würde mir der General schlecht danken; bezahlt er mich denn dafür, damit ich seine Angelegenheiten in der Leute Mund bringen soll?"

„Wenn Du mich für solch' ein Klatschmäulchen hältst, als die andern, hättest Du mich lieber gar nicht heirathen sollen?" entgegnet gekränkt die Frau, „meinetwegen, wenn Du vor Deinem Weibe Geheimnisse haben willst, weiß ich, was ich thue."

Sie erhob sich und wollte gehen; aber der verliebte Ehegatte war schon bei den ersten Worten zu dem Entschluß gekommen, seiner Frau die Sache mitzutheilen, denn das Geheimniß drückte ihm fast das Herz ab; — und er schlang deßhalb den Arm zärtlich um seine Donna und begann:

„Na, so hör', Schatz, aber — mach' mir keine Aergerniß!"

„Nimm den Kuß als Pfand der Verschwiegenheit!" flüsterte das Weib und küßte den Mann auf den Mund.

„Du weißt, mein Kind, daß unser Herr gar verliebt ist; und wenn er sich der Zärtlichkeit einer Königin zu erfreuen hatte, wie ja ganz Spanien weiß, so glaubt er natürlich nicht, daß seinen Anträgen irgend ein Mädchen oder Weib widerstehen könnte.

„Aber einmal fand er unvermutheten Widerstand. In Madrid, als er noch bei Hofe der Erste war, sah er eines Tages ein liebliches Mädchen, welches Blumensträuße und Kränze für ein geselliges Familienfest der Königin brachte, von dem Augenblick an hatte er keine Augen mehr für all' die hübschen Donna's bei Hofe, die es gar nicht ungern sahen, wenn ihnen der mächtige Kriegsmann die Cour machte.

„Er durchstreifte die Stadt, um die Wohnung des schönen Mädchens auszuspioniren und endlich erfuhr er den Aufenthaltsort. Das Mädchen, das allein, ohne Eltern, ohne Schutz, in der Welt dastand,

ernährte sich kärglich aber ehrlich durch das Winden von Kränzen und kunstvolle Binden von Blumensträußen für hohe Herrschaften.

„Schon war der Morgen bestimmt, wo der General im tiefsten Incognito in meiner Begleitung seinen Besuch bei der niedlichen Sennorita machen wollte. Allein der Vogel war ausgepflogen, er war spurlos verschwunden, keine Nachbarin wußte, wohin.

„Ungeduldig und unmuthig strich der General mehrere Tage in der Umgegend herum, um eine Spur von dem verschwundenen Mädchen aufzufinden. Was ihm nun eines Abends passirt sein mag, weiß ich nicht, er war, vielleicht aus Mißtrauen gegen mich, wieder allein ausgeritten, und kam tief in der Nacht in der furchtbarsten Aufregung nach Hause, und schwur hoch und theuer, er müsse Inez, so heißt nämlich die Sennorita, in seine Gewalt bekommen und solle er ihrem Liebhaber dreimal den Hals brechen müssen!"

„Jesus, Maria! Wie sündhaft!" seufzte das Weib.

„Wieder vergingen mehrere Monate seit der Affaire, der General wurde hierher als Gouverneur geschickt, und ich glaubte schon, mein Herr habe sich die dumme Geschichte ganz und gar aus dem Kopfe geschlagen.

„Ich hatte mich getäuscht. Eines Tages befiehlt mir der General, ich solle ein paar gute Pistolen laden und einstecken, mich außerdem mit einem Säbel bewaffnen und Mundvorrath für sechs Tage mit mir nehmen, den nächsten Morgen habe er eine wichtige und gefährliche Expedition vor.

„Holla, dacht' ich, was muß das sein? Ist es wieder die Inez? Richtig, so war's, ich hatte mich nicht getäuscht. Wir brachen auf, ohne daß wir Jemandem ein Wörtlein davon sagten, wie Du Dich ja noch erinnern mußt.

„Der General mußte durch Spione trefflich bedient worden sein. Denn das Mädchen hatte sich zuerst auf einem Pachtgut des Ministers Salamanca aufgehalten, dann hatte der Liebhaber sie zu einem Pfarrer bei Toledo gebracht. Aber auch hier war es dem Liebhaber nicht sicher genug, und er hatte dem Mädchen einen andern Schlupfwinkel in Spanien angewiesen, und sie sollte die Reise in Mannskleidern gut bewaffnet machen.

„Wir spionirten in der ganzen Gegend einige Tage lang herum, bis wir endlich auf die Spur eines Jünglings kamen, in welchem der General die heißersehnte Beute vermuthete.

„An einem Bache am Fuße der Sierra Morena wurden wir

des schönen Flüchtlings ansichtig. Wir spornten unsere Pferde und waren bald an der Seite des Mädchens, das vor Schreck die Rolle als Mann vergaß, und sich ängstlich wie eine um ihre Ehre besorgte Jungfrau gebehrdete.

„Doch, als sie ihren Verfolger, den General erkannte, erwachte in der Sennorita der Muth eines Mannes und sie schoß ihr Pistol nach ihm ab. Die Kugel fehlte und der General stürzte sich auf sein Opfer, das er trotz des heftigsten Sträubens auf sein Pferd hob. So jagten wir davon und kamen in der Nacht, als schon ein wenig der Morgen graute, hier an. Das Mädchen war ohnmächtig und Du mußtest ja noch in Gegenwart des Generals für Erquickung und Bequemlichkeit sorgen.

„Nun bin ich fertig; aber wehe Dir, wenn Du ein Wort sagst, Weib!" —

Die Frau versprach es, aber in ihrer Seele keimte ein großer Entschluß.

Als ihr Mann hinausgegangen war, um noch einige Dienstpflichten zu erfüllen, murmelte sie mit trotziger Gebehrde:

„Will doch sehen, ob ich das arme Ding nicht retten kann; ein Weib wird doch am Ende schwach. Wenn man nur wüßte, wer und wo der Bräutigam ist!" — —

Inez, das gefangene Vögelein, saß mit abgehärmten Wangen, thränenden Augen am Fenster ihres kleinen, aber verschwenderisch ausgestatteten Gemaches. Ihr Busen wogte unruhig, und immer wieder richtete sie die trüben Blicke nach den schneebedeckten Spitzen der Sierra Nevada, als müsse ihr von dort der Retter, der Erlöser, der heißersehnte, geliebte José kommen.

Seit den ersten Tagen ihrer seltsamen Gefangenschaft hatte der General keinen gewaltthätigen Ton mehr gegen sie angenommen. Sie hatte seinem Begehren damals energischen Widerstand geleistet, und er war zu der Ueberzeugung gekommen, daß er sich nur durch Milde und Liebenswürdigkeit des Mädchens bemächtigen könnte.

Serrano liebte das holde Kind noch mit derselben Leidenschaft, wie vorher, gerade der Widerstand aber, den Inez stets seinen Drohungen und Bitten, seinen Schmeicheleien und Bewerbungen entgegengesetzt, erhöhte ihren Reiz in seinen Augen.

Sie bebte plötzlich zusammen. Es nahten Schritte; es war der Gefürchtete, der kam, um einen neuen Sturm auf ihr Herz zu machen; doch mit finsterer Entschlossenheit heftete sie den Blick auf die Thür, in welcher Serrano erschien. Rasch saß er an ihrer Seite und faßte

stumm ihre Hand, zog sie, trotz des Widerstandes, an seine Lippen und küßte sie feurig.

„Heißgeliebte Inez! Ich komme zu Euch mit den Flammen in Kopf und Herzen; werdet Ihr stets so grausam bleiben, wie Ihr es leider seit zehn Monaten gewesen seid?"

„Sennor!" begann Inez leise, „Ihr fordert Liebe von mir, und wißt doch, daß ich einem Andern gehöre, den mein Herz ohne Aufhören liebt!"

„Ich sagte Euch schon einmal," entgegnete der General, „daß er todt ist, Euer José. Er ist für die Sache der Freiheit auf den Barrikaden von Barcelona gefallen; schon seit den blutigen Märztagen deckt ihn die kühle Erde. Ihr habt ihn seit acht Monaten beweint, ich habe Euern Schmerz nicht gestört, denn ich ehrte Eure Liebe, Eure Treue!"

„Warum ließet Ihr mich nicht ziehen, Sennor!" unterbrach ihn streng Inez und entwand sich geschickt seiner Umarmung. „Ich bin ja doch eine Undankbare, die ihrem gnädigen Kerkermeister nur Kosten und trübe Stunden verursacht."

„Ich sollte Euch ziehen lassen?" begann Serrano wieder, „das wäre unverantwortlich gewesen. Das Land war unsicher, Gott weiß, welchen Schicksalen ich Euch preisgegeben hätte. Es war die heilige Pflicht der Gastfreundschaft, Euch auch gegen Euern thörichten Willen festzuhalten."

„Nein, nein, Ihr habt keine Pflichten gegen mich, Sennor, außer der einen, mich frei zu lassen, da ich nicht Eure Sclavin bin!"

Sie sagte diese Worte mit vollster weiblicher Energie und blickte ihn dabei fest an. Der General sprang auf und versuchte durch einen kurzen Gang im Zimmer seine Erregtheit zu dämpfen.

Ehe es sich Inez versehen konnte, lag der General zu ihren Füßen auf den Knieen, faßte blitzschnell ihre Hände und sah ihr mit seinen glühenden verlangenden Blicken in's Antlitz, heiß wehte sein Athem und heftig pulsirten die Adern an den Schläfen; er flüsterte:

„Herrin! Ich bin Dein Sclave; Deine Augen sind es, die mir nicht Ruhe lassen, Deine starke Seele ist es, die mich in starken Banden hält! Perle meiner Tage, Stern meines Lebens! habe Mitleid; sieh', meine Liebe ist rein, unendlich — und erst jetzt, da Du frei bist durch den Tod Deines Bräutigams, den ich durch Dich achten und lieben gelernt habe, erst jetzt werb' ich wieder um Dich!

„O verzeih' mir meine früheren Frevel an Dir, verzeih' mir, daß ich Dich entführte, verzeih' es mir im Namen meiner Liebe, die damals

ungebändigt und unrein war. Sprich, hab' ich diese Liebe nicht geadelt durch meine Zurückhaltung? Sprich, bin ich Dir seit jenen ersten bedauernswerthen Stunden je zu nahe getreten? Und warst Du nicht in meiner Gewalt?

„Ich wollte aber werben um Dich, ich wollte Dich verdienen, Deiner werth sein! O, Inez, erhöre mich!“ —

Aber Inez blieb kalt, sie wandte die Augen ab von ihm, und entgegnete mit gleichgültigem Tone:

„Wenn Ihr mich gar so heiß liebt, so gebt mir die Freiheit! Wartet ab, was ich dann thun werde, Ihr müßt doch einsehen, daß ich mich stets als Gefangene fühle, kann das Jawort einer Gefangenen Euch beseligen? — Außerdem glaub' ich nicht an Eure Liebe!“

„Ihr glaubt nicht?“

Serrano erhob sich trotzig von den Knieen und starrte unmuthig hinaus in die Dunkelheit.

Nach einer langen Pause wandte er sich wieder zu Inez, und blieb mit verschränkten Armen vor ihr stehen:

„Sennorita! Ich fühle, daß ich vor Euch den Narren gespielt habe; ein Kriegsmann, wie ich, sollte sich eigentlich niemals auf's Bitten legen, sondern stets mit stürmender Hand die Palmen des Sieges brechen.“

„Würdet Ihr ein wenig Euerm allerliebsten Trotzkopf die Extravaganzen untersagt haben, ich hätte Euch noch heute meine Hand als Gemahl geboten; doch, Ihr zieht es vor, die stolze, kalte Dulcinea zu spielen, obgleich Ihr nicht vergessen solltet, daß Ihr einst das Blumenmädchen von Madrid waret. — — Ich gebe Euch drei Tage Bedenkzeit, gute Nacht!“ —

Der General entfernte sich rasch mit kalter, vornehmer Verbeugung.

In dem Kopfe des Mädchens, das sich jetzt wieder allein wußte, ging eine bedeutende Revolution vor sich.

Sie sann und sann und legte die Hand auf's Herz. Sie war nun schon seit zehn Monaten unter dem gastlichen Dache des Gouverneurs von Granada und mußte zugestehen, daß er es verstanden hatte, ihre Gefangenschaft mit allen Reizen auszuschmücken, die nur die Liebe ersinnen kann.

Aber José? Konnte er, nachdem er gewiß von Don Pedro de Sequanilla ihr Nichteintreffen erfahren hatte, so lange kein Lebenszeichen von sich geben? Er hätte ja doch als gewiß annehmen können, daß sie in der Gewalt Serrano's sei; und wenn sie auch dieser streng

bewachen ließ, der Schlauheit José's wär' es möglich gewesen, ihr einen Wink, eine Botschaft, vielleicht durch Sequanilla zukommen zu lassen. Inez hatte schlauer Weise niemals ein Wort von den Beziehungen José's zu Sequanilla gesagt, um sich nicht dadurch den Weg der Rettung abzuschneiden.

Kein Wort von José? Gewiß, er konnte nicht mehr unter den Lebendigen sein? Und sollte ihr Herz ewig einem Todten gehören? Ach, sie war ja erst achtzehn Jahre alt, und — — — eine kleine Eitelkeit ist den Frauen zu verzeihen — die Gemahlin des mächtigen General Serrano zu sein — — ei, das war nicht zu verachten.

Aber wozu sollte sie ihm das Alles sagen? Er konnte es ja errathen; sie erhöhte durch Widerstand und Sprödigkeit ihren Preis, sie gewann Zeit, und — — verzeihe man den Frauen einige Koketterie — sie ist oft ihre einzige Waffe, ihre einzige Stütze im Trubel der Zweifel und der — erregten Sinne einer Jungfrau.

„Als er vor mir kniete, der hübsche General, da hätt' ich laut auflachen können, er nahm sich recht närrisch aus; — als er aber mit kalter Entschlossenheit vor mich hintrat und sich in seiner ganzen Männlichkeit aufrichtete, — ach, da machte er mein Herz erzittern."

So lispelte leise Inez vor sich hin.

„Er liebt mich, — aber er gleicht noch nicht — ganz meinem José. — — — Ob der gute, liebe José wirklich todt ist? — — — Himmel! Heilige Madonna! Wenn das eine Lüge wäre, wenn José doch lebte — gefangen, elend — — — weg von mir, stolzer General! Mein José lebt für mich so lange, bis ich seine Leiche sehe, bis ich noch einmal seine kalten Lippen geküßt habe!"

Inez bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte in tiefstem Schmerz. Dann riß sie das Fenster auf und ließ lange den rauhen winterlichen Nachtwind, der von der Sierra herstrich, um die heißen Wangen und die brennende Stirn wehen, warf sich dann auf die Knie und ihre Lippen flüsterten:

„Heilige Mutter Gottes! Gegrüßet seist Du aus der Tiefe meiner Seele, o Maria, Mutter der Liebe! Du bist voller Gnaden für das arg von sündigen Flammen bedrängte Herz einer bangen Jungfrau! Der Herr ist mit Dir, und giebt Dir die Macht zu trösten, was weiblicher Schwäche unterliegt! Du bist gebenedeiet unter den Weibern, o neige Dich zu mir und benedeie mein Herz, daß es nicht schwanke in Zweifel und Gluth! Gebenedeiet ist die Frucht Deines Leibes, Jesus! Sende ihn mir im Traum, den

göttlichen Sohn und laß ihn meinen José an mein Herz führen, daß er rette meinen Leib und meine Seele! Bitte für uns arme Sünder, bitte für mich, arme Sünderin, für mich, schwaches Mädchen, jetzt, und in der Stunde unsers Todes. Jetzt, wo ich schwanke, und in der Stunde, wo sich mein zeitliches und ewiges Heil entscheiden soll. Amen!" —

Das Gebet hatte das Mädchen merkwürdig getröstet; es schien Ruhe in ihre Seele eingekehrt zu sein. Sie wollte eben das Fenster schließen, da flog ein Briefchen aus der Dunkelheit herein.

Sie erschrak, zündete das Licht an und löste zitternd das Siegel; das Papier enthielt die Worte:

„Sennorita! Seid voll Hoffnung. José lebt. Traut auf P. d. S." —

Wer war der Retter, der Freund in der höchsten Noth? Sequanilla? Inez verbrannte das Papier, und fing an, sich ihrer Zweifel und ihrer verzeihlichen Schwäche sehr zu schämen. Das Bild Serrano's verblich in ihrer Seele, und sonnenhell stand dasjenige ihres José vor ihr. — — — —

Zur selben Minute sprengte der dicke Pedro de Sequanilla aus dem Schloßhofe; er hatte einen kurzen Besuch bei General Serrano gemacht; aber der Zufall hatte es gefügt, daß er grade zur Zeit eingetroffen war, als Serrano sich bei Inez befand.

Da Pedro schon längst wußte, daß sich Inez in Serrano's süßer Haft befand, so benutzte er die treffliche Gelegenheit, die Frau des Reitknechts gründlich auszufragen, und diese verrieth nicht nur des Goldstückes wegen, sondern aus eigener Absicht, Alles, was sie wußte. Das Briefchen hatte sie denn natürlich erst dann durch's Fenster geworfen, als sie den General in Gesellschaft des Sequanilla wußte. —

Inez konnte vor Aufregung nicht schlafen, erst gegen Morgen streute der Traumgott den Mohn auf ihre Aeuglein und führte sie in die Arme des heißgeliebten José. — — — — — — — — —

Drei Tage waren bald vorüber, denn schon nahte der Abend, und mit ihm die Stunde, in welcher General Serrano sich die Entscheidung der bangen Inez holen wollte. Was konnte Serrano anders auf ihr entschiedenes Weigern nun thun, als sie mit Gewalt dazu zwingen, was er schon vor zehn Monaten von ihr erbeten hatte?

Wer konnte ihr beistehen? War sie nicht allein, schutzlos dem Belieben des leidenschaftlichen Mannes preisgegeben?

Sie schauderte vor dem Augenblick, wo der Tumult der Sinne

einen unheilbaren Riß in ihre Seele machen, wo sie eine unschuldige Sünderin, eine sündigende Dulderin werden mußte?

„Es sei!" sprach sie entschlossen, als sie die ersten Sternlein an dem wolkenlosen Himmel schimmern sah, „es giebt für mich nur die eine Wahl — zu sterben — wenn nicht im letzten Augenblick ein Engel mich rettet. Mag José mich todt wiederfinden; er ist ein Mann, er wird mich ewig lieben, und er wird wissen, daß ich eher den Tod, als die Untreue, als die Schande wählte."

Hell stand jene Stunde in dem engen, ärmlichen Zimmer in Madrid vor ihrer Seele, wo sie sich ganz ihrem geliebten José gegeben, wo sie gesagt hatte: Dein Gott, sei mein Gott! —

Sie barg unter ihrem Mieder einen scharfgeschliffenen Stahl, den sie seit den Tagen ihrer verhängnißvollen Flucht bei sich getragen hatte. Bei jedem Geräusch draußen vor der Thür schrak sie zusammen, jeden Augenblick konnte Serrano eintreten, gegen den sie einen unüberwindlichen Widerwillen empfand, seit sie Gewißheit hatte über das Leben José's, seit ihr Rettung verheißen war.

Unter dem Fenster im Garten wurden Schritte hörbar, sie bog sich hinaus; eine Gestalt, die sie nicht in der Dunkelheit zu erkennen vermochte, ward sichtbar. Wer anders konnte es sein, als ihr Retter? Gewiß, es war José! Der Augenblick drängte, ein kurzes Zögern konnte Alles, Alles zerstören.

Das Blut strömte ihr zu Kopfe, sie zitterte und hauchte hinab: „José!"

„Ich bin es!" war die Antwort, und mit Gedankenschnelle schwang sie sich in das Fenster.

„Um Gotteswillen!" rief es unten leise; aber Inez hörte nicht mehr, sie schloß die Augen und sprang das Stockwerk hinunter.

Starke Arme fingen sie auf, hielten sie fest, und Inez fühlte unzählige heiße Küsse auf ihren Lippen.

Ja, es war José, er hatte ihr rasches, verzweifeltes Beginnen gesehen und die Arme ausgebreitet, um sie sanft auf den Rasen des Gartens niedergleiten zu lassen.

„Meine Inez! Endlich bist Du wieder mein!" hauchte José in fliegender Wonne.

Er zog sie rasch fort zur Gartenmauer; dort harrte des Dieners muthiges Weib.

Mit vereinten Kräften hoben sie die Ueberglückliche auf die breite Mauer, auf welcher sie wiederum von kräftigen Armen, denen des dicken Sequanilla, gefaßt und auf ein Pferd gehoben wurde.

„Kreuz und Blitz! Hab' mir einen Gotteslohn verdient, Sennorita, nun haltet Euch aber fest, daß Euch der Gaul nicht abwirft, ist zwar ein lammfrommes Thier, hat aber seine Launen, wenn Ihr Euch zu federleicht macht und zu ängstlich seid!“

Sequanilla und José schwangen sich unter den Segenswünschen des guten Weibes in die Sättel und fort ging's stumm in fliegendem Galopp in die Berge, denn am andern Morgen mußte das Maurenschloß Sequanilla's bei Andujar in der Sierra Morena erreicht sein.

Die Flucht war diesmal eine glückliche gewesen; noch ehe die Sonne ganz heraufgestiegen war, schloß sich das Burgthor hinter den Dreien, und erst im hohen, gemüthlichen Rittersaale, wo ein kräftiges Frühstück eingenommen wurde, lösten sich die Zungen und die Herzen. — — — —

José hatte es nicht länger in der Einsamkeit des gastlichen Daches des Valpesa trotz der Liebenswürdigkeit seiner Wirthe aushalten können. Thatendurst und Liebessehnsucht hatten ihn endlich zur heimlichen Flucht getrieben, zu welcher ihn Donna Enrica mit Allem, was nöthig war, ausgerüstet hatte.

In ihren Kleidern war er entwischt und glücklich quer durch Spanien fast nur auf nächtlichen Märschen bis nach Andalusien vorgedrungen, um bei Pedro de Sequanilla Zuflucht und Aufschluß über Inez zu finden.

General Serrano hatte vor drei Tagen in Weinlaune dem guten Pedro die Affaire wegen der drei Tage Bedenkzeit verrathen. Nach kurzer Berathung waren dann Pedro und José überein gekommen, den General-Capitain am dritten Tage durch eine falsche Botschaft nach einer fernen Stadt in seinem Gebiete zu locken.

Der Plan war geglückt, vor dem Morgen konnte Serrano nicht zurückgekehrt sein, die Angst der Inez war also eine völlig grundlose gewesen. — — — —

„Bomben Element!“ rief Pedro in heiterster Laune, „wird Serrano Augen machen, wenn er den Vogelbauer leer findet!

„Na, meinetwegen mag er in Verzweiflung gerathen. Muß wahrhaftig eine ganz ungeheure Liebe zu Euch gehabt haben! Ha, ha, — und doch noch auszureißen, Sennorita!

„Na, verlobt Euch nur bald, und dann laßt Euch trauen, werde den Pfaffen besorgen, damit Euch kein Teufel mehr auseinanderreißen kann!“

Damit entfernte sich Pedro, um zum zweitenmal ein Hochzeitsfest in seinen einsamen Mauern zu arrangiren. — — — — — — —

Die Flitterwochen waren zu rasch vorüber, denn José hatte mehrere politische Aufträge in Valencia zu besorgen und wollte nebenbei auch Madrid streifen.

Inez blieb auf Sequanilla's Schlosse, wo sie vor aller Welt verborgen war.

General Serrano raste und tobte einige Wochen unter seiner Dienerschaft herum, aber Inez war und blieb verloren und trotz der eifrigsten Nachforschungen konnte er auch nicht die mindeste Spur entdecken; daß sein Freund Pedro de Sequanilla der Macher des Complots gewesen, ahnte der General-Capitain nicht.

Eilftes Kapitel.

Hofgeschichten zu Madrid.

Die Herbstsonne des Jahres 1851 reifte einen herrlichen spanischen Wein und schien noch eben so liebevoll auf das verwahrloste Land wie früher.

Seit der blutigen Reaction, die in Folge der Revolutionen von 1848 und 1849 nicht allein in Spanien ihre Opfer gefordert hatte, hatte sich auch in dieser von der Natur beglückten Halbinsel manches geändert.

Die Helden unserer Erzählung, welche wacker für die Freiheit eingetreten, waren durch eine am 8. Juni 1849 von der Königin erlassene Amnestie (Begnadigung) wieder in den ungeschmälerten Genuß der Freiheit gesetzt worden.

Don Eduardo de la Seda, dem aus der schrecklichen Kerkerhaft von Sevilla nur eine leise Melancholie, ein tiefer Ernst übrig geblieben war, verlebte an der Seite seiner schönen Geronima und im Kreise von zwei allerliebsten Knaben, glückliche Jahre, bewirthschaftete seine Güter und hatte sich, wie sein Oheim Juan de Alar, ganz und gar von der Politik zurückgezogen.

Dieser war auf vieles Bitten mit Sikula aus seinem Felsennest am Cap de Creuz nach dem schönen Andalusien gekommen und verlebte ruhige Tage; nur der Verlust des kleinen Enriquez warf noch

immer einen dunkeln Schatten in das Sonnenlicht der sonst sorglosen Gegenwart.

Am Hofe von Madrid hatte sich insofern nichts geändert, als das alte Intriguenspiel mit immer neuer Personenbesetzung und obligatem Decorationswechsel fortgesetzt wurde.

In dem Zimmer im königlichen Palaste, das vor Jahren einst der ewig heitere Don Pedro de Sequanilla bewohnt hatte, waren auch heut — an einem Oktober-Abende von 1851 — drei Freunde versammelt.

Der eine ist ein General, hoch in den Dreißigen, von stattlichem Aeußern; der andere trägt den bürgerlichen Rock, aber seine feinen glatten Manieren verrathen den Staatsmann, — der es versteht, nicht auszugleiten auf dem glatten Parquet der Hofsalons, es ist Salamanca; der dritte endlich ist ein Offizier von ganz auffallender Schönheit; es ist Arana, der Offizier Ihrer katholisch-apostolischen Majestät Isabella. Sie befinden sich in einem lebhaften Gespräch über die politische Lage der Dinge und gewisse Hofgeschichten.

„Ihr meint also wirklich, daß die Königin ohne den Narvaez nicht leben kann?“ fragt der General Don Manuel Pavia, und wirft den Kopf stolz zurück.

„Liebster Arana, Ihr täuscht Euch sehr, wäre es General Serrano, dann würde ich Euch Recht geben, aber Narvaez hat es stark mit der Königin-Mutter verdorben, die ihm das niemals verzeihen wird, was er geäußert haben soll.“

„Glaubt Ihr denn das Mährchen,“ entgegnet der Staatsmann zu dem General gewendet, „der Narvaez sei deßhalb so Knall und Fall nach Paris spedirt worden, um dort den Fasching zu feiern, weil er einmal ungewaschenes Zeug zur Frau Christina gesagt hat?“

„Die Herrn Spanier wünschen Abwechselung zu haben und die beiden Königinnen wollen neue junge Kräfte heranziehen, denn der alte Haudegen kommt in die Jahre, einundfünfzig zählt er schon;“ replicirte der Palast-Gouverneur Arana, „und die Majestäten müssen sich neue Minister heranbilden — —“

„Und neue Liebhaber! Ha, ha“ lachte Salamanca.

Arana sah ihn ernst an, mußte aber mit lachen, als Salamanca hinzusetzte:

„Na, dürft mir deßhalb nicht zürnen, Arana, die Königin ist noch jung und Seine Majestät Don Francisco scheint sich noch immer nicht recht zu finden in seiner Rolle als Ehemann.“

„Laßt mich aber wenigstens aussprechen, Excellenz," begann Arana wieder.

„Sobald die Königin entbunden werden soll, wird der Herzog von Valencia von Paris schleunigst herberufen werden, um Zeuge dieses Aktes zu sein, — und dann wird eine Art Versöhnungsfest stattfinden und der General lenkt wieder die Geschicke Spaniens von Madrid aus, gerade so, wie er sie jetzt aus seinem Gesandtschaftshotel in Paris lenkt!"

General Pavia, der zugleich Marquis von Novaliches hieß und bereits, wenn auch nur wenige Tage, Kriegsminister vor Jahren gewesen war, meinte aber:

„Ich bin gerade vom Gegentheil überzeugt, je inniger früher die Freundschaft zwischen der Königin Christina und dem General Narvaez gewesen, desto schlimmer ist jetzt die Feindschaft seit jenem bösen Verdacht, den der Herzog gegen sie ausgesprochen hat."

„Ich meinerseits," wirft Salamanca ein, „halte jenen Verdacht für eine böswillige Erfindung der Pfaffen, er mag wohl zuerst im Beichtstuhl des Pater Claret entstanden sein. Den Narvaez halte ich einer solchen Dummheit nicht für fähig, ich frage Euch, wer hätte wohl den Muth, einer Mutter in's Antlitz die Anklage zu schleudern, sie sei schuld daran, wenn ihre Tochter keine Nachkommenschaft bekömmt?"

„Nun, ich halte die alte Majestät nicht für zu tugendhaft," sagte Pavia, „wenn eine königliche Mutter jahrelang an die Unfruchtbarkeit ihrer Tochter glaubt, dann alle Minen springen läßt, um den französischen Orleans den Thron zuzuwenden, und endlich die Königin eine Reihe Fehlgeburten thut, die vor'm Volke verschwiegen werden mußten, dann ist der entstandene Verdacht wohl gewiß nicht kurzweg zu verdammen."

„Ich suche die Ursache des Unglücks, das die Königin in ihren Wochenbetten gehabt hat, ganz wo anders; und die nächste Entbindung, die ungefähr zu Weihnachten erfolgen wird, wird es ja lehren, was von all' dem Geklatsch zu halten ist," belehrte Arana.

„Ihr wißt in der That sehr Vieles genau," bemerkte ironisch Salamanca, „und ich glaube in Euch das verborgene Talent einer Hebeamme zu entdecken, Arana, wißt Ihr das aus der grünen Praxis oder aus der grauen Theorie?"

„Laßt mir doch den guten Arana in Ruhe," ruft lachend General Pavia dazwischen. „Wer wird denn solche Dinge hier besprechen; Ihr bringt unsern Freund in Verlegenheit, und wüßte die Königin

Isabella, daß Freund Arana die Boudoir-Geheimnisse zum Besten giebt, dann wär's wohl mit seinem Regiment hier im Schloß zu Ende."

Arana wurde unruhig und meinte: „Pavia hat Recht, begnügt Euch an dem, was Ihr wißt, und damit gut. Du lieber Gott, wenn man das Glück oder Unglück hat, Palastgouverneur der spanischen Königin zu werden, muß man sich zu mancher Dienstleistung commandiren lassen, die nicht im Dienst-Reglement steht. Allen vor mir ist's so ergangen, und Allen nach mir wird's ähnlich ergehen."

„Jedenfalls ist es brav von Euch, Arana," fiel Pavia ein, „daß Ihr ein anspruchsloser Offizier seid und aus Euerm zufälligen Einfluß nicht die Berechtigung zur Einmischung in politische Angelegenheiten ableitet."

„Halt, da fällt mir ein," beginnt Salamanca, daß die drei Minister Murillo, Luis und Miraflores neulich eine geheime Zusammenkunft mit den Häuptern der gemäßigten Liberalen O'Donnell und Concha gehabt haben. Sollte das eine Ministerkrisis bedeuten, und etwa der alte Espartero mit im Spiele sein?"

„Nicht doch," antwortet Pavia, „Ihr seht Gespenster, und hofft, was Ihr wünscht. Das Ganze scheint mir nur darauf hinauszulaufen, zwischen dem moderadistischen (conservativen) Ministerium Murillo-Luis-Miraflores und der großen Partei der gemäßigten Liberalen, die besonders in den großen Städten zahlreich und zumeist im Besitz des Geldes sind, eine Allianz herzustellen, um dadurch eine Rückkehr des Narvaez zu verhindern."

„Nach und nach aber," entgegnete Salamanca, „muß ein solches politisches Vorgehen doch zu einem liberalen Ministerium führen, und Ihr wißt, wir Progressisten stehen auf der Lauer."

„Bleibt mir nur mit Eurer Fortschrittspartei vom Leibe," räsonnirte Pavia, „die hat es im Jahre 1847 gründlich bewiesen, daß sie trotz Eurer Schlauheit sich von der Patrocinio über's Ohr hauen ließ. Der zurückgerufene Espartero sollte ein Trumf sein und befindet sich mäuschenstill in Logronno, schreibt vielleicht seine Memoiren und treibt Naturwissenschaften."

„Mit letzterer Behauptung mögt Ihr Recht haben," bemerkte sarkastisch Salamanca, „er studirt die Kraft des Dampfes, der einst den Kessel Spanien zersprengen und Alle, die frevelnd auf diesem Kessel als dumme Tröpfe herumtanzen, in die Luft sprengen wird!"

Arana erhob und entfernte sich: „Bleibt hier, Kameraden! Ich habe jetzt Dienst, und komme in einer Stunde zurück."

Der schmucke Offizier ist, wie schon mehrere vor ihm, Günstling der Königin Isabella, die sich jetzt in einem Zustande befindet, der alle Plappermäuler in Spanien in Bewegung setzt und eine Menge von politischen Intriguen und Combinationen hervorruft.

Es ist Nacht im Schlosse von Madrid. Aber die Königin Isabella liegt angekleidet auf dem Divan. Auf ihrem Gesicht, das von dem gedämpften Licht einer Ampel beleuchtet ist, liegt eine erschreckende Gleichgültigkeit: ist es geistige, ist es körperliche Abspannung? Und hat das einundzwanzigjährige junge Weib schon so sehr von allen Süßigkeiten des Lebens genascht, daß es sich allen Appetit verdorben? Gewiß, Isabella hat seit jenem unseligen Tage, der sie mündig sprach, den Becher der Freude mit beiden Händen ergriffen und ihn geschlürft mit dem Behagen einer Bacchantin, bis sie trunken war, und bis sie es müde wurde, allein die Zügel der Regierung zu führen, bis sie den Widerwillen gegen eine lieblose, herrschsüchtige Mutter überwand und ihr vertraute, bis sie das Steuerruder des Staatsschiffes einem kalten, diplomatischen, hartherzigen, ränkesüchtigen General überließ.

Der Busen der Königin wogt und vielleicht ließe sich über die Stürme, die ihn durchtobt, ein nützliches Buch schreiben für emancipirte Frauen und solche, die es werden wollen; — aber auch in diesem Busen ist das Götterfeuer der Liebe verlodert, auf ewig verlodert. Nur das Begehren, das lüsterne Wünschen vermag ihn noch zu heben; und mit der Liebe, die immer etwas Edles in sich hat, ist der schwache, lohe Geisterfunken erstorben: Königin Isabella von Spanien denkt nicht mehr; andere denken für sie. Armes, Königskind, daß Du verdammt bist, ein Volk alle Qualen der Demoralisation und Ausbeutung durchmachen zu lassen. Du weißt nichts von dem Allen — aber Tausende fluchen Dir.

Wenn die Königin in jene üble Laune geräth, die immer eine Folge der geistigen und Herzensleerheit ist — dann ruft sie den Beichtvater Claret oder die Nonne Patrocinio; und diese letztere ist es, welche die Majestät zur nächtigen Stunde erwartet, denn sie will beten — und allein vermag sie es nicht. —

Die düstere Schwester Maria Raphaele del Patrocinio tritt ein mit leisem, gemessenem Schritt und begrüßt die ehrfuchtsvoll sich erhebende Königin:

„Die heilige Jungfrau segne Dich! meine königliche Tochter!"

Die Königin küßt die Hand der Nonne mit demüthiger Gebehrde und beginnt mit niedergeschlagenen Augen:

„Bringst Du mir Trost, ehrwürdige Schwester? Die Zukunft liegt wie Blei auf mir.“

Die Nonne setzt sich an die Seite der Königin und erwiedert:

„Sei getrost, es wird Alles gut werden, was Du unterm Herzen trägst, wird des vollsten himmlischen Segens theilhaftig werden! Verbringe die Zeit bis zu dem Tage, wo Dich der Herr zur Mutter macht, in Beten und stiller Sammlung, dann wird er Dir ein lieblich' Weihnachtsgeschenk in die Arme legen; aber eins mußt Du versprechen, das fordere ich von Dir als einer frommen Tochter der alleinseligmachenden Kirche.“

„Sprich!“ entgegnet die Königin.

„Mag es ein Knäblein sein oder ein Mägdlein, was Dir der Herr schenkt, übergieb es schon im zarten Alter den heiligen Vätern der Gesellschaft Jesu, damit es bei Zeiten auferzogen werde in frommem Sinne, in allem Guten und zur Zierde für den Thron Deiner Väter! Versprich es, schwöre es mir!“

Die Nonne zog ein Kruzifix unter ihrem Gewande hervor, und Isabella legte schwörend die rechte Hand daran, gehorsam nachsprechend:

„Ich schwöre es!“

Und küßte dann das Kreuz und den Mund der Nonne.

Nun knieten Beide nieder und beteten eine Stunde, worauf die Klosterschwester wieder schied, nachdem sie die Königin gesegnet hatte.

Die Nonne Patrocinio scheint sehr bekannt zu sein in den Corridoren des Schlosses, sie schlüpft durch mehrere sonst verborgene Thüren und gelangt in eines der unterirdischen Gemächer, wo Pater Claret, Infant Don Francisco de Paula und einige andere Patres von den Jesuiten versammelt sind.

„Ei, da seid Ihr ja, ehrwürdige Schwester!“ begrüßt fast lustig der Beichtvater der Königin die Ankommende. „Habt Ihr gethan, was wir beschlossen?“

„Es ist geschehen!“ entgegnet die Nonne.

„Dann hätten wir wenigstens dies gottgefällige Werk hinter uns,“ fährt Claret fort, „und wir wollen schon dafür sorgen, daß die Montpensier nicht auf den Thron kommt.“

„Es ist schade,“ wirft der Infant ein, „daß die Königin uns durch eine in nächster Aussicht stehende Niederkunft die Aussicht für die Carlisten nimmt, aber Ihr, Patres, werdet Eure Pflicht thun.“

„Alles wird besorgt werden,“ fuhr der Pater fort, „kommt Zeit, kommt Rath. Das erste ist, daß wir den jungen Sprößling bald

unter unsere Aufsicht bekommen, damit nicht Frau Munnoz ihre Kunststücke macht. Brauchen wir den Isabellino nicht mehr als Trumf gegen die Orleans, dann — kommen die Nachkommen des Don Carlos an die Reihe. Um jeden Preis müssen wir, das heißt, die heilige Kirche, die Partie gewinnen!" —

Zwölftes Capitel.

Die Geburt der Prinzessin.

Die Nachricht, daß man bei Hofe der baldigen Entbindung der Königin Isabella entgegensehe, hatte sich durch die Gebete, welche überall die Geistlichkeit angeordnet, in alle Winkel und entlegenen Thäler Spaniens verbreitet. Gar gemischte Gefühle waren es, welche diese Hoffnung überall hervorrief.

Hüllen wir uns dicht in einen altspanischen Mantel, drücken wir uns einen dunkeln castilianischen Spitzhut in die Stirn und betreten wir eine jener Madrider Weinstuben, wo sich die Vertreter aller Stände treffen und sich beim Kruge edlen Malvasiers über die Ereignisse des Tages unterhalten.

Belauschen wir die öffentliche Meinung, wie sie ungedruckt und uncensirt von Mund zu Mund, von Herz zu Herz, sich kundgiebt.

Wir nehmen an einem Tisch dort in der dunkeln Ecke Platz; denn an den langen Röcken und den großen Knöpfen auf einer Seite, den breiten Hüten und den lauernden, nach rechts und links schießenden Blicken erkennen wir Herrn von der Geistlichkeit oder Ordensbrüder.

Sie nahmen und nehmen immer sehr großen Antheil an dem, was in Spanien passirt; sie sind neben den Bajonnetten der Regierung, neben dem wogenden Meer der öffentlichen Meinung, die dritte Großmacht, die zwar nur im Dunkeln, deßhalb aber um so sicherer operirt und agitirt.

„Confrater", beginnt der eine der Schwarzröcke lächelnd zu seinem gegenübersitzenden Collegen, „Ihr starrt ja in das kühle Naß, als wollt Ihr die ewige Wahrheit ergründen oder Tintenfische fangen, macht Euch die nahende Niederkunft der Königin gar so große Sorge?"

„Ein geistliches Herz muß wohl bei dem Gedanken betrübt sein,“ klingt die Antwort, „daß die Sünde, welche der selige Fernando durch Ausschließung der männlichen Nachkommen des Don Carlos begangen hat, durch die Niederkunft der Königin in's Unendliche fortgesetzt wird.

„Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht, das lehrt ja klar die Politik der Königin Christina; um ihrer Herrschsucht zu fröhnen und den frommen Infanten Don Carlos vom Throne zu verdrängen, hat sie sich mit Liberalen, Demokraten und getauften Juden eingelassen, und dadurch ist das Gift der ketzerischen Aufklärung in's Land gekommen, heilt eine Wunde zu, bricht die andere auf, daran ist sie Schuld, und auch die unschuldige Isabella muß unter den göttlichen Strafgerichten leiden.

„Ist es nicht Gottes Finger gewesen, daß sie bis jetzt, obwohl sie schon fünf Jahre verheirathet ist, keines Kindleins genesen konnte? He, oder ist's anders?“

„Mit Verlaub, Confrater,“ entgegnet ein Anderer, „da scheinen doch auch sehr weltliche Ursachen mitgespielt zu haben; die Frau Christina ist eine ränkesüchtige Frau, die versteht's, die kann's machen, und die hat's gemacht, verdorben bis in die Wurzel hinein. Wer weiß, was jetzt wird!“

„Nicht doch, nicht doch,“ schüttelte sein Nachbar den Kopf. „Diesmal wird sie sich hüten, puh, das wär' ein böser Geruch durch's ganze Land; glaubt's mir, wird's ein Sohn, ha, ha, wer weiß, was aus ihm wird; wird's eine Tochter, na, Du liebe Zeit, freue Dich, Jugend von Spanien!“

„Ei, mein Sixtchen!“ rief ein Ordensbruder, „wer wird denn davon sprechen. Was da ist, ist da! Wer wird seine Nase überall hinstecken? Meinetwegen sei es so oder so, ich rühre nicht gern in den alten Töpfen herum.

„Wir kochen ja Alle mit Wasser und der Herr Pater Claret wird schon dafür sorgen, daß der junge Infant oder die Infantin nicht aus der Familie kommt, wird schon ein echtes Kind der Kirche daraus machen, verlaßt Euch drauf.

„Pater Claret als Stuhlherr und Schwester Maria Raphaele als Stuhlfrau — können die Interessen der heiligen Kirche besser vertreten sein? — Nun beruhigt Euch und laßt die Geschichte ruhen. Heut ist der 16. December, und in einigen Tagen wird ein Infant oder eine Infantin das Licht der Welt erblicken.“

Während die Confratres zischelnd und flüsternd ihr Gespräch

fortsetzten, ging es in dem vordern Theile der Weinstube gar tumultuarisch zu.

Ein dicker Mann mit glotzenden Augen, die aufgestreiften Arme in die Seite gestemmt, schrie einen spindeldürren, großen, jungen Menschen mit Donnerstimme an:

„Was wollt Ihr, Ihr verwünschtes Schreibergesicht, sticheln wollt Ihr auf die Königin und auf den Narvaez? Ich schlag' Euch den Schädel entzwei, wenn Ihr noch einmal muckst!"

„Ho, ho," rief der Angegriffene. „Denkt Ihr, ich fürcht' mich vor Euch? Ich sag' es noch einmal und bleib dabei: Die Königin giebt öffentliches Aergerniß und verdient es gar nicht, über ein solches Volk zu herrschen, und der Narvaez wirthschaftet nur in seine Tasche; und wenn wir jetzt einen Prinzen oder eine Prinzessin kriegen, — na, Ihr versteht mich schon!"

Wieherndes Gelächter antwortete diesen höhnenden Worten. Der Dicke wagte es nicht, seine Drohung zur Wahrheit zu machen, denn ein Dutzend Fäuste streckten sich ihm entgegen, und Einer aus der Gesellschaft rief ihm zu:

„Der junge Mann hat ganz recht, und wenn Ihr etwa wollt hingehen und uns denunciren, dann sorgt nur nicht für die nöthigen Prügel. Was geht's uns an, wenn die Königin ein Kindlein bekommt, müssen wir dann nur noch mehr Abgaben zahlen."

Zwei ziemlich fein gekleidete junge Männer, die dicht am Eingange gesessen haben, verlassen das Local und treten in die Nacht hinaus. Der Eine spricht zum Andern:

„Sagt' ich's Euch nicht, daß der Narvaez doch zurückkommen wird? Heut ist er angekommen und hat auch bald eine Audienz bei beiden Königinnen gehabt."

„Man munkelt," meint der Andere, „daß es nun bald mit dem Ministerium Murillo zu Ende gehen und der Marquis de Miraflores wird springen müssen."

Der Erste seufzte tief auf, und sah gen Himmel, der Mond bestrahlte sein bleiches, schönes Antlitz und man konnte in den seelenvollen Augen einen tiefen Schmerz entdecken. Es ist José Martinez.

„Wann wirst du, mein schönes Vaterland, befreit sein von deinen Drängern?" flüsterte er vor sich hin.

Der Kamerad faßte ihn bei der Hand und sagte:

„Martinez, beharrt Pfarrer Marino noch auf seiner düstern Idee? Ich bitte Euch, bringt ihn davon zurück, es wäre ein Unglück für Spanien, der edle Mann würde es durch eine solch' verwegene

That nur schlimmer machen, sich und viele Unschuldige auf's Blutgerüst bringen — ohne uns zu einer bessern Regierung verhelfen zu können."

„Ich werde mein Möglichstes thun" antwortete José; „noch diese Stunde reite ich zu dem Alten, er erwartet mich, und ich denke, er wird auf meine Vorstellungen einiges Gewicht legen. Lebt wohl, Sagasta!" —

Die beiden Freunde gingen nach verschiedenen Richtungen und waren bald im Dunkel verschwunden.

* * *

Der zwanzigste December war gekommen und mit ihm eine große Bewegung im Schloß von Madrid.

Wir treten leise in das Gemach der Königin Isabella und schauen durch die purpurnen Gardinen, hinter denen wir ein Weib ächzen und stöhnen und zuweilen einen abgebrochenen Schmerzensruf ausstoßen hören.

Eine junge Mutter empfindet die Wehen der Niederkunft, sie steht am Rande des Grabes, um ein neues, junges Leben der Welt zu schenken.

Die einundzwanzigjährige Königin von Spanien, Isabella, ist in diesem Augenblick der Schmerzen, der Angst der geringsten Frau aus ihren Reichen gleich, und wo der Kampf der Natur beginnt, wo die Schmerzen des Körpers allein sich geltend machen, da muß jede Erwägung vor dem heiligen Mitleid zurücktreten; da muß der Haß, der Hohn, der Spott und die Anklage schweigen, da hört die Pflicht des richtenden Verstandes auf, da beginnt das Reich des mitfühlenden Herzens.

Es herrscht lautloses Schweigen im Zimmer trotz der reichen Versammlung, die sich eingefunden hat, um nach altem königlichen Brauch Zeugniß abzulegen von der Wahrhaftigkeit des beglückenden Ereignisses einer Entbindung der hohen Wöchnerin.

Dicht am Bett, halb verdeckt von den bunten Vorhängen, sitzt neben drei „weisen" Frauen, die Königin-Mutter Maria Christina.

Wir wissen nicht, ob wir aus ihren ernsten Blicken Besorgniß oder tiefes Nachdenken lesen sollen; ihr Auge ist verschleiert, die Königin scheint in der Zukunft zu lesen und zu erwägen, was für politische Intriguen zu spinnen nothwendig sind, um den spanischen Thron für immer den Nachkommen des Don Carlos zu entziehen und dennoch ihn sicher zu

stellen, denn im Nachbarreiche herrscht seit fast vier Jahren nicht mehr der König Louis Philipp, der getreue Freund und Rathgeber in der Noth, sondern der Präsident Louis Bonaparte.

Der Blick der Königin-Mutter trifft den des Ministers Narvaez, des Herzogs von Valencia und die stummen Blicke haben einander verstanden.

Der schlaue diplomatische General hat es verstanden, sich mit dem kühnen Bewohner des Elysee, dem künftigen französischen Kaiser, obwohl er vorläufig noch Präsident der Republik heißt, zu vereinigen; er wünscht auch die Befestigung des conservativen und reactionären Systems in Spanien, und dazu ist Narvaez der rechte Mann und Königin Maria Christina die rechte Frau.

Wieder seufzt das junge königliche Weib hinter den Purpur-Gardinen.

Sei getrost, Isabella, Narvaez's Augen wachen über Dir, damit Du und Deine Kinder unter dem Segen eines starken Regiments weiter regieren können, bis — — Alles, Alles zusammenbricht.

Gar gleichgültig schaut der junge König Don Francisco drein, und aus seinen gleichgültigen Mienen ist kaum eine Spur von Vater-sorge zu lesen.

Wozu soll er auch schauspielern? Es wäre gar zu viel verlangt.

Da sehen wir noch in nächster Nähe die fromme Schwester Maria Raphaele del Patrocinio, sie blättert in einem abgegriffenen Brevier und an der Bewegung ihrer Lippen sieht Jeder, daß sie unaufhör-lich betet.

Im Hintergrunde des Zimmers, am Altärchen mit dem goldenen Heiland, der wieder im Glanz von vielen Kerzen schimmert, kniet der Beichtvater Claret in inbrünstiger Andacht versunken, um den Segen des Himmels herabzuflehn auf die junge Wöchnerin.

Wir entdecken in der Versammlung noch die Minister Marquis de Miraflores, den alten Freund der Königin-Mutter Christina, Sennores Murillo und Luis, den Erzbischof Iglesias im präch-tigen Gewande der Kirchenfürsten, die Infantin Luisa, Herzogin von Montpensier mit ihrem starken Gemahl, und noch mehr Mit-glieder der königlichen Familie und hohe Würdenträger des Staats und der Kirche.

Gewiß, die neunzehnjährige Herzogin von Montpensier, welche in diesem Augenblicke die Aussicht auf den spanischen Thron verlieren soll, scheint den wichtigen Augenblick sehr wenig zu empfinden; sie ist ja noch jung und kinderlos und viel hübscher als die Königin, so

daß die Spanier insofern einen Verlust haben, als sie sich noch lange mit der minder hübschen Isabella begnügen müssen. —

Ein lauter Weheruf erschallt plötzlich hinter der Gardine; die ganze Versammlung geräth in Aufregung und die Blicke Aller richten sich auf die helfenden Frauen, die Königin-Mutter und den Leibarzt, die in voller Thätigkeit sind. —

Tiefe Stille.

Man wagt kaum zu athmen; die junge Mutter ist lautlos in die Kissen gesunken, sie ist von einer schweren Ohnmacht befangen und phantastisch und wirr kann sie träumen, denn die gefährliche Stunde ist vorüber.

Die Königin-Mutter erhebt sich und verkündigt:

„Ihre katholisch-apostolische Majestät die Königin Isabella von Spanien, Unsere liebe Tochter, ist mit einer Infantin beglückt worden!"

Der Pater Claret erhebt sich und liest mit feierlicher Stimme die herkömmlichen lateinischen Gebete.

Unterdeß drängen sich die Minister heran, um die neugeborene quiekende Weltbürgerin zu besichtigen und auf einem nebenstehenden Tische sofort ein Protokoll über das wichtige Ereigniß aufzunehmen und es von allen Anwesenden unterzeichnen zu lassen.

An König Don Francisco treten die Prinzen und Prinzessinnen, die Minister und Kirchenfürsten, die hohen Militärs und Hofbeamten heran, um ihm in herkömmlicher Weise ihre Gratulationen wegen seiner zur Stunde erfolgten Vaterschaft darzubringen.

„Wir hoffen," beginnt die Königin-Mutter ernst zu Don Francisco zu sprechen, „daß dieses freudige, von allen Herzen in Spanien mit Jubel begrüßte Ereigniß eine neue Bürgschaft des Bestandes der Dynastie der Bourbonen auf den Thronen von Kastilien, Aragonien, Leon und Navarra, des Friedens in der königlichen Familie und in den Provinzen des Reiches sein werde." —

König Don Francisco nickte schweigend; er schien sich durch die feierliche Ansprache der diplomatischen Frau Schwiegermama ziemlich in Verlegenheit gesetzt zu fühlen, nur die eine Antwort kam nach einer Weile über seine Lippen:

„Gelobt sei die heilige Mutter Gottes und der Sant Jago de Compostella; ich habe ihm ein golden Kindlein geweiht, und sehet, meine Lieben, dafür hat er mich mit einer Tochter erfreut. Der Herr hat's gegeben, gelobt sei er!" —

Es gab manchen Hofmann in der Versammlung, der sich bei

diesen ergebenen Worten des Vaters auf die Lippen beißen mußte. Warum? brauchen wir den Lesern nicht näher zu erklären. —

Doch noch eine Person war in dem Zimmer, die sich ehrfurchtsvoll im Hintergrunde hielt und doch interessirt war bei dem wichtigen Ereignisse.

Die Leser werden sich erinnern, daß Frau Sikula, die frühere Kammerzofe der Königin Christina, es gewesen war, die zuerst der letzteren den Wahn ganz benommen hatte, als würde die regierende Königin Isabella niemals Mutter werden. Sie war vor wenigen Tagen an den Hof gekommen, um Zeugin des glücklichen Ereignisses sein zu können.

Königin Christina suchte sie mit den Augen in der Versammlung, sah sie im Hintergrunde, schritt rasch auf sie zu und führte das schüchterne Weib in die Mitte der glänzenden Versammlung, und sprach:

„Seht, meine Lieben und Werthen! Diese meine frühere Kammerzofe, Sikula, ist es gewesen, die meine Hoffnung, einst Großmutter zu werden, aufrecht erhalten hat, als viele in gutmüthiger oder böswilliger Verblendung nicht daran glauben wollten und durch ihre Behauptungen mein mütterliches Herz schwer kränkten."

Sie sah dabei bedeutsam auf den Infanten Don Francisco de Paula und auf manchen Andern in der Umgebung und sagte dann zu Sikula:

„Ich danke Dir, meine Tochter, hier am Lager der jungen Mutter." —

Sie schwieg eine Weile und setzte leise hinzu, indem sie Frau Sikula auf die Seite zog:

„Sikula! Nicht wahr, Du bist glücklich? Denkst Du noch der schönen Tage von einst, als ich noch nicht die Herrschsucht und vieles andere kannte?"

„Majestät! Mir haben sie mein Kind geraubt, die Unholde, Ihr wiß's ja, und ich träume immer: es lebe!" jammerte leise Sikula!

„So wahr das Kind meiner Tochter lebt!" sprach leise aber bestimmt Christina, „Du sollst Deinen Sohn wiederfinden oder gerächt werden, wenn er nicht mehr unter den Lebenden ist!"

„Dank Euch, Majestät!" stammelte Sikula und bedeckte die Hand der Königin mit heißen Küssen.

„Ich könnte Euch beneiden, Sikula, um Euern Gemahl, o bittet ihn, daß er sich nicht mehr betheilige an politischen Umtrieben. Sollte es ihm übel gehen, würde es mir sehr wehe thun!"

„Er denkt noch an Ew. Majestät!“ gab Sikula zur Antwort. „O ich bin sehr glücklich in seinem Besitze.“ — — — —

Während sich die Freudenbotschaft in der Residenz verbreitete und die Kanonen donnerten, während große Menschenhaufen, wie immer, wenn was passirt, jubelnd durch die Straßen zogen, stand eine hohe Gestalt, dem Anschein nach ein Priester, unter dem Portal des Schlosses, und war im Begriff einzutreten, aber der Wachtposten verwehrte ihm den Eingang.

Des Priesters Augen schossen Blitze, als er sich verhindert sah, den Palast zu betreten und er gerieth mit den Soldaten in einen heftigen Wortwechsel, der den Palastgouverneur Arana herbeizog.

„Was soll der Lärm, Hochwürdiger!“ fragt mit herrischem Ton Arana.

„Was der Lärm soll?“ beginnt Martin Marino, der fanatische Pfarrer aus den Toledo-Bergen, „bin ich Dir Rechenschaft schuldig?“

„Welche Frage! Ich bin der Palast-Offizier!“ giebt Arana gereizt zurück.

„Ah, Du bist der Arana! Du bist Derjenige, von dem die Welt spricht, Du — — o, ich bemitleide Dich!“ —

„Der Mann ist verrückt!“ ruft Arana erschrocken, „bringt ihn in Sicherheit, Soldaten!“

Marino sträubt sich, aber sein Sträuben hätte nichts genützt, wenn nicht im selben Augenblicke ein Reiter dahergesprengt wäre, der plötzlich bei dem Anblick still hält, vom Gaule springt und den Palastgouverneur mit den geflügelten Worten anredet:

„Sennor! Ueberlaßt mir den Mann, wozu der Skandal!“ —

Der Sprecher ist José Martinez, der es ahnt, daß Marino auf dem Punkte ist, seine fixe Idee auszuführen.

Der Palastgouverneur ist bereit dazu, den anscheinend verrückten Priester dem Martinez zu überlassen.

Marino starrt in José's Antlitz, ein Blitz zuckt durch seine welken Züge und er läßt sich willig von Martinez auf den Gaul heben; José ergreift die Zügel und führt den Reiter davon.

Doch noch einmal wendet sich Marino um, droht mit der Faust nach dem Palast:

„Wehe Dir, Du Isabel, von der schon in der Bibel steht, daß sie gestürzt wurde vom Throne, den sie bedeckt hat mit ihrer Sünde! Wehe! Wehe! Wehe! Die Freiheit wird kommen in den Wolken und Gericht halten!“

„Der Mann hat im Grunde genommen recht,“ bemerkte Jemand

aus der Gruppe von Menschen, die sich rasch gebildet hatte und erstaunt dem sonderbaren Reiter nachschaute.

„Ja, ja, Kinder und Narren reden die Wahrheit!" —

Dreizehntes Kapitel.

Der Mordanschlag des Pater Marino.

„Nun darf ich nicht mehr länger warten, denn die Sterne, die ich befragt habe, sind günstig. Der Mars, der blutige Rächer, verfolgt die lächelnde Venus! Wahrhaftig, ich darf nicht länger warten!

„So gehe denn, Verderben, Deinen unabwendbaren Gang! Gott hat es mir im Traume befohlen und sein Diener würde freveln, wollte er zum Dolche sagen: raste; wollte er zur Hand sagen: zittere und erlahme. Wohl, es geschehe! Bin ich auch alt, ist doch der Wille von Stahl und die Hand sicher, wie die des jungen Kriegers!"

So spricht der Pfarrer Martin Marino, während er gegen Mitternacht am 31. Dezember des Jahres 1851 unruhig in seinem Studirzimmer auf- und nieder wandelt und die brennenden Augen zuweilen zum bestirnten Himmel erhebt.

Er preßt die Hände zusammen, daß die Gelenke knacken und seine Lippen flüstern ein Gebet, das um Heiligung des Stahles, um Rache für das geknechtete Spanien, um einen kräftigen, sichern, vernichtenden Dolchstoß fleht. —

„Noch war es nicht die rechte Zeit, als mich der Geist vor eilf Tagen an die Pforten des Schlosses zu Madrid führte, und der gute José war vom Himmel gesandt, um mein siedendes Blut zu beruhigen, um meine rachehaftige Hand zur Geduld zu ermahnen.

„Nannten sie mich nicht verrückt, hielten sie mich nicht für einen Narren? Ha, ha!" lachte der Pater Marino bitter."

Der priesterliche Greis lauschte hinaus in die schweigende Nacht; da schlugen plötzlich Tritte an sein Ohr.

„Sie kommen, sie kommen, die Gehilfen meiner Rache, die herrlichen Verehrer der Tugend und der republikanischen Freiheit!" jauchzte Pater Marino und zündete drei Kerzen an, die er vor dem eisernen Kruzifix auf dem mit einem schwarzen Tuche bedeckten Tische aufstellte.



Infant Alfons, Prinz von Asturien, Sohn der Königin Isabella.

Es pochte draußen an die Thür des einsamen Pfarrhauses; der alte Marino eilte selbst hinaus, um zu öffnen.

„Gegrüßet seist Du im Namen des Herrn!“ begrüßt er den ersten Eintretenden, einen hochgewachsenen castilianischen Bauern.

„Gegrüßet seid Ihr, ehrwürdiger Vater!“ giebt der Ankömmling zurück, „bin ich also doch der Erste?“

„Oho, sie kommen Alle, die Rache schreitet schnell, und Spanien hat wenig wackere Söhne, deßhalb müssen die Auserwählten zusammen halten,“ antwortet Marino.

Unterdeß sind die Beiden in das Zimmer getreten, und der Bauer Berengario beginnt wieder:

„Eure Wirthin, Ehrwürdiger, habt Ihr fortgeschickt? Das ist recht von Euch, denn eine Weiberzunge könnt' den Besten an den Galgen bringen, und unsre tiefinnersten Gedanken zu den Leuten auf den Markt tragen, ehe der blutige Morgen der Entscheidung heraufgedämmert ist.“

„Ja freilich,“ bestätigte der Pfarrer, „ich schickte das Weibsbild zu ihrer alten Muhme, sechs Meilen von hier; sie war ganz toll vor Freude, daß sie einmal von mir Brummbären loskommen und sich nach Herzenslust ausplaudern konnte.“

Wieder pochte es an die Hausthür, und nachdem der Priester geöffnet hatte, traten sechs Mann, sämmtlich im groben Bauern-Anzuge, ein.

Sie nahmen mit einfachem Gruß auf den rohen Schemeln Platz, die der Hausherr bereit gestellt.

Wir lassen unsere Blicke über die sonderbare Gesellschaft schweifen, und indem wir Jedem in's Antlitz sehen, entdecken wir auch nicht Einen, der weniger entschlossen aussähe, als der Herr des Hauses, der imposante Pfarrer Martin Marino.

„Freund Berengario!“ beginnt der Pfarrer, „hast Du alle Lebenshoffnung, alle Eitelkeit, alle Furcht, alles Schwanken draußen gelassen?“

„Ich habe es,“ antwortet der Bauer, „ich bin wieder der alte Guerilla, dessen Schwert und Dolch nie gerostet haben, wenn der Ruf gegen die Tyrannen durch's Land ging. Heut bin ich entschlossener, als je, und seit dem Augenblick, da ich diese Schwelle überschritt, gehöre ich nur noch der Rache!“

„Gut, mein Sohn,“ spricht der Pfarrer, „Dich besonders mußt' ich fragen, weil Du schwankend geworden warest und ein weichherziges Mitleid fühltest mit der Königin Isabella!“

Martin Marino stellt sich hinter den Tisch; Alle erheben sich, denn der Pfarrer will die inhaltsschwere Verhandlung beginnen, den Plan entwickeln zur Vernichtung der Königin und der Monarchie Spaniens. —

Pater Marino beginnt:

„Im Namen des Gottes, der die Missethat der Väter an den Kindern rächt bis in's dritte und vierte Glied, dessen Antlitz heißet Heiligkeit und dessen Arme heißen Gerechtigkeit; im Namen des Gottessohnes, der allein König sei in der Christenheit; im Namen des heiligen Geistes, der die Frevler zerstöret mit seinen Flammen und uns zur rettenden That treibt, schwöret mir: treu zusammen zu halten, wenn es gilt, die Königin Isabella und ihren Anhang zu beseitigen, die Monarchie und ihre Anhänger mit allen Waffen zu bekämpfen und auszurotten, und diesen Kampf fortzuführen bis zum Siege, oder bis zum leiblichen Untergange! Seid Ihr entschlossen, Söhne der Rache, Zeugen des Gerichts und Propheten der Gerechtigkeit zu sein, so schwöret!" —

Durch die sieben versammelten Bauern zuckte es wie ein elektrischer Schlag, fanatische Begeisterung flammte aus ihren Augen und mit wilder Freude erhoben sie sich, die schwörenden Finger an das schwarze Cruzifix legend, mit dumpfem Gemurmel rufend:

„Wir schwören! Sieg oder Tod!"

Der Pfarrer begann wieder:

„Flinker Cyrillo, berichte uns, was die Herren Republikaner, die geschmeidigen Leute in Madrid und Burgos sagen. Hast Du sie ausgehorcht?"

Der Angeredete erhob sich und meldete:

„Ja freilich, Hochwürdiger, sage Euch, kroch herum wie eine Wildkatze, sah wie ein Luchs und horchte mit tausend Ohren. Meine Zunge ging im Dienst der Freiheit wie ein Amselzünglein. Aber, — hol' mich dieser und jener — die Sennores in Madrid und Barcelona haben Euch Phrasen und Worte in Menge, aber — — Herz und Muth? Na das steht wo anders.

„Sie wollen agitiren, intriguiren, und was weiß ich, was sie noch Alles wollen, und als ich so ein Wörtlein fallen ließ, von einem gewaltsamen Handstreich, ei, da zogen sie die Ohren ein, wie die Hasen, da machten sie ein Gesicht, wie die Katzen, wenn's donnert. Nein, Hochwürdiger! Es ist nichts! Ja, ja sie wollen — zuschlagen, mitgehen, aber wir sollen zuerst hinein in's Feuer!

„Und als ich gar meinte, die Isabella müsse zuerst fallen — da ward ihnen zu Muth, als wenn der Teufel ein Kreuz sieht, da verschworen sie sich und wollten bei Leibe nichts damit zu thun haben, nannten die Sache überspannt, verbrecherisch, und machten eine Miene, als wollten sie augenblicklich hinlaufen und den Gedanken vor Gericht

stellen, die bleichen Schwärmer, die jungen gewandten Allerwelts-rebellen!

„Aber unter den Armen, unter den Gedrückten in Madrid, fand ich ihrer Viele, die mir sagten: Ja, sie muß sterben, denn sie giebt unsern Weibern und Jungfrauen ein schlechtes Beispiel! Ehrwürdiger Vater! Im Namen des Hungers, im Namen der Tugend, die zerlumpt einherschreitet, verachtet, verlacht und gescholten, hab' ich diese Armen geworben. Wenn Ihr die kühne That ausgeführt habt, wenn sie, die Königin, dahingefahren ist, da stehen sie auf, diese Elenden, und es beginnt der Krieg der zertretenen Gerechtigkeit, der mißhandelten Tugend in Spanien.

„Du hast gut gesprochen, Cyrillo!" sprach der Pfarrer. „Nun sprich Du, Berengario, und theile uns mit, wie es in Katalonien steht."

Der Bauer Berengario begann:

„Ich habe in Barcelona gar gute Ernte gehabt, was Bruder Cyrillo gemeldet, kann ich auch melden. Die Fabrikarbeiter der katalonischen Hauptstadt sind bereit, den Kampf für die Gerechtigkeit zu beginnen, und wir können auf diese russigen Gesellen zählen, sie gehen drauf wie die Teufel.

„Die Sennores Rivero und Castelar, Pierrad und Nicola aber schüttelten die Köpfe. Sie meinten zwar auch, die Königin verdiene den Tod, aber sie mahnten zur Vorsicht und sprachen die Befürchtung aus, daß ein republikanischer Aufstand vorläufig nur der Freiheit zum Schaden gereichen und das absolutistische Princip kräftigen werde. Als ich das gehört, hab' ich mich nicht weiter um diese unpraktischen Leute bemüht, die lieber selbst Staatsmänner sein möchten, die aber kein Herz haben zur raschen, entscheidenden That."

„Es ist sehr brav von Dir gewesen, mein Sohn," entgegnete der Pfarrer Marino, „daß Du sie nicht eingeweiht hast. Wir haben nichts mit diesen Herren gemein, die nur mit kleinen Hausmittelchen arbeiten und es nicht verstehen, rechte, echte Feuerwerker zur Ehre des großen Gottes zu sein; wir wollen eine neue Welt der Tugend und Gerechtigkeit erbauen und deßhalb müssen alle die Köpfe fallen, die Unheil und Schande denken, deßhalb müssen alle die Herzen brechen, die kein Gefühl mehr haben. Die schleichenden und feilschenden Jesuiten sollen aus dem Lande vertrieben und das Reich der Schande vernichtet werden.

„Spanien erwache; und Dolch und Kugelbüchse, Schwert und Sense, Sichel und Hammer sollen nicht eher ablassen von ihrem göttlichen

Rachewerke, bis Spanien das Land der Freiheit und Gleichheit, bis Spanien das Erbe der Armen und Elenden geworden ist. Das Blut der Vornehmsten soll zuerst fließen durch meine Hand. Betet alle zusammen, daß das gesegnete Rachewerk, die heilige Befreiungsthat gelinge; betet Alle und seid stark!

„Noch ist der Tag der Rache nicht bestimmt. Wir werden die passende Gelegenheit erspähen. Am besten ist die That auszuführen am Tage der Taufe der kleinen Infantin, damit sich das Rachegericht an heiliger Stätte vor allem Volk vollziehe und es an die Zeichen des großen Gottes glaube!

„Wenn Ihr den Plan billigt, so antwortet mir mit einem lauten Ja!"

Alle riefen:

„Ja, so sei es, so geschehe es, Vater!"

„Nun gehet heim," begann der Pfarrer wieder, „und bauet weiter unter Euresgleichen am Reiche der Freiheit, damit uns der große Tag wohl vorbereitet finde!"

Der Pfarrer kniete nun nieder, die Andern folgten seinem Beispiel und beteten still.

Dann verließen sie einzeln schweigend das Haus, nachdem der Pfarrer Jedem herzlich die Hand gedrückt hatte. —

* * *

Wir führen den Leser mit der Schnelligkeit des Windes wieder nach der dürren Hochebene der Mancha und zwar in jenes einsame Klostergebäude, wo schon oftmals über düstere Anschläge gebrütet worden ist. Wir finden in dem unterirdischen Gewölbe, um eine lange Tafel beim Glanz der Kerzen, eine Menge von Patres versammelt.

Ein Greis mit abschreckendem, knochigem Gesicht, aus welchem kleine feurige Augen Blitze schießen, beginnt also zu reden:

„Es ist der Grundsatz unseres heiligen Ordens, die Zwecke und Ziele der heiligen Kirche immer und überall zu verfolgen und nicht wählerisch zu sein in den Mitteln, sondern mit Entschlossenheit die Winke zu benutzen, die uns die Umstände und Verhältnisse zukommen lassen: denn es sind die Winke des Himmels.

„Ehrwürdige Brüder! Wir dürfen niemals den ungesetzlichen Ursprung der jetzigen Regierung in Spanien vergessen. Wir müssen daher stets darauf bedacht sein, wiederum den Einfluß und die Macht der Kirche an die Stelle der christinischen Ränke und des constitutionellen

Hokuspokus zu setzen. Die frömmelnde Regierung der Christina, der ohnmächtigen, unzurechnungsfähigen Isabella und des gewaltthätigen Narvaez, der den Katholiken spielt und mit den Constitutionellen liebäugelt, ist uns verderblicher und feindlicher, als die rothe Republik. Im Gegentheil: wir müssen uns mit den republikanischen Schwärmern verbinden, um aus ihren exaltirten Handlungen Vortheil zu ziehen. So will es die weise Vorsehung, die das Ungeziefer und den Satan erschaffen hat, nicht um der guten Sache zu schaden, sondern zu seiner größeren Ehre.

„Alle Kreatur, die nicht der heiligen Kirche dient, ist des Teufels, und den Teufel dürfen, müssen wir betrügen und aus seiner List Vortheil ziehen für Gott und die himmlische Sache! Amen! — Berichte Du, Ben Haschem, was hast Du uns zu sagen!"

Antonio Maregnon, — denn dies war der Sprecher — zog sich auf seinen Stuhl zurück, und starrte, wie er immer that, ziellos vor sich hin, während er gespannt auf den Bericht des Mönches lauschte, der gleich dem todten Bernardino, ein „Ueberall und Nirgends" war.

„Ich liebe es nicht, viel Worte zu machen, weil ich die That mehr liebe, als das Geschwätz!" begann Ben Haschem, und seine Hände machten eine Bewegung, als wollten sie nach dem Dolche greifen, den er unter seiner Kutte stets verborgen trug.

„Der Pfarrer Martin Marino in den Toledo-Bergen ist ein vom Teufel Besessener; und der Herr des Himmels, der rächende Jehovah hat ihn als das strafende, unheilige Werkzeug erwählt, um der Königin Isabella die Sterbegebete und die letzten Tröstungen zu ersparen. Die Gottlose fällt durch den Gottlosen, so ist es Gottes Wille. Was ich sagte, ist Wahrheit, die ich erlauscht habe, wie der tausendohrige Dämon.

„Ehrwürdige Brüder! Laßt dem Tollen seinen Willen, Gott führet Alles wunderbar hinaus, und wo eine fromme Seele mit Fasten und Beten und fleißiger Lehre nichts vermag, da schickt er den reisigen Knappen des Gottseibeiuns, um den Stoß zu führen. Da können wir nichts thun, als die Hände faltend die unbegreifliche Weisheit Gottes preisen und rüstig an's Werk gehen, um die Früchte einzuernten, die uns der Himmel reifen ließ."

Ben Haschem küßte demüthig das Cruzifix, das er um den Hals trug und ließ sich nieder.

Antonio Maregnon begann von Neuem:

„Die ehrwürdigen Brüder haben Kenntniß genommen von Dem, was sich vorbereitet, und werden fühlen, daß es uns nicht zusteht,

unberufenerweise einzugreifen in Das, was Gott durch den Satan ausführen will.

„Als streitende Diener der Kirche müssen wir aber stets zur Hand sein, wenn es gilt, auf dem Plan zu erscheinen, um das neue Gottesreich herzurichten. Wenn der Stahl des Wahnsinnigen die junge Königin Isabella getroffen hat, dann erhebet Euer Wehgeschrei rings herum über die Verworfenheit der Republikaner, denn es wird Euch nicht schwer werden, zu beweisen, daß der Pfarrer Marino ein Feind der Kirche gewesen ist.

„Unsere Anstrengungen müssen dann darauf gerichtet sein, eine Vormundschaft für die junge königliche Prinzessin einzusetzen, die es versteht, das Vergehen des seligen Fernando gut zu machen, und Spanien wieder umzuwandeln in ein erzkatholisches Land, eine ergebene Provinz des heiligen Vaters in Rom."

„Wir rufen dann den jungen Don Carlos nach dem Vaterlande zurück," rief einer aus der Versammlung.

„Nein, nein!" warf ein anderer ein, „das hieße, uns vor der Zeit verrathen.

„Die ältere Linie der spanischen Bourbonen mag dann ganz aus dem Spiele bleiben; es ist besser, wenn der Don Francisco de Paula, der Vater des Königs Don Francisco an die Spitze der Vormundschaft tritt!"

„Auch das nicht!" rief ein Dritter, „das Volk haßt ihn, weil er sich zuweilen plump benahm und uns compromittirt hat; den Don Sebastian nehmt!"

Maregnon belehrte:

„Brüder! Wo wollt Ihr hin mit Eurem Eifer, Alle, die Ihr nanntet: Don Carlos, Don Francisco, Don Sebastian sind unmöglich, denn sie rufen das Mißtrauen des Volkes wach und würden uns durch unbesonnenes Gebahren bald zu Grunde richten. Laßt sie im Dunkeln, laßt sie in den Palästen, wo sie als feinhörige Stubenfliegen und glattzüngige Elstern, als dienstfertige Puppen und Automaten besser aufgehoben sind.

„Keinem Andern gebührt der Vorsitz in einem Regentschaftsrathe, als dem Gemahl der Königin, dem König Don Francisco d'Assis. Er ist gutmüthig und erregt kein Mißtrauen; er ist still und folgsam und wird ausführen, was wir wollen.

„Freilich muß alsdann bald Bedacht genommen werden, die Königin Christina und den Herzog von Valencia mit seiner Clique zu beseitigen.

Meinetwegen rufen wir dann ein demokratisches Ministerium, es wird sich ja bald genug durch seine Uebereilungen zu Grunde richten.

„So gehet denn hin in alle Richtungen, in alle Provinzen Spaniens und haltet Euch ruhig und bereit für den Augenblick, lasset es dann an Verwünschungen über die Thäter nicht fehlen, denn — die Frommen und Arglosen müssen auch klug sein, wie die Schlangen! Der Segen des himmlischen Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, der Beistand der allerheiligsten Jungfrau und der Schutzpatrone Sant Jago de Compostella und Ignatius de Loyola sei bei Euch in der Stunde der Entscheidung!" —

Die frommen Brüder knieten nieder und sangen das Miserere; unheimlich brachen sich die Töne an den gewölbten Hallen und gaben der Oberwelt nur schwache Kunde, daß — — die heiligen Jünger des unvergleichlichen Ignatius de Loyola ganz exemplarisch fromme Leute sind, und Alles mit andächtigen Uebungen beginnen und vollenden.

Die Namen des Pater Claret und der Nonne Patrocinio waren nicht erwähnt worden. Wozu auch? War es denn nothwendig, daß der Beichtvater der Königin als ein Licht der Jesuiten hingestellt wurde selbst vor den Brüdern?

Der General des Ordens in Rom und seine Provinzial in Spanien halten sich ihre Privat-Correspondenten und persönlichen Flügel-Adjutanten in allen Volks- und Berufsklassen, ja selbst unter den Frauen, wie die schöne Annetta zur Genüge bewiesen hat, und wie es die Nonne Patrocinio beweisen wird.

Vierzehntes Kapitel.

Die Taufe der Infantin.

Das Glockengeläut von allen Thürmen von Madrid verkündigte ein Doppelfest für die Residenz.

Es war der 2. Februar des Jahres 1852, an welchem Tage die katholische Christenheit Mariä Lichtmeß feiert; zugleich sollte heut der so lang ersehnte königliche Sprößling, die erstgeborene Tochter der einundzwanzigjährigen Monarchin Spaniens, die heilige Taufe empfan-

gen. Jung und alt war schon seit dem frühen Morgen auf den Beinen und Offiziere in Parade-Uniform sprengten dienstbeflissen durch die Straßen.

Während der Mariä Lichtmeßtag in unserer nordischen Heimath noch oft die Felder in Schnee vergraben und die Wälder fast knospenlos findet, und nur der erste Triumphgesang der Lerche den schüchtern anklopfenden Lenz vorher verkündigt, sproßt und blüht in dem schönen Spanien Alles in üppigster Fülle.

Die rothen Granatenblüthen und die jungen Rosen müssen das braune oder glänzend schwarze Haar der Mädchen und Frauen schmücken, und den jungen Burschen zu niedlichen Sträußen dienen; ganze Büsche von perennirenden Blumen, von Blattpflanzen des verschwenderischen Südens, winken von den Altanen der guten Stadt Madrid; die kostbaren Teppiche werden von einem fächelnden West leise hin- und hergeweht und die Sonne strahlt in feuriger Gluth auf das Meer der bunten Volkstrachten auf den großen Plätzen der kastilischen Residenz.

Kaum hört man vor dem vielstimmigen Gemurmel der auf- und abwogenden Menge das fröhliche Glockengeläut. Alle Dialekte Spaniens, von dem eigenthümlichen schnarrenden Idiom der Basken bis zum melodischen weichen Mauren-Wälsch der Cordovanos und Andalusier, vom strengen, harten Catalonischen bis zum sonoren kastilischen Hochspanisch, schlagen an das lauschende Ohr, denn aus allen Gebirgsthälern, aus allen Provinzen des eigenthümlichen Landes sind Vertreter eingetroffen.

Das herrlichste Frühlingswetter scheint dem friedlichen Tage eine höhere Weihe geben zu wollen, und auch das einfache Königsschloß von Madrid macht auf den Beschauer den behaglichsten Eindruck, und läßt nicht im Mindesten die Erinnerung an blutige Bürgerkriege, an schmutzige Intriguen, an grausige Metzeleien und düstern Geisterspuk aufkommen.

Da kommt er daher gesprengt, der gestrenge Herzog von Valencia, der eiserne Narvaez, und der edle Berbernhengst scheint es zu wissen, daß er den Mann trägt, der Spaniens Schicksal mit stählernem Finger Jahrzehnte hindurch lenkt, bald als Akteur auf offener Bühne, bald als Regisseur hinter den Coulissen, bald als Souffleur aus dem Guckkasten vor den Lampen, bald als Maschinenmeister über den Theaterwolken.

„Platz da für den Friedensherzog!“ ruft ein breitschultriger Bursche, während er dicht vor dem feurigen Hengste daher trottet und

komische Grimassen schneidet. „Platz da, heut giebt's Kindtaufe, und der Herzog wird seinen eisernen Segen geben! Viva die Freiheit und der Säbel!“

Der Herzog war guter Laune und mußte unwillkürlich über den komischen Herold lachen, grüßte verbindlich nach allen Seiten und sprengte dem Schlosse zu.

Hier war das Volksgedränge am dichtesten, und die Sicherheitswachen und Polizisten, die dienst- und pflichteifrigen, geschmeidigen Alguazils hatten alle Hände voll zu thun, um einen Platz für die heranfahrenden Karossen und den Weg bis zur Kathedrale frei zu halten.

Ein Gesumm wie von ungeheuern Bienenschwärmen tönte über die ganze Ausdehnung des Platzes, und schwoll hier und da bis zu einer Mächtigkeit an, die dem Brausen eines fernen Oceans glich. Vereinzelte Rufe rissen sich aus dem allgemeinen Stimmengewirr empor und pflanzten sich als stürmischer Jubel straßenweit wie Sturzwellen fort, die sich an Klippen brechen und nur um so gewaltiger aufschäumen.

Das spanische Volk zeigte sich heut in seiner Festtagslaune, und der geübte politische Physiologe konnte an der heutigen Lichtmeß die Geschichte, den Charakter und die Fähigkeit der vielstämmigen Nation in befriedigendster Weise studiren, wenn er nur Augen und Ohren rastlos anstrengte.

Wir treten an eine zusammengewürfelte Volksgruppe, bestehend aus Söhnen des andalusischen Südens, Töchtern der Sierra Morena, bemäntelten Castilianos; ernsten, aber zerlumpten Catalonios und respektabeln Bürgern der Residenz; behäbigen Patres und dienstfreien, lebenslustigen Soldaten, um sie ein Weilchen zu behorchen, und daraus die Stimmung des Landes zu entnehmen, wie sie sich in naiv ungekünstelter Weise, ohne leidenschaftliche Erregung kundgiebt.

Mit mißtrauischer Miene deutet der Katalonier nach dem Schlosse und flüstert wichtig dem neugierig horchenden Soldaten, der ein Sohn der Pyrenäen zu sein scheint, zu:

„Da sagen die gelehrten Leute immer, die Königin sei noch zu jung, um Böses thun zu können und die Mutter Christina soll an allem Schuld sein. Glaub's, wer will, ich nicht. Wort halten könnte sie doch; warum haben denn die Minister auf einmal den reaktionären Erlaß herausgegeben? Denken sie denn, wir sind glücklich, wenn wir heut den glänzenden Trubel sehen? Das kostet unser Geld und wir werden nicht satt davon.“

„Bruder, Du sprichst ja wie ein Gelehrter; kann das nicht klein kriegen,“ entgegnete staunend der Soldat.

Der Katalonier antwortet mit einem schlauen Lächeln: „Das ist's ja eben, was sie da oben wollen: Dumm wie's liebe Vieh sollen wir bleiben, damit sie uns den Firlefanz vormachen können und wir wie einfältige Dohlen vor Freude darüber schnacken und plaudern. Na, 's ist noch nicht aller Tage Abend!“

„Hast recht, Bruder,“ brummt der Soldat, „ich schieße nicht mehr, wenn's gegen die Demokraten geht.“

Beide drückten sich im Volksgetümmel weiter fort. Giftigen Blickes schaute ihnen der stolze Kastilianer nach, der, wie es schien, ihr Gespräch zum Theil belauscht hatte, und wandte sich dann zu dem behäbigen Pater, um mit frommer Gebehrde ihm zuzuraunen:

„Herr Pater, habt Ihr auch die bösen Worte des katalonischen Lumpen gehört? Wahrhaftig eine grobe Sprache, grobe Kleider und eine unbotmäßige Gesinnung sind dieser Kerle stetes Eigenthum. Pfui! Das nennt sich auch Spanier, und schimpft auf unsere Königin; mocht' ihm gern an die Kehle, aber ich wollt's Vergnügen nicht stören.“

„Landsmann,“ näselte der Mönch antwortend, „die heilige Jungfrau segne Euch für Eure gute Gesinnung, aber traut nicht zu viel; es ist nicht geheuer da oben und es ist ein gefährlich' Ding, ein Loblied zu singen, wenn die Spatzen auf den Dächern von saubern Geschichten sich was erzählen! Landsmann, haltet's mit der Kirche, die steht fest, wie der Felsen Petri — haltet's, Freundchen, mit dem lieben Gott!“ —

Verdutzt guckte der Kastilianer dem Pfaffen in's Gesicht und fand keine andere Antwort als einen andächtigen Blick nach oben und das Wort:

„Ich danke Euch, Ehrwürdiger!“ — —

Der fromme Augenaufschlag des langsamen Kastilianers reizte die heitern Andalusierinnen aus der Sierra, die dicht dabei standen, zum Lachen; und als gar der Begleiter der jungen Sennorita's mit den dunkeln Augen in komischer Weise den Blick nachahmte und dazu in lächerlichster Weise ächzte: „Ich danke Euch, Ehrwürdiger,“ und dazusetzte: „Ja, ja, ihr lieben Spanier, betet und fastet, damit wir feist und dick werden,“ wollte das Gelächter gar kein Ende nehmen und schien in der ganzen Umgebung epidemisch zu werden.

Zornig wandte sich der beleidigte Pater an die heitere andalu-

sische Gruppe und rief: „Teufelskinder, Ihr, die Kirche verhöhnen, faullenzen und klug reden, ja, das ist Euer Element!“

„Ich danke, Ehrwürdiger!“ erwiederte mit unübertrefflicher Komik der Andalusier, setzte aber hinzu: „Uebrigens laßt das Schmähen. Wir wissen genau, wohin uns der Schuh drückt und brauchen Eure Salbadereien nicht. Vorläufig haben wir unsern Spaß, aber wenn der Ernst kommt, werden wir uns schon an die Richtigen halten, und da seid Ihr und der eiserne Herzog auch dabei! Habt's gehört?“ —

Der Pater wandte sich fort und wählte einen andern Ort für seine Schaulust und brummte nur vor sich hin:

„Aufsätziges Volk! Wollen nicht mehr hören! Ha, ha, werden fühlen! Morgen — wenn's fertig ist, — wird's anders pfeifen.“

Er stieß auf einen Collegen in diesem Augenblicke. Die Brüder drückten sich verständnißinnig die Hände und der Andere meinte:

„Die Madonna segne des Satans Stoß! Hei, das wird einen Heidenwirrwar geben, da fangen wir Krebse, Confrater!“

„Schweigt,“ flüsterte um sich blickend der Erste, „es schleicht feinhörig Volk hier herum, heilloses Gelichter. Ich verstehe und berste vor Lust!“ —

Ein ungeheures jubelndes Aufbrausen der Volksmenge, das am Portal des Schlosses begann und sich fortsetzte die Straßen entlang, lenkte die Aufmerksamkeit Aller auf den königlichen Zug, der sich eben begann nach der Kirche zu bewegen.

Eine Haupt- und Staats-Aktion im glänzendsten Style entwickelte sich vor den Augen der schaulustigen, jubelnden Menge und concentrirte alle Aufmerksamkeit auf die Pracht, die sich jetzt entfaltete und den Nationalstolz der Spanier gar bedeutend stachelte.

Die Truppen, welche vom Residenzschlosse bis zur Kathedrale Spalier bildeten, schulterten, präsentirten, die Fahnen flatterten im lauhen West, und die Musikbanden spielten den spanischen Defilir-Marsch, in dessen Klänge sich das Viva der Menge mischte.

Noch altspanischem Herkommen eröffneten die Hellebardiere der Königin in ihren kleidsamen Uniformen den Zug, gefolgt von einer ungeheuern Wolke goldblitzender Offiziere, allen Waffengattungen angehörig.

Der dicht vor dem königlichen Wagen reitende Palastgouverneur Arana zog ganz besonders die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich; sein martialischer Blick, der gut gepflegte Schnurrbart und die Pracht

seiner Uniform konnten es nicht verhindern, daß hier und da ironische und spöttische Bemerkungen laut wurden.

„He! Spanier! Die Königin ist gut berathen gewesen, als sie den schönen Arana zum Tugendhüter erhob!" erscholl es hinter dem letzten Gliede des Militär=Spaliers; aber das entstandene Gelächter über diese vorlaute Bemerkung wurde rasch von dem brausenden „Viva la reyna Isabel! Viva die Infantin!" unterbrochen und übertönt.

In rascher Reihenfolge rollten die Carossen der Königin, des königlichen Hauses, der Minister und Generale, der hohen Kirchenfürsten und der Behörden an der jubelnden Menge vorüber.

Das Geläute der Glocken war kaum hörbar vor dem musikalischen und unmusikalischen Spektakel, der zu Ehren der Tauffeierlichkeit gemacht wurde, und wovon die Menge ebenso berauscht zu sein schien wie die Soldaten von den Weinen, welche von der Majestät bereitwillig gespendet worden waren.

Am hohen festlich mit Fahnen und Kränzen geschmückten Portal der Cathedrale stand der Clerus von Madrid, um die Majestäten und den königlichen Täufling feierlich zu empfangen.

Der violette Führer der bunten frommen Schaar hatte mit bedeutender Meisterschaft diejenige Miene festzuhalten gesucht, die sich für einen hohen Priester schickt, wenn er allerhöchste Personen empfangen und begrüßen soll.

Die Worte, die der Bischof sprach, konnten nur die Nächststehenden hören, denn des Greises Stimme reichte nicht weiter, und zudem war es nicht möglich, auf dem Platze allen Zungen Schweigen zu gebieten.

Die Worte: „Jungfrau — — Tochter der heiligen Kirche — Unterpfand der Treue — Liebe — Hoffnung — Frieden — Loyalität — Segen — Constitution — starkes Regiment — Jesus —" klangen deutlich hervor.

Die Menge, die nichts von dem Allen verstanden hatte, was der violette Greis gesagt, schlug das Kreuz und bewies dadurch, daß das spanische Volk trotz seiner stark ausgeprägten revolutionären Neigungen doch auch so fromm sein kann, wie es seine geistlichen Hirten nur immer wünschen können. Jung gewohnt, alt gethan!

Während nun eine lange Weile hindurch ein beispielloses Gedränge an den Kirchenthüren stattfand und die Alguazils und Soldaten ihre liebe Noth hatten, um die Passage frei zu halten und deßhalb förmliche Treffen geliefert werden mußten, wobei es gerade nicht

sanft herging, hatte im Dom die Tauffeierlichkeit nach dem bekannten Ritus der katholischen Kirche ihren Verlauf genommen.

Der Moment der Taufhandlung war herangekommen, und um den Taufstein, auf welchem ein goldenes, köstlich gearbeitetes Taufbecken stand, hatten sich all' die allerhöchsten und höchsten Personen gruppirt.

Zuerst nennen wir die Königin Isabella selbst; ihre Züge sind bedeutend ernster geworden, denn das Ereigniß der glücklichen Entbindung, die mancherlei Gedanken, die die Majestät, trotz ihrer geringen politischen Begabung, an das Faktum knüpfen mußte, die Ereignisse, die sie bereits erlebt, seit sie die Königin Spaniens ist, scheinen einen sehr ernsten Gesammteindruck auf das Gemüth der jungen Wöchnerin hervorgebracht zu haben.

Auf ihrem reichen, dunkeln Haarschmucke funkelt ein Brillantendiadem, doch die Steine scheinen einen feuchten Schimmer zu geben, wie wenn sie von Thränen naß wären, und wirklich — unter den Wimpern der Königin stiehlt sich eine Zähre hervor, die von einer dunkeln, trüben Ahnung hervorgelockt zu sein scheint. Wer wollte in diesem Momente in das Herz der bedauernswerthen Fürstin einen forschenden Blick thun können?

Wer wollte sich vermessen, zu errathen, was hinter dem seidenen Gewande vorgeht, das die Gestalt der Königin umgiebt, welche zur Beleibtheit neigt trotz der vorhergegangenen schweren Stunden?

Stolz fließt das seidene Gewand in tausend Falten hernieder von dem hervorquellenden Busen, der heut keusch verhüllt ist. Edelsteine funkeln als glänzende Wächter da, wo das Gewand zusammengehalten wird.

Neben der Majestät zur Rechten, dicht vor dem Taufbecken, steht die Aja der Königin. Sie ist in altspanische Tracht gekleidet und in ihren Armen ruht auf einem kostbaren Bettchen der Täufling, die Infantin, um aus dem Munde des Bischofs die Namen und den apostolisch-katholischen Segen zu empfangen.

Zur andern Seite der Amme erblicken wir den König Don Fancisco d'Assis in der spanischen Generals-Uniform; immer noch dieselbe seichte Melancholie liegt auf seinen Mienen, die ihn stets kennzeichnete; fast verdrossen scheint er, der Schattenkönig, der Ceremonie beizuwohnen und die königliche Haltung, die er angenommen, macht ihm augenscheinlich nicht geringe Mühe.

Hinter den Majestäten wimmelt es von Hofdamen in prächtigen,

glänzenden Gewändern, rauscht es von seidenen Schleppen; da ist die kleine Donna Elvira de Xeres, die noch immer keinen Mann gefunden, der ihrer Laune und spitzigen Zunge Stand gehalten hätte, — dort die stolze Gräfin de la Cannada und die blendend weiße Marquise de Miraflores, die üppige Donna Agnese de Tinto und viele andere Damen; da schimmern die Uniformen eines ganzen Schwarmes von wohlfrisirten und ordenblitzenden Kammerherrn und Offizieren, die zum speziellen Dienst bei den allerhöchsten Personen commandirt sind.

Zu beiden Seiten der Majestäten stehen alle Diejenigen, welche als Taufzeugen fungiren, und alle, welche zum königlichen Hause der spanischen Bourbons gehören.

Nur der Zweig des alten Infanten Don Carlos ist ausgeschlossen, denn das 68jährige Haupt dieser Linie lebt grollend und krank im fernen Triest an der deutschen Adria, und seine stillen Flüche gelten dem Haupte des unschuldigen Kindes, das noch nicht weiß, warum es gehaßt, warum es geliebt wird.

Indem wir uns weiter in dem Kreise der königlichen Herrschaften umsehen, erblicken wir die ernst dreinschauende Königin-Mutter Maria Christina. Sie steht im 46. Jahre und von ihrer ehemaligen Schönheit ist kaum noch eine Spur wahrzunehmen, im Gegentheil, ihre Augen scheinen nur noch in den Gefühlen des Ehrgeizes, der Herrschsucht und des Hasses aufzuleuchten, der schöne Gott, der einst in dem Herzen der alten Königin gethront, ist längst todt — und auch der hinter ihr stehende Munnoz, Herzog von Rianzares, der Gemahl aus der Kaserne, denkt gewiß dasselbe und ist nur insofern mit seinem Schicksal zufrieden, als es ihm ein seltenes Avancement von Amors Gnaden gestattete — vom Sergeanten zum Herzog — das kann eben nur in Spanien vorkommen.

In nächster Nähe der Königin-Mutter, sehen wir den alten Infanten Don Francisco de Paula, den Oheim und Schwiegervater der Königin Isabella.

Ob unter seiner prangenden Uniform noch sein Herz in brünstiger Liebe für Carlisten und Pfaffen schlägt? Wer anders könnte dies behaupten, als jener Priester mit den schlauen, verschleierten Augen, den knochigen Backen und der vorgewölbten Stirn, der abseits steht und dessen Lippen im Gebete sich bewegen, der Pater Claret, der Beichtvater der Königin? —

In der Nähe des Königs entdecken wir eine energisch dreinschau-

ende Dame von nicht unschönem Aeußern, Isabella, Gräfin Gurowska, die Schwester des Königs, im 31. Jahre stehend, und neben ihr der Gemahl Graf Ignaz Gurowsky, eine unbedeutende Persönlichkeit.

Es folgen nun die übrigen Geschwister des Titularkönigs Francisco: Die dreißigjährige Donna Francisca d'Assis, Don Enriquez, Herzog von Sevilla, ein unverfälschter Bourbone mit doppeltem Kinn, im neunundzwanzigsten Jahre stehend und sichtlich sich wohlgefallend in der kleidsamen spanischen Generals-Uniform, vielleicht aber noch eitler auf seine schöne Frau, die Donna Helena Castellei y Shelly Fernandez de Cordova, eine spanisch-britische Blondine mit stolzer, imponirender Haltung, an der Hand das dreijährige Söhnlein; weiter Donna Luisa Teresa, an der Seite ihres Gemahls, eines spanischen Granden erster Klasse, des Don José Osorio de Moscoso y Carbajal, Grafen von Trastamare und Herzogs von Sessa; Donna Josefa und ihr Gemahl Don José Güell y Renté, und endlich die noch unverheiratheten Schwestern Donna Christina und Donna Amalia. Alles unverfälschtes Bourbonenblut.

An der Spitze der dritten Gruppe steht die schöne Donna Luisa, Herzogin von Montpensier, umwallt von einer weißen Seidenwolke, funkelnd von auserlesenen Edelsteinen und noch immer blühend im satten Liebreiz der Jugend.

Wohl ist Louisa, die das Band der älteren spanischen Bourbonen-Linie mit dem jüngeren Zweige der französischen Orleans vorstellt, der spanischen Majestät weit überlegen an äußeren Reizen, und wenn nicht an sie, wenn nicht an die taubenfromm dreinblickenden Augen der noch nicht zwanzigjährigen Infantin, so knüpfen sich doch an ihren Gemahl, den Herzog von Montpensier viele schüchterne Hoffnungen aus liberalen Kreisen.

Was sollten sonst die giftigen Blicke sagen, die der eine oder andere Kirchenfürst in unbewachten Momenten auf den französischen Prinzen schießt? Der Prinz sollte schon längst zum General-Capitain ernannt sein, aber gewisse Einflüsse haben ihn bisher fern zu halten gewußt aus den höchsten militärischen Regionen der Monarchie.

Aber der gutmüthig dreinschauende französisch-spanische Infant Don Antonio, scheint sich weder durch Sympathien noch Antipathien in seiner beschaulichen Ruhe stören zu lassen.

Wer wollte all' die Pracht und die flimmernden und blinkenden

Edelsteine beschreiben, die an den Gewändern der weiblichen Mitglieder der Königsfamilie den Glanz des Bourbonengeschlechts und die Freude über das glückliche Ereigniß verkündigen sollen?

Wer wollte all' die Sterne schildern, die auf den Uniformen der Infanten schimmern?

Im weiteren Halbkreise sind die unzähligen Diener der Krone aufgestellt.

Das gesammte Staatsministerium, darunter besonders der Graf San Luis hervorsticht durch sein energisches Aeußere; endlich der General Narvaez, Herzog von Valencia, der Mann mit den strengen, unbeweglichen Zügen, dem stählernen Willen und der eisernen Hand; auch heut schaut er nur finster drein wie das unerbittliche Schicksal Spaniens.

Es ist der richtige Taufpathe der jungen Infantin und so lange der Tod nicht sein Antlitz bleicht, wird das Schiff mit kundiger Hand durch die stürmenden Wogen des Parteikampfes und der Welthändel geleitet werden. In seiner Nähe erblicken wir den ehrgeizigen Don Manuel de la Concha, Marquis del Duero, seit Kurzem General-Capitain geworden, und seinen talentvolleren, aber ruhigen Bruder Don José, Marquis de la Habana; endlich Don Leopoldo O'Donnel, Graf von Lucena, einen ehrgeizigen Heißsporn, der eine Zukunft hat und von dem grauen Narvaez mit mißtrauischen Blicken betrachtet wird.

Aus der Menge der geistlichen Würdenträger ragt besonders die kräftige Gestalt des Monsignore Iglesias y Barrones hervor, der ein bedeutendes Licht der heiligen Kirche ist und seine Hand sehr stark im Spiel hat, wenn es sich darum handelt, einen richtigen Schachzug im Interesse Roms zu thun. Der Papst Pius IX. hat ihn seinen „lieben Sohn" genannt, ihm wichtige Aufträge gegeben, er wird von Stufe zu Stufe steigen, wie ein gewandter feinfühliger Staatsmann im Priesterrock.

Da sehen wir noch die violetten Monsignores Miguel Garcia y Cuesta von Santiago, Salvador José de Reyes y Garcia von Granada und viele andere Bischöfe, Pfarrer, Caplane und Mönche.

Die Menge, bestehend aus allen Klassen der Bevölkerung, liegt auf den Knien und lauscht den lieblichen Gesängen der weißgekleideten Knaben und Mädchen auf den goldenen Chören, den Baß-Gesängen der Mönche und dem überwältigenden, feierlichen Brausen der Orgel, das die Herzen mit sich fortreißt.

Träumerisch und magisch schimmern unzählige Kerzen vom Hochaltar durch die langsam sich ballenden Weihrauchwolken, in denen die Allmacht, die heilige Gottesmutter, zu walten scheint.

Freundlich segnend nicken die Madonnenbilder von den reichverzierten Wänden, und die goldenen Heiligen, umwallt von den Opferwolken, scheinen Leben zu bekommen, um herniederzusteigen zu der andächtigen Menge.

Es wird still.

Alles lauscht den Worten des taufenden Bischofs, der die leise weinende Infantin mit dem geweihten Wasser beträufelnd, seine Taufhandlung mit den Worten schließt:

„So taufe ich Dich denn: Maria Isabella Francisca d'Assis Christina Francisca de Paula Dominga, erstgeborne Infantin Ihrer katholisch-apostolischen Majestät der Königin Maria Isabella von Spanien, Erbin der Krone von Castilien, Aragonien, Leon und Navarra und deren Provinzen und Nebenländer, im Namen Gottes des allbarmherzigen Vaters, Gottes, des alllieben-den Sohnes Jesus Christus, Gottes, des erleuchtenden heiligen Geistes, und setze Dir zu Schutzpatronen die allerseligste Jungfrau Maria, den heiligen Jago de Compostella, den heiligen Franciscus und den heiligen Dominicus, daß sie Deine Pfade behüten, Dich erleuchten und für Dich bitten am Throne Gottes! Amen!"

Nachdem die Taufhandlung vollendet war, begannen wieder die jubelnden Chöre der Sänger, brauste gewaltig die Orgel, daß die Herzen zitterten, läuteten wieder die Glocken, donnerten die Kanonen und brauste draußen das Jubelgeschrei der Menge, während in der Kirche selbst ein Drängen und Treiben entstand, das fast einen tumultuarischen Charakter annahm, dessen Ursache in einem seltsamen Gerücht zu suchen war, das plötzlich von Mund zu Mund ging. Es hieß nämlich: es sei Jemand verhaftet worden, der ein Attentat auf die Königin beabsichtigt habe.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Attentat des Mönches Marino auf die Königin Isabella II.

Auf dem Platze vor der Kathedrale ging es recht unruhig her, die Sicherheits-Beamten hatten große Mühe, die Ordnung aufrecht zu erhalten, aber fort und fort wuchs die Bewegung. Eine Schaar derber kastilischer Bauern hatte sich dicht vor dem Hauptportal aufgestellt, und ihre trotzigen Mienen und Gebehrden deuteten an, daß sie grade nicht mit loyalen Gesinnungen zu der Tauffeierlichkeit gekommen waren.

Ein kecker Jüngling, ein redefertiger Sohn der Residenz, sah die ernsten, drohenden Gesichter und rief mit übermüthigem Spott:

„Die sehen auch aus, als wenn sie eben den Satan verschluckt hätten, haben wohl noch nicht genug vom Segen abbekommen, hungriges Gesindel, gut für den Rosenkranz, aber sonst keinen Maravedi werth!“

Ueber das Gesicht des daneben stehenden Bauers zuckte es wie ein Blitz, aber er schluckte die heftige Entgegnung zurück und näherte sich dem Ohr des Spötters, flüsternd:

„Ihr täuscht Euch, Jüngling, hättet Ihr in Madrid anno 48 nur so gut gestanden, wie wir, dann wär's mit dem Gaukelspiel längst vorbei. Damit gut, urtheilt ein andres Mal nicht nach dem Kittel.“

Der Angeredete schwieg betroffen und sah erstaunt und verdutzt den Bauern an, aus dessen Munde eine so gescheidte Antwort gekommen.

Unterdessen war ein Priester herangetreten, eine hohe imponirende Gestalt. Um seine Mundwinkel zuckte es zuweilen wie finstere Entschlossenheit, aber auf dem Gesicht lag sonderbarer Weise ein fast himmlischer Frieden ausgebreitet, die Augen strahlten in überirdischer Begeisterung, so daß das Antlitz des muskulösen Greises anziehend zu nennen war und das tiefste Vertrauen einflößen konnte.

Es war, wie die Leser bald errathen werden, der Pfarrer Martin Marino, der entschlossen schien, an diesem Mariä-Lichtmeß-Tage ein blutiges Opfer dem Lichte und der Freiheit zu bereiten.

Politischen und religiösen Schwärmern, Fanatikern einer Idee, ist es eigen, im Augenblicke der Entscheidung fest, sicher und ohne

fieberhafte Erregung zu handeln, so daß Keiner einen Zweifel an ihrer Zurechnungsfähigkeit haben konnte.

Und handelte nicht Pfarrer Marino unter dem Eindruck eines fest und stählern geordneten Ideenganges? War er nicht überzeugt von der Tugendhaftigkeit seines Beginnens?

Als die Bauern des Pfarrers ansichtig geworden waren, machten sie ehrerbietig Platz, worüber der vorhin erwähnte Madrider Jüngling nachdenklich den Kopf schüttelte und seinen Nachbar mit den Worten anstieß:

„Das scheinen mir entweder recht närrische Käuze oder verkappte Carlisten zu sein. Erst gebehrden sie sich sehr rebellisch und dann machen sie dem Pfaffen da so unterwürfig Platz, als wenn's der Herrgott selber wäre!"

Die dienstthuenden Soldaten und Alguazils machten Miene, den Pfarrer, der entschlossen vorwärts schritt, aufzuhalten; aber der ernste, gebietende Blick, den ihnen Marino zuwarf, das lange geistliche Kleid, die braune Kutte und die majestätische Haltung, alles zusammen der Ausdruck der höchsten Energie, lähmte den Eifer der Ordnungswächter, und sie ließen den Pfarrer unangefochten passiren, wußten sie doch nicht, ob sich nicht unter dem schlichten Mönchskleide ein gewaltiger Kirchenherr verberge, wie dies in katholischen Ländern gar oft vorkommt, wo die Kutte jene geistliche Demokratie repräsentirt, welche den Erzbischof dem Pfarrer, den fürstlichen Abt dem schlichten Mönch, den Cardinal dem unscheinbaren Caplan gleichstellt, und keinen geistlichen Adel aufkommen läßt.

Pfarrer Marino trat in die Kirche — er schrak zusammen — denn vor ihm stand José Martinez, der einzige, welcher die ganze Liebe des Greises besaß, aber auch der einzige seiner Verehrer, der den Mordplan des Pfarrers mißbilligte und unablässig bemüht gewesen war, ihn davon abzubringen, ihm klar zu machen, daß das Attentat nur Unheil über das Land bringen würde, und daß man besser viele Jahre auf stille, langsame, fleißige Heranbildung der Volksmassen verwenden müsse, um eines endlichen Zusammensturzes des morschen und im Grunde faulenden Gebäudes sicher zu sein.

„Martinez! Warum stellt Ihr Euch wie ein böser Geist mir entgegen?" flüsterte Marino. „Wollt Ihr die Rache des Himmels verdienen?"

„Vater, ehrwürdiger Vater! Erbarmt Euch Spaniens — — liebt Ihr Euern José nicht mehr, der Euch mit Thränen in den Augen bittet — abzulassen?" — hauchte brennenden Auges der

junge Mann, und zog den Pfarrer in das Seitenschiff, um von dort aus in eine Kapelle zu gelangen, wo ein ungestörter Verkehr möglich war.

Marino folgte nur mit äußerstem Widerstreben, aber er vermochte es nicht, seinem lieben José ein hartes Nein zu sagen.

Die Feierlichkeit vor dem Hochaltar dauerte fort, die mächtigen Orgelklänge brausten wie ein melodisches Gewitter durch die kühngewölbten Hallen, und wie die Weise der himmlischen Heerschaaren klang der Gesang der jugendlichen Choristen dazwischen.

Die Mittagssonne warf ihren Schein durch das bunte Fenster der Kapelle, und bildete magische Reflexe auf dem feinen Mosaikboden, belebte die halb verblichenen Bilder an der Wand.

Pfarrer Marino hüllte sich in beharrliches Schweigen und starrte, in tiefen Gedanken versunken, vor sich hin. Da begann es in seinen faltigen, gelben Zügen zu leben und zu zucken, seine Augen flammten in hehrer Verklärung, das spärliche Haupthaar und der Bart, beschienen von den bunten Strahlen, wurden zu einer Glorie, und Marino, dessen Gestalt zu wachsen schien, glich in seinem Gewande einem Propheten des alten Bundes, einem Jesaias, der die Sünden der Welt mit unerbittlichem Arm zu richten, zu strafen bereit ist.

José blickt scheu zu Marino mit dem eisernen Willen empor und wagt nicht zu reden, denn der Gedanke schießt ihm durch den Kopf: Wer weiß, ob nicht die Vorsehung grade Marino zum begeisterten, energischen Werkzeuge sich erkoren hat?

Ist denn Marino ein Fanatiker aus unreinen Absichten? Hat er nicht sein Lebtag den Wandel eines Heiligen geführt und muß er nicht ein übermenschliches Wesen sein, der sein zeitliches Wohl so sehr für nichts achtet, daß er fast karg lebte, den Armen mit vollen Händen wohlthat, die ärmlichen Hütten heimsuchte, nicht fürchtend das ärgste Unwetter, nicht achtend der holprigen, unsichern Bergwege, der angeschwollenen Gebirgsbäche, der blutenden Füße und der Anstrengungen, um Trost, Balsam und Hilfe zu bringen, der unabläßig die Unschuld beschützte, und den Wittwen und Waisen ein Vormund war, der niemals sich durch Reichthum und Glanz blenden ließ, und endlich jetzt sich Spanien, der Tugend und der Freiheit zum Opfer bringen will?

José war auf dem Punkte, den Pfarrer Marino nicht mehr in der Ausführung seines Entschlusses zu hindern, denn wie todesmuthige Begeisterung kommt es auch über ihn, und er will den muthigen Pfarrer im Augenblick der That unterstützen. — Der Fanatismus, die Schwärmerei wirken oft ansteckend.

Doch — halt — das Bild seiner Inez tritt vor ihn, thränenüberströmt und mit gefalteten Händen.

José schilt sich einen Schwächling, aber nach und nach dämmerte die Ueberzeugung in seinem Geiste, welch' tiefe Kluft zwischen ihm und dem Pfarrer Marino sei.

Die Freundschaft zwischen dem jungen Manne und dem priesterlichen Greise ist erwachsen aus ihrer gemeinschaftlichen Liebe zur politischen Freiheit, zur öffentlichen Tugend, aus ihrem gemeinsamen Hasse gegen die staatliche Tyrannei, gegen das in Spanien im Purpur eingehüllte Laster. Aber Martin Marino ist stets ein Schwärmer geblieben und José Martinez hat denken gelernt.

Plötzlich ist ihm klar, daß das Attentat, ob es nun glückt oder nicht glückt, den Thäter zu einem gemeinen Mörder stempeln müsste. Die leitenden Personen würden nicht zaudern, der entschlossenen That sofort persönliche Rache oder Wahnsinn als Motiv unterzuschieben; die blinde Menge würde es glauben, und Marino's aus den reinsten Beweggründen stammende Handlung wäre auf immer mit dem Brandmal des gewöhnlichen Mordes befleckt.

Noch mehr. José muß sich sagen, daß ein verfehltes Attentat grade der Königin Isabella den Glorienschein der Verfolgten verleihen, der reaktionären Partei aber die Handhabe zur Vernichtung des spanischen Liberalismus, und zum schonungslosesten Militär- und Polizei-Regiment bieten müsste.

Gelänge es aber dem kühnen Pfarrer, die Königin Isabella zu tödten, — würde nicht unter einer Dictatur des übermächtigen Narvaez im Bunde mit der alten Königin Christina ebenfalls die Reaktion triumphiren? Die spanischen Republikaner endlich würden es nicht wagen, aus dem politischen Morde Vortheil zu ziehen, nur die Carlistenpartei würde sich rühren, um in jedem Falle die unbeliebten Orleans von der Vormundschaft oder Thronfolge auszuschließen, und einen Carlos auf den spanischen Thron zu setzen durch Wiederherstellung des salischen Gesetzes.

Hier die Reaktion — dort der Bürgerkrieg! — Nur durch unablässige redliche, klare Gedanken-Arbeit kann nach Jahren das spanische Volk zu einer Wiedergeburt herangereift, kann der Augenblick herbeigeführt werden, wo die bourbonische Dynastie wie ein fauler Apfel vom Baume der Geschichte fällt — — niemals durch den politischen Mord. —

José Martinez athmet auf, wie milde Sonnenwärme durchdringt

ihn die Gedankenklarheit, und das Lied der weißgekleideten Kinder auf den Chören klingt ihm wie:

„Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ —

Er fühlt ein unendliches Erbarmen mit der armen, irre geleiteten, gewaltsam geblendeten Königin Isabella; wirft sich vor dem Pfarrer auf's Knie nieder und fleht:

„Ehrwürdiger! Habt Erbarmen mit dem jungen Weibe! schont die Königin! Ist sie denn nicht ein schwaches, verführtes Weib, ein unzurechnungsfähiges Werkzeug? Ist sie nicht blos eine Puppe der schlauen Jesuiten, ein Spielzeug der ränkesüchtigen Christina, der verschlagenen Patrocinio, des Pater Claret, des ehr- und gewinnsüchtigen Narvaez, Serrano, Concha, San Luis, Pavia und wie sie alle heißen mögen, die hundertmal mehr den Tod verdient haben, als sie?“ —

Des Pfarrers Blicke, die milder geworden waren, nahmen wieder die frühere Härte an; er hob José auf und sprach zu ihm:

„Ich bin ein Werkzeug der Vorsehung, Gott hat mich gesendet, mein Wanken wäre ein Frevel gegen ihn, der in diesem Augenblicke meinen Arm begeistert und kräftigt. Geh', José, Du sollst nicht bei mir sein, Du hast andre Arbeit.“

José richtete sich stolz auf und sah Marino mit milder Festigkeit in's Auge:

„Ich weiche nicht von Eurer Seite, Ehrwürdiger. Ihr seid ein Priester der christlichen Liebe, Euer Gott ist nicht der rächende Jehova, sondern der verzeihende, liebende Christengott!“

„Geh, Versucher, gehe hinter mich!“ sprach abwehrend der Pfarrer und schwieg von nun an hartnäckig.

José, der den Alten zärtlich liebte, wagte es nicht, ihn gewaltsam in Ausführung seines blutigen Vorhabens zu hindern. Er ging, sein Entschluß war gefaßt.

Pfarrer Marino starrte ihm nach und warf sich dann vor dem Kapellen-Altar nieder:

„Du Gott der Gerechtigkeit, ich gehe, als Dein geweihtes Werkzeug, um Deinen Namen zu rächen. Mein Lieben, mein Hassen habe ich vergraben; ich fühle nicht mehr, ich denke nicht mehr, ich sehe Deinen Himmel offen und werde bekleidet sein mit dem rothen Kleide der Märtyrer in dem Lande der ewigen Freiheit, des reinen Lichtes und der triumphirenden Tugend.“ —

Er verharrte noch lange knieend im leisen Gebet und lauschte

dabei auf das Ende der Feier; — eben sprach der Bischof die schon erwähnte Taufformel, der Augenblick nahte heran. — — —

Die Unterredung der Beiden war nicht ganz unbelauscht geblieben. Die Leser wissen ja bereits, daß die vornehmsten Jesuitenhäupter und Carlisten sehr genau von dem beabsichtigten Attentate unterrichtet waren, und von seinem Gelingen den sehnlich gewünschten Bürgerkrieg und den Sieg der Carlisten-Sache erwarteten.

Es mußte daher in ihrem Interesse liegen, alle Hindernisse der Ausführung der blutigen That Marino's aus dem Wege zu räumen.

Schon seit dem Eintritte des Pfarrers in den Dom war ihm und Martinez ein als Bauer verkappter Mönch, der bei der Zusammenkunft im Kloster der Mancha gewesen war, nachgeschlichen; hinter der nur angelehnten Thür der Kapelle versteckt, hatte er einen Theil der Unterredung der Beiden belauscht, und als Martinez herausgetreten war, näherte er sich ihm mit den vertraulich geflüsterten Worten:

„Freund, Ihr habt doch dem ehrwürdigen Pfarrer die Sache ausgeredet? Ach, der gute Mann ist wohl doch nicht ganz richtig im Kopf?"

Martinez fuhr zusammen, faßte sich aber bald und versetzte:

„Mann, ich weiß nicht, was Ihr sprecht?"

„O seid nur getrost, Sennor," entgegnete schlau lächelnd der verkappte Pfaff, „ich gehöre zu den Verschworenen, weiß ganz genau, was der Pfarrer heut beabsichtigt, bin auch ein ehrlicher Republikaner, habe aber die Ueberzeugung gewonnen, daß das Attentat ein thörichtes Beginnen wäre."

José war überlistet. Aus Freude darüber, Einen gefunden zu haben, der seiner Ansicht war, antwortete er:

„Nun gut, Kamerad! ich glaubte kaum, daß es dem Marino ernst sei, aber da ich sehe, daß er auf dem Sprunge steht, um seine wahnwitzige That auszuführen, bitte ich Euch: helft mir, das Unternehmen hintertreiben um Marino's und des Landes Willen!" —

„Recht von Euch, daß Ihr offen seid; ich werde mich vorn aufstellen und dem Pfarrer den Weg vertreten, wenn er heran will, ihn nöthigenfalls als verrückt festhalten lassen und ihm geschickt die Waffe entwinden, damit Niemand ahne, was er gewollt hat," rieth der Verkappte. José erwiederte:

„Ich verstehe! Ich werde unterdeß gehen und mit dem Offizier am Eingange sprechen, daß er das Spalier, welches der Hof passirt,

streng überwache, damit Niemand bis zu der Majestät durchdringen kann."

„Halt" — unterbrach ihn der Bauer, — „mir fällt noch was Besseres ein, ich laufe zum Sakristan, um ihn zum Verschließen der Kapelle zu bewegen, da ist's gethan, die Königin sammt Marino sind dann gerettet. Ihr bleibt indeß an der Kapelle, damit Ihr Marino im Auge behaltet."

„Geht, um Gotteswillen!" flehte José.

Der Bauer huschte in der Menge fort, wo ihn José bald aus den Augen verlor. Er selbst blieb an der Thür der Kapelle stehen, um Marino's Schritte zu beobachten und entschlossen seinem Vorhaben entgegen zu treten, falls der Sakristan nicht rechtzeitig einträfe.

Es waren mehrere Minuten vergangen. Jubelnd ertönten die Pauken von den Chören, dazwischen klangen die Posaunen und Flöten, die Violinen und Cello's, begleitet von dem Gesang der Knaben, Mädchen und Mönche.

Das „Herr Gott, dich loben wir!" trugen die allmächtigen brausenden Accorde durch den majestätischen Bau und schienen alle unreinen und gehässigen Regungen hinschmelzen zu wollen in ein allgemeines Versöhnen.

Plötzlich fühlte sich José Martinez an der Schulter berührt, er dreht sich um, ein Offizier stand hinter ihm und redete ihn mit den Worten an:

„Sennor! Im Namen der Königin verhafte ich Euch!"

José Martinez wechselte die Farbe, was sollte das heißen? Doch schnell gefaßt, that er die Frage: „Solltet Ihr Euch nicht täuschen in mir? Ich heiße José Martinez."

„Ich täusche mich nicht," gab der Offizier streng zurück, „folgt mir unverzüglich, denn es gilt, Aufsehen zu vermeiden, im Weigerungsfalle wende ich Gewalt an."

José sah wohl ein, daß es besser sei, ohne Widerspruch zu folgen, um dadurch jegliches Aufsehen zu vermeiden; denn die Andächtigen, die in dem Seitenschiffe knieten, hatten bis jetzt noch keine Aufmerksamkeit auf das verwandt, was sich geheimnißvoll in der Nähe der Kapelle abspielte.

Es war eine einaktige, grauenvolle Tragödie, so dünkte es José. Vor seinen Augen war es finster geworden, er sann nach, ob es nicht möglich sei, den Lauf des Verderbens zu hemmen und Marino zu retten. Denn José war der Meinung, die Verschwörung sei entdeckt worden und man wolle sich in der Stille aller Derer versichern, die

in das Komplot verwickelt gewesen. José Martinez freilich war nur Mitwisser, hatte niemals Marino's Plan gebilligt und in den letzten Wochen alle seine Beredsamkeit aufgewendet, um den fanatischen Pfarrer von seinem Vorhaben abzubringen. Es war vergebens gewesen. Jetzt, wo er in der Kathedrale erschienen war, um mit Aufbietung aller Kräfte die That des heillosen Schwärmers zu verhindern, — wurde er — vielleicht als Mitschuldiger — verhaftet, der Rache seiner erbittersten Feinde übergeben und an's Messer geliefert. Die Orgel-Jubelhymne, die durch den Dom brauste, kam ihm jetzt wie der Triumph-Chor der Priester des Satans über ihn, den Ehrlichen und Reinen, vor.

Der Offizier geleitete den Verhafteten nach einer kleinen Seiten-Kapelle, in welche er ihn vorläufig einschloß und bald darauf einige Soldaten beorderte, um ihn zu bewachen. —

José's Vermuthungen hatten doch noch nicht den tiefsten Grund der pfäffischen Intrigue erreichen können. Die Sache lag ganz anders.

Der verkappte Bauer, von dem die Leser bereits wissen, daß es ein Jünger des heiligen Ignatius von Loyola ist, spielt eine schändliche Doppel-Rolle. Er ist einer von denen, welche den Tod der Königin Isabella wünschen; und da er durch sein Lauschen die Ueberzeugung gewonnen hat, daß José Martinez, den er kennt, um jeden Preis das Unternehmen Marino's verhindern will, so lügt er sich in des Ersteren Vertrauen, geht dann zu dem betreffenden Offizier, dem er als geheimer Polizei-Agent bekannt ist und — denuncirt den José Martinez als einen, der ein Attentat auf die Königin beabsichtigte, schweigt aber über den Pfarrer. Warum?

Nun, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die der verzweifelten That im Wege stehen, um durch den erfolgten Mord der Königin Isabella den Bürgerkrieg vorzubereiten und dem Zweige des Don Carlos über Blut, Thränen, Verrath und Schande des unglücklichen Landes den Weg zum Throne zu bahnen. Alles ad majorem gloriam Dei (zur größeren Ehre Gottes). Das war die finstere Intrigue der Jesuiten, wie sie in dem einsamen Kloster der Mancha gesponnen worden unter der Leitung des entsetzlichen Pater Antonio Mareguon, des Giftmischers, des Dolchgewandten, des Halsumdrehers! — —

Armer Martin Marino! Du bist mit Deiner heiligen Schwärmerei zum Werkzeuge elender Banditen herabgesunken, und der reine Gedanke Deines Feuerkopfes soll nur die gemeine That gebären, soll Dich für die Geschichte zum fanatischen Meuchelmörder stempeln. —

Marino ist aus der Kapelle getreten. Aus seinen Augen strahlt überirdischer Glanz; denn er hat abgeschlossen mit seinem Leben. Der Augenblick naht, wo er die Summe all' seines heißen Fühlens, all' seines himmelstürmenden Wollens ziehen will. Die Menge geräth in Bewegung, der Zug der Majestäten und des unzählbaren Gefolges ist im Begriff, die Kathedrale zu verlassen.

Nur mit Mühe gelang es den Offizieren, Soldaten und Kirchenbedienten, den engen Pfad frei zu erhalten bis zum Ausgangsportal. Marino merkt an dem wogenden Gedränge, daß der königliche Zug naht, fieberhaft tastet er unter sein Kleid, ob der Dolch auch an seiner Seite ist. Er fühlt ihn, die Blicke des Pfarrers funkeln in begeisterter Freude. Ohne auf die erstaunten Blicke der Umgebung zu achten, schiebt er sich hastig durch die wogende Menge. Wer ahnt sein Beginnen?

Langsam und feierlich schreiten die Herolde den Majestäten voran, die getragenen Töne der Posaunen geleiten sie, die Augen der Menge sind auf das glänzende Schauspiel gerichtet, welches geeignet ist, die kältesten Köpfe zu betäuben.

Dicht hinter der Königin schreitet die Aja mit dem kleinen Täufling, und als sie am geräumigen Portal angelangt sind, da theilt sich die neugierige, schaulustige Menge, und den Augen der Majestät bietet sich der ganze bunte Wirrwar der verschiedensten Stände dar. Der Soldat steht neben dem Dorfmädchen, der hohe Offizier in einer Gruppe von Arbeitern.

Martin Marino hat sich mit finstrer, verzweiflungsvoller Entschlossenheit bis in die vorderste Reihe gedrängt, und man hat ihm, dem Mann Gottes, bereitwillig Platz gemacht, da die ehrwürdigen Gesichtszüge und der lange Bart der Umgebung Ehrfurcht einflößen.

Gewiß, — denkt mancher, — er will seine Königin begrüßen, ist vielleicht von weither nach der Residenz geeilt, um die junge Monarchin zu begrüßen, sie zu segnen.

Doch nein, — in den unheimlichen Blicken des Priesters glänzt es nicht wie Segenslust und Wohlwollen; der sich selbst vernichtende Haß, der alttestamentliche Zorn eines Moses, der durch's Lager ging und dreitausend Mann niederhieb, weil sie nicht Jehovah gehorcht hatten, glimmt in den Augen Marino's wie vernichtendes Feuer.

Die Majestät naht langsamen Schrittes. Wie ein Raubthier den Raum durchmißt, der es von seiner Beute trennt und sich dann sprungfertig macht, so spannt Martin Marino seine Nerven an, um den richtigen Augenblick zu seiner That zu wählen.

Da drüben im Hintergrunde stehen zwei Mönche, sie behalten Marino fest im Auge, sie wissen, was er will, sie wollen es nicht hindern und teuflisches Behagen zuckt um ihre Mienen. Die Orgel spielt noch immer, die Silberstimmen der Knaben und Mädchen klingen drein, aber die Hölle triumphirt in der Vorhalle des Friedenstempels.

Nur noch vier Schritte ist Königin Isabella entfernt. Regungslos steht Marino da, seine geisterhaften Blicke sind auf die Monarchin gerichtet.

Plötzlich, wie von magnetischer Kraft gezwungen, richtet sich das Auge der Königin auf den greisen Priester, sie fühlt sich von ihm getroffen, erschrickt und bleibt stehen. — Ein Augenblick! —

Martin Marino hat blitzschnell den Dolch aus dem Gewande gezogen, ist blitzschnell vorgesprungen und hat den gewaltigen Stoß nach dem Herzen der Königin geführt. —

Einen Moment ist Alles wie von Schrecken gebannt. Die Frauen, welche Marino umgaben, sind wehklagend zurückgewichen. Die Königin ist zusammengesunken mit lautem Schreckensschrei und kreidebleichem Gesicht, Offiziere, Prinzen, und Hofdamen umgeben sie, um zu sehen, ob die Königin noch lebt und um ihre Person zu sichern.

Gräßlicher Tumult erhebt sich; noch immer brausen die Jubelklänge der Orgel und mischt sich in das Wehklagen in der Vorhalle, und in den Wirrwar, der jetzt entsteht.

„Die Königin ist gemordet!“ so tönt es hinein in das Innere der Kirche, und Alle, Alle, die nicht Zeugen des entsetzlichen Ereignisses waren, erfaßt panischer Schrecken.

„Die Königin ist gemordet!“ so ruft einer dem Andern zu. Die Offiziere ziehen ihre Degen, die Frauen ringen die Hände und verhüllen ihr Antlitz, das Orgelspiel endet in einem grellen Mißton, die Musik und der Gesang verstummen, und wehklagend donnert die Menge die Treppen der Chöre herab, die Kerzen auf den Altaren verlöschen.

„Rache, Rache! Das sind die Jesuiten gewesen!“ rufen laut, mehrere Männer und ballen grimmig die Fäuste gegen einzelne Kutten, die ängstlich durch die Seitenthüren zu entkommen suchten, denn sie wissen, daß jede schlimme That ihnen Schuld gegeben wird..

„Wehe, Wehe uns! nun kommt der Bürgerkrieg wieder!“ riefen Andere. Unterdessen ist der verhängnißvolle Ruf: „Die Königin ist ermordet!“ auch zu den Volksmassen vor der Kathedrale gedrungen. Man suchte von außen einzudrängen aus Neugierde, aus Theilnahme, aber mit gefälltem Bajonnet lassen die erbitterten Offiziere das Volk

zurücktreiben, denn der Ruf: „Es lebe die Republik!“ den einige starke Bauerngruppen ausstoßen, der manches jubelnde Echo findet, läßt der Vermuthung Raum, daß ein Complot besteht.

Aber Marino? — Starren, unbeweglichen Antlitzes hat er die Königin fallen sehen, aber er scheint es zu wissen, daß sie durch eine rasche Wendung dem tödtlichen Stoße entgangen, daß also die lange vorbereitete That mißglückt ist.

So lange ist er starr und standhaft, fest und sicher geblieben, und einige Augenblicke hat Niemand daran gedacht, den Mörder anzutasten; er hätte entrinnen können, doch was liegt Martin Marino daran? Er hat sich längst zum Tode vorbereitet!

Nach der mißglückten That, nach dem Scheitern seines Racheplans, hat das Leben nichts mehr für ihn, als die Nacht des Wahnsinns. Der Haß gegen die Unterdrücker war die Atmosphäre, in der er athmete, die Rache war für ihn Lebenszweck; er hat diesen Zweck verfehlt, es ist vorbei mit ihm, und er streckt die Hände willig Denen dar, die ihn gefangen fortführen wollen. Der Muth der Zeugen erwacht nun erst; man will ihn zerreißen, aber mit gezogenen Degen halten die hinzutretenden Offiziere die racheschnaubende Menge zurück, damit das Opfer lebendig bleibe und man der vermutheten Verschwörung auf die Spur kommen könne.

Martin Marino sinkt mit einem verzweifelnden: „Ach, mein Gott!“ ohnmächtig nieder. —

Unterdeß hat man sich überzeugt, daß die Königin nur leicht verletzt worden, denn die rasche Wendung und die Dichtigkeit der Gewänder hat dem mörderischen Stoß seine Wirkung genommen. Sie schlägt wie träumend die Augen auf und jubelnd tönt es:

„Die Königin lebt! Viva Isabella, nuestra reyna!“ Viva die Prinzessin von Asturien!“ —

Die Ordnung ist rasch hergestellt und geführt von dem Gemahl und den Frauen des Hofes erreicht die Königin ihren Wagen, und als die Menge sie unverletzt sieht, braust es gewaltig über den Platz:

„Viva Isabella! Nieder mit den Jesuiten!“

Es hatte sich nämlich unter dem Volke das Gerücht verbreitet, das Attentat sei von einem Priester der Jesuiten unternommen worden, denn es war im Allgemeinen dem Volke schwer glaublich, daß ein Priester eine solche That im Interesse der Republik unternommen haben sollte.

Martin Marino wurde unter starker Militär-Bedeckung und dem Wuthgeheul des Volkes und einzelnen Steinwürfen nach dem Staats-

gefängniß mehr geschleppt, als geführt. O armer Priester! Du bist das Opfer deiner fanatischen Gerechtigkeitsliebe geworden.

Von der Kathedrale läuteten dumpf die Glocken wieder und einzelne Offiziere ritten durch die Residenz, um dem Volke die Rettung der Königin mitzutheilen; Patrouillen zogen durch alle Straßen, um alle Demonstrationen, die der Königin feindlich sein konnten, zu unterdrücken und zugleich die unschuldigen Mönche und Priester vor den Beleidigungen des Pöbels zu schützen.

Unter brausendem Jubel kehrte die Königin Isabella mit ihrem Gefolge in das Schloß zurück. —

Sechszehntes Kapitel.

Die Berathung der Jesuiten über das mißglückte Attentat.

José Martinez schien in seiner Kapelle vergessen zu sein, denn Niemand erschien, um ihn abzuführen, er machte alle Qualen eines Menschen durch, der die Mittel hat, Jemanden zu retten, dem aber hinterrücks eine böse, tückische Macht Hände und Füße bindet. Er hatte noch immer gehofft, jener Bauer, mit dem er sich verständigt, würde Alles aufbieten, um Martin Marino von der Ausführung des unseligen Entschlusses zurückzuhalten. Ach, er ahnte nicht, wie er von seinen ärgsten Feinden, den Jesuiten, so schändlich hintergangen und in seinen patriotischen Bemühungen lahm gelegt worden war.

Zu ihm in die stille, einsame Kapelle drang der Lärm, der sich in Folge des Attentats erhoben hatte, und der Schreckensruf: „Die Königin ist ermordet!“ traf ihn wie ein jäher Blitzstrahl, der zugleich den Nebel des Truges zerriß, der seine Blicke umflort hatte. Er sah plötzlich mit seinem Geistesauge einen Abgrund von jesuitischer Bosheit sich öffnen, und was der Leser bereits weiß, das stand in heller Ahnung vor José's Geiste. Er zitterte und schlug sich an die Stirne vor Verzweiflung.

Er war in schnödester Weise geopfert, wurde vielleicht dem wüthenden Pöbel als Spießgesell eines Mörders vorgeführt, denn ein Jesuit, der zugleich als Geheimpolizist dem reaktionären Ministerium diente, war sein Hauptbelastungszeuge.

Und dazu der Triumph der Jesuiten, wenn sie sagen konnten: Seht, keiner von uns, sondern ein Republikaner ist der Mitschuldige des Pfarrers! Ja noch mehr, würde man ihn, den schon so oft Verfolgten, gefährlichen Agitator nicht für Den halten, der den fanatischen Pfarrer nur als Werkzeug gebraucht? O, es war entsetzlich!

Nachdem der Tumult eine Weile gedauert hatte, war es wieder ruhig geworden in der Kirche. Müde von der beispiellosen Aufregung, abgemattet von den Qualen der Ungewißheit, war José in einen todtenähnlichen Schlaf gesunken.

Ein süßer, freundlicher Traum überschlich seine Seele und entführte sie nach den Ufern des Ebro, wo seine freundliche Wohnung stand und das schöne Weib Inez, den Knaben auf dem Schooße, an seiner Seite saß, und ihn mit unsagbarer Liebe ansah.

Holder Traum, der du die Schmetterlingsflügel der Seele entfaltest und diese in einen Zauberspiegel schauen läßt, der entweder die liebliche Vergangenheit oder die verhüllte, tröstende Zukunft als Gegenwart zeigt, stärke und richte unsern Helden auf, damit er nicht das Opfer eines boshaften Betruges, damit sein Name nicht gebrandmarkt werde, als der eines — unüberlegten Schwärmers! — —

Schreiten wir nach dem Königsschloß von Madrid, um am Lager der Königin die Gardine zu lüften und zu sehen, wie es der erschreckten, jungen Majestät geht. Wahrhaftig, es ist keine Kleinigkeit, erst unter dem Klapperschlangenblick eines übermenschlichen Hasses zusammenzuzucken, wehrlos zu werden und dann den Mordstahl vor den Augen funkeln zu sehen, ohne daß die schreckensgelähmte Zunge im Stande wäre, ein: „Hilf Gott!“ oder ein „Ave Maria!“ herzuflüstern.

Es ist ein schlimmes Ding, so den Tod wie ein züngelndes, zischendes Vipernhaupt vor sich zu sehen, zumal, wenn man so manche nicht unwichtige Gewissens-Angelegenheit mit dem lieben Gott in Ordnung zu bringen hat.

Die Königin Isabella liegt in heißen Fieberfantasien. — Ihre Stirn flammt in fliegender Hitze und ihr Geist gehört nicht der Gegenwart an, denn auch er träumt. Aber die Traumgebilde der Majestät scheinen nicht so angenehm zu sein, als die des edlen Freiheitskämpfers José Martinez, denn zuweilen fährt sie auf, starrt in die purpurnen Gardinen und ruft:

„Blut — Blut — überall! — — O, ich — — ersticke — — — mein Blut ist es“ — — — — Dann röchelt sie wieder und murmelt unverständliche Worte. Sie will die Hände falten, aber gichtisch zucken sie nur und zittern und versagen den Dienst.

„Erbarmen, Erbarmen! Gott — Heilige Jungfrau! — — So jung noch, so jung — und schon in die Hölle — — Verdammte — — Nein, nein! — O Erbarmen, Erbarmen! — Laß ab — — Priester — — quäle mich nicht mit deinem glühenden — — Eisen — — steche mir nicht die Augen aus — — o ich sehe meine Sünden — — ich will bereuen!" —

Am Bett der Ruhelosen und Gepeinigten sitzt der Leibarzt und stützt gedankenvoll den Kopf in die Hand, und am Fußende des Lagers erblicken wir die Schwester Maria Raphaele del Patrocinio.

Marmornen Antlitzes, das nicht mehr Gefühlen Ausdruck geben kann, starrt sie auf die leidende Königin und hält zuweilen das Kruzifix an die brennenden Lippen derselben, als sollte dies ein kühlendes, besänftigendes Heilmittel sein, aber zuweilen stößt es die phantasirende Fürstin zurück und ruft: „Weg, weg — — mit dem kalten Eisen — — — ich will es nicht sehen!" — — — dann verdreht die Nonne fromm die Augen und ihre Lippen bewegen sich leise, wie wenn sie eine Beschwörungsformel murmelte.

Im Vorzimmer wimmelt es von Hofdamen, Kammerherrn und Generalen, und alle Viertelstunden werden Boten abgesendet, um den General-Capitänen und den Kommandanten der Hauptstädte Rapport zu erstatten über das Befinden der Königin. — — — — — —

Doch wer sollte es glauben: im Erdgeschoß des Königsschlosses ist eine finstere Gesellschaft zusammgetroffen, die unter Assistenz des Pater Claret Berathung hält über die zu ergreifenden Maßregeln gegenüber dem Mißerfolg des Attentats.

Die Berechnungen der Jesuiten- und Carlisten-Partei waren auf eine böse Weise fehlgeschlagen, und gerade in doppelter Beziehung. Von dem Fanatismus und der Festigkeit des Pfarrers Martin Marino hatte man mit Sicherheit ein Gelingen seines Attentates erwartet.

Auch hatten die Jesuiten geglaubt, ein großer Theil der republikanischen Partei wäre an dem Complot des Marino betheiligt, und gleichzeitig mit dem Attentat würden in allen Provinzen republikanische und carlistische Kundgebungen und Aufstände stattfinden.

Dem war nun nicht so.

Wie die Leser bereits wissen, hatten die republikanischen Führer im Lande den Gedanken eines Mordanschlags auf die Königin mit aller Entschiedenheit von sich gewiesen, und thatsächlicher Mitwisser war außer den exaltirten Bauernhäuptern, die Marino in seine Absichten eingeweiht, nur unser José Martinez.

„Es ist eine böse Geschichte das," brummte unwirsch Pater An-

tonio Maregnon. „Die vermaledeite Affaire bleibt auf uns sitzen, wenn wir nicht sehr schlau operiren."

„Wir haben ja den Demagogen, den Martinez, in der Marderfalle. Der muß als republikanischer Popanz die Mitwisserschaft zugestehen, denn wir haben einen Zeugen, der ihm das auf den Kopf sagen kann!" warf ein Anderer der Schwarzröcke ein.

Antonio schüttelte trüb das Haupt und seine Augen schlossen sich halb, als wenn er einen langen Gedankenfaden verfolgte, der ihn aus dem bösen Labyrinth retten sollte. Pater Claret antwortete für ihn:

„Nein, Confrater, so rasch ist die Sache nicht abzumachen. Bedenkt, unser getreuer Ordensbruder, dem es geglückt ist, den Martinez in die Falle zu locken, würde durch die Aussagen dieses' gewandten Agitators am schlimmsten compromittirt dastehn.

„Martinez war selbst einmal Priester und hat leider tiefer in unsere Karten geguckt als für uns gut ist; bei einer gerichtlichen Verhandlung würde er mit seltener Schlauheit uns in die schlimmste Verlegenheit bringen.

„Andererseits würde Martinez die Waffe des erwähnten Belastungszeugen gegen diesen selbst wenden und in überzeugender Weise darthun, daß dieser grade dadurch, daß er ihn denuncirt, verhindert habe, im letzten Augenblicke Martin Marino zurückzuhalten; was folgt daraus, Confratres? Nichts andres, als daß unser Freund und Kundschafter dem Attentat Vorschub geleistet hat! Und wie steht der Orden der Jesuiten dann da?

„Um so erbärmlicher, als er seine Operationen auf die Tollheit eines abtrünnigen Priesters basirt hat. Ich rieth Euch immer davon zu bleiben, und fühle mich sehr befriedigt, daß ich erst nach der Affaire Kunde von Euern Absichten bekam; ich wasche meine Hände in Unschuld, will aber meine Pflicht thun, um Eure Fehler wieder gut machen zu helfen."

Die Anwesenden nickten dem Sprecher zustimmend zu; seine Worte hatten überzeugt.

„Was thun, muß ich wieder fragen!" warf Antonio ein. „Ihr, Herr Confrater, habt recht schön die Anklage gegen uns formulirt, aber, wenn Ihr auch in allen Dingen Recht haben mögt, so habt Ihr doch noch nicht ein Wort gesagt, um den Schlag vom Orden der Jünger Jesu abzuwenden.

„Das Ministerium hat noch nicht das Geringste gegen uns gethan, das ist wahr; es hat uns vielmehr energisch vor den Feindseligkeiten des aufgeregten Pöbels geschützt und unsertwegen viele Verhaf=

tungen vornehmen lassen; aber ich fürchte, daß hinter dieser Schonung sich etwas ganz anderes verbirgt, als das Vertrauen in unsere Loyalität; ich fürchte, daß General Narvaez, der uns grimmig haßt, dabei aber ein geriebener Diplomat ist, die Hand im Spiele hat.

„Wie dann, wenn er durch den Skandal einer Gerichts-Verhandlung, durch eine Protektion des Martinez, uns vor ganz Spanien an den Pranger stellen ließe? Ein solcher Schlag würde uns mehr schaden, als wenn wir alle nach den Philippinen oder auf die Galeeren geschickt würden.

„Wir haben außerdem die Königin Isabella in diesem Augenblicke gegen uns, besonders seit sie ganz wieder unter dem Einflusse ihrer intriguanten Frau Mutter steht. Auch die Tage der frommen Schwester Patrocinio dürften dann gezählt sein. Confrater, was sollen wir thun? Ihr seid einflußreich!"

Die letzten Worte waren an Pater Claret gerichtet. Dieser lächelte und begann nach einer längeren Pause, während welcher die Blicke aller Anwesenden an seinen Lippen gehangen hatten:

„Die Sache wird Geld kosten; wir müssen verschiedene Leute kaufen; und wir können uns immer noch Glück wünschen, daß es in Spanien möglich ist, selbst königlichen Ministern mit dem Glanze ungezählter Dublonen die habgierigen Augen zu blenden. Der José Martinez muß auf jeden Fall nicht nur auf freien Fuß gesetzt werden, es darf auch gar nicht einmal in die Oeffentlichkeit dringen, daß er verhaftet gewesen ist."

„Wir wollen Alles, Alles opfern," rief einer der Confratres, „wenn es gilt, den furchtbaren Schlag von dem Orden abzuwenden. Aus meinem Kloster will ich zehntausend spanische Thaler beisteuern."

„Und ich stehe für sechstausend!" rief ein Anderer.

„Wenn's sein muß, lassen wir einige Kirchengeräthe einschmelzen und sie durch schlechtere ersetzen!" meinte eifrig ein Dritter.

„Nun ich denke," setzte Antonio hinzu, „die spanischen Jesuiten werden solche Aufopferung kaum nöthig haben, denn es befinden sich in meinen Händen bedeutende Geldsummen für unvorhergesehene Fälle, und sie dürften wohl hinreichen, im schlimmsten Falle das ganze Ministerium zu bestechen, — vorausgesetzt, der Narvaez stände nicht hinter den Coulissen mit scharfer luchsäugiger Aufmerksamkeit."

„Es ist gut!" entgegnete Claret. „Nun höret kurz, wie ich mir die Sache jetzt eben, als Ihr so schön Auktion hieltet, überlegt habe. Nummer eins müssen wir den José Martinez sprechen, damit wir uns

seiner Zunge versichern können, er ist ehrenhaft; Nummer Zwei gilt es, dem Offizier, der den Mann verhaftet hat, zwei Hände und eine Zunge zu vergolden, und sofort bis zum Polizei-Direktor und Militär-Gouverneur hinauf goldene Augen-Binden und silberne Maulkörbe auszutheilen.

„Ihr, Antonio, geht nach dem Staatsgefängniß; thut das nöthige Geld in Euern Beutel, damit die Thüren vor Euch aufspringen und Ihr den José Martinez sprechen könnt; behandelt den Mann mit Offenheit und Würde, denn nur so könnt Ihr ihm imponiren; dann laßt Euch zu dem tollen Pfarrer führen. Ich gehe indeß zum Polizei-Direktor. —

„Heut Nacht kommt zum Rapport wieder hier zusammen!“ —

Die Berathung war zu Ende und die schlauen Patres gingen ihres Weges, um die Weisungen ihres Meisters auszuführen.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Prozeß und die Hinrichtung des Pfarrer Martin Marino.

Es sind einige Wochen vorübergegangen und der Gerichtshof ist zur letzten Sitzung zusammengetreten, um das Urtheil über den „Königsmörder“ Pfarrer Martin Marino auszusprechen. Der Saal des hohen Tribunals ist mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, und nach altspanischer Sitte sitzen die Richter in schwarzen, langen Mänteln an der Gerichts-Tafel.

Nur auserwählten Personen ist es gestattet, als Zuschauer gegenwärtig zu sein. Martin Marino sitzt gesenkten Kopfes auf der „Armesünderbank,“ von zwei Soldaten mit aufgestecktem Bajonnett bewacht.

Der Vorsitzende des Tribunals winkt einem jüngern Mitgliede des Gerichtshofes, um die langathmige Anklage-Akte noch einmal zu verlesen. Es geschieht; die Vorlesung nimmt zwei Stunden in Anspruch, da sie zugleich die Aussage aller der vorgeladenen Zeugen enthält.

Nachdem die Vorlesung der Anklageschrift beendigt war, wandte sich der Vorsitzende des Tribunals an den Pfarrer:

„Martin Marino! Bekennst Du Dich schuldig, mit Vorbedacht den Plan zur Ermordung Ihrer Majestät der Königin Isabella in's Werk gesetzt zu haben?"

Wie ein Blitz zuckt es durch das bleiche, finstre Antlitz Marino's. Mit fast jugendlicher Bewegung fährt der Pfarrer von seinem Platze auf und ruft entrüstet dem Richter zu:

„Was fragst Du mich? Ich hab's Euch unzähligemal gesagt: Ja, ich habe mein Lebtag darüber nachgedacht, wie ich die Rache des großen Gottes ausführen könnte. Ha, Ihr möchtet gern sagen: der alte Marino ist ein Narr; aber Ihr irrt Euch; Marino ist nicht närrisch; Ihr seid zu Narren der Majestät Isabella, dieser blutigen Isabel geworden, aber es muß noch der Ahab kommen" — —

„Schweig!" donnerte der Vorsitzende. „Du hast nur auf meine Fragen zu antworten, aber nicht andere Dinge zu reden.

Murrend stampft Marino auf die Erde und schweigt, während er die Hände in stummer Wuth zusammenkrampft.

Der Inquirent setzt sein Verhör fort:

„Hast Du Niemanden gehabt, der Dir seine Hilfe zur Ausführung zugesichert hätte?"

„Was ich that, war nicht meine Sache, sondern die der ewigen Gerechtigkeit! Ich habe ganz allein gehandelt!" antwortet dumpf der Angeklagte.

„Hattest Du keinen Freund, der Dich warnen konnte?"

Marino zitterte leise. Trotzdem, daß er seiner Gedanken, der unzähligen Verhöre halber, kaum mehr mächtig war, fühlte er doch, daß man ihm das Zugeständniß eines Komplottes entreißen wollte, und er hatte schon von Beginn der Untersuchung an hartnäckig geleugnet, daß er Mitwisser und Mitverschworene gehabt habe. Er gab nun jetzt keine Antwort mehr, sondern schüttelte nur energisch mit dem Kopfe.

Martin Marino war zu ehrenhaft und stolz, um einen Theil seiner Schuld auf die Häupter derjenigen zu wälzen, die er erst selbst in Exaltation versetzt hatte; auch hätte es Niemand vermocht, ihm den Namen José's abzunöthigen. Seine Aussagen waren immer nur dahin gegangen, daß er ohne Theilnahme andrer Personen den Plan des Attentates gefaßt und auch ohne Vorwissen eines Andern ausgeführt habe.

Der Vorsitzende des Tribunals fragte wieder:

„Warum hast Du Ihre Majestät die Königin Isabella tödten wollen?“

„Richter!“ rief wild Marino, „Ich habe sie tödten wollen, um das Weib wegzuschaffen, welches das Land unserer Väter“ — —

Der Richter unterbrach ihn heftig: „Du sollst nicht schmähen, sondern kurz und bestimmt antworten, ob Du im Interesse irgend einer Partei oder aus eigener persönlicher Rache für irgend eine Unbill, die Du Ihrer Majestät schuld giebst, gehandelt hast?“

„Ich habe mit den Parteien im Lande nichts zu schaffen, ich gehörte zur Partei Gottes, zur Partei der Gerechtigkeit; ich habe nicht meine Sache vertreten, sondern die des Herrn, die der Freiheit und der Tugend!“

Der Richter schüttelte traurig den Kopf, der schwärmerische Unglückliche hatte schon längst sein Mitgefühl erweckt und er war eifrig bemüht gewesen, den Inculpaten als irrsinnigen Unglücklichen darzustellen und ihn vom Tode zu erretten; aber die Antworten Marino's, so überspannt sie zuweilen zu klingen schienen, deuteten doch auch wiederum an, daß er durchaus mit voller Ueberlegung gehandelt, und seine That mit dem Muthe eines Märtyrers zu verantworten im Stande war.

Wieder fragte der Vorsitzende des Tribunals: „Welche Folgen hast Du von Deiner That erwartet?“

Betrübten Blickes antwortete Marino: „Ich erwartete den Aufstand, den Rachekrieg aller der Unterdrückten gegen die Dränger. Wenn der Götze gefallen, der Isabella heißt, wären seine Priester in Verwirrung gerathen. Das Volk hätte die Zeichen Gottes gesehen und sich erhoben, um keinen Menschen mehr auf den spanischen Thron zu setzen, sondern Gott und seinen Sohn Jesum Christum; denn es ist Götzendienst, wenn man“ — — — —

„Halt, halt ein, Du lästerst wieder!“ unterbrach den begeisterten Pfarrer der Richter. „Du glaubtest also, Spanien würde eine Republik werden unter der Schutzherrschaft der Kirche?“

„Nein! Herr!“ rief eifrig Marino. „Republik ohne Kirche! Republik — oder nennt's wie Ihr wollt. Wehe, wehe, meine Hand zitterte, der Teufel blendete mich und das spanische Volk — pfui — ist eine Nation von Schwächlingen, aber sie wird einst stark werden und Euch Alle, Alle vernichten“ — — —

„Schweige!“ unterbrach ihn wiederum der Richter. Dieser hatte diese verfängliche Frage gethan, um wo möglich die Jesuiten als Diejenigen darstellen zu können, die den Alten geschickt als Werkzeug gebraucht haben könnten. An der Festigkeit und Wahrhaftigkeit Marino's

aber scheiterte Alles, was der wohlmeinende Gerichtshof zu seinen Gunsten thun wollte. —

„Bereuest Du Deine That, Martin Marino?“ fragte der Inquirent feierlich.

„Ich bereue nichts, als meine Sünden! Niemals werde ich Reue fühlen, wenn ich die Welt von einer bösen Isabel befreien wollte, ich bereue nur meine Hast und Unsicherheit!“

„Unglücklicher,“ erwiederte traurig der Richter. „Du willst als christlicher Priester nicht dem großen Gott, dem Du dienst, die Ehre geben und bereuen, daß Du zum Mörder geworden bist, und zum Hochverräther dazu? Unglücklicher! Mit Deinem hartnäckigen Nein hast Du die Gnade Ihrer Majestät verwirkt, hast Du Dir selbst das Urtheil gesprochen, hast Du selbst an der Religion gefrevelt, die dem Bereuenden ihre mütterlichen Arme öffnet.“

„Wehe mir,“ rief leuchtenden Blickes Marino, „wenn ich von der schwachen Königin Isabella Gnade erbettelte! Ist sie nicht die, von der in der Offenbarung steht? Ich bin kein Mörder, sondern ein Rächer, denn es stehet geschrieben: Und Ihr werdet Euch mit Schwertern gürten!“ —

Nach diesen in höchster Aufregung gesprochenen Worten sank Marino besinnungslos einem Soldaten in die Arme und wurde abgeführt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während sich der Gerichtshof in einem anstoßenden Gemach versammelt, um über das Urtheil zu berathen, beruhigen wir die Leser über das Schicksal des geängstigten José Martinez.

In der That wären die Aussagen des José Martinez vor Gericht sehr compromittirend für die Jesuiten ausgefallen, und um überhaupt die Anklage gegen José möglich zu machen, mußte jener Mann, der Jesuit und Polizeispitzel in einer Person vorstellt, als Hauptbelastungszeuge ihm gegenüber treten.

Wie leicht wäre es dann dem jesuitenfeindlichen Gerichtshofe geworden, Martinez freizusprechen und jenen zweideutigen Pfaffen als boshaften Beförderer des Attentates zu verurtheilen, — und ihn vielleicht zu weitgehenden Enthüllungen zu zwingen, die den Jesuiten und dem Clerus im Allgemeinen furchtbar sein mußten.

Die Obersten der Jesuiten-Partei hatten daher Alles gethan, um dies zu verhindern. José Martinez, der bereits am Tage des Attentates in aller Stille nach dem Staatsgefängniß gebracht worden war, empfing am nächsten Morgen den Besuch des Pater Antonio Mareg-

non und versprach diesem gern, vollständig zu schweigen, während ihm der Pater die baldige Entlassung aus dem Gefängniß zusicherte.

Ehe die Entlassung José's bewerkstelligt werden konnte, war es die Sache des Pater Claret, auszuforschen, in welcher Weise die höchsten Sicherheitsbehörden über den verhafteten José unterrichtet waren. Pater Claret hatte eine Unterredung mit dem Polizei-Direktor von Madrid unter dem Vorwande nachgesucht, um dessen Meinung darüber zu hören, in welcher Weise den schlimmen Gerüchten, die über eine Theilnahme der Jesuiten im Umlaufe waren, entgegen zu treten sei.

Glücklicherweise ergab sich aus den schlauen Fragen Clarets, daß der Polizei-Direktor weder die persönliche Bekanntschaft José's jemals gemacht habe, noch über denselben informirt war. Mit erleichtertem Herzen schied Pater Claret von dem Polizei-Direktor, um sich zu dem Offizier zu begeben, welcher José Martinez verhaftet hatte und ihn durch klingende Gründe zu bestimmen, jeden beliebigen Gefangenen, der ihm vorgestellt würde, als den im Dome Verhafteten zu recognosciren.

Der Lieutenant konnte bei seiner Armuth und dem geringen Solde die artige Geldsumme brauchen, die ihm der Pater bot, zumal dieser ihm klar machte, daß es sich um einen unschuldigen Mann handle, der durch eine gerichtliche Untersuchung nur schwer compromittirt würde. So waren wiederum ein paar Augen geblendet und nun zur Hauptsache.

In der darauf folgenden Nacht wurde José Martinez in aller Heimlichkeit entlassen und statt seiner ein irrsinniger Vagabund in seine Zelle gesperrt. José verließ, den Winken Antonio's gemäß, Madrid auf der Stelle und begab sich mit Freuden zu seinem Weibe und seiner kleinen Familie im lieblichen Flecken Tranquilla am Ebro.

Freilich sah er es ungern, daß er, der erbitterte Gegner der Jesuiten, seine Hand dazu hatte bieten müssen, um diese Herrn aus einer schlimmen Verlegenheit zu befreien. Aber — er hatte dadurch zugleich seiner Partei einen großen Dienst erwiesen und seinen eigenen Namen frei erhalten von jedem Verdacht eines Einverständnisses mit den Carlisten. —

Als gleich im Anfange der gerichtlichen Untersuchung der dem José Martinez untergeschobene arme Blödsinnige von dem Offizier als der im Dome in Folge einer Denunciation Verhaftete recognoscirt worden war, sich aber bald aus dem Verhör und der Untersuchung ergeben hatte, daß der Irre gar nicht Martinez heiße und mit dem Attentat in gar keiner Beziehung stehe, ward er entlassen.

Die Patres Claret und Antonio Maregnon waren erfreut über diese erwünschte Wendung.

Unter den toledanischen Bauern waren auch zahlreiche Verhaftungen vorgenommen worden, selbst die Wirthin des Pfarrers Marino hatte in den Kerker wandern müssen. Da aber sowohl die Eingesperrten, als auch Marino alle Zusammengehörigkeit leugneten, so ruhte endlich die ganze Anklage mit ihrer furchtbaren Wucht nur noch auf den Schultern Marino's.

Das hatte der muthige, exaltirte Pfarrer gewünscht und seine letzten Aeußerungen vor dem Tribunal haben bewiesen, mit welchem Helden-Anstande und welcher unbeugsamen Consequenz Martin Marino seine eigene Sache vertrat. Eine gerichtliche Vertheidigung hatte er bald am Anfang der Untersuchung abgelehnt, denn er schauderte vor dem Gedanken zurück, zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt zu werden. Er wollte sterben, er wollte sich die Märtyrerkrone verdienen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Marino sich wieder von seiner Ohnmacht erholt hatte, ward er wiederum vor die Schranken geführt, um das Urtheil zu vernehmen. Es lautete auf: Tod durch Enthauptung!

Gefaßt, mit strahlenden Blicken, in stolzer Haltung hörte Martin Marino das Verdikt an. Als man ihn wiederum zurück führte nach dem Gefängniß, umspielte seine Lippen ein triumphirendes Lächeln.

Wenige Stunden darauf empfing die Königin Isabella von Spanien den Präsidenten des Gerichtshofes in vertraulicher Audienz.

Die Majestät sah noch sehr angegriffen aus und auf den Augenlidern lag eine merkliche Müdigkeit, so daß sie sich nur höchst ungern um Regierungsgeschäfte kümmerte.

„Ihr seid gekommen, Präsident, um mir die Begnadigung des Pfarrers Martin Marino zu empfehlen. Sprecht, was wollt Ihr dafür vorbringen?“ begann die Königin.

Der Ton ihrer Rede gab dem Präsidenten wenig Hoffnung, aber, da er tiefes Mitgefühl mit dem Schicksal des Pfarrers zeigte, so war er fest entschlossen, Alles zu thun, um die Ueberführung Marino's nach einem Asyl für geistesschwache und bestrafte Priester zu erwirken.

„Majestät!“ hub der biedere Präsident an, „der Pfarrer Martin Marino hat das Leben Ew. Majestät zwar in mörderischer Absicht bedroht, er hat diese That mit vollster Ueberlegung unternommen, und die gerichtliche Untersuchung hat mit großer Klarheit nachgewiesen, daß

der Pfarrer weder aus persönlichem Rachegefühl noch als Werkzeug irgend einer Partei, ohne alle Aussichten auf Belohnung oder Ehre, gehandelt habe; die Ursache der That war also nur in irgend einer irrigen Vorstellung in seinem Geiste zu suchen.

„Der Pfarrer Martin Marino ist endlich durch sein ganzes Leben hindurch bis zu seinem hohen Alter eine rühmliche Ausnahme unter den Priestern gewesen, denn nicht der geringste Makel befleckt seine amtliche, noch seine moralische Führung, er hat sich niemals an einer Verschwörung oder an einem Aufstande betheiligt; und wenn er nicht die furchtbare Schuld auf sich geladen hätte, wegen welcher ihn das Tribunal zum Tode verurtheilt hat, so würde ihn nach seinem Tode gewiß die Heiligsprechung seines sittenreinen Lebenswandels, seiner Wohlthätigkeit und Aufopferung wegen erwartet haben.

„Deßhalb flehe ich Ew. Majestät an, als barmherziges, fühlendes Weib, als mächtige, gnadenspendende Königin, den gewaltsamen Tod durch die Justiz von dem Haupte eines Priesters abzuwenden und den alten, greisen Mann für den kargen Rest seiner Tage in einem Asyl für geistesschwache Priester unterzubringen. Ich spreche im Namen des ganzen Richter-Kollegiums."

Die Königin war durch diese kurze, aber ergreifende Darstellung des General-Prokurators tief gerührt worden; und hätte es die Majestät nicht schon längst verlernt gehabt, unabhängig zu handeln, zumal wenn es sich um Verurtheilungen oder Begnadigungen handelte, der Präsident hätte seine Bitte erfüllt gesehen, allein die Königin Isabella winkte ihm, sich einen Augenblick zurückzuziehen und flüsterte leise, da sie noch sehr leidend war:

„Gönnet mir einige Minuten Ueberlegung."

Der Prokurator zog sich betrübt zurück. „Erst noch Ueberlegung — — wenn es sich um ein Menschenleben handelt?" — hauchte er vor sich hin, als er sich im Vorzimmer befand. „O Königin, verdientest Du die Gnade der Vorsehung, als sie den mörderischen Stoß von Deinem Herzen abwandte? —

Nachdem der Prokurator die Königin verlassen hatte, trat alsobald Pater Claret bei der Majestät ein. Sie erzählte ihm in Kürze, was der Präsident gesagt, und erbat dann seinen geistlichen Beirath.

„Meine königliche Tochter!" begann der Beichtvater. „Wäre der böse Marino ein schwacher, sündiger Priester, der Buße gethan hätte für sein Verbrechen, dann würde ich ihn Dir unbedingt zur Gnade empfehlen. Da er aber ein verstockter Sünder ist, der mit

seiner Missethat prahlt, und der nur mit Hilfe des Satans einen Heiligen spielte, und die armen Gläubigen betrog, so würdest Du eine Todsünde begehen, wenn Du ihm das Leben schenken wolltest. Sieh, Gott hat ihn in Deine Hand gegeben, damit Du ihn so strafest, wie er es verdient! Der Herr segne Dich, daß Du stark bleibest in Deinem Entschlusse."

„Nun, so geh' hinaus, mein ehrwürdiger Vater, und verkündige dem Prokurator, daß das Gesetz seinem Buchstaben gemäß ausgeführt werde!" — befahl die Königin.

Claret ging, um mit frommer Salbung dem harrenden Prokurator den Entschluß der Königin Isabella mitzutheilen.

„Aus Euerm Munde, Herr Pater, überrascht mich diese Kunde nicht. Hoffentlich wird das Todesurtheil bald durch den Namen Ihrer Majestät seine Vollzugskraft bekommen!" Mit diesen beißenden Worten entfernte sich der edle Richter. —

*   *   *

Auf einem Platze dicht vor dem Thore war man beim Morgengrauen des 17. Februar 1852, also am fünfzehnten Tage nach dem mißglückten Attentat, mit der Herrichtung eines Schaffots beschäftigt.

Die Säge und die Axt verrichteten ihre monotone Arbeit, und bald wurde das fertige Gerüst mit schwarzen Tüchern überzogen. Es hatten sich bereits zahlreiche Gruppen aus allen Volksklassen eingefunden, denn bald nach Sonnenaufgang sollte die Hinrichtung des armen Sünders vor sich gehen.

Das Schaffot war vollendet, neben ihm im Kreise zahlreicher Sicherheitsbeamten stand bereits der Nachrichter in seinem blutrothen Wamse. Der Platz hatte sich unterdeß mit großen Volksmassen bedeckt, aus denen ein vielstimmiges Gemurmel, untermischt mit lauten Rufen, hervordrang.

Im Lande der Stiergefechte kann es nicht Wunder nehmen, wenn das Volk zur Abwechselung auch einmal einen Menschen tödten sehen will. Jedenfalls ist die spanische Nation durch den oftmaligen Anblick von Hinrichtungen der verschiedensten Art nicht milder und gebildeter geworden; im Gegentheil, man hat sie abgehärtet und gleichgültig gemacht gegen das fremde, wie gegen das eigene Leben, das schlimmste, was einem Volke wiederfahren kann.

Das Morgenroth übergießt den Osthimmel mit Feuergluth. Die fernen Abhänge der kastilischen Gebirge scheinen zu Altären verwan-

delt, von denen das Opfer des Friedens und der Liebe, vermischt mit den Düften des Frühlings, dem geheimnißvollen Rauschen der Wälder, dem Lustathmen der prangenden Wiesen und dem Gezwitscher der Singvögel, emporsteigt zu den Purpurwolken, hinter denen Gott, der hohe Weltpriester, sich birgt.

Und siehe da, die Sonne steigt strahlend empor über den waldigen Osten, und die dunstrothen Wolken zerreißen wie Schleier, die das Allerheiligste vom Heiligen trennen, und die Sonne, das Auge Gottes, sieht verwundert nieder auf das schwarze Gerüst, das gar traurig und kläglich sich ausnimmt im siegreichen Friedensstrahle des Tages.

Aus dem Thore der Residenz bewegt sich ein düsterer Zug. Ein Piket Cavallerie eröffnet ihn, ihm folgt ein Schwarm von Ministranten, die Kreuz und Kerzen und eine schwarze Fahne tragen.

Hinter diesen Unvermeidlichen schreitet, von Soldaten und Mönchen umgeben, der greise Pfarrer Martin Marino. Die Fesseln sind ihm abgenommen und sein Herz ist so stolz und fest, als führte man ihn hinaus in die sprossende Frühlingswelt zu einem lieblichen Feste.

Der Greis kennt keine Todesfurcht, er fühlt sich als Märtyrer der ewigen Gerechtigkeit und er sehnt den Augenblick herbei, wo sein unsterbliches Theil sich zum schimmernden Aether hinaufschwingen soll. Deshalb zeigt er bei den tröstenden Worten der ihn geleitenden Priester auch nicht die mindeste Theilnahme.

Er nickt zuweilen freundlich mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Ich weiß schon, daß Ihr den guten Willen habt, Eure Pflicht zu thun, und ich will Euch keinen Aerger mehr bereiten, aber Eure Worte helfen mir zu meiner Seelen Seligkeit nichts; ich habe längst abgeschlossen mit meinem Gott und der Welt.“

Ein dumpfes Gemurmel läuft durch die wogende Volksmenge, aber keine Rufe werden laut, die ehrwürdige Erscheinung des Pfarrers macht auf Alle einen tiefen unverlöschbaren Eindruck. Außerdem hatte sich schon lange unter dem Volke die Nachricht verbreitet, daß Marino ein Exemplar von Tugend und nebenbei ein arger Gegner der Jesuiten gewesen sei, so daß man den Aermsten nur wegen seiner übereilten That bedauerte. Es gab auch nicht wenige, die geradezu Schmerz darüber empfanden, daß der Mordanschlag des Pfarrers nicht gelungen war, doch sie hüteten sich, dies in demonstrativer Weise darzuthun.

„Wahrhaftig,“ murmelte ein schlichter Mann, der in der vordersten Reihe stand, seinem Nachbar zu, „der Pfaff' sieht nicht aus

wie ein Verbrecher, und ich begreife nicht, wie ihn die Königin nicht begnadigen konnte, das nenn' ich doch grausam. Da sie mit dem Schreck davon gekommen, könnte sie den Priester auch mit dem Schreck laufen lassen. Vielleicht ist es gar mit dem Armen nicht mal richtig im Kopfe!" —

„Das Letztere glaube ich nun gerade nicht, Bruder," entgegnete der Nachbar, „der weiß, warum er's gethan hat — — er und ich — — —" er drehte sich ängstlich um und schwieg.

„Ich verstehe schon, unsereins ist zu dumm dazu!" replizirte der Erste. —

Der Zug war am Schaffot angelangt, da stürzte ein Schwarm von Bauern vor dem Verurtheilten nieder; sie riefen in wirrer Aufregung, indem sie am Wege knieten:

„Ehrwürdiger Vater, Euern Segen!" — Schluchzen unterbrach ihre Rufe und man sah manche Thräne über die braunen Wangen herabrinnen. Einige Bauerfrauen hielten ihm ihre Säuglinge entgegen mit den Worten: „Seht den Mann Gottes!" —

Martin Marino stand still, und mit ihm seine Umgebung. Ein Strahl von Verklärung flog über des Greisen Antlitz, er breitete segnend die Hände aus und sprach leise:

„Der Gott der Freiheit segne Euch, meine Kinder! Verzeihet meinen Feinden, wie ich es thue!"

Die Bauern waren glühende Verehrer des Martin Marino und waren aus den Bergen von Toledo hergewandert, um des Ehrwürdigen Antlitz noch einmal zu sehen.

Nur die zunächst Stehenden hatten die Worte Marino's gehört; ergrimmt herrschte der begleitende Beicht-Priester den knieenden Bauern zu: „Steht auf, Ihr begeht Ketzerei!"

Dies war das Signal für die Reiterei und die Infanterie, welche den Zug schloß, die Menge allmählig aber gewaltsam zurückzutreiben, so daß ein großer leerer Kreis um das Schaffot hergestellt würde und kein Mensch, außer den Beamten und anderen Betheiligten ein Wort mehr hören könnte.

Unruhiges Murren ließ sich hier und da vernehmen, und während der Pfarrer Marino die Treppe zum Blutgerüst hinaufgestiegen war und sein weißes Greisenhaar und sein Silberbart gar wundersam in der strahlenden Morgensonne glänzten und von der Stadt her das Todtenglöckchen in schrillen Tönen erklang, rief Jemand hell aus dem Volke:

„Das Blut dieses Gerechten komme über die Tyrannen und Verführer des spanischen Volkes! Wehe! Wehe! Wehe!"

Das „Wehe!“ ward schauerlich von vielen Stimmen wiederholt und als Einige sich bemühten, eine Demonstration für die Regierung mit den energischen Rufen: „Viva Isabel!“ zu Stande zu bringen, folgten nur Wenige ihrem Beispiel, im Gegentheil, es ertönte ein gräuliches Pfeifen und Zischen. Die Volksmasse tobte wie ein unruhiges Meer und die militärische Eskorte, die dergleichen kaum erwartet hatte, gerieth in sichtliche Besorgniß und nahm eine drohende Haltung an.

Man beschleunigte sich denn auch bei diesem Zeichen eines nahenden Sturmes mit der Hinrichtung.

Dem Henker-Ceremoniell gemäß, wurde dem Verurtheilten das priesterliche Gewand vom Leibe gerissen, er feierlich aus der Kirche ausgestoßen und dann ebenso feierlich der Gnade Gottes überliefert.

Martin Marino ließ lächelnd Alles mit sich geschehen, und als er bereit stand, um das Haupt auf den Block zu legen, deutete er noch einmal mit der Hand gegen Osten und rief:

„Gott und Freiheit!“

Das Volk hatte den Ruf nicht gehört, aber die Pantomime verstanden, denn wieder erscholl ein wirrer Lärm, aus welchen sich deutlich die Worte: „Viva la libertad! Abajo los Monges!“ (Nieder mit den Mönchen) loslösten. — —

Schwarze Wolken zogen am Rande der Sonne hin, und als das blutige Haupt Marino's vom Blocke sprang, da trübte sich der Himmel, schwere Regentropfen fielen nieder und fern grollte ein Frühlingsgewitter!

Diese zufällige Aenderung des Wetters dünkte dem Volke ein Zeichen des Himmels. Das „Wehe, Wehe!“ der sich theils zerstreuenden, theils zum Blutgerüst drängenden Volksmasse klang schauerlich über den Platz. — — —

Achtzehntes Capitel.

Glückliche Stunden der Königin Isabella und ihres Gemahls.

Der wunderschöne Frühlingssonntag lockte halb Madrid auf die Straßen und Plätze hinaus, um sich an der allgemeinen Heiterkeit, dem bunten Treiben und Drängen zu erfreuen. Von den Palästen

der Reichen und Vornehmen sahen die mit kostbaren Teppichen behängten Altanen freundlich auf die wogende Welt herab. Alle Stände fluthеten in buntem Wirrwar durcheinander und das südliche Volksleben entfaltete sich schillernd, glänzend, in kecker Lust und sprühender Laune vor den erstaunten Blicken der Fremden. Die mannichfaltigsten Trachten der Landleute aus den verschiedenen Provinzen unterbrechen mit angenehmer Farbenfülle die Monotonie der hauptstädtischen Kleidung, die sich mehr und mehr den Pariser Mode-Journalen anbequemt.

Doch wir entfernen uns aus dem lebenslustigen Treiben. Heut scheint in Madrid Niemand einen ernsthaften Gedanken zu haben, denn draußen auf den Wiesen am Manzanares wird ein Kinder- und Rosenfest gefeiert, wie es um diese Zeit jedes Jahr wiederkehrt und schon lange vorher die Gemüther der Kinder, wie der Eltern durch die Vorbereitungen dazu in Aufregung versetzt.

Wenn auch die Kinderwelt und die Masse der Jünglinge und Jungfrauen, die jungen Leute überhaupt draußen am silberhellen Manzanares sich aufhält, so werden doch auch die Straßen von Madrid nicht leer, denn es gehört zugleich zu den Freuden eines solchen Festes, singend und jauchzend durch die Straßen zu ziehen, diesem und jenem schönen Mädchen ein Ständchen zu bringen, mit den Insassen der vornehmen Balkone witzige Bemerkungen auszutauschen und mit den sonst durch Grandezza hervorstechenden kastilianischen und madrilenischen Sennora's und Sennorita's aus edlem Grandengeschlechte, humoristische, schalkhafte Unterhaltungen anzuknüpfen. —

Vor dem königlichen Schlosse giebt es ein wogendes Gedränge und die Soldaten der Schloßwache haben alle Hände voll zu thun, um den Weg frei zu erhalten.

„Wird denn Jemand ausfahren von den königlichen Herrschaften?“ fragt ein Provinziale seinen Madrider Nachbar.

„Scheint wohl, daß die Majestäten ein Gelüst nach dem heitern Frühlingswetter tragen,“ antwortete der Gefragte.

„Wagen es denn die Majestäten bei solchem Trubel sich sehen zu lassen?“ fragte geheimnißvoll der Erste zurück.

„Weßhalb sollten sie nicht, ha, ha, Ihr scheint sonderbare Begriffe von uns Madrilenen zu haben!“ entgegnete spottend der Andere. „Wenn wir mit der Regierung in Frieden sind, gönnen wir auch den Majestäten ihren Frühling und rufen ihr unser Viva zu. Seht, da kommt sie selbst, — und ich glaube, gar mit ihrem Gemahl, da muß sehr gut Wetter im Hause sein, wenn der Francisco d'Assis dabei ist. Das läßt man sich doch gefallen, solch' eheliches Zusammenhalten, da

muß doch endlich einmal das Gerede verstummen von den Liebhabern. Seht! seht! Viva die Königin Isabella!"

Der Redner schwenkte begeistert seinen Hut, als der offene Hofwagen durch das Portal rasselte, und kümmerte sich nicht weiter um den Fremden, der sich im Gedränge verlor.

In der That saßen zum Ergötzen der guten Madrillenen Königin Isabella und ihr Gemahl Don Francisco d'Assis beisammen in dem prächtigen, reichvergoldeten Hofwagen, um dem Volke der Residenz wahrscheinlich einen Beweis von der Einigkeit zu geben, die jetzt in der königlichen Familie zu herrschen anfing.

Die Menge machte bereitwillig und ehrfurchtsvoll Raum und der Hofwagen, gefolgt von einigen schmucken Offizieren, worunter sich auch der Palast-Gouverneur Arana befand, fuhr ziemlich langsam durch die in den Straßen in dichten Spalieren aufgestellte Menge.

Das jubelnde: „Viva la reyna!" wollte gar nicht enden.

König und Königin grüßten heiter lächelnd nach allen Seiten und die Königin Isabella, strahlend im einfachsten Frühlingsschmuck, einem weißen Spitzenkleide, ohne Edelsteine, nur Blumen in dem dunkeln Haare, warf manch herzliches Kußhändchen nach den Balkonen und Altanen hinauf, von wo die Sennorita's und Donna's der kastilischen Aristokratie niedliche Blumensträuße der Königin in den Wagen warfen.

Das Leben und Treiben auf den Straßen wurde immer lustiger und toller.

Da der Hofwagen ziemlich langsam fuhr, so hatte die Menge Gelegenheit, das Antlitz der jungen Königin genau zu studieren. Auch der König Don Francisco schien sich einer harmlosen Freude ohne Rückhalt hinzugeben, denn über sein Antlitz flog zuweilen das glückseligste Lächeln und verlieh ersterem, welches der Ernst geistlos erscheinen ließ, einen gewissen intelligenten Glanz.

Buben aus den niedersten, ärmsten Volksklassen, denen aber gewöhnlich der höchste Humor eigen ist, sprangen vor den Pferden der königlichen Equipage her und schossen Purzelbäume, schlugen Rad und tanzten in grotesker Gruppirung, so daß des Lärmens und Jubelns kein Ende war.

Die Sonne lachte auf dies volksthümliche Treiben mit echt spanischer Gluth nieder, und über den dunkelblauen Himmel zogen die leichten, weißen Gewölke so langsam und behaglich, als wollten sie länger über der jubelnden, in harmloser Freude sich gefallenden, spanischen Residenz verweilen.

Der Frühling hatte den Frieden gebracht; das sah man sich auf allen Gesichtern wiederspiegeln. Niemand schien mehr an die vergangenen, stürmischen, blutigen Tage zu denken, und es gab heut nur eine Partei: die der Freude und Zufriedenheit, zu der sie wohl alle gehören mochten: der König und die Königin, die ehrgeizigen Minister und Offiziere, die Mönche, Priester und Nonnen, die Sennora's, Donna's und Sennorita's, die Proletarierweiber mit den dunkeln Augen und den ungewaschenen Gesichtern, den muthigen Jungen und Mädchen, die sich selbstvergessen in den Straßen tummeln. Der Gott, dem sie Alle heut dienen, heißt: Frühling; ihr Opfer ist der brausende Jubel und die Blumenpracht von den lachenden Auen.

Am Manzanares erwartet die Majestäten eine prächtige Blumengabe, dargebracht von Kindern aus allen Ständen, gewiß das einzige Geschenk, welches den Gebern dieselbe reine, harmlose Freude bereitet als den Empfängern.

Der fröhliche Trubel hat den ganzen Tag hindurch gedauert und der Abend, der in den südlichen Ländern gewöhnlich erst recht die Blüthe des göttlichen Unsinns, der lustigen Mummerei, des verliebten Scherzes entfaltet, setzt auch dem heutigen Jubel in Madrid keine Grenzen.

Die Majestäten sind unter freudigen Zurufen nach dem Residenzschlosse zurückgekehrt und scheinen dabei so lebhafte und anregende Eindrücke empfangen zu haben, daß sie nicht daran denken, sich von einander zu trennen. Im Gegentheil, sie wollen heut einmal träumen von Liebe und Lust, und den epheubekränzten Becher der ehelichen Liebesfreuden in der sanft erhellten Rosenlaube glücklichen Beisammenseins leeren und im erlaubtesten Rausche sich selig fühlen.

Die Königin Isabella zieht wortlos den Gemahl nach dem luxuriös ausgestatteten Gemache, das sie so selten betreten hat. Heut soll es eingeweiht werden. An jener Seite des Palastes, wo seine dunkeln Mauern auf die schattigen Gärten hinabschauen, hat das Genie des königlichen Architekten ein Altan-Gemach geschaffen, welches dazu bestimmt ist, nur den seligsten Augenblicken zu dienen.

Aeußerlich erscheint das poetisch angelegte schwebende Bauwerk als kunstvoll verglaster Altan; aber innen ist es ein Stück prangender Garten in die Luft hinaus gebaut. Der Abend erst läßt es in seinem ganzen Zauber erscheinen, denn aus dichten Glaskugeln strahlt aus unsichtbaren Flammen ein mildes, farbiges Licht, und die üppigen einheimischen und tropischen Gewächse ringsum rufen die Illusion hervor, als sei dieser Raum unbegrenzt.



Don Sallustiano Olózaga, spanischer Staatsmann.

Niedliche Statuetten, Gebilde aus der griechischen und römischen Götterwelt darstellend, beleben das Blattgerank und die Blüthenpracht mit den Zeugen der plastischen Kunst.

Ein genial angebrachter, kleiner Springbrunnen sendet seine glitzernden Strahlen in melodiösem Geplätscher in ein niedliches Broncebecken zurück, und über dem schwellenden Divan, der zur Ruhe und zum verliebten Gekose einladet, wölbt sich eine Rosenhecke, um den Duft der blühenden Sinnbilder der gewährenden Liebe über die Glücklichen auszuströmen, welche die süße Neigung hier zusammenführt.

Neugierig werfen wir einen Blick durch das Gebüsch und siehe da — das Königspaar gewahren wir auf den weichen Polstern. Das Gespräch der Majestäten ist zwar nur ein Flüstern, doch wir wollen lauschen. Eben lispelt der Königin Mund:

„Mein Francisco! Gleiche ich noch diesen Rosen, die träumend ihre Kelche erschließen, um die Luft des Frühlings einzuathmen?"

Königin Isabella reicht ihrem Gemahl sinnend eine Rose dar, die soeben sich entfaltet hat und den Blick gewährt in das zarte Herz hinein.

Don Francisco schweigt noch, aber über sein Antlitz zieht es wie das Erwachen des Lenzes; er seufzt tief auf, schlingt hastig den Arm um seine Königin und giebt ihr einen langen, feurigen Kuß.

„Dies die Antwort, meine Isabella," beben seine freudetrunkenen Lippen. „O warum kommt uns so selten ein Frühlingstag, um die schwüle Witterung zu unterbrechen, die so oft über diesem Palaste, über ganz Spanien lastet?"

„Francisco! Sei nicht undankbar," entgegnet die Königin. „Eine kleine Isabella Francisca stellt das holde Symbol unserer Einigkeit dar. Mann einer Königin, hast Du noch kein Entzücken gefühlt über dieses freudenreiche Ereigniß?"

Die Lippen des Königs zuckten, als wollten sie eine Frage unterdrücken; auf seiner Stirn lag es wie eine schwere Wolke des Unmuths.

Die Königin sah ihn betrübt an; aus ihren Augen rollten einige Zähren und sie lehnte das Haupt stumm an die Brust des Gemahls.

Er aber hob sanft die Königin zu sich empor und hauchte ihr die seltsame Frage zu:

„Isabella, darf der Leute böses Geschwätz zwischen uns sich drängen, um Mißtrauen in unsere Freude zu säen?"

„Ich verstehe Dich," antwortete die Königin und über ihre Wangen floß eine dunkelrothe Fluth der Scham. „Neige Dein Ohr zu meinem Munde, Geliebter, da will ich Dir beichten, was Du gern

hörst, da magst Du Dich beruhigen und in seliger Vaterfreude in das Antlitz Deiner Tochter sehen und darin forschen nach den Zügen der Bourbonen, ob sie unverfälscht sich finden."

Der König neigte, der Bitte seiner Frau gemäß, das Ohr zu ihrem Munde. Sie umfaßte ihn und hastig, oft auch stockend flüsterte ihr Mund ihm ein süßes Geheimniß zu.

Wir haben es nicht gehört, können also auch nicht sagen, ob es eine Wahrheit aus innerstem weiblichen Herzen oder ein Beruhigungsmittel weiblicher List war, gesprochen im Namen des Friedens und der Einigkeit.

Der schalkhafte Abendwind fächelt durch die magisch beleuchteten Ranken, Zweige, Blüthen und Blätter, und läßt sich die Rosen so manches zarte Blumen-Geheimniß erzählen, während der kleine Springbrunnen so bethörend rauscht und plätschert, daß dort die kleine steinerne Gruppe, Amor und Psyche in ihrer heidnischen Nacktheit, Leben und Lust zum Kosen zu bekommen scheint. Warum sollte nicht auch die heimliche Liebesblumensprache der Natur das Leblose beleben können?

Unterdeß hat die Königin ihren leisen Bericht beendet und verbirgt nun das hoch erglühende Gesicht an der Brust Don Francisco's, der in seliger Versunkenheit dreinschaut.

Der unvergleichliche Busen der Königin ebbt und fluthet so gewaltig, daß dem König ganz sonderbar zu Sinne wird.

Er hielt die Königin fest umschlungen und sprach leise:

„Die Vergangenheit sei hinweggeküßt durch diese Stunde der Liebe und der Harmonie. Bis zu unsern Herzen hinan soll die trübe Lache der Verleumdung, die dunkle Fluth der Parteiung, die fressende Feuersbrunst des Hasses und der Rache nicht mehr reichen. Die heilige Religion hat Dich mir an's Herz gelegt, meine Königin, und da unsere gemeinsamen Schicksale in einem Sterne geschrieben sind, da uns unaufhörlich dieselben Interessen verbinden und eine Tochter der liebliche Beweis unserer Zusammengehörigkeit ist, so wollen wir auch ferner Niemandem als uns gehören. Unser gemeinsames Gesetz soll die Liebe sein, die mächtige Liebe, die verzeiht, — versöhnt, — überwindet, — duldet und belohnt. Sieh mir in's Auge, Isabella, mein Weib!"

Die Königin erbebte in innerster Aufregung und erhob langsam das Gesicht, um erstaunt in das Antlitz ihres Gemahls zu blicken, der so vernünftig gesprochen hatte.

Die Augen Isabella's waren von einem matten, wehmüthigen

Glanze belebt; wie traurige, begehrliche Müdigkeit, wie Lust des Schlafes lag es auf ihrem Gesicht, noch waren die Wangen von dem Carmin der weiblichen Scham übergossen; der Mund zuckte, wir wissen nicht, ob in Küssenslust, oder, um auf die Rede des Gemahls zu antworten. Es geschah wohl das letztere.

„Ich danke Dir, mein Francisco! Bleib' heut bei mir, trenne Dich nicht von mir! O halten wir den Frühling fest, damit er uns nicht zu rasch entfliehe!“ flehte sie.

„Du hast recht,“ gab Francisco beglückt lächelnd zurück, „aus Stunden werden Tage, aus Tagen Monde, aus Monden reihen sich Jahre und aus Jahren baut sich die Ewigkeit! Entreißen wir dieser Ewigkeit ein Theilchen und verleben wir es in ungemessener Lust.“

Die Königin lehnt halb träumend in den Armen des Gemahls.

Tiefe Stille herrscht ringsum, nur eine Nachtigall flötet ihr Liebeslied unten in dem dunkeln Wipfel eines Baumes und von fern her antwortet das Weibchen. Die kleine Fontaine plätschert ihre bethörende Weise, und es dünkt uns, als sei die niedliche steinerne Psyche in die Arme Amors gesunken, und als spiele auf ihren bleichen Wangen die Scham. Doch nein, es ist ja der Wiederschein der rothen Glaskugel. Das Licht verglimmt immer mehr und die Rosenhecke wirft ihren dichten, duftigen Schatten über die Gruppe.

Neunzehntes Kapitel.

Der Staatsstreich in Spanien am 2. Dezember 1852.

Sennor Mon, der spanische Agent bei dem republikanischen Prinz-Präsidenten in Paris hat soeben eine Depesche erhalten, die ihn auffordert, mit dem General Don Juan Prim wegen Uebernahme eines Truppen-Kommando's zu unterhandeln.

Mon faltete das Papier hastig zusammen, warf es in das noch glimmende Kaminfeuer, und schritt unaufhörlich gestikulirend in seinem Zimmer hin und her.

„Was Präsident Louis Napoleon Bonaparte dazu sagen wird?

— O, er wird dem jetzigen Regiment in Spanien seinen Segen geben, seine Hilfe angedeihen lassen, denn es liegt ja in seinem Interesse, ein conservativ regiertes Nachbarland jenseits der Pyrenäen zu haben."

Es handelte sich, wie der Leser aus diesem Monologe ersieht, darum, mit einem Schlage in Madrid dem bisherigen Ministerium den Garaus zu machen, denn selbst General Narvaez war der Priester- und Kloster-Partei nicht reaktionär und bigott genug, und es soll nun etwas geschehen, um vermittelst eines starren rückschrittlichen, geistlichen Systems sowohl die liberalen Parteien, als die ehrgeizigen Generale vom Throne Isabella's zu verdrängen und fern zu halten.

Der Prinz-Präsident, der noch an demselben Tage den Sennor Mon bei sich sah, hatte diesem tröstend gesagt: „Lassen Sie die Kammern schreien, sie werden sich bald beruhigen, wenn sie sehen, daß die Regierung stark und weise genug ist, um das große Princip der Ordnung durchzuführen. Sichern Sie sich ferner um jeden Preis den General Prim, er ist ehrgeizig und parteilos, zwei Eigenschaften, die ihn zur Stütze einer jeden starken Regierung machen.

„Frankreich hat den Spaniern ein gutes Beispiel gegeben und für die Ordnung votirt. Es ist nothwendig, daß sich gleiche Prinzipien über die Pyrenäen die Hände reichen!"

Sennor Mon hatte sich die weisen Rathschläge des Präsidenten Louis Napoleon Bonaparte hinter die Ohren geschrieben, — aber, so willfährig sich auch anfangs General Prim zur Uebernahme eines Truppencommando's zur Ausführung des Staatsstreiches zeigte, so rasch brach er alle Unterhandlungen mit dem Agenten der Madrider Regierung wieder ab, als dieser gar zu knickerige Preise machte.

Don Juan Prim hatte sich nämlich von vorn herein die Stellung als Minister-Präsident zu sichern gesucht. Was er wohl im Schilde führen mochte, ist bei Prims ungemessenem Ehrgeiz nicht schwer zu errathen.

Schon seit zwei Tagen herrschte im Residenzschloß von Madrid die höchste Aufregung und fieberhafteste Thätigkeit. Unaufhörlich hielt der Ministerrath Sitzungen, conferirte mit hervorragenden Vertrauens-Personen aus dem hohen Adel, der Geistlichkeit und der conservativen Rechten der Abgeordneten-Kammer.

Ein Schlag mußte geschehen, aber noch fehlte die Einwilligung der Königin Isabella und die des Kriegsministers Sennor Urbina. Die Zeit drängte, man empfing täglich Depeschen aus Paris. Die Stimmung der Franzosen war überall der Erwählung Louis Napo-

leons zum Kaiser günstig, und jeden Tag konnte die Nachricht eintreffen: Der Präsident der französischen Republik ist zum Kaiser der Franzosen erwählt. Nur unter dem Eindruck dieser Nachricht war es möglich, den Schlag gegen die Verfassung auszuführen, mit andern Worten: die feierlich beschworene spanische Constitution zu brechen und zu beseitigen.

Die Königin Isabella hatte seit langen Zeiten, besonders seit den Tagen Serrano's, zu keinem Ministerium mehr rechtes Zutrauen gehabt. Nur vier Personen waren Autoritäten für sie, deren Rathschlägen sie blindlings folgte: Die Königin-Mutter Maria Christina, der General Narvaez, Pater Claret und Schwester Maria Raphaele del Patrocinio. Waren diese vier einig in ihrem Wollen, in ihren Absichten und Plänen, dann ging Alles recht glatt vor sich.

Diese Einigung war aber selten zu erzielen, und im jetzigen Augenblicke waren es drei Parteien, die sich am Hofe um den Einfluß auf die Königin stritten.

Die Königin-Mutter hatte unlängst Madrid verlassen, um mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Rianzares (Munnoz) den Winter in Paris zu verleben. Ihrer Entfernung lagen besonders zwei Umstände zu Grunde. Der Haß gegen die Patrocinio und der Groll gegen Narvaez. Die lebenslustige Frau Mama war einigermaßen neidisch auf den Einfluß der Schwester Patrocinio, die, trotz der Oppositition des General Narvaez, doch immer mehr festen Fuß gewann im Vertrauen Ihrer frommen spanischen Majestät Isabella.

Zum letztenmal war es dem eisernen Herzog geglückt, die wunderthätige Nonne nach Badajoz in Estremadura zu verbannen, aber unter dem Schutze des conservativen Ministeriums Murillo war sie wiederum im Triumphe an den Hof zurückgekehrt. Sie und der Pater Claret thaten Alles mögliche, um den General Narvaez von der Majestät entfernt zu halten und eine Rückkehr der Königin Christina aus Paris zu verhindern.

Der Einfluß der Clericalen war zur Zeit am stärksten, es lag dies nicht nur an der Gewandtheit Clarets und der Patrocinio, sondern auch an Monsignore Iglesias y Barrones, dem Patriarchen von Indien, der zugleich General-Vicar der Armee und Flotte war, und mit fesselnder Anmuth im persönlichen Umgange auch ein hohes diplomatisches Talent verband. Dies war die eine der Parteien; ihr stand der gesammte spanische Clerus und die bigotte Masse auf dem Lande und in den kleinen Städten zu Gebote.

Zweitens war es die Militär-Partei, die unter Führung des

General Narvaez und des Kriegsministers General Urbina, diesem clericalen Einfluß entgegen arbeitete. Doch war der Letztere kein vollständig unabhängiger Mann, und glücklicher- oder unglücklicherweise kannte man in den maßgebenden Kreisen in den Vorzimmern der Majestät sehr genau den Punkt, wo man bei diesem Manne den Hebel einsetzen konnte. Davon später.

Die dritte Partei endlich war vertreten durch die Generale O'Donnel, Concha und den Banquier Salamanca, sie diente den liberalen Ideen und stand in geheimen Beziehungen mit Espartero in Logronno und mit dem General Narvaez und der Königin Christina, doch nur um den Einen oder Andern als Trumf gegen den clericalen Einfluß und das conservative Ministerium auszuspielen, wenn es an der Zeit wäre. —

Wir treffen den Minister Sennor Murillo in schlichter Offizier-Uniform in der einfachen Zelle, welche die blutende Nonne Patrocinio bewohnt. Er hat eben den Segen der Heiligen empfangen und spielt sich mit diplomatischer Geschicklichkeit auf den eigentlichen Grund seines Kommens.

Die Nonne aber ist nicht umsonst von ihrer ersten jungfräulichen Zeit an eine gelehrige Schülerin der Jesuiten gewesen, und sie ist in den weltlichen Dingen ebenso gewiegt, wie in den himmlischen. Sie kann nicht nur den Himmel auf- und zuschließen und beim heiligen Petrus ein verirrtes Schäfchen empfehlen, sondern auch gültige Staatsverträge abschließen und Ministerkrisen hervorrufen und beenden, Kammersessionen vereiteln und zum glücklichen Ende führen.

Sie spricht zu dem Minister:

„Ihr stützt Euch auf den neuen Kaiser von Frankreich und Ihr thut recht daran, mein lieber Sohn. Die Zeit scheint mir gekommen, wo etwas geschehen muß, um die beleidigte Religion zu versöhnen, und die Spuren, die der Liberalismus Christina's, Espartero's und Narvaez's in unserm erzkatholischen Lande zurückgelassen hat, auszutilgen." —

Der Minister fühlte, daß die Nonne auf eine völlige Umgestaltung der Verhältnisse im geistlichen Sinne anspielte und eine Rückkehr der schlimmsten schwarzen Reaktion wünschte. Er richtete daher seine Antwort darauf ein:

„Ehrwürdige, ich habe Euch aus der Verbannung zurückgerufen. Wißt Ihr, was ich damit sagen will?"

„Ihr beruft Euch auf Eure guten Dienste, das ist nicht recht, feilschen wir nicht!" warnte die Patrocinio.

„Ich feilsche nicht, will nur andeuten, daß wir klug vorgehen müssen. Ein Staatsstreich — und eine Palast-Revolution — wäre das nicht dem spanischen Magen zu viel zugemuthet?“ entgegnete Murillo.

Stolz erwiederte die Patrocinio mit frommem Augenaufschlag: „Ich kenne nur die Hoheit der heiligen Kirche, sie ist allein der Leitstern meines schwachen Strebens, der Geist Gottes treibt mich und wer könnte ihm widerstehen? — — Laßt mir Bedenkzeit, ich werde mit dem Beichtvater Claret sprechen!“

„Ehrwürdige, beschleunigt die Sache! Bis morgen Abend müssen wir die Unterschrift der Königin zur Auflösung der Kammer haben, sonst verspäten wir uns,“ bat Murillo.

„Noch eins,“ begann wieder die Patrocinio. „Glaubt Ihr an die Kirchlichkeit des französischen Kaiser-Kandidaten?

„Ich glaube nicht daran,“ bemerkte Murillo, „aber er hat die Macht der Geistlichkeit gestärkt, die durch die Revolution hart erschüttert war. Durch Europa weht ein conservativer Hauch; ist es da nicht an der Zeit, auch in Spanien ein Ende zu machen mit dem liberalen Spuk? Seht Ihr nicht prophetisch, wie sich der Schatten des seligen Fernando versöhnt mit der verbannten Infantenfamilie des Don Carlos?“

Die Nonne reichte nach den letzten Worten dem Minister die Hand, drückte sie und entließ ihn schweigend. —

Eine Stunde später hatte Murillo die Zustimmung des Pater Claret und bald darauf auch die Unterschrift der Königin Isabella.

Wie immer hatte sie gedankenlos das Dekret in die Hand genommen, mit den Augen überflogen, dann den Blick fragend auf den anwesenden Beichtvater gerichtet, und als dieser salbungsvoll gesagt: „Gott und die heilige Jungfrau wollen es!“ stumm unterzeichnet.

Der Staatsstreich stand auf dem Papier, er hieß: Suspendirung der Verfassung und augenblickliche Auflösung der Kammern, nöthigenfalls mit Gewalt, Octroyirung einer neuen Verfassung, Erlaß verschiedener strenger Gesetze u. s. w. zur Rettung der conservativen, religiösen und nationalen Interessen.

Es fehlte nur noch der Arm zur Ausführung, denn wenn man auch bereits mehrere Generale für den Plan gewonnen hatte, so lag doch an der Person des Kriegs-Ministers Urbina das Meiste. Dieser, obgleich conservativ und erzkatholisch, hatte sich doch bis jetzt geweigert.

Aber Sennor Murillo und Pater Claret wußten Rath. General

Urbina hatte eine Freundin. Es sollte seine Cousine sein, aber da sie jung, schön und liebenswürdig war, so glaubte Niemand an diese Verwandtschaft. Als sie am nächsten Tage zur Beichte ging, verbot ihr der Priester die fernere Freundschaft mit dem Kriegsminister, weil dieser ein Abtrünniger und Ungehorsamer sei. Sie solle ihn zu belehren suchen, damit er das thue, was Pater Claret von ihm fordere.

Wie betrübt ging die schöne Sennorita nach Hause! Wie melancholisch empfing sie ihren Freund und „Cousin"! Er forschte, er fragte, er flehte. Endlich gestand sie ihm unter Thränen, daß er von den Gnadenmitteln ausgeschlossen werden sollte.

Urbina war nicht auf den Kopf gefallen, aber es dünkte ihm etwas Schreckliches, die Freundschaft seiner Cousine entbehren zu müssen; er legte schmeichelnd seinen Arm um ihren Hals.

„Nicht so, Urbina, ich kann einen Kirchenfeind nicht mehr lieben!" Sie entwand sich seiner Umarmung, drängte ihn sanft zurück. „Geh, thue Buße, und dann komme wieder."

Urbina war in der höchsten Aufregung. Lange überlegte er: Was erwartete ihn, wenn er zögerte? Die Entlassung, der Verlust der Freundin und vielleicht noch die Excommunication Seitens der Kirche. Das ertrug sein Ehrgeiz nicht. Zeit zur Opposition oder gar Revolution war nicht; er hatte weiter keine andere Wahl, als sich dem Machtspruch Clarets und der Patrocinio zu unterwerfen, das Decret Murillo's mit zu unterzeichnen und die militärische Auflösung der Kammern auf sein Conto zu nehmen und alsdann zu den „Staatsrettern Spaniens" zu gehören.

Von seiner Freundin eilte er stracks zum Beichtvater der Königin, und ehe der Abend vergangen war, hatte ihm die Kirche verziehen; die Cousine belohnte ihn mit ihrer ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit und entließ ihn erst sehr spät. —

Ganz Madrid war voll von der Nachricht, daß am 1. Dezember in Paris der neue Monarch Kaiser Napoleon III. proklamirt worden sei. Gruppen bildeten sich auf den Straßen und sprachen über die Folgen, welche das neue Ereigniß für Spanien haben könnte.

„Bruder!" schrie ein athletisch gebauter Weinwirth seinen hastig vorüberlaufenden Freund an. „Weißt Du schon die Neuigkeit?"

„Welche denn?" fragte dieser verdutzt stehen bleibend.

„Gott's Donner, Du schläfst wohl bei lichtem Tage. Die Isabella will einen Staatsstreich machen. Vor dem Palast der Volks-

Vertreter sind starke Infanterie-Colonnen aufmarschirt und alle Thore sind mit Cavallerie besetzt. Heut giebt's was!"

„Ha, ha, wenn's weiter nichts ist!" antwortete verächtlich der Angeredete. „Verdienen's denn die Herrn Volksvertreter mit ihren Salbadereien und Phrasen, ihrer Feigheit und Bestechlichkeit anders? Wundere mich nur, daß die Regierung erst soviel Aufhebens gemacht. Zwanzig Polizisten hätten's auch gethan, ich wette, keine Hand rührt sich für die in den Cortes."

„Und das sagst Du?" fragte verwundert der Weinwirth.

„Ja, ich sag's! War auch einmal Liberaler. Seit sie aber nicht Ernst gemacht haben und sich immer von Narvaez und den Pfaffen über den Löffel barbieren ließen, bin ich Moderado geworden! Viva Isabel! Leb' wohl, Freund!"

Im Saale der Volksvertreter ging es sehr aufgeregt her. Noch war die Sitzung nicht eröffnet, aber es war vorauszusehen, daß sie viel Unruhe und Leidenschaft wach rufen würde, denn verschiedene Maßregeln, welche die Regierung vor Zusammentritt der Kammern, erlassen hatte, bedurften der verfassungsmäßigen Zustimmung, und es war zu erwarten, daß das conservative Ministerium durch das Votum der liberal gesinnten Deputirtenkammer eine harte Niederlage erleiden würde.

Es hatten sich lebhaft disputirende und gestikulirende Gruppen im Saale gebildet und wir erblicken unter diesen mehrere alte Freunde: den Orense, Marquis d'Albaida aus Catalonien, den jugendlichen Eduardo de la Seda aus Andalusien und den unbeugsamen Demokraten Madoz.

Letzterer tritt an de la Seda heran mit der Frage: „Gewiß, College, Ihr wißt etwas von dem, was sich vorbereitet, habt Ihr schon die Maßregeln gesehen, die Urbina getroffen hat?"

„Wir kommen heut zum Nachtmahlsessen der Constitution zusammen, Freund," antwortet Eduardo bitter. „Die Herren haben uns die Suppe gepfeffert und gesalzen, das wird heiß werden. Ihr fragt noch? Einen Staatsstreich giebt's, auflösen wird man uns und nicht mehr zurückrufen!"

„Dann weichen wir nur der Gewalt!" ruft entrüstet Madoz.

Der hinzugetretene Orense zuckte die Achseln: „Ereifert Euch nicht; die Sache ist fertig, ohne uns. Es bleibt uns nur noch übrig, die alten Römer zu spielen und gleich würdigen Senatoren uns auf unsern Sitzen spießen zu lassen."

Der Deputirtensaal füllte sich nach und nach; die Glocke des Präsidenten rief die Deputirten an ihre Plätze; aber der Präsident mußte gar lange läuten, ehe die Gemüther sich soweit beruhigt hatten, um in die Verhandlungen eintreten zu können.

Der Präsident hub an, als allgemeine Stille eingetreten war:

„Die Sitzung ist eröffnet! Sennores, Volksvertreter! Das Ministerium hat mir ein Decret übermittelt, welches die Auflösung der Cortes (Kammern) ausspricht und bring' ich den Wortlaut desselben zur Verlesung."

Erst herrschte eine so lautlose Stille in der Versammlung, daß man eine Fliege konnte surren hören, dann aber brach wie ein Gewitter der Sturm los.

„Wir gehen nicht!" „Die Minister verrathen das Land — mit der Königin!" — „Lesen, lesen!" klang es wirr durcheinander.

Der Präsident las, nachdem wieder lautlose Ruhe eingetreten war, das ziemlich lange und breite Auflösungsdekret. Es sprach in den althergebrachten Cäsaren-Wendungen von dem Bedürfniß des Volkes nach einer neuen Verfassung, von der nothwendigen Begründung eines Fundamentes der Ordnung, nachdem Spanien so lange stets Beute von Unruhen und Emeuten gewesen; es sprach von der Unzuverlässigkeit der liberalen Parteien, von der bedrohten Moral, von der zügellosen Presse und versprach zum Schluß: Ordnung der Finanzen, Abtragung der Staatsschuld und eine Menge von Gesetzen, die zur Wohlfahrt des Landes ausgeführt werden sollten.

Alles in Allem war die bittere Pille nur in der geschicktesten Weise überzuckert. Die Sekretäre des Ministerrathes hatten sich alle Mühe gegeben, das was schwarz ist, als weiß, was Unrecht ist, als Recht, was Bruch der Verfassung als wohlthätige Reform, was der Mächtigen Plan war, als den Willen der Nation darzustellen.

Der Präsident sprach nach Verlesung des Aktenstückes: „Die Sitzung ist geschlossen; die diesjährige Session der Deputirtenkammer ist vorüber!" Er verließ den Präsidentensitz und mischte sich unter die übrigen Abgeordneten; es entstand wieder ein ungeheurer Lärm.

Während desselben erschien ein Greis mit langen Silberlocken auf dem Präsidentenstuhle, es war: Don Bartolomeo de Sepulveda, und winkte mit der Hand; wieder beruhigte sich der Sturm und der Greis begann:

„Da unter sothanen Verhältnissen unser erwählter Präsident sein Amt niederlegen zu müssen glaubte, übernehme ich als Aeltester der Deputirten den Vorsitz, nach meiner festen Ueberzeugung hat sich die

Regierung des Verfassungsbruches schuldig gemacht, und wir haben über sie zu Gericht zu sitzen. Sennores! Erklären wir uns für permanent, wir weichen nur der Gewalt, tagen wir weiter — —“

Von der rechten Seite, wo die Anhänger des Ministeriums und die Clericalen saßen, erhob sich wüthendes Geschrei: „Herunter von der Tribüne, das ist Auflehnung gegen die Gesetze, das sind Rebellen!“

Dazwischen tobten die Liberalen und riefen dem greisen Vorsitzenden ein donnerndes Viva nach dem andern zu. Die letzten Worte Sepulveda's verhallten in dem allgemeinen Tumult.

Die Ministeriellen und Clericalen verließen unter großem Lärm den Sitzungssaal, um dadurch anzudeuten, daß sie sich der Auflösung fügten. Auf diese Weise war die rechte Seite ganz leer geworden und die Zurückbleibenden brachen in ein donnerndes Gelächter aus.

Während diese Scene oben in der Versammlung spielte, ging es unten auf dem Platze nicht minder tumultuarisch her. Wie schon erwähnt, standen daselbst mehrere Infanterie-Bataillone aufmarschirt, doch wußten weder Soldaten noch Offiziere, was geschehen sollte. Selbst nicht alle Bataillons-Chefs waren aufgeklärt über den Zweck der Truppen-Anhäufung.

Kriegsminister General Urbina kam auf dem Platze an, gefolgt von einem großen, glänzenden Stabe, ein Theil des Publikums und auch die meisten Soldaten glaubten, es gälte einer Revue. Die Trommeln wirbelten und die Truppen präsentirten. Urbina berief die Bataillons-Chefs zu sich, sie stellten sich im Kreise um ihn auf, und hier richtete er an sie und die Offiziere der Suite nur die kurzen Worte:

„Die Regierung Ihrer apostolisch-katholischen Majestät Isabella ist im Begriff, behufs Aufrichtung einer neuen und besseren Ordnung an das Volk von Spanien zu appelliren. Wenn nun der Fall eintritt, daß die Feinde der Königin den Widerstand und die Entfachung des Bürgerkrieges versuchen, erwarte ich von Euch die hingebendste Treue, die größte Tapferkeit und den strengsten Gehorsam. Das Schicksal Spaniens ruht in dieser Stunde wieder einmal auf Euren Degenspitzen! Unterstützt unsere junge Königin in ihrem Friedens- und Freiheitswerke! Viva Isabel!“ — —

Nicht einstimmig wurde das Viva Isabel! wiederholt. Die Offiziere ritten zu ihren Truppentheilen, um ihnen das eben Gehörte mitzutheilen. —

Eine halbe Kompagnie Grenadiere rückte unter Führung eines Kapitäns auf Befehl des Bataillonschefs vor den Kriegsminister, der

vor der Front aller Truppen hielt, um aus dessen Munde den speziellen Befehl zur gewaltsamen Säuberung des Sitzungssaales der Deputirten zu empfangen.

Der Kapitän vernahm mit finsterer Miene die Weisung des Kriegsministers; als dieser geendigt, rief der Offizier:

„Ich kann meine Hand nicht an die Vertreter des Volkes legen! Das ist ein Attentat auf die Verfassung!“

Mit diesen Worten zerbrach er seinen Degen und warf die Stücke vor das scheuende Roß des Ministers.

Blässe bedeckte dessen Antlitz; und als sich gar die halbe Kompagnie weigerte, dem Befehl zu gehorchen, da war es dem General Urbina, als spiele er ein verwegenes Spiel, fast wäre er vom Pferde gesunken, wenn ihn nicht ein Adjutant gehalten hätte. Ein anderer Adjutant sprengte rasch entschlossen zu dem nächsten Bataillon aragonesischer Grenadiere, auf deren Treue man rechnen konnte, und beschwor den Chef derselben, unverzüglich vorzurücken, und die Widerspenstigen einzuschließen, damit ein drohender Militär-Aufruhr sofort im Keime erstickt würde.

Es geschah; unter Trommelschlag rückte das Bataillon vor und schwenkte mit seinen beiden Flügeln so, daß die widerspenstige halbe Compagnie sich plötzlich eingeschlossen sah; allein der Vorgang war doch nicht unbemerkt geblieben. Aus dem hintersten Treffen kam von einer catalonischen Jäger-Compagnie der Ruf: Viva la constitucion Viva la libertad!

Die Lage war eine kritische; da ließ der schnell zur Besinnung gekommene Kriegsminister alle Musikkapellen den spanischen Defilirmarsch spielen, alle Trommeln wirbeln, so daß der musikalische Spektakel nicht nur das Publikum, sandern auch die Soldaten von dem abzog, was jetzt geschah.

Unterdeß war man oben im Sitzungssaale auf das aufmerksam geworden, was unten geschah. Allen stand es klar vor der Seele, daß die Regierung zum Aeußersten zu schreiten entschlossen war; einzelne der Deputirten rissen die Fenster auf und schrieen hinab: „Verrath! Verfassungsbruch! Rettet Eure Vertreter!“

Aber die Rufe verklangen wirkungslos in dem Rasseln der Trommeln und dem Schmettern der Trompeten und Hörner, den Kommando's der Chefs, die ihre Truppen im Parademarsch vor dem Kriegsminister und seinem glänzenden Stabe vorüberführten. —

Ein Trupp Soldaten drang unterdeß unter Führung eines avancementslustigen Kapitäns die Treppe hinauf in den Sitzungssaal;

der Offizier forderte die Deputirten auf, sich freiwillig zu entfernen. Einige folgten der Aufforderung, nur einzelne Exaltirte von der Linken riefen protestirend:

„Sterben wir, wenn wir nicht siegen können!“ Aber der greise Sepulveda beruhigte: „Wir sind der Gewalt gewichen; das ist hiermit ein geschichtliches Faktum; die spanische Regierung hat die Verfassung gebrochen, nicht wir. Verlassen wir diesen Saal, um im Lande die Oppositions-Partei zu organisiren und unsere Unterlassungssünden gut zu machen!“

Diese Worte wirkten und gab man allen nutzlosen Widerstand auf. Die Deputirten verließen den Saal, einzelne wurden verhaftet.

So endete der Staatsstreich und Madrid illuminirte zur Feier der „Staatsrettung“.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Verbannung des Narvaez.

Am Tage nach dem Staatsstreiche, am 3. December, prangten an den Ecken aller Straßen und Plätze von Madrid riesengroße Plakate, welche dem spanischen Volke eine neue Ordnung der Dinge, eine neue Constitution und scharfe Maßregeln gegen die Presse u. s. w. ankündigten. Die Einwohnerschaft von Madrid war im vollsten Sinne des Wortes überrascht worden, und alle Welt zerbrach sich den Kopf darüber, wie das so rasch kommen konnte.

Es bildeten sich denn auch an den belebtesten Punkten zahlreiche Gruppen, um das unvorhergesehene Ereigniß zu kritisiren und zu besprechen. Die Meisten wußten nicht, wie sie sich dasselbe erklären sollten; das war es eben, was die „Staatsmänner“ beabsichtigt hatten.

In einer Weinstube der Canetasstraße, wo sich gewöhnlich die reichsten und vornehmsten Bürger der Residenz trafen, ging es heut sehr lebhaft zu. Natürlich war es auch hier der Staatsstreich, der alle Köpfe und Zungen in Bewegung setzte.

Der ernste, grauhaarige Sennor Miranda war ausnahmsweise sehr zeitig erschienen, und dieser Umstand sagte den Freunden und

Verehrern desselben, daß es sich um eine wichtige Besprechung handle. Sehr lange ruhten die Blicke des ihm gegenübersitzenden Sennor Costarica, seines Schwiegersohnes, erwartungsvoll auf dem Munde des Alten. Dieser begann, nachdem sich die Genossen an den zunächst stehenden Tischen niedergelassen hatten:

„Das Ereigniß, was uns heut früh überrascht hat, erfordert unsere höchste Aufmerksamkeit. Obgleich der Regierungs-Erlaß scheinbar an einer constitutionellen Regierung festhält, ist er doch nichts anderes, als ein schlauer Meisterzug der Reaktion, die sich mit den Nationalen geeinigt hat, gegen unser ganzes Verfassungsleben. Ihr wißt, daß die verfassungsmäßige Freiheit in Spanien den mannichfachsten Stürmen und Störungen ausgesetzt gewesen ist. Der heutige Schlag von Seiten unserer Gegner zielt auf den Lebensnerv der spanischen Freiheit. Bürger und Patrioten! Die Zukunft starrt uns unheimlich entgegen, ich sehe eine böse Zeit für Spanien heraufziehen, und um dieser drohenden schwarzen Reaktion in Kutte und Stola und mit dem Räucherfaß der Verdammung unsererseits gerüstet entgegengehen zu können, kenne ich nur ein Losungswort: Einigkeit aller liberalen Parteien!

„Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, ob Spanien eine Republik, ob es eine constitutionelle Monarchie nach den Grundsätzen der Fortschritts-Partei, der Liberalen oder der Anhänger des Narvaez werden soll, sondern — merkt auf, meine Freunde — es handelt sich überhaupt um die Möglichkeit eines constitutionellen Regiments.

„Ich als Mitglied der Progressisten (Fortschritts-Partei), rathe Euch, laßt allen Parteihader bei Seite, und einigt Euch untereinander, welcher liberalen Richtung Ihr immer angehören mögt. Die Jesuiten- und Pfaffenherrschaft streckt uns ihr eisernes Scepter entgegen, das spanische Vaterland ist in Gefahr!“

Diesen Worten folgte tiefes Schweigen unter den Versammelten.

Da begann ein Anderer, der zum Erstenmal in der Versammlung erschienen war, und den man als einen getreuen Schildknappen des General Narvaez kannte, er hieß Salvador, folgendermaßen:

„Die Worte des ehrenwerthen Sennor Miranda sind mir aus der Seele gesprochen. Ich darf wohl, Sennores, Euch bereits anvertrauen, daß mein Freund, der Herzog von Valencia, erbittert ist über den hinterlistigen Handstreich des Ministeriums.

„Wir haben die Beweise in Händen, daß Geld, Beichtstuhl-Intriguen, Verräthereien aller Art, ja selbst Buhlschaften die Mittel gewesen sind, um Ihre Majestät die Königin und einen Theil des Mi-

nisteriums zur Ausführung des Planes zu vermögen, der in der Seele des Pater Claret und der Schwester Patrocinio entstanden ist.

„Noch mehr: in den Händen des General Narvaez sind Documente, welche ein Einverständniß mit dem Tuilerienhofe*) nachweisen und erhellt daraus, daß Spanien bereits in diesem Augenblicke nichts anderes ist, als ein gehorsames Werkzeug der Politik des französischen Kaisers Napoleon. Spanier! denkt an anno 1808, wo die französischen Legionen des Oheims Spanien überfielen; denkt an anno 23, wo die Regimenter der französischen Bourbons den jungen spanischen Liberalismus erwürgten, denkt an die schmählichen Zeiten Fernando's und einigt Euch bei Zeiten. Im Namen meines Auftraggebers, des General Narvaez, biete ich Euch, Sennores von der Partei der Progressisten und der Liberalen, den Bund mit den gemäßigten Constitutionellen an!"

„Viva l'unione!" (Es lebe die Einigkeit!) antworteten Alle. Nur Einer, und zwar Costarica, warf mißtrauisch ein:

„Ihr mögt wohl in der Sache selbst Recht haben, bester Sennor Salvador! Aber — es scheint mir, als sollte die Union aller Liberalen nur für Euern Herrn und Meister Narvaez die Kastanien aus dem Feuer holen. Gar so unbesehen wollen wir doch nicht zustimmen."

Salvador gerieth sichtbar in Aufregung und wollte mit einigen scharfen Entgegnungen antworten, aber der greise Miranda winkte ihm, er solle schweigen und antwortete:

„Nicht so, mein Costarica. Jede Partei strebt darnach, ihre Prinzipien zu verwirklichen; so war es stets und so wird es immer sein. In einem gesunden Verfassungsleben ist ein solcher Wettstreit nothwendig zur steten Aufrüttelung der politischen Kräfte. Vergiß nicht, mein Lieber, daß wir Alle vor einer gemeinsamen Gefahr stehen. Geschähe es wirklich, daß wir dem General Narvaez zur Macht verhülfen, so wäre dies schon der erste Sieg der vereinigten Liberalen über die Reaktion. Ist dann die Reaktion beseitigt, Sennores, dann mag jede Fraktion der Liberalen wieder auf eigene Faust für ihre Prinzipien wirken!"

Und zu Salvador gewendet, fügte der Sprecher mit gewinnendem Lächeln hinzu:

„Sennor, hat der heißblütige Costarica seine Bedenken vor meinen

---

*) Siehe: Geschichte der neuesten Zeit von Dr. Ad. Geisler, pag. 503.

Worten schwinden lassen, so werdet Ihr auch die erregte Antwort hinunterschlucken, nicht wahr?"

„Ich bin ruhig, Sennor," erwiderte Salvador. „Um aber die Nothwendigkeit einer Einigung noch mehr in das richtige Licht zu setzen, so bedenkt, Bürger, daß mit dem vom Militair vergötterten Narvaez auch die meisten der tüchtigen Generale verbunden sind. Und" — fügte er leise hinzu, daß nur die Nächsten die Worte verstehen konnten, „ich lüfte einen Zipfel des Geheimnisses: Prim ist in Madrid und hat sich mit Narvaez geeinigt."

„Wie ist das möglich!" flüsterte in höchster Ueberraschung Costarica.

„Er wußte schon mehrere Wochen von dem Project eines Staatsstreiches, aber er glaubte nicht daran, und wurde selbst überrascht durch die schleunige Ausführung. Er ist in der vergangenen Nacht in Madrid eingetroffen!"

Alle staunten über diese wunderliche Kunde. —

Doch plötzlich trat der Wirth des Weinhauses in's Zimmer mit den fliegenden Worten:

„Bürger, rettet Euch durch die Hinterthür. Die Unterredung scheint verrathen zu sein, denn ein Schwarm von Gensd'armen sprengt die Straße herab, die durch Militär bereits abgesperrt ist! Rettet Euch! Die Hinterthür führt nach dem Hofe, und aus diesem wird Euch meine Magd durch eine Pforte geleiten, die in meinen Garten führt. Von da aus könnt Ihr Euch entfernen, ohne beachtet zu werden."

Stumm ergriffen alle die Becher, stießen leise an und leerten sie auf die Einigkeit aller liberalen Parteien. Wenige Minuten darauf war das Zimmer verlassen, und die Polizeibeamten fanden, als sie eindrangen, nur das leere Nest und zogen fluchend ab.

Wer war der Verräther gewesen? Der Wirth zur „goldenen Rose" dachte einen Augenblick nach. Richtig. Kein Anderer, als sein Küper-Gehilfe, der Sohn eines Priesters, konnt's gewesen sein. Der Wirth rief, als die Gensd'armen sich entfernt hatten: „Filippo!"

Filippo erschien. Sein verlegenes Gesicht verrieth ihn.

Mit erheuchelter Freundlichkeit lud ihn der Wirth ein, hinauf auf sein Zimmer mit ihm zu kommen; Filippo folgte bebend. Der Wirth sah ihn ernst an, ergriff ein langes Dolchmesser und begann:

„Filippo! Was verdient Derjenige, der sein Vaterland und seinen Wohlthäter verräth?"

Filippo ward bleich und zitterte am ganzen Körper. Er war nicht bösartig, das wußte der Wirth, der ihn als Findelkind aufge-

nommen und erzogen hatte. Es galt also nur, den Leichtsinnigen und Verführten einzuschüchtern.

„Den Tod, Meister, verdiene ich," hauchte Filippo umsinkend.

In der Seele des Jünglings war eine seltsame Veränderung vorgegangen. Das Bewußtsein seiner Schuld lag mit zermalmender Schwere auf dem armen Filippo. Nur der Beichtstuhl und die blanken Goldstücke des Pater Claret hatten ihn zu der Verrätherei vermocht. Er gestand alles seinem Wohlthäter.

Dieser reichte ihm mit seelenvollem Blick die Hand, indem er den Dolch weglegte: „Filippo, thu's nicht wieder, diese Stunde falle der Vergessenheit anheim!"

Auf diese Weise hatte sich der eifrige demokratische Weinwirth eine treue Seele erworben und der Partei ein neues Glied. — — —

Leider hatte der leichtsinnige Verrath des Jünglings Filippo bereits mehr Schaden angerichtet, als sich im Augenblick berechnen ließ. Pater Claret hatte kaum das Wort: Vereinigung der Moderado's (Anhänger des Narvaez) mit den Progressisten gehört, als er sich zur Königin Isabella begab und in einer langen, geheimen Besprechung diese vermochte, den General Don Juan Prim zu einer vertraulichen Audienz für den Abend zu berufen.

Der Bote der Königin, ein Offizier von der Garde, traf den Grafen von Reus (Prim) eben an, als dieser im Begriff war, sich zu einer Besprechung der hervorragendsten moderadistischen und liberalen Generale in die Wohnung Narvaez, des Herzogs von Valencia, zu begeben. Staunend hörte Prim die Botschaft.

„Zu Ihrer Majestät?" rief er. Doch sich schnell besinnend, sagte er zu; der Offizier entfernte sich rasch mit der bejahenden Antwort und murmelte vor sich hin:

„Dieser Prim — ein wahrer Schauspieler! Hüte dich, Spanien, vor solchen — Theaterhelden, die alle Rollen verstehen!"

Prim war nicht wenig in Aufregung gerathen über die Botschaft, die er eben bekommen hatte. Mit den lebhaften Gestikulationen, die stets den Südländer verrathen, schritt der General unaufhörlich in seinem Zimmer auf und nieder. Die Fenster desselben gingen auf einen der belebtesten Plätze der Residenz, und das Gemurmel der hin- und herwogenden Volksmassen drang wie fernes Brausen herauf.

Der General schien einen Augenblick voll Wonne auf dieses Rauschen zu hören, dann setzte er sein Selbstgespräch und seine Gänge im Zimmer fort:

„Wer sein Geschäft machen will in diesem wetterwendischen Lande,

der muß sich zu schmiegen wissen. Wahrhaftig, ich hätte nie geglaubt, daß man mit mir feilschen würde. O, ich weiß, Sennor Mon in Paris wollte und konnte seine Vollmachten nicht überschreiten. Der Commis in der Agentur — — durfte das Geschäft nicht abschließen, aber der Meister im Beichtstuhl — der kann's!

„Mit gierigen Ohren hör' ich das Brausen der erregten Volksmassen, die mich empor heben sollen. — Pah — — was wollt Ihr, kleinbürgerliche Bedenken? Ich schreite über Eure Köpfe weg — Claret, Murillo, San Luis, Narvaez — laßt mich nur machen, ein demokratischer Staatsstreich soll Eure dicken Köpfe sprengen und die Herren Espartero und Rivero und all die unverbesserlichen Idealisten und Fanatiker der spießbürgerlichen Ehrlichkeit in einen fieberhaften Freudentaumel versetzen, daß sie kindisch in die Hände klatschen, wenn das große Feuerwerk losprasselt."

Prim versank in tiefes, träumerisches Nachsinnen, schaute ungewiß vor sich hin, und murmelte leise: „Was sagte denn jener Eremit in den toledonischen Bergen, bei dem ich einst Zuflucht suchte? Profezeite er mir nicht Größe?

„Dunkles Schicksal, du hast mich manchen verschlungenen Pfad geführt, ich folge auch heut dem ungewissen, wunderbaren Lichte; ich ergreife dich, o Gelegenheit, du treffliche Dienerin des Tapfern und Kühnen; ich werbe um deine Hand, o spröde Fortuna — — ich sah dein köstliches Gewand flattern — ich sehe deine Krone winken und — Isabella, die Priester, die kleinlichen Parteimenschen sind Bauleute meines Glückes. Wohlan: Dem Muthigen gehört die Welt, und den Großen dürfen kleine Sünden nicht geniren, sein Gewissen muß ihm gehorchen. Vorwärts!" — —

Wenige Minuten darauf, als es bereits tief dunkel geworden ist, sehen wir einen Offizier, dicht in einen Mantel gehüllt, beflügelten Schrittes nach dem königlichen Schlosse eilen, der Offizier der Schloßwache hält ihn an, der Unbekannte flüstert ihm die Losung zu, die ihm den Eingang öffnet. Es ist Don Juan Prim.

Seine Audienz bei der Königin soll eine geheime sein, denn nur unter dem Mantel des Geheimnisses läßt sich ein guter Plan spinnen, der dazu bestimmt ist, alle Parteien gleichmäßig zu überwachen.

Nur wenige auserwählte Personen wissen um die Audienz, den Ministern soll sie verborgen bleiben, denn es sind ja doch in den Augen des Pater Claret und seiner Genossen nur Werkzeuge gewesen. Auch Prim soll nur ein Werkzeug sein; und es ist bereits dafür gesorgt, daß das Werkzeug nicht Schaden anrichte.

Die Königin hat frühzeitig ihre Damen entlassen, nur die Zofe ist im Vorzimmer geblieben, sie kennt ja den Grafen von Reus (Prim) nicht und hat keine Ahnung von den höfischen Intriguen. Sie denkt nur bei sich, als sie den schönen, jungen Mann mit dem keck gedrehten Schnurrbart bei der Majestät eintreten sieht: Ob das wohl ein Günstling der Königin Isabella sein mag? — Gewiß ein recht unvorschriftsmäßiger Gedanke in dem Kopf einer jungen Dienerin, lieber Leser!

Mit einem Gemisch von königlicher Würde und weiblicher Anmuth empfängt Königin Isabella den schmucken, abenteuerlichen General, der mit dem ritterlichen Anstande eines echten Spaniers seine galante Königin begrüßt.

Das prächtige Gemach duftet von persischem Rosen-Parfüm, die hohen Spiegel werfen das milde Licht in magischem Reflex zurück. Alles scheint auf die sinnliche Einwirkung berechnet zu sein: die Wahl des Zimmers, die Beleuchtung, die Toilette der Königin, welche ebensoviel Reize errathen läßt, als sie verhüllt.

„Mein lieber Graf!“ beginnt die Majestät lächelnd und reicht ihm die Hand zum Kusse, „ich habe an Euch öfter gedacht, als Ihr unverbesserlicher Rebell verdient!“

Prim fühlt es wie Fiebergluth über sein Antlitz fliegen, als er die Hand der Majestät küßt und die halb verliebten Worte vernimmt. Er entgegnet:

„Wenn mein Patriotismus Sünde ist, Majestät, so müßte ich aufhören, Patriot zu sein, um mir das Wohlgefallen der hohen Monarchin Spaniens zu erringen. Ist es so?“

Statt aller Antwort ergriff Königin Isabella den General bei der Hand und führte ihn zu einem Sessel, der vor dem Kanapee stand, von welchem sich die Monarchin beim Empfange Prim's erhoben hatte. Sie lehnte sich in nachlässiger Haltung in die Ecke des Kanapee's, um aus der Dunkelheit die Mienen des Generals genau beobachten zu können.

Hinter der schweren Gardine, welche die Fenster und die Fensterwand fast ganz verhüllte, schien sich etwas zu regen, Prim merkte nichts davon. Wieder begann die Fürstin, indem sie ihre Stimme bis zum Flüstern herabmilderte:

„Mit der Hülfe der heiligen Jungfrau und des Sant Jago ist es uns geglückt, mein lieber Graf, eine wohlthätige Veränderung der Dinge in Spanien herbeizuführen. Wir haben Ordnung gemacht, es ist ein großes Werk, Ihr könnt das beurtheilen, nicht wahr?“

Prim nickte stumm und die Königin fuhr fort:

„Aber ein großes Werk bedarf auch großer Männer; kleine Leute könnten es zu Grunde richten, Ihr begreift auch das, nicht wahr, Graf?"

Prim nickte wieder und wie ein siedender Strom schoß ihm das Blut durch den Kopf.

Die Königin Isabella hub wieder an:

„Leider flößen mir gewisse Leute kein Vertrauen ein, weil sie Das thun, was man ihnen sagt; aber ein großes Staatswesen braucht Leiter, braucht Männer, die zu keiner Partei schwören, die gebrochen haben mit ihren jugendlichen Schwärmereien! — — Graf, — — ich habe Euch lieb — dient mir, Ihr seid ein Mann!" —

Prim zuckte zusammen. Was hatte die Königin gesagt? War es ein Traum? War es Wirklichkeit? Erhob sie ihn nicht mit den letzten Worten hoch empor über alle Männer Spaniens? Sollte das nicht bedeuten: commandirender General, Minister und — Freund in einer Person sein? Serrano, der glückliche Buhler und Kämmerling, war wohl Freund gewesen, nie aber Staatsmann, und dennoch hatte der Hauch seines Mundes Ministerien berufen und verdrängt.

Nicht einen Augenblick dachte Prim daran, daß die Königin möglicherweise nur eine Rolle abspielte, die ihr irgend Jemand mit großem Fleiß einstudirt haben konnte. So sind diese ehrgeizigen Menschen: das ferne Ziel glänzt ihnen verführerisch entgegen und — sie stolpern über ein Steinchen, das im Wege liegt.

Der Mann, welcher hinter der Gardine stand, fühlte einen gewaltigen Kitzel, recht unbändig zu lachen. Er dachte bei sich: „Er geht schön in die Falle; sein Gesicht glüht wie eine Rose, sein Blut ist im Sieden, so ist's gerade recht, und die Königin Isabella spielt gut! Bravo, Bravo!" —

Juan Prim sah zu der Königin voll und ganz auf, obgleich er ihr Gesicht im Schatten nicht genau beobachten konnte. Er mußte sprechen, und hätte doch gern noch mehr auf die Worte Isabella's gelauscht. Die Königin sah ihn lange an, und als noch kein Wort über seine Lippen gekommen war, drängte sie: „Sprecht, lieber Graf!"

Prim schöpfte tief Athem; es war ihm unangenehm, daß die Majestät ihm solchergestalt die Pistole auf die Brust setzte, doch er begann:

„Majestät! Ihr sprecht ein großes Wort; es ist wahr, ich diene nur dann, wenn ich befehlen darf; ich bin nur dann treu, wenn meiner Untreue nichts im Wege steht. Gebt mir den Oberbefehl über Eure

Armee, gestattet mir die Bildung eines Ministeriums aus denjenigen Elementen der verschiedenen Parteien, die mir zusagen — —“

„Zugestanden, Graf, zugestanden!“ rief die Königin lebhaft, erhob sich und legte die Hand auf seine Schulter, was verlangt Ihr noch, ich bin bereit, es zu bewilligen.“

In den letzten Worten der Königin lag soviel Zauberei, als ein Weib nur hervorbringen kann.

„— Und — Eure — Freundschaft — Majestät. — Für Euern Premierminister müßt Ihr stets zu sprechen sein!“ — entgegnete mit glühenden Blicken Prim.

Es folgte nun ein Augenblick, wo General Juan Prim wie abwesend der Königin gegenüber saß, die Hand der Königin in der seinigen hielt, sie preßte und einigemale respektvoll küßte, während die Königin wieder in ihre alte nachlässige Haltung versunken war. Glücklicherweise verhinderte der Schatten, die Bewegungen der Königin zu beobachten.

Der Mann hinter der Gardine wollte vor Freude bersten. „Gewonnen, gewonnen!“ — jubelte er in seinem Herzen.

„Majestät!“ riß sich Prim aus seiner Versunkenheit, indem das Bild des verbannten Serrano an ihm vorüberzog; „Majestät! Ich bin noch nicht fertig. Alles, Alles, Alles für meine hochgelobte Königin Isabella, Alles, Alles für Spanien, meine Thatkraft, mein Wollen, meine Zeit, — aber — verbannet den Pater Claret und die Schwester Maria Raphaele del Patrocinio vom Hofe; verbannet die Jesuiten aus Spanien, denn sie sind Giftmischer gewesen und verderben das Werk des besten Staatsmannes!“

Die Königin sank mit einem schmerzvollen „Nein, nein! — Geht! — geht!“ zurück und riß ihre Hand aus derjenigen Prims.

Der Mann hinter der Gardine sprang hervor, es war Claret; mit funkelnden Augen warf er sich auf Prim und rief:

„Wahnwitziger Ketzer! Glaubt Ihr, wir brauchten Eure staatsmännischen Quacksalbereien? Wehe Euch, Ihr habt Euer Urtheil selbst gesprochen!“

In der Hand des Paters funkelte ein Stilet, und er hob die Hand, die es hielt, als wollte er sie niederschmettern auf den entsetzten General.

Prim retirirte in den Vordergrund des Zimmers, nach dem Ausgange hin und griff nach dem Degen, den er aber vorläufig noch in der Scheide hielt.

„Wie könnt Ihr's wagen, mich zu überfallen, Pater! Pfui über diese Komödie, die Ihr mit mir getrieben habt!“ rief er erbittert.

„Ha, ha!“ lachte Claret voll Bosheit. „Ueberlegt Euch ein andresmal Eure Bedingungen, die Kirche läßt sich nicht ungestraft schmähen. Es ist zu Ende mit Euch, Herr Graf!“

Claret zog eine Klingelschnur.

Es nahten Tritte; die Thür sprang auf und ein Offizier stand salutirend und des Befehls gewärtig im Vorzimmer, hinter ihm konnte man einige Soldaten bemerken. — Claret befahl:

„Verhaftet diesen General, im Namen der Königin! Er hat sich Ungehöriges erlaubt und soll büßen, die heilige Jungfrau führte mich im rechten Augenblick herbei!“

Prim rief vor Scham und Wuth, die Gegenwart der mit einer Ohnmacht ringenden Königin ganz vergessend, überlaut, so daß es die Soldaten hören konnten:

„Ihr lügt! Wehe, wer den catalonischen Eid antastet! Wehe, wer sich an Juan Prim vergreift!“ —

Er schritt durch die offene Thür, den Pater bei Seite drängend, der wüthend von Neuem befahl: „Offizier, Eure Pflicht!“

Die Zofe schlich entsetzt durch die Gruppe an das Kanapee der Königin Isabella.

Juan Prim schritt mit gezogenem Degen durch die ehrerbietig zurückweichenden Soldaten, durcheilte die Corridore, wo ihm, den aufgeregten General, entsetzt die Hofdamen und Lakaien auswichen; die Flüche und Verwünschungen Clarets hallten dem General nach.

In wenigen Minuten hatte Prim das Schloß verlassen und befand sich auf dem Wege zur Wohnung des General Narvaez, um dort die Chefs der vereinigten Parteien zur Revolution fortzureißen.

Die bei Narvaez, dem Herzog von Valencia, Versammelten waren schon längst in größter Besorgniß über das Ausbleiben des General Prim gewesen, und General Concha, der die gemäßigten Liberalen vertrat, hatte sich schon zu der Aeußerung hinreißen lassen:

„Sollte etwa der General Prim ein Spiel für sich spielen wollen? Das wär' freilich ein böser Strich durch unsere Einigkeits-Pläne!“

Doch der greise Bürger Miranda beruhigte ihn wieder: „Patriot, unterdrückt das Mißtrauen, bekämpft diese vielköpfige Schlange, die schon oft die Pläne und Hoffnungen der Liberalen zerstört hat.“

General Prim trat plötzlich ein mit dem Ausrufe:

„Freunde! Patrioten! Auf, zu den Waffen! Ich kenne nur eine Losung: den Barrikadenkampf.“

Alles gerieth in Aufregung.

„Wehe uns, wenn wir uns zu unüberlegtem Handeln hinreißen lassen!“ rief der Eine.

„Dergleichen muß überlegt werden!“ rief ein Anderer.

„Erst müssen Ausschüsse zur Agitation gebildet werden!“ ein Dritter.

Prim rief dazwischen; „Man ist uns bereits auf der Fährte!“

„Aber bester General, was ist Euch denn in den Weg gelaufen? Etwa eine herumschnüffelnde Kutte oder eine andere Ratte?“ meinte humoristisch Narvaez, der Herzog von Valencia, und schüttelte sein ergrauendes Haupt.

Salvador dagegen sah finster drein und murmelte: „Der hitzige Patron Prim wird uns noch in's Pech bringen!“

Don Juan Prim erzählte kurz seine Audienz bei der Königin Isabella, verschwieg natürlich aber einige sehr compromittirende Umstände, die der Leser bereits kennt.

Die Sitzung nahm nun ihren ruhigen Verlauf; die Hitze des General Prim verflog bei klarer Erwägung und man einigte sich schließlich, ein gemischtes Partei-Comité zu ernennen, an dessen Spitze: Narvaez, als Vertreter der gemäßigten Conservativen (Moderados), General Don Manuel Concha, Marquis del Duero, als Haupt der gemäßigten Liberalen, und General Don Juan Prim als Führer der Fortschritts-Partei (Progressisten) gestellt wurden. Das erste Ziel der Vereinigung war die Bildung von Wahl-Comité's im Lande, um die für den 9. März 1853 anberaumten Wahlen für die Deputirtenkammer zu beeinflussen und zu lenken. —

Tags darauf erschien ein Regierungsdecret, welches alle Vereinigungen und Comité's strengstens untersagte. Alles, Alles war verrathen worden. Es passirte noch mehr: in der Wohnung des Herzogs von Valencia erschien in der Mitte des Monats plötzlich ein Offizier, welcher dem sonst so kühnen General eine Regierungs-Ordre vor die Nase hielt, in welcher zu lesen stand, daß Narvaez, der Herzog von Valencia, unverzüglich nach den Canaren gebracht werden sollte, als Haupt einer revolutionären Propaganda.

„Und das mir?“ fuhr Narvaez auf.

Der Offizier zuckte die Achseln und meinte ruhig: „Excellenz, brausen Sie nicht auf; das Haus ist besetzt und meine Soldaten haben gemessene Befehle.“

Narvaez sah ein, daß er nur durch kluge Nachgiebigkeit seine kostbare Freiheit behaupten könnte und legte sich auf's Verhandeln. Gar zu gern hätte Pater Claret eine Gefangenschaft des Generals durchgesetzt, aber Königin Isabella besaß zu viel Ehrfurcht vor dem verdienten General und Erzieher und schickte ihm die Ordre:

Unverzüglich Madrid und das Land zu verlassen, um in Wien die Militair-Archive zu studiren!

So mild die Form dieser Verbannung war, so traf sie doch wie ein Faustschlag den berühmten Militär und Minister. Er mußte gehn, und mit ihm reichten auch die Minister Murillo und Urbina, welcher letztere beim Staatsstreich das ausführende Werkzeug gewesen war, ihre Entlassung ein.

Auf Juan Prim wurde vergebens gefahndet, er hatte sich längst in Sicherheit gebracht.

Mit dem Antritt des Ministeriums Roncali begann die schwarze Reaction erst recht mit ihren freiheitsfeindlichen Maßregeln, nur Graf San Luis wühlte heimlich gegen die Geistlichkeit.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Flucht der Nonne Patrocinio.

Im königlichen Schloß von Madrid herrscht tiefstes Schweigen, nur die Schritte der Corridor-Wachen und das leise Sausen des Windes unterbrechen die nächtliche Stille. Ruhen sie alle in den Armen des Schlafgottes, alle die Bewohner des weiten, prächtigen Gebäudes?

Nur aus zwei Gemächern stiehlt sich ein verrätherischer Lichtschimmer auf den inneren Schloßhof.

Wir treten in das eine, es ist die Wohnung der schönen Hofdame Donna Elvira de Xeres. Vermöge ihrer langjährigen Erfahrungen bei Hofe übt sie auf ihre Umgebung einen mächtigen Einfluß aus, und deshalb hat sie der Minister Graf San Luis dazu ausersehen, eine schlaue Intrigue zum Sturz der allgewaltigen Nonne Patrocinio zu spinnen.

Um das Herz der bigotten Königin Isabella leise loszulösen von der frommen und gewandten Patrocinio, muß man schleunigst darauf bedacht sein, der Königin einen neuen Günstling zuzuführen.

Graf San Luis ist genau davon unterrichtet, daß Donna Elvira in heißer Leidenschaft für den edlen Granden Don Benito de Isolabella brennt. Er ist ein schöner Mann, noch unbekannt, aber deshalb gerade geeignet, eine Günstlings-Rolle zu übernehmen. Wie ist das aber zu machen? Auf des Grafen Befehl oder Bitte würde sich der ehrgeizige Benito niemals zu einer solchen Rolle entschließen können.

„Gut," denkt der Minister, „Donna Elvira mag es thun, denn ein Weib besitzt mehr Ueberredungskunst, als zehn Männer, und hat außerdem tausend Belohnungen zu bieten!"

Donna Elvira ist mit Freuden auf den Plan des Grafen eingegangen, und ist eben damit beschäftigt, durch alle Künste weiblicher Ueberredung und schelmischer Koketterie den hübschen Don Benito de Isolabella zu der Rolle eines „Freundes" der Majestät zu bewegen und einzuüben. Sie versteht dies letztere trefflich, denn: glänzte sie in ihrer früheren Jugend durch zarte, duftige Anmuth, so bestrickt jetzt das fast dreißigjährige Weib durch ihre üppigen, berauschenden Reize.

Sie hat den leidenschaftlich Liebenden eben fortgeschickt, damit er erst handle und dann den Lohn empfange. — — — — — —

Ehe wir seinen Schritten folgen, wollen wir sehen, was in dem andern erleuchteten Gemache vorgeht, es ist dasjenige der jungen Majestät. Sie befindet sich in Gesellschaft des Beichtvaters Claret und des Ministers Grafen San Luis.

Graf San Luis fühlt sich höchst unbehaglich, seine Worte und Mienen sind erzwungen freundlich, denn es ist ihm nicht vergönnt, mit der Majestät allein zu verkehren, ohne Zeugen politischen Vortrag zu halten, immer ist es entweder der Pater Claret oder die Nonne Patrocinio, die zugegen sind.

„Die Unzufriedenheit im Lande nimmt zu, Majestät!" setzt der Minister seine Vorstellungen fort, „es ist nothwendig, daß wir milde Maßregeln erlassen. Das Volk ist wohl gleichgültig dagegen, ob es conservativ oder liberal regiert wird, aber man muß ihm nicht seine Bequemlichkeit verderben, es nicht in seinen Gewohnheiten verletzen. Zeigen wir doch dem ruhigen Bürger den constitutionellen Flitter, er freut sich satt daran, und sorgen wir für seine Ruhe und sein materielles Wohl, muthen wir seiner Frömmigkeit nicht mehr zu, als er bisher gewöhnt war."

Isabella hat nur halb hingehört und spricht zum Beichtvater:

„Ist das auch Eure Meinung, mein Vater?“

Claret schüttelt mit dem Kopfe und erwidert:

„Nein, meine Tochter, es muß ganz und gar gebrochen werden mit dem liberalen Schlendrian, des Teufels Samen muß ausgerottet werden und wir dürfen nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Befraget darüber die heilige Schwester Maria Raphaele, wenn der Geist der Weissagung über sie kommt.“

Graf San Luis krampfte erbittert seine Hand zusammen, das war ihm denn doch zu viel; in seiner Würde als Minister fühlte er sich tief verletzt. Unter dem Pantoffel einer Nonne zu stehen? Nein, das mußte das Blut selbst des frömmsten Staatsmannes zum Sieden bringen, sein Entschluß stand fester, als je:

Die Nonne Patrocinio muß um jeden Preis vertrieben werden!

Um sich nicht zu verrathen, nahm er die salbungsvollste Miene von der Welt an, und sprach zu dem Pater gewendet:

„Verzeiht es, ehrwürdiger Pater, dem weltmännischen Minister, wenn er zwar das Gute will, es aber nicht mit der Begeisterung des Priesters auszuführen vermag, ich will, was Ihr wollt, und Euer geistlicher Beirath soll mir immer kostbar sein.“

Das Antlitz des Beichtvaters blieb ohne jede Bewegung, so daß der Minister nicht zu erkennen vermochte, ob es ihm geglückt, den Pater Claret über seine Absichten zu täuschen.

Die Unterredung war zu Ende, denn die Mitternachtstunde war herangekommen. Es nahten Tritte im Vorzimmer und die Nonne Maria Raphaele del Patrocinio trat ein, leise wie ein Gespenst, eine schwarze Kapuze über das Haupt, so daß das dämonische Antlitz nur zum kleineren Theile hervorschaute.

Ein Schauder des Abscheus durchrieselte den Grafen, aber die Blicke des Beichtvaters leuchteten in höherem Glanze; er blieb, während der Graf San Luis sich ehrfurchtsvoll verabschiedete.

Dieser durchwandert langsam und sinnend die Corridore des Schlosses, horch, eine Thür wird leise geschlossen, es schleicht Jemand auf den Zehen daher. Der Minister schlüpft hinter eine Säule und denkt: „Sollte das der Isolabella sein, der von der Xeres fortschleicht?“ Und er hat sich auch nicht getäuscht, dennn es ist der Sennor Don Benito de Isolabella, der die schöne Elvira eben verlassen hat.

Der Edelmann will an dem Pfeiler vorbeischlüpfen, doch der Minister tritt ihm in den Weg; Don Benito prallt zurück, das

kommt ihm überrascht; doch lächelnd reicht ihm Graf San Luis die Hand mit den leise geflüsterten Worten:

„Verliebter Schäfer, ich gratulire, Ihr habt einen ganz ausgezeichneten Geschmack: Donna Elvira de Xeres!"

Isolabella durfte nämlich nicht wissen, daß der Graf über sein nächtliches Rendezvous unterrichtet war, und der junge Edelmann erröthete daher bis unter die Haarwurzeln und war keiner Antwort fähig, wozu ihm übrigens der Minister auch weiter keine Zeit ließ, sondern rasch fortfuhr:

„Sennor! Ein glücklicher Augenblick führt Euch mir in die Arme. Beantwortet mir drei Fragen: Habt Ihr das Herz auf dem rechten Fleck?"

„Wenn Ihr daran gezweifelt, Excellenz," gab stolz Don Benito zurück, „so würde ich Euch fordern!"

„Gut," fuhr Graf San Luis fort, „seid Ihr ein Anhänger der Priester und Mönche?"

„Fragt Ihr mich als Staatsminister oder Freund?" fragte mißtrauisch der Edelmann zurück.

„Als Freund!" erklärte San Luis.

„Dann antwort' ich mit einem muthigen, entschiedenen Nein!" lautete das Wort Don Benito's.

„Wollt Ihr Euch mit mir verbinden, um die unheimliche Patrocinio aus dem Schloß zu werfen?" fragte wieder der Minister.

„Excellenz! Ich bin der Eurige!"

„So begleitet mich in meine Wohnung, damit wir den Rest der Nacht durch Entwerfung eines Feldzugsplanes verwerthen können. Nun aber kommt! Es zieht gewaltig in diesen Corridoren, kommt, im Portal harrt mein Wagen," drängte die Excellenz.

Sie gingen. Wenige Minuten darauf rollte der Wagen des Ministers aus dem Schlosse nach dem Hotel des Grafen. — — —

Wenige Tage hatten genügt, um den Hof von Madrid in eine Art von Feldlager umzuwandeln, wo zwei Parteien kriegsgerüstet einander gegenüberstehen. Sehen wir uns die wunderliche Situation etwas näher an, und graben wir den Ursachen derselben nach.

Der Minister Graf San Luis hatte es glücklich zu Stande gebracht, den schönen Don Benito de Isolabella bei dem nächstbesten Hoffeste so zu placiren, daß er der Königin hatte in die Augen fallen müssen, und bei der Schwärmerei Ihrer jugendlichen Majestät für liebesichere Augen, wohlgepflegte Schnurr- und kühne Spitzbärte, interessante Gesichtszüge und chevalereskes, soldatisches Auftreten, war

es kein Wunder, daß sich plötzlich die tanzenden Paare vergebens nach der spurlos verschwundenen Fürstin umsahen und auch zugleich den schönen, bei allen Damen beliebten Cavalier Don Benito vermißten.

Donna Elvira wußte genau, was jetzt geschah, eifersüchtig war sie nicht, weil sie ja selbst den heißgeliebten Don Benito zu der Rolle vermocht hatte, die er eben spielte. Aber in der den Lesern bekannten Balkon-Laube mit den duftenden Rosenbüschen, dem verführerischen bunten Halbdunkel, dem bethörenden Springbrunnen und dem schwellenden Divan hieß es:

„Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag!"

Don Benito de Isolabella fand, daß Königin Isabella lange nicht so hübsch sei, als Donna Elvira, daß sie ihn also auch nicht fesseln könne. Bei der Königin war gerade die entgegengesetzte Meinung vorhanden. Je mehr ihre früheren Reize im heißen Hauche der Leidenschaft verwelkt waren, desto mehr war sie von ihren Vorzügen überzeugt. Aber Don Benito spielte diesmal den Liebhaber Isabella's auf Commando und aus Liebe zu Elvira; sein Herz wußte nichts davon.

Die Augen des schönen Liebhabers machten auf die Königin einen so tiefen Eindruck, daß sie nicht gut Nein sagen konnte, als er ihr am Tage nach dem Hofballe zärtlich zuflüsterte:

„Wozu, holde Majestät, wollt Ihr Euere erlaubten Freundschaften stets von den weltfeindlichen Augen einer Klosterfrau bewachen lassen, die die zarten Gefühle des Weibes, die Seligkeit der Liebe niemals gekannt hat?"

„Ihr muthet mir Schweres zu, lieber Sennor!" seufzte die Königin, indem sie das Haupt auf die Schulter Benito's legte.

„Gebt der Patrocinio einen Wirkungskreis für ihren kirchlichen Eifer, Majestät. Ich werde den kalten, mißtrauischen, furchtsamen, ja unaufrichtigen Gesellschafter spielen müssen, so lange ich mich von den Blicken der ehrwürdigen Schwester Patrocinio bewacht weiß."

Diese Worte des energischen Don Benito de Isolabella hatten ihre Wirkung nicht verfehlt, denn drei Tage nachher ertheilte die Königin der bisher gehätschelten Nonne den schriftlichen Befehl, unverzüglich eine Visitations-Reise durch die Nonnenklöster Spaniens zu machen.

Die Verschworenen am Hofe wußten genau, daß sich die Patrocinio nicht ohne Weiteres fügen würde, und bauten auf den blinden Trotz der frommen Schwester ihren Plan.

Erbittert eilte die Schwester Maria Raphaele Patrocinio nach

den Gemächern der Königin; aber der wachehabende Offizier hielt sie zurück mit den Worten:

„Ihre Majestät ertheilt Niemandem Audienz, ehrwürdige Schwester, zieht Euch zurück!“

„Unerhört!“ rief die Nonne in Ekstase und vergaß darüber ganz die würdige Haltung, die sie sonst stets zu behaupten pflegte. „Offizier — laß mich zur Königin! Du beleidigst in mir die heilige Kirche!“ —

„Ehrwürdige Schwester, ich habe den strengen Befehl, Jeden, selbst Seine Majestät zurückzuweisen!“ entgegnete gereizt der Offizier.

„Ha, ihr Günstling ist bei ihr!“ rief die entrüstete Klosterfrau.

Der Offizier streckte derselben, da sie Miene machte, sich gewaltsam den Weg zu bahnen, den Degen entgegen.

„Nun gut, ich gehe zum Gemahl der Königin, zu Don Francisco!“

Mit diesen Worten kehrte sie um, aber vor den Gemächern des Königs widerfuhr ihr dasselbe Mißgeschick. Als sie so athemlos durch die Corridore eilte, mußte sie noch das höhnische Lachen und die spöttischen Bemerkungen der Hofdamen, der Cavaliere und Offiziere hinnehmen.

Pater Claret hatte sich eingeschlossen, um fromme Bußübungen und geistliche Exercitien vorzunehmen. Er hatte längst den Braten gemerkt und hielt es für's Beste, diesmal die Nonne Patrocinio fallen zu lassen und sich auf's Warten zu verlegen. Er wußte recht gut, daß er einmal das Spiel verloren hatte gegenüber den rabiaten Leuten des Staatsstreiches. Er wußte aber auch, daß die Verirrungen der Königin Isabella nie lange dauerten, und sie nur zu bald das Bedürfniß empfinden würde, wieder das fromme Antlitz der Mutter Patrocinio zu sehen und die Tröstungen und Rathschläge des Pater Claret anzuhören.

Schwester Maria Raphaele Patrocinio, bei der sich nach und nach die fixe Idee, sie sei wirklich eine Heilige, immer mehr festgesetzt hatte, brachte es vorläufig nicht über sich, nachzugeben und sich klug zurückzuziehen. Im Gegentheil, sie bestieg ihren einfachen Wagen, der mit vier Eseln bespannt war und kutschirte durch die belebtesten Straßen der Residenz nach dem Kloster des heiligen Pancraz.

Da sie mit verhülltem Angesicht im Wagen saß, und nicht wie sonst, den massenweise Niederknieenden ihren Segen gab, so bemächtigte sich bald des bigotten Pöbels eine große Aufregung.

„Warum trauert unsere heilige Mutter?“ fragte ein zerlumpter

Bettler an den Wagen herantretend. Keine Antwort erfolgte, und wüthend schrie es der Bettler seinen zahlreichen Genossen zu:

„Das ist ein großes Unglück! Auf, ziehen wir nach dem Schlosse, um Rechenschaft zu fordern für die Schmach, die der heiligen Mutter del Patrocinio widerfahren ist.“

Gegen Abend stieg die Aufregung noch mehr, denn die ungeheuern Volkshaufen, die gen San Pancraz gewallfahrt waren, wo sich die Schwester Maria Raphaele aufhielt, verbreiteten die Schreckensnachricht in der Stadt: die Wundenmale der Patrocinio bluten nicht mehr! Es galt dies nämlich für ein Zeichen des göttlichen Zornes über die Königin und ihre Umgebung.

Dichte Massen von zerlumpten und verdächtig aussehendem Gesindel zogen schreiend, schimpfend und pfeifend durch die Straßen, warfen hier und da die Fenster liberaler Bürger ein, und versammelten sich unter dem Geschrei:

„Abajo Isabel! Viva la religione!“ auf dem Schloßplatze. Auch einige „Viva Don Carlos!“ fanden begeisterten Wiederhall.

Mit großer Besorgniß sahen die Bürger dieses Unwesen, und als der Militär-Gouverneur von Madrid noch immer zögerte, mit Waffengewalt einzuschreiten, bildeten sich flugs freiwillige Compagnieen aus angesehenen Bürgern und liberalen Handwerkern bestehend, die, mit alten Büchsen, Säbeln, Eisenstangen, Piken und Stöcken bewaffnet, auszogen, um die Stadt vor den brutalen Ausschreitungen der rohen fanatischen Bettler- und Banditenhorden zu schützen.

Schon war der Kampf ausgebrochen und man raufte sich in erbittertster Weise auf dem Platze vor'm Schlosse, da erschienen einige Schwadronen Kavallerie von der einen, und einige Bataillone Infanterie von der andern Seite, und drangen in die regellosen Pöbelmassen ein. Diese zerstoben nach allen Richtungen, so daß binnen einer Stunde Madrid wieder vollständig ruhig war.

In das Nonnenkloster, das von einigen entschlossenen Leuten, Anhängern der Patrocinio, bewacht war, drang ein Trupp Soldaten mit gefälltem Bajonnet ein, um die Nonne, die auf einmal Rebellin geworden war, zu verhaften, und nach irgend einer Festung in sichern Gewahrsam zu führen. Unter gräulichen Verwünschungen fügte sich die schlaue Nonne scheinbar in das Unvermeidliche, und wurde in einem verdeckten Wagen gegen Mitternacht aus der Stadt gebracht.

Der Soldatentrupp mit dem Wagen war bereits zwei spanische Meilen von der Residenz entfernt, und wollte eben über die seichte

Trajana, einen Nebenfluß des Tajo setzen. Da ertönten ringsum verdächtige Pfiffe; der Offizier befahl seinen Soldaten, sich zum Schießen bereit zu machen.

Die Schatten der Nacht verhüllten die hügelige, waldige Gegend, der Mond schien heut nicht, kein Stern schimmerte durch die unheimliche Wolkendecke. Ein, zwei, drei, vier Schüsse krachten rasch hinter einander von verschiedenen Seiten, und pfeifend schlugen die Kugeln in den Soldatentrupp ein. Zwei Mann stürzten unter gellenden Schmerzensrufen nieder.

Muthlosigkeit bemächtigte sich der kleinen Schaar, denn ohne jede Deckung waren sie den wohlgezielten Schüssen ihrer unsichtbaren Gegner preisgegeben, und der Augenblick ließ sich berechnen, wo einer nach dem andern todtgeschossen sein würde.

„Auf, Soldaten, rückt im Laufschritt dort nach dem Busch, damit sie uns nicht wie Sperlinge wegschießen können!“ befahl leise der Offizier. „Einer setzt sich in den Wagen zur Nonne, damit sie uns nicht wegläuft.“

Lachend that dies der eine; die Nonne Patrocinio stieß einen lauten Schrei aus, als sich der Soldat dicht neben sie setzte, und, als sie aus dem Wagen springen wollte, sie fest um den Leib packte.

„Wehe Dir, Du Satanskind! Du Verdammter! Du Kirchenschänder! Die Hölle wird Dich erwarten!“ rief sie kreischend, aber der Soldat entgegnete ruhig:

„Bleib nur sitzen, Sennorita Quiroga, Deine Künste verfangen bei uns ausgewetterten Soldaten nicht!“ —

Unterdeß hatte der Trupp die militärische Bewegung ausgeführt, dabei aber noch zwei Mann eingebüßt, so daß die Schaar auf sieben Mann zusammengeschmolzen war. Kaum hatte das Piket Posto gefaßt hinter den Bäumen, als von allen Seiten bewaffnete Bauern heranstürmten und sich ein blutiges Handgemenge entspann; das Laub raschelte von den durchschlagenden Kugeln, den Tritten der Kämpfenden.

„Massacrirt die Hunde allesammt, gebt ihnen einen echt carlistischen Gnadenstoß! Viva Don Carlos!“ rief hinter den Angreifern ein Mönch, in dem wir rasch den schrecklichen Antonio Maregnon entdecken, der in den Bergen um Madrid den carlistischen Aufstand zu organisiren suchte.

Mit begeistertem „Viva Isabel!“ warfen sich die Soldaten mit gefälltem Bajonnet den von allen Seiten, hinter Bäumen und Strauchwerk hervordringenden Insurgenten entgegen; aber obgleich viele der

letzteren todt oder verwundet auf den weichen Rasen ausgestreckt liegen, erliegt dennoch die tapfere Schaar, der Offizier fällt zuletzt, von dem Kolbenschlage eines riesengroßen Bauern getroffen.

„So gehe es allen Isabellinos und Verächtern der heiligen Religion!“ triumphirt der düstere Antonio Maregnon, während hier und da ein Verwundeter stöhnte. „Nehmt die Unserigen mit Euch, den Andern gebt einen Schlag auf den Kopf, daß sie stumm sind für ewig. Ihr verdient Euch einen Gotteslohn!“

Es geschah das Schreckliche. Dann umringte die Rebellenschaar den Wagen, der noch immer an der seichten Furth stand, und Pater Antonio Maregnon ruft mit frommer Ekstase:

„Euern Segen, heilige Mutter Maria Raphaele Patrocinio! Ihr seid frei! Wir werden Euch führen, wohin Ihr wollt!“

Erschreckt sprang bei diesen Worten der Soldat aus dem Wagen, einige der Insurgenten hinter ihm her. Der Flüchtling warf sich in den Fluß, um hinüber zu schwimmen, aber eine rasche Kugel traf ihn, mit schauerlichem Schmerzensschrei sank der Aermste gurgelnd unter.

„Mein Segen Euch, meine Kinder!“ begann die Nonne salbungsvoll, kühn blitzten ihre Augen, kein Bedauern über die Gefallenen trat auf ihre Lippen.

Auf unbekannten Pfaden geleitete Antonio mit seiner Schaar die Mutter Patrocinio an's Meer.

Sie blieb einige Zeit verschollen, bis durch alle Zeitungen die Nachricht lief: „Die Nonne Patrocinio befindet sich in Rom unter dem besonderen Schutze des heiligen Vaters.“

Von dem nächtlichen Vorfall drangen nur dumpfe Gerüchte in die Oeffentlichkeit. Die Hauptsache war, daß die Nonne Patrocinio der Intrigue des Grafen San Luis und seiner ministeriellen Collegen, der Donna Elvira de Xeres und des Don Benito de Isolabella hatte weichen müssen.

Die Königin Isabella fügte sich zwar sehr schwer in das bedeutungsvolle Ereigniß der Verbannung der blutenden Nonne; aber es war von der höchsten Wichtigkeit, dem Volke zu beweisen, daß es doch möglich sei, die für heilig und übermächtig gehaltene Nonne Maria Raphaele del Patrocinio zu beseitigen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die dunkle Jugend der Nonne Patrocinio.

Die Leser wissen bereits, daß Don Juan de Alar und sein Weib Sikula unter dem gastlichen Dache des Don Eduardo de la Seda lebten. Das zärtlich liebende Ehepaar war vor der Zeit gealtert, besonders hatte der Gram um den verlorenen Enriquez, der jetzt schon ein munterer 12jähriger Knabe gewesen wäre, tiefe Zeichen in das immer noch anmuthige Gesicht der sanften Sikula geschrieben.

Die Zärtlichkeit, der das eigene Kind fehlte, verwandte sie nun auf den heranwachsenden Knaben und die beiden Mädchen der lieblichen Geronima; und es war ein lieblicher Anblick, die gealterte, von einer heiligen Schwermuth verklärte Sikula Arm in Arm mit der im üppigsten Liebreize blühenden jungen Frau Geronima von dem Schlosse in das anmuthige Thal herniedersteigen zu sehen, um entweder die kühlen Sommermorgen oder die lieblichen Abende zu genießen.

Juan de Alar war zwar im Allgemeinen heiter, doch bildete der Ernst den dunkeln Hintergrund in seiner Seele. Nicht allein der Schmerz um das immer wieder von den Gewaltigen betrogene und genarrte Vaterland war es, der ihn oft schwermüthig machte, sondern auch das verborgene Wehe um den verlorenen Sohn.

Gerade der Umstand, daß er nicht wußte, ob Enriquez todt sei, oder vielleicht an irgend einem fremden verborgenen Ort auferzogen und mit dem Gift der Heuchelei und der Dummheit genährt würde, vermehrte seine Herzenspein.

Seine einstige Freundin und Beschützerin, Königin Maria Christina, hatte zwar der betrübten Sikula in jener Stunde, als die Infantin geboren worden war, das Wort gegeben, gründliche Nachforschungen anstellen zu lassen, aber bis jetzt war nichts erfolgt, außerdem weilte die alte Majestät Christina wieder einmal in Frankreich und dachte wohl kaum an Sikula und an das gegebene Versprechen.

Kamen nun die dunkeln Stunden der Schwermuth über Juan, dann zog er in Gesellschaft seines Neffen Eduardo hinaus in den Bergwald, um oft Tage hindurch sich den Strapazen der Jagd zu unterziehen.

So durchstrichen sie wieder einmal im Anfang des Herbstes von 1853 die waldige Einöde der Sierra Morena und waren bis in Los Pedroches vorgedrungen, die den Südrand der Mancha säumen.

Diesmal war der lustige Don Pedro de Sequanilla mit von der Parthie und vertrieb seinem alten Freunde durch Schnurren und drollige Einfälle die Grillen.

Schon zwei Tage schweifen die drei muthigen Waidgesellen in den Bergen und Wäldern herum, und mit dem Abend des zweiten Tages schlagen sie die Richtung nach der Heimath ein. Da scheut das Roß Eduardo's plötzlich; er sieht nach der Ursache: ein bleiches Mädchen, mit armseligen Lumpen bedeckt, liegt an einer frisch sprudelnden Quelle im tiefen Schlaf. Don Pedro, der Eduardo zunächst ist, ruft:

„Ei der Teufel! Da finden wir ja ganz allerliebste Beute!"

Unterdeß ist Don Juan auch herangekommen, und alle drei springen von den Pferden und betrachten das schlafende Mädchen aufmerksam; endlich meint Juan leise:

„Ei seht doch, da ruht ihr Haupt auf einem gar feinen Tuche, ich glaube, das arme Mädchen ist irgendwo entflohen!"

„Eine Nonne, die entsprungen ist, ich wette!" fügt Pedro hinzu.

„Jedenfalls müssen wir sie mitnehmen; sie müßte ja umkommen in der kalten Herbstnacht oder nichtswürdigem Zigeunergesindel in die Hände fallen," flüstert Eduardo.

Pedro ruft laut: „Sennorita!" Sie giebt kein Lebenszeichen von sich und ihr Athem scheint zu stocken.

„Das Mädchen ist ohnmächtig, gewiß vor Hunger und Erschöpfung!" erwiedert Juan.

Eduardo schöpft frisches Wasser aus der rieselnden Quelle und befeuchtet des Mädchens Stirn und Schläfe, sie schlägt die Augen auf nach einer Minute, ein Seufzer entringt sich ihrer Brust; Eduardo richtet die arme Verlassene auf und Juan flößt ihr einen Schluck feurigen Weines ein.

„O, hättet Ihr mich sterben lassen!" haucht sie leise.

„Nein, nein!" bemerkt Pedro, „dazu seid Ihr noch zu jung. Wenn Euch erst die Frauen meiner Freunde unter ihre Hände bekommen werden, so soll es Euch schon noch einmal im Leben gefallen!"

„Wißt Ihr auch, wen Ihr rettet, Ihr guten Männer? Ich bin aus dem Kloster entflohen!" flüstert das Mädchen, indem seine Augen einen merkwürdigen Glanz annahmen.

„Desto besser, Sennorita!" lacht Pedro, „wenigstens reißen wir den Pfaffen einen solch' jungfräulichen Braten aus den Zähnen! Ha, ha!" —

Die Sennorita ließ sich willig auf das Pferd Juans heben; dieser setzte sich hinter sie und so kam die Cavalcade wieder in Bewegung. Man ritt die ganze Nacht hindurch und erst, als die Sonne schon hoch stand, langte man in dem Schlosse Eduardo's an.

Die Frauen behandelten die Verlassene mit höchster Zartheit und pflegten sie auf das eifrigste, und nach und nach erfuhr man die näheren Umstände der Geflüchteten. Sie hieß Donna Juliane de Ritornella und war seit dem 14. Jahre im Kloster erzogen worden.

Lassen wir sie selbst, als sie sich nach einigen Tagen erholt hatte, kurz ihre Schicksale dem versammelten Familien- und Freundeskreise erzählen:

„Ich ward in Kastilien vor 20 Jahren geboren und nur von meiner Mutter erzogen, denn mein Vater fiel, als ich noch ein zartes Kind war, als Offizier im Kampfe gegen Don Carlos, doch hatte ich in meiner theuren Mutter eine ebenso liebevolle als weise, aufgeklärte Erzieherin. Sie mußte leider sehr viel Nachstellungen von Seiten der Geistlichkeit ausstehen, denn sie war einst in ihrer Jugend eine treue Freundin der Nonne Sor Maria Raphaele del Patrocinio gewesen, wußte ganz genau, auf welche Weise diese Betrügerin zu dem Rufe der wunderthätigen, blutenden Nonne gekommen war. Sie glaubte natürlich nicht an die wunderbaren Geschichten, und da sie eine muthige, für die Freiheit begeisterte Frau war, so sprach sie ihre Ansichten über die Patrocinio offen aus, weshalb sie sich denn auch den tödtlichen Haß dieser und der Geistlichkeit auf den Hals zog.

„Eines Tages, ich stand gerade im 14. Jahre, kam meine liebe Mutter von einer befreundeten Wittwe leidend nach Hause, und ehe eine Stunde vergangen war, hauchte sie ihren Geist aus. Ich stand wie vernichtet vor der geliebten Leiche und mein erster Gedanke war: sie ist vergiftet worden, weil sie zu offen gegen die Gaukelkünste der Patrocinio gesprochen hat."

Juliane schwieg eine Weile; die Erinnerung an jene schrecklichen Stunden schienen ihr Herz zusammen zu pressen.

„O, du unglückliches Spanien, wieviel Schandthaten hat in dir die pfäffische Arglist schon verübt!" fuhr Don Juan auf, „wann wird die große Stunde der Rache schlagen!?"

Juliane fuhr in ihrer Erzählung fort:

„An der Leiche meiner Mutter brach ich vor Schmerz, Angst und Verzweiflung ohnmächtig zusammen, und als ich wieder zu mir selbst gekommen war, befand ich mich im Kloster de la Madre de Dios, in meiner Heimathstadt Talaveyra de la Reyna. Ich wüthete, weinte,

flehte, man möge mich frei lassen, ich wolle nicht Nonne werden, aber Alles umsonst; man züchtigte mich hart, nannte mich Ketzerbrut und sperrte mich oft halbe Wochen in die finstern Klosterkeller, oder in das öde, versteckte Bibliothekzimmer und peinigte mich durch Hunger. Nach und nach beruhigte ich mich, denn ich sah wohl ein, daß mein Wüthen nicht nur nichts nütze, sondern meine ohnedies trostlose Lage noch bedeutend verschlimmere. Ich legte mich also auf's Bitten, wenn man mich hart behandelte, und ehe ein Jahr verging, hatte ich mich so gut im Kloster eingelebt und an die bigotten Gebräuche gewöhnt, daß die Vorsteherin der Frauen de la Madre de Dios mir manches Lob wegen meiner Frömmigkeit und meines Gehorsams ertheilte und auch die andern Nonnen mich liebgewannen.

„Ach glaubt es mir, liebwerthe Retter, es war Alles Verstellung von mir; ich sann Tag und Nacht darüber nach, wie ich mich befreien könnte, meine Anstelligkeit und Schmiegsamkeit verlockte endlich auch die Nonnen dazu, mir in verschiedenen seltsamen Dingen Vertrauen zu schenken. — Ich lernte," — — fuhr Juliane stockend fort, während ein leichtes Roth über ihr Gesicht flog — „manches kennen, was einem Mädchen von 16 oder 17 Jahren noch Geheimniß bleiben sollte; aber was meine Augen sahen und meine Ohren hörten, prallte unschädlich an den Grundsätzen ab, die mir meine liebe, kluge Mutter frühzeitig in die Seele gepflanzt hatte. Ich war zu klug und ernst — ich konnte nicht so leicht verführt werden. Mein glühender Haß stand mir zur Seite, wie der Engel mit dem Flammenschwert, und wenn die Nonne Patrocinio das Kloster besuchte, was sehr oft geschah, da machte es mir stets Vergnügen, sie durch meine frommen Betheuerungen auf's Gröbste zu hintergehen.

„Doch ich wäre in diesem innern Zwiespalt einst doch zu Grunde gegangen, meine Kraft wäre erlahmt, hätte mir nicht die Allmacht eine Freundin bescheert, wo ich sie nimmer gesucht haben würde. Es war dies die ehrwürdige, greise Sixtina, welche schon seit ihrer Mädchenzeit in diesem Kloster verweilte, natürlich ebenfalls gezwungen, um ihre reiche Erbschaft den heiligen Frauen zu sichern, sie war immer sehr still und in sich gekehrt, denn die Last ihrer Jahre mochte sie niederdrücken. Nach und nach wurde sie meine zweite Mutter, denn sie besaß große Gelehrsamkeit, große Menschenkenntniß und ein herrliches Herz, das für die Freiheit schlug.

„Sixtina tröstete mich in ihrer Zelle und meinte immer: „Du, mein Kind, sollst Deine Jugend nicht in diesen Mauern vertrauern, sondern einst frei werden und sollte es mein Leben kosten." — Sie

ergänzte aus ihrem Gedächtniß das, was ich schon aus dem Munde meiner Mutter von der Herkunft und dem Treiben der „blutenden Nonne“ wußte und machte es mir zur Gewissenspflicht, davon Kunde zu geben. Auch hatte sie in einsamen Stunden in dem fast gar nicht besuchten Bibliothekzimmer alle die Aktenstücke aufgestöbert, die von den gerichtlichen Untersuchungen gegen die Gauklerin Patrocinio und von ihrer Verurtheilung vor achtzehn Jahren Zeugniß ablegen; noch mehr: aus Wolken von Staub und hinter greulichen Spinnengeweben hervor hat sie Briefe geholt, die ein entsetzliches Licht werfen auf die Conspirationen der Patrocinio mit den Carlisten, mit den Jesuiten- und Banditenchefs, und mit dem römischen Stuhle. Sixtina hat mir mit leuchtenden Augen alle die Papiere gezeigt, ich habe sie gelesen und mir ihren Inhalt eingeprägt. Die gute Schwester hat mir ferner mitgetheilt, daß das Kloster de la Madre de Dios ein Schlupfwinkel verfolgter oder zersprengter Carlistentrupps sei, daß hochverrätherische Zusammenkünfte in ihm abgehalten würden; ich habe es selbst mit meinen eigenen Augen gesehn, daß allerlei verdächtig Volk bei Nacht in unsern Klosterräumen verkehrte, und es beim schäumenden Becher oft sehr lustig herging. Wenn draußen die Losung ertönte: „Die Streiter des heiligen Francisco!“ da thaten sich stets die Thore des Klosters gastlich auf.“

„Hei, das ist ja prächtig, daß wir das wissen!“ jubelte Pedro, „hast Du nicht Lust auf ein Abenteuer, alter Bärenhäuter?“ wandte er sich lachend zu Juan.

„So verging Jahr um Jahr,“ fuhr Juliane fort. „Da schlug endlich die Stunde der Befreiung. Es war im Frühling dieses Jahres, als eines Abends mir Sixtina zuflüsterte: ich habe gehört, daß die Patrocinio hat Spanien verlassen müssen. Jetzt ist es die richtige Zeit, um zu fliehen. Heut nach der Mitternachtshora begleite mich in den Klostergarten, damit ich Dir über die Mauer helfen kann. Du bist jung und klug genug, um Dich in der Welt durchschlagen zu können, und nun gab sie mir einen Auftrag, den ich von Herzen gern ausrichten möchte, wenn ich nur in dem weiten Spanien den Mann träfe. Ich habe umsonst herumgefragt, ich habe armen Bauersleuten gedient, bin oft heimlich geflüchtet, wenn eifrige Pfaffen in mir eine Kloster-Novize wittern wollten, denn meine Freiheit ging mir selbst über den Hunger und über den Durst. So habt Ihr mich gefunden, Ihr meine braven Retter! Gott mög' es Euch lohnen, ich kann nur mit Worten danken.“

„Euer Dank soll darin bestehen, Sennorita,“ entgegnete Juan,

„daß Ihr der Wahrheit und dem Lichte einen Dienst erweiset, und das Unwesen von Madre de Dios helft an den Pranger stellen."

Juan hatte kaum die letzten Worte des Mädchens gehört, die auf ein Geheimniß und auf einen Mann hinzielten, als in seiner Seele die Ahnung aufstieg, es erwarte ihn eine Aufklärung über den seit sieben Jahren verlorenen Enriquez. Er wagte es nicht, das Mädchen zu fragen, er fürchtete, sich zu täuschen und wünschte daher einen Abbruch der Erzählung. Er lud zum Nachtessen ein. Als dies vorüber war, flüsterte er Julianen zu, ihm in sein Arbeits-Kabinet zu folgen, und zu erzählen, was das für ein Mann sei, den sie aufsuchen wolle. Juliane kannte nämlich nur den Namen des Besitzers dieses Schlosses: Don Eduardo de la Seda, den sie zufällig von den Domestiken erfahren hatte.

Juan de Alar befand sich mit Julianen in seinem Arbeitszimmer und lauschte mit brennenden Blicken den Worten der Sennorita, die dem bangen Vater keinen Zweifel mehr ließen, daß sich der Knabe Enriquez in dem Kloster de la Madre de Dios in Talavera de la Reyna befände. Nach dem Berichte Julianens war in dem genannten Kloster seit einem Jahre ein Knabe mit Namen Enriquez, der nur die Namen Juan — Toledo — und Sikula wußte, sonst aber nur unklare Erinnerungen hatte. Außerdem war er in den verschiedenen Klöstern, wo man den Knaben herumgeschleppt und erzogen hatte, nach und nach recht hinterhaltig und verschwiegen worden; er pflegte seine eigenen Erinnerungen und Gedanken keinem Menschen mehr zu sagen, denn es lag schwer auf ihm, daß man ihm die Eltern verheimlichte und ihn zu einem geistlichen Leben zwingen wollte, was ihm nicht behagte.

Er hatte sich daher im Tiefinnersten vorgenommen, auf jeden Fall einst seinen priesterlichen Peinigern zu entfliehen und seine Eltern in ganz Spanien zu suchen. Von Toledo aus glaubte er die Spuren des theuern Vaters und der lieben Mutter, deren Gestalten lebendig vor ihm standen, mit Sicherheit verfolgen zu können. Leider hatte er selbst zu der Schwester Sixtina und zu Juliane kein rechtes Vertrauen gezeigt, so daß es nur einem wunderbaren Zufall zu verdanken war, wenn Don Juan de Alar Kunde von dem Aufenthalt seines Sohnes Enriquez erhielt. —

Von nun an hatte Juan keine Ruhe mehr; seiner Gattin Sikula theilte er vor der Hand nichts von dem unerwarteten Ereigniß mit, nur mit Don Eduardo und Don Pedro beredete er das Nähere. Es wurde folgender Plan geschmiedet: Don Eduardo de la Seda sollte

sich an den Minister Grafen San Luis wenden, ihm über die hochverrätherischen Umtriebe der Nonnen von de la Madre de Dios Aufschlüsse geben und seinen besondern Schutz zu einer heimlichen Expedition nach Talaveyra de la Reyna erwirken. An dieser Expedition mußte nothwendigerweise Donna Juliane Theil nehmen, natürlich in männlicher Verkleidung, da sie durch ihre Ortskenntniß den Plan nur fördern konnte.

„Außerdem bitte ich Euch, Sennorita,“ sprach Don Juan, „daß Ihr so bald als möglich Alles, was Ihr über die Patrocinio wißt, in einer Denkschrift zusammenstellt. In Verbindung mit den Documenten und Briefschaften, die Schwester Sixtina in ihren Händen hat, oder deren Aufbewahrungsort sie weiß, wird das eine recht hübsche Anklage-Akte geben, die geeignet ist, vielen Spaniern die Augen zu öffnen.“ —

Nach einigen Tagen hatte Juliane unter Beihülfe Juans die Denkschrift vollendet, und die kleine Gesellschaft kam wieder zusammen, um der Vorlesung des seltenen Aktenstückes beizuwohnen. Juan de Alar las:

„Die Nonne Patrocinio wurde einer Sage nach an einem lieblichen Maitage des Jahres 1812 geboren. Die Geistlichkeit hat in viel späterer Zeit diese Sage erfunden, und gesagt: Es seien Engel vom Himmel herabgestiegen und hätten an jenem Abend das Haus umschwebt, in welchem die Patrocinio geboren worden. Die Rosenjungfrauen, räthselhafte Blumengeister, sollen im Strahl der untergehenden Sonne einen Reigen aufgeführt haben, um die Geburt der Maria Raphaele zu verherrlichen. In der That und Wahrheit ist dies nur eine Wundermäre; denn die Patrocinio ist eigentlich im Jahre 1815 geboren und zwar als zweite Tochter des Don Domenico de Quiroga, eines Administrators der Einnahmen der Krone aus dem Verkauf der Chinchilla-Pelze.“

„Jedenfalls ist diese Patrocinio eine rechte Motte aus diesen Chinchilla-Pelzen geworden!“ warf lachend Don Pedro ein. Juan las weiter:

„Der Vater, ein entschiedener Liberaler, hatte viele Verfolgungen wegen dieser seiner Gesinnung auszustehen gehabt, und starb vor Gram, als sein braver Sohn José, ein Cavallerie-Lieutenant, im carlistischen Bürgerkriege als Held gefallen war. Die verlassene Wittwe, eine sehr aufgeklärte Frau, lebte mit ihren beiden Töchtern von den Renten eines kleinen Vermögens. Maria Raphaele trat auf unaufgeklärte Weise in Verbindung mit einem jungen Vicar, Namens

Juan, der wegen seiner Schönheit allgemein beliebt war; das aufgeweckte Wesen des zwölfjährigen Kindes gefiel dem Priester und er gab ihr lateinischen Unterricht. Als die Patrocinio vierzehn Jahre alt war, fand man sie eines Tages im Grase auf dem Rücken liegend in Krämpfen, während der Vicar in großer Besorgniß vor ihr kniete und zwei große weiße Flecke im Gesicht hatte. Maria Raphaele Patrocinio fing von diesem Augenblick an zu prophezeihen; die Leute glaubten an das Wunder; eine treue Freundin von ihr war aber anderer Meinung, sie wußte den wahren Grund, mußte aber aus Gründen der Sittsamkeit und Keuschheit schweigen.

Juan fuhr fort zu lesen:

„Die mit hartnäckiger Hysterie behaftete Jungfrau wurde nun nach dem Kloster Las Commendadores de Santiago gebracht, wo der schon genannte junge Vicar Don Juan und andere Priester, darunter der Franciscaner-Mönch Benito Carrere, ihre geistlichen Leiter wurden, welche in ihre epileptischen Anfälle ein gewisses frommes System brachten. Plötzlich fanden sich auf Stirn, Füßen und Händen (später auch auf der Brust) die blutigen Male des Heilandes; zugleich wurde die epileptische Kranke vollständig wahnsinnig, sie sah den Teufel, sprach mit Gott und den Engeln und hatte alle möglichen frommen Visionen. Die schwergeprüfte Mutter brachte sie am 29. Januar 1829 zu den Nonnen des heiligen Franciscus, den Conceptionisten im Kloster Caballero de Gracia in Madrid. —*)

„Hier begann die Patrocinio ihre eigentliche Rolle zu spielen. Die Aebtessin Maria Benita del Pilar und die Schwester Maria Josefa bestärkten die Patrocinio in ihren frommen Einbildungen und gestatteten dem „Leiter“ Don Juan den Zutritt. Dieser, als Mitglied des Jesuiten-Ordens, beschaffte durch den „Jesuiten-General“ die 11,000 Realen, die als Mitgift zum Eintritt in das Kloster nöthig waren. Der exaltirte Zustand der Nonne wurde immer ärger, sie hielt lange Gespräche mit dem Teufel, conferirte endlich mit carlistischen Abgesandten, correspondirte fleißig mit Don Carlos und verfaßte im Beginn des Bürgerkrieges einen Aufruf an das Volk, worin

---

*) Das Kloster Caballero de Gracia wurde stets von wunderthätigen Nonnen geleitet. Die erste dieser Gattung war im Anfang des 17. Jahrh. die Nonne Sor Maria de San Pablo, welche die Engel singen und spielen hörte. Seitdem sind alle spanischen Könige mit Vorliebe und Andacht zu diesem Kloster gewallfahrtet bis zu Fernando VII. herab; die Sor Maria Raphaele del Patrocinio war nur die letzte in der Reihe der wunderthätigen Nonnen.

sie behauptete: die Königin-Regentin Christina sei rechtlos und die Königin Isabella stamme aus unsauberer Quelle. Es kamen noch andere höchst verdächtige Dinge vor, eine Verleitung der Soldaten zum Treubruch, Jungfrauenraub, die endlich die Aufmerksamkeit der Regierung auf das Treiben der „blutenden Nonne" lenkten.

Der Justizminister ließ im Laufe des Jahres 1835 die Angelegenheit durch den Richter Don Manuel Cartazar untersuchen und umfassende Verhöre anstellen. Und da passirte denn das Unerhörte, daß die eigene Mutter gegen ihre wunderthätige Tochter zeugte und ihr schmählichen Betrug vorwarf. Es kam zu Tage, daß durch die Gaukeleien der Patrocinio ganze Erbschaften den Jesuiten zugefallen waren. Die Commission unter Leitung des Don Diego Argumosa, Directors der medicinisch-chirurgischen Schule von Madrid, erklärte, daß die wunderbaren Körpermale auf künstliche Weise durch Brennungen mittelst eines mit Alkohol getränkten Schwammes verursacht und durch verschiedenartige beizende Substanzen in beständiger Entzündung gehalten worden seien. Bei der Donna Manuela Peiroto Cartese, Straße Almuneda 119, wurde unter Aufsicht von 12 Personen (worunter Don Sallustiano Olozaga und Don Juan Antonio Barrutell, der Militair-Gouverneur von Madrid) beobachtet, daß die Wunden durch sorgfältige Behandlung geheilt werden konnten. —

„Die arme betrogene Patrocinio, niedergeschmettert durch die klare Untersuchung, legte am 7. November 1835 ein aufrichtiges Geständniß ab, daß sie durch Verführung und moralische Gewalt zu der Wunder-Rolle gebracht worden, und daß sie den beiden „Leitern" Priester Don Juan und Franciscaner Benito Carrere einen furchtbaren Eid habe ablegen müssen, nichts zu verrathen.

„In Folge dessen nun wurde sie durch richterliches Erkenntniß am 8. Dezember desselben Jahres, nachdem sie in der vorhergehenden Nacht einen vergeblichen Fluchtversuch gemacht hatte, nach Talaveyra de la Reyna in das Kloster de la Madre de Dios verbannt unter ihrem Familiennamen Sennorita Quiroga. Das Kloster Caballero de Gracia, das über 230 Jahre der Schauplatz der schändlichsten Gaukeleien gewesen, wurde von Grund aus gestört, die Gräber geöffnet und die Leichname ihren Stätten entrissen."

„Wahrhaftig," warf Don Pedro ein, „ich erinnere mich genau, daß diese Dinge damals öffentlich in den Regierungs-Journalen standen und nicht geringes Aufsehen machten; leider mag man wohl später gern die Sache in Vergessenheit gebracht haben, aber in den Archiven

des Justizministeriums müssen ja doch die Akten dieses interessanten Processes zu finden sein, und Graf San Luis mag sich darum kümmern." —

Juan las weiter:

„Im Kloster de la Madre de Dios zu Talavera setzte die Nonne Patrocinio dennoch ihr Unwesen fort, und unterstützte mit allen Mitteln die Partei des Don Carlos, der auf die Winke und Rathschläge der Nonne mehr Gewicht legte, als auf die strategischen Pläne seiner Generale. In der Kloster-Bibliothek von de la Madre de Dios befindet sich eine ganze Sammlung von Briefen aus dem Haupt-Quartier des Don Carlos. Als dieser besiegt war, wandte sich die Patrocinio der vorher geschmähten Isabella zu, wußte an den Hof zu kommen und sich in die Staats-Angelegenheiten zu mischen. Doch blieb das genannte Kloster der Ort, wo sie mit den aufsätzigen Elementen verkehrte und die Hand in jeder carlistischen Schilderhebung hatte. Mag eine umsichtige, aufgeklärte Regierung in dieser Darlegung den durch gerichtliche Aktenstücke verstärkten Beweis finden, daß eine geistliche Gauklerin, die erst Betrogene war, dann aber Betrügerin wurde, und den Namen Gottes des Allmächtigen mißbrauchte, um das spanische Volk zu blenden und in pfäffischer Tyrannei festzuhalten!" —

Alle waren erstaunt über das Gehörte, und Donna Juliane setzte hinzu:

„Haben wir erst die Schwester Sixtina und die Briefschaften aus der Bibliothek des Klosters zur Stelle, werden noch viele andere Thatsachen an's Licht kommen, die mir die taktvolle und sittsame Matrone nur anzudeuten wagte."

„Hei, da fallen mir auch noch einige allerliebste Beiträge zu den saubern Geschichten ein aus der Zeit, als ich Palast-Gouverneur in Madrid war," fiel Don Pedro ein. —

„Immer heraus, heraus damit!" riefen Alle.

Don Pedro berichtete:

„Als es sich um die Verheirathung der Königin Isabella handelte, anno 46, und die schmutzigsten Intriguen von allen Seiten gesponnen wurden, arbeitete die Patrocinio offenbar im Dienste des jetzigen Königs Don Francisco und des Bischofs von Pampelona. Es spukte damals im Schlosse; und zwar war es der Schatten der Mutter des Don Francisco, die dem Sohne den Auftrag ertheilte, auf Mittel zu sinnen, um die Krone wieder an die Nachkommen des Don Carlos zu bringen. Damals hieß es, daß die Patrocinio zu-

weilen in eigener Person die Reise nach dem Fegefeuer machte, und von dort Nachrichten der Mutter Francisco's für das Verhalten des Sohnes mitbrachte."

„Es ist wahr," meinte Don Eduardo, „ich entsinne mich, daß die Nonne mehr als einmal Minister dadurch stürzte, daß sie dem Christus in der Kirche des heiligen Franciscus blutigen Schweiß entlockte, was stets für ein Zeichen des göttlichen Zornes galt."

„Um die Untersuchungen vollständig zu machen," fügte Juliane hinzu, „wäre es nothwendig, auch die Mysterien des Klosters des heiligen Pascal in Aranjuez an's Licht zu ziehen, denn dorthin hat, wie ich von Sixtina weiß, die Patrocinio unlängst ihr Hauptquartier verlegt. Auch noch Jemand ist dort gewesen — ehe er in's Kloster zu Talaveyra kam — —" Juliane stockte und warf Juan einen bedeutsamen Blick zu. — —

Schon am nächsten Tage lief vom Grafen San Luis die Kunde ein, daß er die heimliche Expedition nach Talaveyra nach Kräften unterstützen werde und bereits dem Militär-Commandanten und dem Polizeimeister die nöthigen Weisungen ertheilt habe. Es war nun nicht mehr zu zögern; die Vorkehrungen waren rasch getroffen und Don Juan de Alar, Eduardo de la Seda und Juliane, in der Verkleidung einem recht blühenden, noch halb knabenhaften Jüngling gleichend, verließen das Schloß unter den Segenswünschen Geronima's und Sikula's, welche letztere nicht ahnte, welche Freude ihr die nächste Zeit bringen sollte. Don Pedro de Sequanilla drückte am innigsten Julianen die Hand und flüsterte fast wehmüthig: „Sennoritchen! Denkt nur ein klein wenig auch an mich, alten Haudegen!" Gewiß, Pedro war verliebt in die muthige Jungfrau.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Geheimnisse des Klosters.

An das Kloster de la Madre de Dios in Talaveyra de la Reyna klopfen drei vermummte Männer an. Es ist schon spät und der letzte Glanz der Abendsonne vergoldet die Dächer des stillen

kastilischen Städtchens. Niemandem fällt das heimliche und scheue Gebahren der drei Männer auf, denn man ist daran gewöhnt, daß zuweilen hohe Personen unter dem dichten Mantel des incognito hier einkehren, um im Schatten der klösterlichen Stille auszuruhen von langer, aufreibender Thätigkeit, oder sich den bösen Folgen ihrer politischen Sünden zu entziehen; ja zuweilen öffnen sich auch die Räume der frommen Frauen gewissen Damen aus der hohen Aristokratie, die irgend etwas vor den Augen der Welt zu verbergen haben und sich den Nimbus der Sittsamkeit bewahren wollen. Ach, die Klöster in Spanien waren, was der Lateiner omnia in omnibus nennt (d. h. Alles in Allem): Rebellen-Stationen, Gewehr- und Pulver-Magazine, Sommer-Wohnungen, Bethäuser, Jesuitenschulen, Rendezvous für Verliebte, Orte der Verlassenheit für unbequeme Erben, Liebespfänder, gefährliche Zeugen u. s. w. —

Durch das halb erblindete Guckfensterchen lugt ein greiser, gebückter Thorwart: er sieht die drei Vermummten, schüttelt unschlüssig die grauen, spärlichen Locken, und schleicht zurück, um sich Rath zu holen bei der dienenden Schwester, die immer Rath weiß.

„Der alte Bär scheint Witterung zu haben!“ murmelt unmuthig der eine der Vermummten, „sollte mein Gesicht den Leuten noch immer verdächtig vorkommen?“

„Ei, der Teufel,“ entgegnet der Andere, „das hieße uns gleich am Anfang einen Strich durch die Rechnung machen.“

„Nein, nein, ich glaube das weniger!“ flüsterte der Dritte. „Es ist immer das böse Gewissen, was sie mißtrauisch macht, wir haben ja doch die Losung.“

Dieser Dritte der vermummten Genossen ist ein gar junges Bürschchen, klein, schlank, recht knabenhaft, noch ohne Bart, und schlüge er den Mantel zurück, man würde die nette Taille bewundern.

„Wer seid Ihr, Fremdlinge?“ tönt von drinnen des Thorwarts rauhe Stimme.

„Die reisigen Streiter des San Francisco!“ sprechen alle drei auf einmal.

„Willkommen!“ ruft es drinnen, die Pforte springt auf, die drei Vertrauten treten ein.

Neugierig fragte der Alte: „Woher des Weges, Ihr Freunde?“

„Wir sind Zersprengte aus den Bergen der Trajana,“ erklärt der dem Anschein nach Aelteste der Drei, „Ihr wißt, den Streitern Jesu Christi ging's übel um die Köpfe, bald hätt's den Kragen gekostet; gut, daß wir hier sind.“ — —

Der Pförtner führt die Drei in den kühlen Speisesaal, zu dessen Fenster neugierig Weinranken und blühende Winden, wilde Rosen und Jasmin hereinschauen. Bald tritt eine imponirende Frauengestalt in langem Nonnengewande ein; es ist die Vorsteherin des Klosters, sie heißt Juana del Castelmosa, eine ergebene Anhängerin der Patrocinio. In ihrem Antlitz spiegelt sich ehrwürdige Hoheit, scharfe Menschenkenntniß und unzerstörbare Ruhe ab.

„Im Namen der Santa Madre de Dios begrüße ich Euch in den Hallen des Friedens, Ihr getreuen Streiter für die heilige Religion, ich frag Euch nicht nach Euern Namen, die Losung sagt mir genug!" redet die Vorsteherin die Drei an, die sich beeilen, ehrerbietig die Hand der Nonne zu küssen.

Diese entfernte sich bald, um dem Kellermeister die köstlichste Bewirthung der Fremden aufzutragen; es erscheinen die dampfenden Gerichte und feurigen Weine Spaniens auf der gedeckten Tafel.

Unterdeß ist es Nacht geworden; das Klosterglöcklein ruft die frommen Frauen zur Mitternachtsmesse und die drei Fremden sind nun allein und ungestört.

„Juan," flüstert der Zweite der Genossen, „die schlauen Leutchen halten uns wahrhaftig für fromme Schäfchen und ahnen nicht, daß unter dem Schafspelz der Wolf Juan de Alar steckt."

Der Sprecher dieser Worte ist Eduard de la Seda, der kühne Degen.

Dem jüngeren Gefährten — die Leser wissen bereits, daß dies die als Mann verkleidete Juliane ist — flüsterte Juan de Alar zu:

„Vergeßt nur nicht Euern Namen, Ihr heißt hier Sebaldo, denn wollte ich Euch Julian nennen, so könnte Euch dies und uns verrathen; so denk' ich, wird man nicht so leicht das Mädchen in Euch entdecken."

Juliane nickte und meinte kichernd: „Sebaldo wird seinem männlichen Namen alle Ehre machen." —

Nachdem Eduardo, Juan de Alar und Sebaldo dem Nachtessen kräftig zugesprochen hatten, flüsterte letzterer den Freunden zu:

„Laßt mich nun nach der Klosterkirche gehen, um nach meiner lieben Freundin, der Schwester Sixtina zu forschen. Haben wir uns erst mit ihr in Verbindung gesetzt, dann ist unsere Arbeit halb gethan!" —

Juan de Alar sann einige Augenblicke nach, und schien den Vorschlag des jugendlichen Gefährten nicht recht zu billigen, denn er schüttelte bedenklich den Kopf und begann dann:

„Wenn Ihr allein nach der Kirche geht, könnte man leicht Verdacht schöpfen, weil Ihr vielleicht zuviel Ortskenntniß verrathen würdet. Gehen wir zusammen; es sieht dies natürlicher aus, wenn wir unsere Andacht in Gemeinschaft verrichten; außerdem sehen sechs Augen mehr als zwei, und ist es Eure Sache, nach der Schwester Sixtina Euch umzuschauen, so ist es die unsrige, auf dem kurzen Gange nach der Kirche uns einigermaßen zu orientiren. Zum Schein können wir uns ja auch ein wenig in den weitläufigen Gängen verlaufen und dabei ganz nützliche Beobachtungen machen."

Das leuchtete ein. Ein langer Gang führte von dem Speisezimmer nach der Kirche, sie schritten stumm und langsam den spärlich erleuchteten Weg vorwärts. Sebaldo ging voran. Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen und lauschte, Juan de Alar und Eduardo lauschten ebenfalls.

Was war das? Ein leises Stöhnen drang zu ihren Ohren; es kam von rechts her, wo die Wand frisch vermauert zu sein schien.

„Großer Gott!" bebten Sebaldo's Lippen, „hier war früher ein niedriger, ansteigender Gang, der nach der alten Bibliothek führte, wo Sixtina oft Tage zubrachte, und wo auch ich mich oft aufhielt, wie Ihr wißt. Der Gang ist vermauert und gewiß — o mir ahnt das Schreckliche — ist die arme Sixtina bei den geheimnißvollen Documenten eingesperrt. — Um Gotteswillen, nach der Kirche!" drängte Sebaldo angstvoll.

Juan de Alar sah bedeutungsvoll seinen Neffen Eduardo an und winkte ihm, sich die Stelle zu merken; noch einmal drang das leise Seufzen durch die Wand; dann schritten sie langsam weiter. In der Kirche angelangt, knieten sie andächtig nieder, während Juliane verstohlen die Reihen der Nonnen musterte, die in den Gestühlen am Hochaltar saßen und die Hora sangen. Nur spärliches Licht sandte der Kronleuchter nieder auf die Gesichter, in denen jedes frische, lebendige Gefühl dem Ausdruck einer überwachten Frömmigkeit, einer durch innere Phantasie-Revolten hervorgebrachten Bläße und zur Gewohnheit gewordenen Heuchelei gewichen war.

Die Mienen Sebaldo's (Julianens) verfinsterten sich: er hatte die liebe, alte Sixtina nicht entdeckt, und in seiner Seele stand es fest, daß man die ehrliche, aufgeklärte Klosterfrau auf irgend eine Weise bei Seite geschafft habe, um sie vielleicht einem langsamen Tode durch Entbehrungen und Einsamkeit preiszugeben.

Juan de Alar's und Eduardo's Blicke forschten, ob sie vielleicht den Knaben Enriquez entdecken könnten, der, nach Julianens Aussage,

stets bei der Mitternachts-Hora gegenwärtig sein sollte; sie spähten vergeblich und Juan de Alar, der starke, abgehärtete Mann, zitterte, Thränen stahlen sich unter seinen Wimpern hervor und er flüsterte betend:

„O, Du allmächtiger Gott der Gerechtigkeit und Liebe, brich mir das Herz nicht, zerstöre meine aufgeweckten Hoffnungen nicht, gieb mir mein Kind, meinen Enriquez wieder! Errette ihn aus diesem Pfuhl der Verdummung und der Heuchelei und gieb ihn mir zurück, daß ich aus ihm ein Werkzeug Deiner Wahrheit und der Freiheit mache, daß er in den Armen seiner Eltern den Frühling der Jugend kennen lerne, den gewissenlose Menschen ihm geraubt, o gieb mir mein Kind zurück!"

Die Mitternachts-Andacht war zu Ende, still und mit gesenkten Blicken schritten die Nonnen an den drei Männern vorüber, aber — Sixtina war nicht unter ihnen.

Es waren ungefähr drei Tage nach der eben erzählten Nacht vergangen, und noch hatten die schlau angestellten Nachforschungen der drei Gefährten nichts weiter ergeben, als daß es zu der innen vermauerten Bibliothek einen Zugang durch den Garten gab. Eine niedere, schwere eiserne Thür, halb durch Gestrüpp versteckt, führte über einen mit Geröll angefüllten finstern Gang nach einer ausgetretenen Treppe, welche gerade in die Bibliothek ging. Darauf konnte sich Sebaldo entsinnen; leider war es nicht möglich, vom Kloster aus des Nachts dorthin zu gelangen, da die Hinterthüren stets geschlossen waren.

Man mußte also daran denken, von der Gartenmauer aus vorzudringen, was wiederum seine Schwierigkeiten hatte, denn zwei riesige Doggen befanden sich zur Nacht im Garten. Sebaldo (Juliane) kannte glücklicherweise die wachsamen Thiere, hatte sie oft gefüttert, und auf diesen Umstand allein war ein Plan zu bauen.

Die Freunde hielten Kriegsrath und das Resultat desselben war, daß Eduardo und Sebaldo unter dem Vorwande, verborgene Freunde in der Umgegend aufzusuchen, das Kloster verlassen sollten, um mit Hülfe einiger ergebener Leute des Militär-Commandanten bei Nacht zurückzukehren und über die Mauer zu klettern. Doch war es vor allen Dingen nothwendig, sich Nachschlüssel zu verschaffen.

„Laßt mich nur das besorgen," tröstete Juan de Alar, „ich habe mich mit dem alten Pförtner auf freundschaftlichen Fuß gesetzt; er trinkt gern einige Flaschen Wein mit mir; ich will ihm heut Abend ein Schlaftränklein bereiten, das ihn für einige Stunden leblos machen



Don Ramon Maria Narvaez, Herzog von Valencia.

soll; ich nehme dann die Wachsabdrücke von den betreffenden Schlüsseln, Ihr laßt sie anfertigen im Städtchen, und die Bibliothek steht Euch offen."

„Ich verstehe," ergänzte Eduardo, „wir schließen dann die Hinterpforte des Klosters auf, dringen leise ein und wenn die Aebtissin, die schlaue Juana del Castelmosa, sich in ihrer Zelle von den Anstrengungen der Mitternachtsmesse erholt, dann halten wir sie einfach gefangen und zwingen sie, den Aufenthalt des Knaben Enriquez anzugeben, wenn wir dies nicht vorher von Sixtina erfahren haben. Ihr berauschet den Klosterpförtner und bindet ihn, damit er uns nicht stören kann, wenn der Tanz losgeht. Hei, so fangen wir die ganze Gesellschaft im eigenen Neste, ohne daß draußen eine Katze etwas merkt." —

Am nächsten Morgen waren die Wachsabdrücke besorgt, und Don Eduardo und Sebaldo verabschiedeten sich von der frommen Juana del Castelmosa unter den verabredeten Vorwänden.

Don Juan de Alar war jetzt allein, und als der Abend herangekommen war, winkte ihm der alte Pförtner und Kellermeister, er möge nur wieder in seine Klause kommen, damit sie einige Flaschen Wein mit einander ausstechen könnten. Don Juan ließ sich nicht lange nöthigen, es ging ja Alles nach Wunsch.

Sie hatten schon einige Stunden bei einander gesessen und die Augen des Pförtners wurden gar klein, seine Zunge lallte und schwatzte dies und das.

„Ihr seid ein ganz kreuzbraver Kerl," lallte er schon zum zehntenmale, und umarmte im Rausche den neu gewonnenen Freund, „wißt, vor den andern beiden jungen Laffen muß man sich ein Bischen zusammennehmen, jung' Volk lacht gern über uns alte Querköpfe; aber jetzt sind wir allein — — Ihr versteht mich!"

Juan de Alar entgegnete in angenommener Weinlaune: „Habt Recht, Kumpan, bin froh, daß ich die Beiden auf einige Tage los bin, gucken zuviel nach den jungen Nonnen, wir sind hinaus über die Narrheiten, nicht wahr, Pförtner?"

Der Pförtner nickte in seligem Weinrausche und brummte dazu: „Könntet hierbleiben, Alter, es sollte Euch gut gehen, — — brauchen manchmal einen Mann, wie Ihr — und die Aebtissin würde es nicht übel nehmen, — aber — — nur nicht schwatzen!"

Juan de Alar verstand, und da er merkte, daß dem berauschten Alten die Geheimnisse anfingen über die Zunge zu rennen, so antwortete er:

„Warum nicht, blieb' gern hier; und wer wird denn schwatzen! — Hat denn schon Jemand solche Dummheit begangen?" —

„O —" meinte der Pförtner leise, indem er seinen Mund dem

Ohre Juans näherte, — „da haben wir solch' einen naseweisen Bengel von zwölf Jahren hier, 's soll ein Findelkind sein, lebt von der Geistlichkeit Gnaden, — hat der nicht geschnackt, als der Benito Carrere mit der — Patrocinio hier fromme Exercitien abgehalten hat? Na, dem ist's gut bekommen; jetzt sitzt er drunten im Keller und kann sich mit alten Pulvertonnen und Weinfässern unterhalten!"

Juan de Alar war wie vom Blitze getroffen, denn glücklicherweise hatte der Wein und das darin enthaltene Schlafpulver den Pförtner so überwältigt, daß er nur noch unzusammenhängende und wirre Laute hervorbringen konnte, endlich vom Stuhle rutschte und auf die Diele hinsank.

Es war Mitternacht, die Nonnen befanden sich in der Kirche, und daher die beste Zeit zur Ausführung des Planes. Juan de Alar legte den schwer trunkenen Mann auf dessen Lager, band ihm leise Hände und Füße und nahm ihm die Schlüssel ab, schlich dann leise, nachdem er Pistole und Degen zu sich genommen, nach der Kirche, um durch seine Andacht jeden Verdacht zu vermeiden und in der Nähe der Hinterpforte zu sein, wenn der Trubel losginge.

Auf seinem Wege war es ihm, als dringe durch die frisch vermauerte Stelle im Gange ein Geräusch wie von mehreren Stimmen. Eduardo und Sebaldo (Juliane) befanden sich also wahrscheinlich schon in der Bibliothek.

Sehen wir nach dem Wagestück dieser Beiden.

Sebaldo hatte sich für das Abenteuer dieser Nacht wieder in die Nonne Juliane verwandelt, einestheils, um die gefürchteten Doggen zu besänftigen, die sie immer nur im Klosterkleide gesehen hatten, anderntheils, um von der alten Sixtina sofort erkannt zu werden. In ihrer und Eduardo's Begleitung waren noch fünf Männer, die ihnen der Militär-Commandant, ein arger Feind der Geistlichkeit, mit Vergnügen zur Verfügung gestellt hatte. Man kam ohne Mühe über die Mauer, Juliane schritt muthig den knurrenden Doggen entgegen, welche sie bald wieder erkannt hatten und freundlich um sie herumwedelten. Sie lockte die Thiere nach ihrem Stalle, warf ihnen einige große Stücke Fleisch hinein und schloß dann das Pförtchen zu, so daß die Doggen unschädlich gemacht waren. Die fünf Männer mußten sich im hohen Grase des Gartens niederlegen, um die Rückkehr Eduardo's und Julianens abzuwarten.

Vorsichtig tastete sich Juliane, von Eduardo gefolgt, nach der niedrigen Eisenthür, und nach kurzer Anstrengung sprang die Thür mit donnerndem Geräusche auf. Die Beiden lauschten. Wie banges

Stöhnen drang es von innen; doch es konnte auch der Wind sein, der in den Mauerlöchern sein gespenstiges Spiel trieb. Vorsichtig schlüpften Beide in den Gang, verriegelten von innen die Thür, um der Zugluft zu wehren, zündeten die mitgebrachten Fackeln an, die grell die schwarzen Wände des niedrigen Ganges beleuchteten und ihren flackernden Schein auf den abgebröckelten Mauerschutt warfen, der im Wege lag und das Vordringen der Wagehälse erschwerte.

Wieder ertönten Seufzer — — das war nicht der Wind — ein Schauer durchfröstelte Beide. „Hier — hier!“ flüsterte Juliane, sie stiegen eine ausgetretene Treppe hinan. Sie lauschten wieder: diesmal war's die Hora, die von der Kirche her ertönte. Wieder hörten Beide das Stöhnen — aber in nächster Nähe; Juliane ließ den Schein der Fackel nach der Richtung fallen, wo das Seufzen herkam; richtig, da war ein schmales, niedriges Pförtchen, durch welches man nur gebückt sich hindurch drängen konnte, denn von hier aus bekam die arme Gefangene also ihren schmalen Unterhalt!

Juliane stieß das Pförtchen auf — und ein hoher, düsterer Saal, von einem kleinen Lämpchen vor einem schmucklosen Altare erhellt, von drei Seiten mit verstaubten Bücher-Repositorien und Schränken eingefaßt, nahm die Beiden auf.

Da kniete die Dulderin Sixtina, und die Silberhaare hingen unordentlich um ihr Haupt, das mit dem Gesicht auf einem Betpult ruhte; sie hörte die Ankommenden nicht, bis Juliane dicht an sie heran trat und sie berührte:

„Schwester Sixtina!“

Verwirrt fuhr sie auf, sie erkannte Juliane, und mit unbegreiflicher Geistesklarheit, aber leiser Stimme, sprach sie:

„Juliane! mein Engel, Du kommst, mich zu retten — es war hohe Zeit — — man fing an, mich hier oben zu vergessen, zwei Tage faste ich schon! —“

„Großer Gott!“ seufzte Eduardo hinzutretend und flößte der Greisin in Wein getauchtes Brot ein, das sie gierig aß, dann erhob sie sich, um zu gehen.

„Schwester!“ erinnerte Juliane, „vergeßt die Documente und Briefe der Patrocinio nicht, auch nicht die Eurigen und meinigen!“

Sixtina besann sich einen Moment und holte dann die genannten Dinge aus dem verstaubten Schranke hervor. — „Rache, Rache!“ bebten ihre Lippen und ein heller Strahl zuckte aus ihren Augen. — —

Binnen Kurzem war man wieder im Garten angelangt; Sixtina

wurde unter Eduardo's Obhut zurückgelassen, während die fünf Männer unter Julianens Führung durch die rasch geöffnete Hinterpforte in den Hauptgang des Klosters eindrangen, wo ihnen bereits Juan de Alar entgegen trat.

„Mein Knabe ist im Keller bei den Pulverfässern und Weintonnen, der Pförtner hat es mir im Weinrausch verrathen," flüsterte Juan de Alar Julianen zu.

„Gut, hier ist der Eingang — — doch die Schlüssel, — da müssen wir doch die Aebtissin überfallen!" antwortete leise Juliane. „Mir fällt ein, daß die Schlüssel niemals aus ihrer Hand kommen dürfen, und äußerer Gewalt spotten diese Schlösser, wir müssen allen unnöthigen Lärm vermeiden, denn es führt mehr als eine Thür nach den Kellern, und — — der grausamen Juana ist zuzutrauen, daß sie die Lunte ergreift und sich sammt Allen in die Luft sprengt, wenn es gilt, die Geheimnisse der Kirche zu bewahren!"

Juan de Alar erstaunte über die Umsicht der Sennorita; ein Mann wurde nach des Pförtners Zimmer gesandt, um diesen zu bewachen. Juliane drang unterdeß in die Zelle der ehrwürdigen Aebtissin ein, Juan de Alar folgte ihr; und als jene vom Lager emporfahrend, erschreckt in das Antlitz Julianens blickend, hervorzischte: „Schlange!" faßte sie Juan de Alar an den Händen mit den Worten fest:

„Die Schlüssel zu den Kellern, Nonne! Ich bin der Vater des eingesperrten Knaben!" —

Instinktiv wehrte sich die Aebtissin, aber nach kurzem Ringen waren ihr die Schlüssel entrissen, die sie unter dem Busentuche trug, was Juliane wußte. Man verschloß die Zelle wieder, und stellte einen Mann als Wache vor dieselbe.

Rasch aber vorsichtig waren Juliane und Juan de Alar in den Kellerraum hinabgestiegen — — es spielte eine stumme, unbeschreibliche Scene. Don Juan de Alar umschlang den Knaben und hauchte ihm weinend zu: „Enriquez! kennst Du Deinen Vater nicht mehr?" —

Der Knabe erwachte wie aus einem langen Traume, starrte seltsam in das Gesicht des ernsten, aber freundlichen Mannes, als wollte er aus dessen Zügen die dunkeln Erinnerungen lesen. „Juan" — flüsterte er endlich — — „Vater, — führe mich zur Mutter Sikula — — nach Toledo." — Unterdeß war großer Lärm im Kloster entstanden, aber der Plan war vollständig geglückt, man sandte nach Gerichtspersonen, die den Thatbestand aufnahmen:

Pulver, Kugeln, Flinten für Rechnung der Carlisten in den Kellern gefunden, dazu verdächtige Correspondenzen u. s. w.

Das Kloster wurde bald von Militär besetzt und keine der Nonnen durfte die Räume verlassen. — — —

Als die drei, Juan de Alar, Juliane und Eduardo, wieder auf dem Schlosse in Begleitung Enriquez's angekommen waren, der ein gar stattlicher Knabe war, weinte und jubelte die gute Sikula in einem fort; sie wollte den wiedergefundenen Knaben gar nicht mehr aus den Armen lassen, aus Furcht, er könne ihr wieder entführt werden.

„Juan!“ hing sie sich an des Mannes Hals. „Jetzt geht wieder der Frühling an, jetzt wirst Du wieder ein junges Weib haben und ich werde nur noch Freudenthränen weinen.“

Die Erschütterungen dieser Augenblicke, die ungewohnte Liebe, die dem Knaben Enriquez entgegen gebracht wurde, wirkten wunderbar auf sein Gemüth, er wurde mittheilsam und heiter, und wollte endlich gar nicht glauben, daß die dunkeln Jahre des Klosterlebens, die er unter strenger Zucht, Fasten und Kasteiungen durchgemacht, mehr als ein Traum wären.

Don Pedro de Sequanilla, der wieder zum Besuch von seinem Maurenschlosse herüber gekommen war, kämpfte lange vergeblich mit seiner Rührung. Eines Tages trat er an Donna Juliana heran mit den Worten:

„Sennorita! Wenn Ihr ein Mann wäret, so würd' ich zu Euch sagen: Ihr seid ein Wetterkerl! und würd' Euch als meinen Jagdcumpan zu mir nehmen, — aber so“ — — — er stockte und Juliane erröthete.

Pedro fuhr resolut fort: „Bin ein alter Haudegen, hab' aber ein Herz wie ein Weib — — — wollt Ihr meine Sennora, wollt Ihr Donna de Sequanilla werden und der Altjunggesellen-Wirthschaft auf dem Maurenschlosse des alten Heiden Ben Hadad el Motaleb den Garaus machen?“

Juliane reichte mit leisem „Ja“ dem glücklichen Don Pedro die Hand, welcher nun herzhaft zugriff und seiner jungen Braut einen schallenden Kuß gab.

„Na, das nenn' ich doch zwei Fliegen mit einem Schlage!“ rief er darauf in übersprudelndem Humor zu Juan de Alar gewendet; „Du kriegst einen ausgewachsenen Jungen, und ich ein schmuckes Sennoritchen zum Weibe! Halloh!“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Vergiftung des Günstlings der Königin Isabella.

Minister Graf San Luis war in größter Aufregung, als er die Denkschrift Julianens, die Documente und Briefschaften eingehend geprüft, die ihm durch Don Eduardo de la Seda überbracht worden waren. Obgleich er tief eingeweiht zu sein glaubte in das Intriguenspiel der verschiedenen feindlichen Parteien im Hofe und im Lande, so hatte er noch niemals einen solchen Abgrund von Lug und Trug, Frevel und Verrätherei für möglich gehalten.

„Niemals, niemals darf sie wieder am spanischen Hofe erscheinen, diese Agentin der Jesuiten, die nur der Finsterniß und dem Verderben des Landes dient," sprach der Graf zu dem edlen Don Benito de Isolabella, der sich alltäglich Verhaltungsbefehle bei ihm holte, um zu wissen, in welcher Richtung er seinen Einfluß bei der Königin Isabella zu verwenden habe.

„Eure Sache, liebster Isolabella, ist es," fuhr der Graf fort, „den Sinn der Majestät ganz und gar von diesem lichtscheuen Gelichter abzuwenden und wenn möglich, auch den Pater Claret zu beseitigen."

„Darum ist mir nicht bange," warf Isolabella verächtlich ein, „er ist ein catalonischer Schwätzer, der nur durch seine Keckheit Wirkungen erzielt."

„Nehmt Euch in Acht," antwortete der Graf, „der Claret hat eine Art und Weise an sich, die ihn uns gefährlicher macht, als viele seines Gleichen. Seine Frauen-Predigten enthalten soviel des Anzüglichen und Schlüpfrigen, daß ein Mann herauslaufen würde, sollte er das anhören. Das fesselt, und das — gewiß — merken Sie darauf, scheint auch Ihre Majestät gefesselt zu haben. Es ist eine alte Wahrheit: wer sich in die Mysterien der Frauen hineinlügt, der ist ihr Mann!" —

Isolabella erwiderte befriedigt: „Dank Euch, Excellenz, für diese kleine Orientirung." Er entfernte sich darauf, um seine heißgeliebte Elvira zu besuchen, die jetzt allgemein als Braut des schönen Granden galt. Es war unzweifelhaft, daß Don Benito de Isolabella auf Grund der königlichen Gunst zu einer hohen Stellung befördert werden würde. Und hierdurch wurde der größte Theil seiner bisherigen Freunde von giftigem Neid gegen ihn erfüllt.

Ganz ebenso erging es Donna Elvira de Xeres, die freilich durch

scharfe, satyrische Redensarten und Koketterien manche Hofdame heimlich gegen sich erbittert hatte, und — Frauenneid ist ein furchtbar wirkendes Gift.

Der König Don Francisco, der einige Wochen hindurch den Gleichgültigen gespielt hatte, gleich als gönne er seiner Gemahlin gern den neuen Günstling, der Isolabella hieß, war jetzt ganz anderer Meinung geworden, besonders seit seine neue Stiefmutter Teresa Arredondo, des jungen Königs Vertrauen sich erobert hatte.

Freilich war seine Entrüstung mehr auf beleidigte Eitelkeit als auf Eifersucht zurückzuführen, und religiöse Einwirkungen, Beichtstuhl-Predigten und dergleichen thaten das Uebrige.

Unterdeß passirte ein Zwischenfall, der ganz bedeutendes Aufsehen am Hofe machte. Aus einer Audienz, welche der Minister Graf San Luis in Sache der Enthüllungen von de la Madre de Dios der greisen Sixtina ertheilt hatte, war in die Hofkreise die Alle belustigende Nachricht gedrungen, es existire eine Tochter der Patrocinio, und zwar sei diese Tochter die Gemahlin eines der entschiedensten Republikaner. Dieser letztere Umstand führte zu verschiedenen Deutungen. Das „Blumenmädchen von Madrid“ war in Aller Munde; zum Ueberfluß brachte man selbst den General Serrano in Berührung mit dieser Angelegenheit.

José Martinez, zu dessen Ohren die Kunde gedrungen, verließ in aller Eile seinen Flecken Tranquilla am Ebro und begab sich nach Madrid zu Graf San Luis, um Näheres darüber zu erfahren. Er conferirte mit San Luis und mit der Nonne Sixtina, und letztere theilte so viele zutreffende Umstände mit, daß fast kein Zweifel war: Inez, José's Frau, sei eine Tochter der Patrocinio und des Pfaffen Juan, ihres geistlichen Leiters. José entgegnete auf die Beweisführung:

„Es kann mir jedenfalls nicht angenehm sein, plötzlich eine so interessante Verwandschaft zu bekommen, und da ich überzeugt bin, daß Keiner der betheiligten Personen, weder der Patrocinio, noch mir, am wenigsten meiner Inez, damit gedient sein kann, eine solche Geschichte an der großen Glocke zu sehen, so bitte ich, die Sache auf sich beruhen zu lassen und die betreffenden Nachweise zu vernichten!“

Der Graf San Luis war mit dieser Entgegnung sehr zufrieden und reichte Martinez die Hand mit den herzlichen Worten: „Obgleich wir in politischer Beziehung entgegengesetzten Prinzipien dienen, laßt uns doch gemeinsame Freunde sein in der Bekämpfung der Pfaffenintriguen. Eure Bitte sei gewährt.“

José Martinez zog beruhigt in seine Heimath zurück, nachdem die Sache vertuscht worden war, und Inez nicht zu befürchten hatte, der unschuldige Gegenstand eines Skandals zu werden.

Leider wurde die stille Untersuchung, welche das Ministerium in Sachen des Klosters de la Madre de Dios angeordnet hatte, gestört und endlich ganz aufgehoben durch die Rückkehr des General Narvaez und der Königin-Mutter Maria Christina mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Rianzares (am 18. November 1853).

Die Einigkeit der Moderados (gemäßigten Conservativen), der Progressisten (Fortschrittsmänner) und der Liberalen war von keiner langen Dauer gewesen. Der Agent des Narvaez in Madrid, Sennor Salvador, hatte schon vor langer Zeit die Liberalen mit Mißtrauen gegen sich erfüllt. Das ehrliche Zusammengehen aller constitutionellen Parteien, wie es der wackere Bürger Miranda gewünscht, war unmöglich geworden und zwar war das prophetische Wort seines Schwiegersohnes Costarica eingetroffen: die Liberalen sollten nur für Narvaez die Kastanien aus dem Feuer holen. Denn dieser hatte sich mit beiden Königinnen versöhnt und trat wieder, wie in früheren Zeiten, an die Spitze der Geschäfte. Um sich das gehörige Gegengewicht gegen die liberalen Parteien im Lande zu verschaffen, machte er der Geistlichkeit bedeutende Concessionen. Natürlich gehörte zu diesen auch die Aufhebung der Untersuchung über das Kloster zu Talavehra.

Stolz zog bald darauf die fromme Schwester Maria Raphaele del Patrocinio wieder in das Kloster des heiligen Pascal in Aranjuez ein, obgleich sie es noch nicht wagte, bei Hofe zu erscheinen, wo Don Benito de Isolabella und Donna Elvira de Xeres noch immer den größten Einfluß auf die Königin hatten. Wieder sollte eine Katastrophe, eine Palast-Revolution die Dinge in's alte Gleis bringen.

Schon seit zwei Tagen spukte eine Mönchsgestalt im Schlosse herum, der gern Alle schaudernd auswichen. Es war Antonio Maregnon, der „Ueberall und Nirgends“ der spanischen Jesuiten. Jedenfalls hatte er die Patrocinio wieder nach Spanien geleitet. So mancher zerbrach sich wohl den Kopf darüber, warum Antonio, dem so viele Privat- und politische Verbrechen nachzuweisen gewesen wären, unbeanstandet herumlief, ein lebendiger Hohn auf die öffentliche Rechtspflege. Nun, in Spanien ging es eben spanisch zu.

Wir werden dem unheimlichen Manne mit den tiefliegenden Augen und den knochigen Händen bald wieder bei seinem Handwerk begegnen. — — — —

Wir betreten wieder jenes Gemach aus dem Anfang unserer Erzählung, in welchem einst Königin Christina so gern verweilte, jenes mit dem heimlichen Ausgange auf den gespenstigen Corridor. Es wird ein Umbau im Schlosse vorgenommen und deshalb ist die Uebersiedlung zu erklären.

Im Gemache der Majestät befindet sich Niemand, als sie selbst und Don Benito de Isolabella. Letzterer hatte sich bis jetzt vergeblich bemüht, die Aufmerksamkeit der Königin auf das zu lenken, was im Verborgenen und Dunkeln von Priesterhänden geschah. Als er ihr eine bündige Darstellung Dessen gegeben, was in Talaveyra de la Reyna geschehen, hatte sie wohl darauf gelauscht wie auf ein Mährchen aus Tausend und Einer Nacht; als aber der übereifrige Günstling dazu drängte, die Schlüsse aus diesen Ereignissen zu ziehen, da entgegnete die Königin, indem ein wollüstiger Schauer sie zu überfliegen schien:

„Peinigt mich nicht mit Euern Schreckbildern, Benito, sie verursachen mir nur böse Träume, und wollt Ihr denn, daß Eure gute Königin eine unruhige Nacht haben soll? Was ich ersehne, ist Liebe und Ruhe!"

„Aber, Ihr seid die Königin dieses Landes und verantwortlich für Alles, was vorkommt," warf gekränkt Benito ein; „meine Pflicht als Freund ist es, Euch darauf aufmerksam zu machen."

„Ihr irrt Euch, lieber Benito," antwortete Königin Isabella, „und scheint die Verfassung nicht genau durchgelesen zu haben. Es steht darin, daß die Königin von Spanien unverantwortlich ist, zur Verantwortung sind die Minister da, laßt die doch sorgen, mein Freund!"

„Dann darf ich nicht zu Euch von öffentlichen Dingen mehr sprechen?" fragte ironisch Benito.

„Nein, ich bitte Euch darum! Seht, der Winter ist gekommen und da wollen wir uns den Frühling selbst in unser Leben zaubern; und kann ihn nicht allein die Liebe, diese prangende, duftende Blume, herbeizaubern? Kommt — setzt Euch an meine Seite — Benito, wie bald ist die Zeit vorüber, die wir uns gehören können, dann muß ich wieder Decrete unterzeichnen und Audienzen ertheilen."

Don Benito de Isolabella machte eine Miene wie Einer, der sich in ein Meer von Honig stürzen soll.

Wir verlassen das Gemach der liebebedürftigen Königin, um zu sehen, was auf den Straßen von Madrid vorgeht; denn schon seit

geraumer Zeit hat sich der Volksmenge eine unerklärliche Aufregung bemächtigt, so daß die Militär-Befehlshaber nicht mehr wissen, was sie thun sollen.

Der bekannte niedrige, einfache Wagen mit Eseln bespannt, bahnt sich langsam seinen Weg durch die andächtige oder neugierige Volksmenge, die sich wie durch Zauber auf den Straßen und Plätzen eingefunden hatte. Auf dem Wagen saß eine Nonne in einer weißen Tunica, deren Kapuze zurückgeschlagen war und das interessante Gesicht der Schwester Maria Raphaele del Patrocinio zeigte; die tiefliegenden, geistvollen Augen glänzten in triumphirender Freude; der große, ausdrucksvolle Mund schien zu beten, und um die mächtige Nase trat der Zug der Entschlossenheit heut noch stärker hervor, als sonst. Energie und Fanatismus beleben die ganze Gestalt, die um so imposanter erscheint, als die fromme Schwester heut den ganzen Schmuck ihres Ordens angelegt hat. Die weiße Tunica ist von der seraphischen Schnur festgehalten, an welcher ein Rosenkranz hängt, auf der Brust prangt ein zweiter Rosenkranz, an dem eine vergoldete Medaille befindlich ist. Ueber die Tunica ist ein kurzer himmelblauer Mantel geworfen, auf dessen Schulter ein mit Seide umsäumtes vergoldetes Schildchen auf weißem Grunde strahlt.

„Aber, Gevatter, was soll das heißen! Es ist noch nicht gar lange Zeit her, da war man doch von Polizeiwegen der „blutenden Nonne“ ganz barbarisch auf den Hacken — und heut — seht doch mal den Aufzug! Das kann ich mir nicht zusammen reimen,“ meint Einer aus der Menge der Neugierigen zu seinem Gevatter, auf den er eben gestoßen ist.

„Na, was wird's sein,“ entgegnet der Gevatter. „Bei der Isabella ist wieder anderes Wetter eingetreten, wird wohl ihren Günstling satt haben und da will sie wieder Buße thun.“

„Nicht doch, nicht doch!“ wirft ein Dabeistehender ein, „Ihr scheint gar keine Ahnung zu haben, wer bei uns Koch oder Kellner ist. Die Isabella? Na, Prosit Mahlzeit; die versteht vom Regieren soviel, als ich von der Astronomie; die wird regiert von Jedem, der Geschick dazu hat und sich unentbehrlich zu machen weiß. Die Patrocinio? Na, Gott straf mich nicht, die ist die wahre Zuchtruthe für uns.“

„Teufel auch, Ihr mögt Recht haben,“ brummt der Erste, „ich denke aber, der Narvaez ist der Nonne auch nicht gewogen und wird wohl reinen Tisch zu machen wissen, wenn's ihm zu arg wird.“

Der Dritte schüttelt traurig den Kopf und setzt hinzu: „Des

Narvaez beste Zeit ist vorbei, seit er sich von den Liberalen ganz getrennt hat, mir riecht's nach Rebellion, und deshalb" — er flüsterte die letzten Worte, „wünscht' ich, die Pfaffen trieben's noch recht arg, daß den Spaniern endlich doch die Augen aufgehen müßten." —

Unterdeß segnete die Patrocinio, während ihr Wagen nur langsam, wie im Triumphe, fuhr, das andächtige Volk, das sich nach alter, lieber Gewohnheit in den Staub der Straße warf, um der wunderthätigen Nonne seine Ehrfurcht zu beweisen. Schwester Maria Raphaele kam gradesweges aus ihrem Ordenskloster San Pascale in Aranjuez, wo sie vor einigen Tagen ganz im Stillen eingetroffen war, und wandte sich nun direkt nach dem königlichen Palast, um vor dem Angesicht der Königin Isabella noch heut zu erscheinen. General Narvaez weiß, was geschehen wird, auch Pater Claret und seine Anhänger sind unterrichtet und selbst der Gemahl der Majestät, König Don Francisco ist im Geheimniß. Sonst aber weiß Niemand am Hofe, was der Abend bringen soll, am allerwenigsten hat die Königin und ihr Hofstaat eine Ahnung davon. — —

Wir haben den schönen Don Benito de Isolabella verlassen, als er sich Mühe gab, seinen Einfluß bei der Königin Isabella in politischen und religiösen Angelegenheiten auszubeuten. Wir wissen nicht, wodurch — aber es ist dem gewandten Hofmanne gelungen, von der Königin das bündige Versprechen zu erhalten, niemals die Nonne Patrocinio mehr am Hofe aufzunehmen und zugleich bei nächster Gelegenheit den Pater Claret zu verabschieden. Wenn Beides gelang, dann konnte sich Benito zum Erfolge gratuliren, aber — die Königin von Spanien denkt und die Pfaffen-Partei lenkt.

„Mein Benito, Euer Herz und Euer Kopf haben für mich der Tröstungen so viele," spricht liebetrunkenen Mundes die schwache Königin, „sollt' ich denn nicht die Patrocinio und den Pater entbehren können?"

„Holdselige Königin!" entgegnet Benito, „ich will nicht, daß Ihr den Trost der Kirche entbehren sollt, aber es ist nothwendig, daß die Priester aus Eurer Nähe vertrieben werden. Nur im Beichtstuhl sollt Ihr der Kirche gehören, aber sonst nicht; es ist unwürdig für eine Königin, die mit Weisheit alle Bedürfnisse ihres Landes berücksichtigen soll, wenn sie von dem Willen weniger Eigensinnigen abhängt, die nur mit himmlischen Dingen sich beschäftigen, aber von weltlichen nichts wissen."

Dies Alles schien der Königin einzuleuchten, denn sie lächelte verständnißinnig und drückte dem Geliebten die Hand, zog ihn an sich

und — — — da that sich die Thür auf und majestätisch, wie die finstere Göttin der Kasteiung und der Buße, trat die Schwester Maria Raphaele del Patrocinio in's Gemach. Die vergoldete Medaille auf der Brust wirft grell und unheimlich die Strahlen der Ampel zurück. Benito ist entrüstet aufgesprungen, er will der aufdringlichen Klosterfrau mit harten Worten entgegen treten, aber Königin Isabella senkt das Auge demüthig, getroffen von den Blicken der Nonne, ergreift Benito's Gewand und zieht ihn ängstlich zurück.

„Meine liebe Tochter!" nimmt die Patrocinio das Wort, „ich nahe Dir heut als Abgesandte des heiligen Vaters — und der Rache des Höchsten! Was macht dieser Fremdling bei Dir?" Mit diesen Worten richtet sie ihre zornglühenden Blicke auf Don Benito. Dieser macht einen neuen Versuch, ihr entgegen zu treten, aber als er das ängstliche Gebahren der Königin sieht, die kein Wort der Entrüstung gegen die Zudringliche, keinen Ruf des Trostes und der Ermunterung für den Freund hat, da überschleicht ihn die Ahnung, daß sein Spiel verloren sei, daß ein finsteres Verhängniß über ihm schwebe.

„Zittere, Elender! Seine Majestät Don Francisco folgt mir!" fuhr die Patrocinio fort. Diese Worte schlugen wie ebensoviele Blitze in Benito's Kopf, er erbleichte und zitterte.

„Fliehet!" flüsterte ihm die Königin zu und zeigte ihm den Ausgang, der nach dem gespenstigen Corridor führte. Er trat in das dunkle Vorzimmer und hier fühlte er, wie eine Hand die seinige ergriff und eine Person leise zu ihm sprach: „Kommt, kommt, Sennor! Ihr zittert ja, wartet, ein Schluck Malvasier soll Euch wieder auf die Beine bringen." — —

Wirklich vergingen Don Benito nach und nach die Sinne, der Unbekannte lehnte ihn in einen Polsterstuhl und flößte dem Ohnmächtigen den feurigen Trank ein, den dieser, während ihm nach und nach das Bewußtsein zurückkehrte, gierig schlürfte.

Draußen tobte ein greuliches Unwetter, das eben erst losgebrochen war, unheimlich zuckten die Blitze in den Schloßhof hinab, Angst erregend krachte der Donner und prasselte der Regen an die Fensterscheiben, heulte der Wind durch die Corridore.

Wie Feuer strömte der Trank des Unbekannten durch die Eingeweide Benito's; er fühlte sich seltsam erregt und wilde Begeisterung packte ihn, als ihm der Fremde zuflüsterte:

„Nun geht durch diese Thür und begebt Euch über die bekannten Corridore zu Donna Elvira de Xeres, sie wird Euer verwundetes Herz heilen!" —

„Ja, ja, — zu Elvira!“ stieß Don Benito heraus, während er sein Gehirn sieden fühlte. Wieder ein Blitz, der grell die Gestalt des Fremden beleuchtete und das von einem boshaften Grinsen verzerrte Antlitz des schrecklichen — Antonio Maregnon zeigte.

Don Benito schauderte im tiefsten Innern seiner Seele; er wankte hinaus, und nur mit Anstrengung seiner Sinne konnte er sich zurecht finden und die Thür erreichen, die in Donna Elvira's Gemach führte.

Donna Elvira de Xeres stand grade am Spiegel und bewunderte ihre Gestalt in einem auserlesenen durchsichtigen Seidenkleide und einem neuen Schmuck für Busen und Ohren; erschreckt über das bleiche Aussehen des Eintretenden, trat sie ihm zwei Schritte entgegen, rufend:

„Benito, um der Jungfrau Willen, was ist mit Dir vorgegangen!“ —

Benito wankte auf Elvira zu, seine Kräfte verließen ihn aber, er sank mit ausgebreiteten Armen vor ihr nieder und seufzte erschöpft:

„Heißgeliebte Braut! Alles — — Alles — ist vorbei — ich darf Dich nicht besitzen — ich bin vergiftet!“

Donna Elvira, nicht achtend ihres Schmuckes, stürzte sich mit der ganzen Gluth und Leidenschaftlichkeit ihres Temperaments auf den Geliebten, zog ihn an ihre Brust hinauf, presste ihre Lippen auf die seinigen mit den verzweiflungsvollen Worten:

„Nein, nein, es ist nicht möglich, ich will Dich gesund küssen, Du darfst nicht sterben! — ach Benito, was machte Deine Elvira, wenn Du stürbest! Mein Herz wäre leer — leer — o entsetzlich — Heiliger Gott! — Heilige Madonna! O, Ihr heiligen Schutzpatrone, rettet meinen Mann!“

Das arme Weib raste in ungebändigtem Schmerz, küßte bald Benito's Lippen, die blau zu werden begannen, rang bald die Hände. Benito war unterdessen ohnmächtig auf die Kissen des Sopha's gesunken und röchelte; er vermochte nicht mehr zu sprechen, denn die Augen traten aus ihren Höhlen und kalter Schweiß bedeckte Gesicht und Hände.

Elvira kniete in dumpfer Rathlosigkeit vor dem Sterbenden, nur eine Minute noch — und der schöne schwarzgelockte, stolze Don Benito de Isolabella war todt.

Donna Elvira's bemächtigte sich der wahnsinnigste Schmerz. Sie klagte: „O Gott, warum ließest Du den Einen mir durch ruchlose Hand rauben, den Einen, den ich aus Grund der Seele liebte, der

mein zweites Leben, mein Alles war! Warum nimmst Du mir meinen Benito, der mich ausgesöhnt hatte mit der Welt, so daß ich nicht mehr boshaft sein konnte! O, Du strafst mich hart!"

Elvira sank von dem Affekt des Schmerzes überwältigt, vor der geliebten Leiche in eine tiefe Ohnmacht, aus der sie erst nach einer Stunde erwachte; ihre Sinne waren verwirrt, wild sah sie sich in ihrem eigenen Gemache um, dann fiel ihr Blick wieder auf die geliebte Leiche Benito's, und alle Furien des Schmerzes, der Verzweiflung, der Rache wurden in ihr wach. Sie stürzte hinaus auf den Corridor und rief heiser, indem sie ihn entlang flog:

„Wehe, wehe diesen Mauern! Rache! Rache! Mord! Man hat mir meinen Benito vergiftet!"

Es kam ihr Jemand entgegen, es war Antonio Maregnon. Scheu betrachtete er die auf ihn zu rasende Elvira, die ihn fest zu umschlingen suchte mit dem entsetzlichen Ruf: „Ha, Du bist's gewesen, der meinen Benito ermordet hat! Du vierfacher Mörder! Gieb Rechenschaft — oder ich schleppe Dich mit meinen Händen zur Hölle!" —

Antonio Maregnon schleuderte das Weib von sich mit dem Rufe: „Geh, wahnsinniges Weib — oder ich überliefere Dich dem Palastgouverneur!"

Es eilten auf den greulichen Lärm die Corridorwachen herbei denen es nur mit Mühe gelang, die tobende Elvira von Antonio loszureißen. Man wollte die Wahnsinnige in einen sichern Gewahrsam bringen — aber wild stieß sie die Soldaten und Palast-Diener von sich, stürmte durch verschiedene wenig bekannte Gänge und Thüren nach dem Schloßgarten, ohne daß die Verfolger ihrer habhaft werden konnten.

Auch am nächsten Morgen, als man den Garten genau durchsuchte, war von Elvira de Xeres keine Spur zu entdecken; wir werden das bedauernswerthe Weib später in ihrer andalusischen Heimath wiederfinden.

Vor der Hand wich Jedermann scheu dem düstern Maregnon aus, denn man hielt ihn für den Mörder Benito's. Die Königin Isabella erfuhr niemals den Zusammenhang, dafür sorgten die Patrocinio, der König und Pater Claret. Aber auf einen leisen Wink verschwand Maregnon vom Hofe.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die verunglückte Priesterverschwörung.

Obgleich die Nonne Patrocinio in enger Allianz mit dem Pater Claret ihr absolutes Zepter über die Königin und ihre Umgebung schwang; obgleich der starke General Narvaez und die Königin Christina nicht wagten, die gefürchtete blutende Heilige aus dem Schlosse zu verbannen und ihr den wunderthätigen Hokuspokus zu untersagen, so fühlte doch die fromme Schwester, daß man ihrer List wiederum List entgegensetzte, ihrem Eifer gern die kirchlichen Angelegenheiten überließ, aber sie nach und nach von der Politik zurückdrängte. Dies genügte aber der Sor Maria Raphaele del Patrocinio nicht, denn sie hatte aus dem Kabinet des heiligen Vaters, besonders von dem staatsmännischen Kardinal Antonelli und dem Jesuiten-General Pater Beckx Aufträge erhalten, die auf vollständige Umwälzung der Verhältnisse hinausliefen. Sie und Pater Claret waren daher schlau genug, die abenteuerlichsten Verbindungen anzuknüpfen, um dadurch zum Ziele zu gelangen. Ein sehr thätiges Werkzeug dieser Umtriebe war der Patriarch von Indien, Iglesias.

Dem General muß ein General entgegengesetzt werden! das stand in der Seele aller der Betheiligten fest; und zwar muß dies eine echt katholische, aber verwegene Natur sein.

Wir treffen in dem Zimmer des bischöflichen Palastes, wo Monsignor Iglesias zu verweilen pflegte, auf diesen und auf seinen Gast, General Amirante.

Der General weiß noch nicht, was die gemüthliche, freundschaftliche Art und Weise des Kirchenfürsten zu bedeuten hat, aber er fühlt sich tief geschmeichelt davon, denn Don Silvestro d'Amirante hat immer der Schwärmerei nachgehangen, für die heilige Kirche Alles zu opfern, und er lauscht daher mit Begeisterung den Worten des Iglesias, der seinen langen Sermon mit der gewagten Redewendung schließt:

„Wie die ewige Vorsehung durch Gewitter und Sturm der Welt nützt, so ist es auch der Beruf derer, welche Werkzeuge der Gottheit sind, nicht abzuweichen vom graden Wege, sondern Alles zu thun, was zum Ziele führt. Im vorliegenden Falle muß der unbesiegbaren Schwäche der Majestät Rechnung getragen werden; und eben, weil sie keine Reize mehr besitzt, ist es eine Art Buße, die wir einem

Gläubigen auferlegen, wenn wir ihm zumuthen, sich der Königin Isabella zu widmen."

Um es kurz zu sagen: Selbst der Patriarch Iglesias war nicht vollständig eingeweiht; es war ihm nämlich gesagt worden, es handle sich um die Verstärkung des geistlichen Einflusses auf die Königin Isabella, und er begriff vollständig, daß nicht nur der priesterliche Beichtvater ein Vertreter der katholisch-absolutistischen Richtung sein müsse, sondern auch der weltliche Beichtvater.

Man hatte ja seither mit den „Freunden" der spanischen Majestät so üble Erfahrungen gemacht, daß die Auswahl derselben nothwendigerweise der Geistlichkeit zufallen mußte.

Auf den General Don Silvestro d'Amirante waren die Augen des Patriarchen erst durch die Nonne Patrocinio gelenkt worden. Sie hatte den frommen General längst beobachtet, aber sie hielt es für besser, wenn der Patriarch mit jenem verhandelte, als daß sie selbst eine so häckliche Sache betrieben hätte. Die Pläne der Nonne Patrocinio und ihres ergebenen Freundes, des Pater Claret, gingen weiter, als Iglesias vermuthete. Es handelte sich um nichts mehr und nichts weniger als um einen wohlorganisirten Staatsstreich.

Die Hauptfäden waren bereits gesponnen, und zwar in durchaus nicht ungeschickter Weise. Diesmal hatten es die „Macher" vermieden, mit den Carlisten und deren Parteigängern anzuknüpfen, denn in den letzten Zeiten hatten sich die Anhänger des Don Carlos als höchst unzuverlässige und ungeschickte Werkzeuge erwiesen. Außerdem war die Stimmung des Landes jetzt weniger, als sonst, günstig für carlistische Umtriebe. Es herrschte im Allgemeinen weit mehr Erbitterung und Haß gegen den gewaltthätigen General Narvaez, der die liberalen Parteien nach dem Staatsstreich von 1852 so treulos am Narrenseil herumgeführt hatte.

Die Patrocinio hatte aber alle Erscheinungen der neuesten Geschichte nicht ohne Nutzen verfolgt, und da war es eine Frage, die schon in früheren Jahrhunderten der Macht der Geistlichkeit als Handhabe gegen weltliche Gegner hatte dienen müssen, das war die der Noth und des Elendes der nichtbesitzenden Klassen: die sociale Frage.

Was drängt sich dort auf der Puerta del Sol so neugierig das Volk um einen Mönch, der in seinem Aeußern ehrfurchtgebietende Hoheit mit loderndem Jugendfeuer vereinigt? Gewiß, ganz absonderliches muß er predigen, denn ein Vorübergehender spricht zu einem ihm entgegenkommenden Bekannten: „Hol' mich dieser und jener — der

Mönch hat Recht! — Bin zwar ein eisenfester Demokrat und kein Freund der Pfaffen, aber was Recht ist, muß Recht bleiben. Der Mönch spricht die Wahrheit!“ Wir treten näher und hören dem begeisterten Klosterbruder zu; er donnert gegen die Völlerei und den Uebermuth der Reichen, und spricht also:

„Da verkündigen stets die Minister, wenn sie die Cortes begrüßen: der Wohlstand des Landes sei im Zunehmen begriffen und Handel und Industrie dehnten sich aus. Meine Lieben, merkt Ihr's in Euerem hungrigen Magen, daß es so ist? Steht in Euern Mienen etwas von dem Allen geschrieben? Nein, nein! Doch — was geht Euer Hunger, Eure Armuth die Minister an! Was kümmert sich General Narvaez um die Bettler und Landstreicher! Das ist ja nur Gesindel! Er ist nur da für die sogenannten anständigen Leute, für die, welche bei brechenden Tafeln schwelgen und den Schweiß des Armen im Ueberfluß verprassen! Und warum ist er für sie da? Weil er und seine Creaturen sich von den Bestechungen mästen, die ihnen zukommen aus den Säcken der Liberalen, damit er, der gewaltige General, der Geistlichkeit den Daumen auf's Auge drücke und den wahren Katholizismus nicht aufkommen lasse. Ich sage Euch, wahrlich, wahrlich — besser sind die Demokraten und Republikaner als diese Moderado's und Liberalen, die nicht kalt und nicht warm sind, und nur den Geldsack und den Erfolg anbeten. Bringet Euere Wünsche vor die Ohren unserer hochgelobten Königin, damit sie helfen könne, sie wird zwar umlagert von bösem Hofgezücht, aber wenn Ihr Euere Stimmen erhebt und schreiet, daß die Mauern des Palastes und die Herzen der Schranzen erbeben, dann wird, dann muß sie Euch hören!“

Mit gespanntester Aufmerksamkeit hörte das herumstehende und gelagerte Volk, das zumeist aus müßigen Bettlern und verdächtigem Gesindel bestand, diese Worte des fanatischen Mönches und begrüßte ihn, als er geendigt, mit begeisterten Viva's.

Das war die Art und Weise, welche sich die getreuen Schildknappen der Patrocinio angeeignet hatten, um eine Agitation gegen Narvaez, Graf San Luis und die andern Minister auf die Beine zu bringen. Zugleich hatte sich die Patrocinio kluger Weise von Madrid entfernt und sich nach dem Kloster ihres Ordens San Pascale nach Aranjuez begeben um dort ungestörter für ihre Pläne wirken zu können. —

Während die eifrigen Franciskaner- und Dominikaner-Kutten in der eben angedeuteten populären Weise wirkten, beeinflußte die schlaue Nonne den Aberglauben und die Wundersucht des Volkes. Sie hielt

sich, wie bereits erwähnt, in Aranjuez auf, aber nicht in der stillen Zurückgezogenheit, wie sich's für eine fromme Nonne schickt, sondern sie führte ein öffentliches Leben, empfing gleich einer Fürstin Deputationen, doch nur von Lahmen, Epileptischen, Mondsüchtigen, Blinden, Besessenen und andern Krüppeln und Kranken und heilte, segnete und prophezeite so gewaltig, daß der Ruf ihrer Wunderkraft bis nach Madrid drang, von wo ebenfalls Hunderte nach Aranjuez strömten, um durch den Anblick der blutenden Wundermale der Patrocinio an Leib und Seele gestärkt wieder heimwärts zu wallen.

In der That und Wahrheit aber war das Wallfahrtslager zu Aranjuez nur ein Werbe-Lager für den geplanten Staatsstreich. All' das gläubige Gesindel, welches in der Villenstadt zusammenströmte und auf Kosten der Kirche viele Tage hindurch unter Strohhütten, Zelten und hölzernen Baracken campirte, erhielt dann seinen Gnadensold und die heimliche Weisung: zum Aufbruch gegen Madrid, zur Rettung der Königin — wie die Losung hieß — bereit zu sein. Zum Osterfeste sollte der Schlag geführt werden, weil zu dieser Zeit das Zuströmen von großen Volksmassen aus den kleinen Provinzialstädten und vom Lande kein Aufsehen erregen konnte.

Pater Claret hatte die Einschwärzung des erzkatholischen und ziemlich beschränkten Don Silvestro d' Amirante in das Boudoir der ebenso erzkatholischen und beschränkten Königin Isabella übernommen, und war Tag für Tag damit beschäftigt, den Don für seine Rolle zu instruiren.

Pater Claret, der trotz seiner mangelhaften wissenschaftlichen Bildung doch eine ganz bedeutende diplomatische Bildung verrieth, war nebenbei auf einen ganz außerordentlichen Plan verfallen, um die Mitwirkung der höchstgestellten Frauen für seine Absichten zu gewinnen. Er erfand nämlich eine Art von Predigten, welche nur für Frauen bestimmt waren, und bediente sich in denselben gerade derjenigen frivolen und zweideutigen Wendungen, welche geeignet sind, Frauen aus gewissen Ständen zu fesseln.

Die Männer dieser Damen erfuhren natürlich nur höchst selten, oder niemals etwas über den Inhalt dieser Andachten. Trotzdem wollen wir doch dem Leser eine Probe davon geben.

Nachdem eines Tages der Pater ein Thema besprochen hatte, was sonst nur die Professoren der Medizin auf den Hochschulen zu traktiren pflegen, sprach er speciell über das Verhältniß der Frauen zu den Männern in religiöser und politischer Beziehung.

„Ihr wißt, meine lieben Frauen, daß die Politik eigentlich nur

eine Tochter der heiligen Religion ist; nur Beelzebub hat das Herz der Männer verführt, daß sie aus der Politik ihre Religion machten. Es stehet zwar in der Bibel geschrieben, daß der Mann über das Weib herrschen soll; aber ist es nicht eine wunderbare Schickung des Himmels, daß die Schlange mit Eva redete und diese den Adam bethörte, daß er den Apfel aß? Es liegt darin die tiefsinnige Deutung, daß dem Weibe nicht allein der Apfel der Liebe, sondern auch die Schlauheit der Schlangen verliehen worden ist. Zu Anfang, bis zur Erscheinung des Heilandes war dies wohl die Quelle der Sünde; als aber die heilige donna immaculata (unbefleckte Jungfrau) den Heiland der Erde und des Himmels gebar, da waren Apfelbiß und Schlangenschlauheit entsündigt, und da die Gnade Gottes es wollte, daß durch ein Weib das Heil der Welt kommen sollte, so sollt auch Ihr, meine lieben Töchter, durch die Macht des Apfels und der Schlangenschlauheit für die Interessen der heiligen Kirche wirken.

„Es bereiten sich Zeichen und Wunder vor! Habt Ihr nicht gesehen, wie fröhlich die heiligen Wunden der seligen Schwester Maria Raphaele strömen? Wenn der Siegesruf von Aranjuez ausgehen wird, wenn wieder die Glocken von Nuestra Madonna ertönen, um das heilige Ostern einzuläuten, dann halte Jede, die ihr Seelenheil lieb hat, den Gemahl zu Hause, sollte er etwa ausziehen wollen gegen die Gläubigen des Herrn.".

Dergleichen Predigten verfehlten ihren Zweck nicht. Die armen, bethörten Frauen, welche die kleinen Dienste des Pater Claret so oft in Anspruch nahmen, mußten sich dafür erkenntlich zeigen. Viele von den Herren Generalen, Offizieren und höheren Beamten hatten keine Ahnung, daß ihre Ehefrauen bereits darauf eingeübt waren, sie im entscheidenden Augenblicke in der Ausübung ihrer Pflicht zu hindern.

Drei Tage vor dem Osterfeste, am Abend des Gründonnerstags, finden wir nach der Vesper die wenigen Theilnehmer der meisterhaft arrangirten Verschwörung in der Wohnung des Pater Claret vereinigt, um den Feldzugsplan wie eine Komödie festzustellen.

Wir sehen in der kleinen Versammlung außer dem Beichtvater der Majestät, die blutende Nonne, den schrecklichen Antonio Maregnon, einen Hofbedienten, der als Factotum des Königs Don Francisco und als gewandter Intriguant und Kartenmischer bekannt ist, und endlich noch einige kampflustige Franciscaner- und Dominicaner-Mönche.

Merkwürdigerweise vermissen wir den diplomatischen Patriarchen von Indien, Iglesias, und den Vater Seiner Majestät, Don Francisco de Paula, der doch sonst mit Pater Claret in den intimsten

Beziehungen zu stehen pflegte. Iglesias ist nicht in's Geheimniß gezogen worden, weil er zuweilen freisinnige Anfälle hat, und Don Francisco de Paula hat schon zu oft durch Ungeschicklichkeiten die Sache der Kirche compromittirt. Auch neigt er zu sehr zum Carlismus hin, der diesmal ganz aus dem Spiele gelassen werden soll.

Hören wir den Pater Claret selbst:

„Gelobt sei die heilige Jungfrau! Die Olla Potrida *) wäre fertig; nun gebe der heilige Jago seinen Segen dazu, daß sie dem spanischen Magen gut bekomme und den heillosen Spulwürmern, den Constitutionellen, die das Eingeweide unserer edlen Nation gotteslästerlich zerfressen, den Garaus mache. So höret denn an, Geliebte im Herrn, den Plan, wie ihn die blutende Schwester Maria Raphaele im Traum vom Herrn empfangen hat, und wie wir die Symbola (Sinnbilder) ausgedeutet haben in aller Einfalt uns'res Herzens.

„Der General" — Pater Claret sprach den Namen nicht erst aus, alle wußten, daß d'Amirante gemeint sei — „benimmt sich zur vollsten Zufriedenheit; die Majestät thut, was er will. Wenn also die Ostermesse eingeläutet wird, müssen die 40,000 frommen Wallfahrer sich vor dem Palast aufstellen, um zu verhindern, daß gewisse Leute entrinnen. Die frommen Frauen der Herren Generale und Staatsbeamten werden für Schlaftränke gesorgt haben, so daß die Sennores beim Erwachen Alles fertig finden und nur Profit zu sagen brauchen.

„Die Königin unterschreibt noch in der Nacht vorher die Entlassung und Verhaftung sämmtlicher Minister, und eine Proklamation, welche den Belagerungszustand über das Land verhängt und das salische Gesetz**) wieder herstellt. Natürlich wird die Verfassung stillschweigend beseitigt, keine Cortes werden mehr einberufen, und aus den arbeitslosen Leuten, die sich zur Zeit durch die Fürsorge der Kirche hier befinden, wird eine mobile Nationalgarde der Königin organisirt.

„Ich denke, diese verzweifelten Leute aus der gefährlichen Klasse werden den feigen Bürgern genügenden Respekt einflößen. Wir brauchen eine dergleichen Mobilgarde auch nur als Gegengewicht gegen das Militär; doch auch dieses, glaub' ich, wird sich unschädlich machen lassen durch die Beseitigung des Herrn Narvaez, die Confrater Antonio übernommen hat."

Pater Claret warf bei diesen Worten einen sonderbaren Blick

*) Ein spanisches Nationalgericht aus allerlei Nahrungsmitteln bereitet.
**) wonach nur männliche Bourbonen zur Erbfolge berechtigt sind.

dem Genannten zu, den dieser aus seinen tiefeingesenkten Augen erwiederte.

Antonio Maregnon nahm nun das Wort.

„Ihr wißt, ich bin kein Verschwörer, ich bin mehr geschickt zur That. Ich billige, was ich gehört, und sage Euch vom h. Orden der Jesuiten: Er ist größer als ich, der Euch den vortrefflichen Plan entwickelt hat; er sei Euer Stern, dem Ihr in Demuth nachfolgen sollt. Doch ein Wort noch — denn ich fühle, daß ich nicht mehr lange in Euerm Kreise wirken werde — verschont diesmal die heimlichen Feinde der Kirche nicht! Sperrt sie in die Kerker, schleppt sie auf's Schaffot, hetzt das Volk auf die Verführer, nehmt Euch ein Beispiel an Fernando VII.; ich nenne Euch ganz besonders Personen, die sich im Dunkel des Privatlebens bergen, und doch nie ganz ohne Einfluß auf gewisse höchste Kreise waren: Don Juan de Alar, der Mörder des ehrwürdigen Pater Bernardino; er hat mehr als zehnmal unsere Fäden zerrissen! Don Eduardo de la Seda, sein Neffe, eine gleiche Giftpflanze, der einst der Königin Herz hinterlistig gestohlen; Don José Martinez, ein ehemaliger Jesuit und sein Weib Inez, die er räuberisch der Kirche entrissen hat, der sie durch ihre Geburt zugehörte."

Die Nonne Patrocinio zuckte unwillkürlich zusammen.

„Sie Alle, Alle müssen sterben! Sterben! Hört Ihr's? Sterben im Namen der beleidigten Kirche!"

Der schreckliche Mönch schwieg und seine Hände bebten, als sei er erschrocken vor den eigenen Worten. Alle nickten ihm stumm zu — und gewiß: das Wort „Gnade" hätte in dieser Versammlung nur ein Hohngelächter als Antwort gefunden. Es ist eine geschichtlich feststehende Thatsache, daß aus religiösem Fanatismus sich die erbarmungsloseste Grausamkeit entwickelt.

Das war der Plan der Patres, dessen Mutter eigentlich die Nonne Maria Raphaele del Patrocinio war. Wir wissen nicht genau, ob ihr denselben der Erzengel Gabriel oder der Cardinal Antonelli in Rom oder Pater Beckx eingegeben hatte.

„Geschwindigkeit ist keine Hexerei!" Das war das Motto des Entwurfes; aber auch das Sprichwort: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt dennoch an die Sonnen!" sollte zu Ehren kommen.

— —

Von der Kloster-Kirche Nuestra Madonna läutete es zur Ostermesse. Auf dem Platze vor dem königlichen Palaste sahen die verwunderten Soldaten der Wache zahllose Menschenhaufen zusammen-

strömen. Es waren Leute, die den untersten Klassen der Bettler und Landstreicher angehörten, aber auch sehr viele Bewohner des platten Landes waren darunter, kenntlich an ihren Trachten. Die Haufen verhielten sich vollständig ruhig, augenscheinlich warteten sie nur auf ein Signal, um ihre Aktion zu beginnen.

Merkwürdigerweise zeigten sich noch keine Truppen, und schien dies ein Zeichen zu sein, daß die Militär-Behörden vollständig übertölpelt waren.

Wie sah es denn aber im Schlosse selbst aus? Sämmtliche Corridorwachen waren eingezogen worden — auf speciellen Befehl der Königin. König Don Francisco hatte am Abend vorher einige Stunden im trautesten Verkehr mit dem General Don Silvestro d'Amirante verbracht. War das nicht wunderlich: der Gemahl mit dem Liebhaber der Frau?

Die Königin Isabella befand sich schon zu früher Stunde in glänzendster Fest-Toilette. Sie sollte, wenn Alles vorüber, dem Volke selbst den Umschwung der Dinge verkünden, dann in herrlichem Zuge zur Kirche gehen und den Segen des Patriarchen empfangen. Dadurch sollte dem Gerede entgegengetreten werden, als habe die Königin nicht selbstständig gehandelt. Der Polizeimeister von Madrid hatte bereits am Abend Audienz gehabt, und die schleunigste Verhaftung der betreffenden Staatsbeamten im Laufe des Vormittags zugesichert.

Die ehrwürdige Sor Maria Raphaele del Patrocinio befand sich natürlich ebenfalls in Gesellschaft des Beichtvaters im Gemach der Königin; Pater Antonio Maregnon dagegen hielt sich in einem Kabinet verborgen, aus welchem man auf den Corridor gelangte, der zu den Vorzimmern der Königin führte, und wo General Narvaez, der alljährlich, wenn er nämlich in Madrid war, am Osterfeste bei der Königin glückwünschend erschien, vorbeikommen mußte.

Plötzlich erschien auf dem Platze der General Narvaez, Herzog von Valencia, zu Fuß, gefolgt von einigen Stabsoffizieren. Die Volksmenge machte ehrerbietig Platz, denn so war es verabredet.

„Herauskommen wird er nicht mehr, der saubere General!“ brummte ein Mönch vor sich hin, der im Gedränge stand und einer der Kapitäne des absolutisch-pfäffischen Staatsstreiches zu sein schien.

Die Stabsoffiziere traten auf einen leisen Wink des Generals in die innere Schloßwache ein, vermuthlich, um den Soldaten und Befehlshabern derselben Verschiedenes klar zu machen.

Der General ging langsam die öden Corridore entlang; kaum

konnte er auf seinem Gesichte ein sarkastisches Lächeln bezwingen er dachte: „Nun glauben sie mich in der Falle zu haben! Fehlgeschossen!"

Plötzlich, nicht mehr weit von den Gemächern der Königin, steht der Mönch Antonio Maregnon vor dem General. Ein Dolch zuckt nieder auf des Herzogs Brust — er prallt ab — denn der Herzog hat vorsichtigerweise ein Panzerhemd unter der Uniform. Stumm, blitzschnell zieht der General ein Pistol hervor, und schießt den entsetzlichen Mönch durch den Kopf, daß letzterer lautlos niedersinkt, und das Blut den Fußboden ringsum röthet. Alles dies war das Werk eines Augenblickes.

Der Schuß war das Signal für die Soldaten der Wache gewesen. Rasselnd flog das Thor des Schlosses zu, und hinter demselben stellte sich ein Piket mit geladenen Büchsen auf, um einen etwaigen Sturm des Volkes nachdrücklichst zurückweisen zu können. Die übrigen Soldaten eilten, unter Anführung des einen Adjutanten, nach dem Corridor, wo das Gräßliche passirt war. Schnell ertheilte der Herzog in umsichtigster Weise die nöthigen Befehle, die verschiedenen Theile des Palastes von einander abzusperren. Als diese Maßregel vollzogen war, drang der Herzog mit gezogenem Degen, gefolgt von Offizieren und Soldaten, in die Gemächer der Königin.

Eine der Hofdamen rief, sich dem General entgegenstellend, mit strenger Miene: „Herzog! Ihr wagt es, so zu Ihrer Majestät zu dringen?"

„Bei Seite, Vettel!" entgegnete barsch der Herzog, und stieß die Dame bei Seite.

Das Zimmer der Königin that sich auf, die Zofe erschien auf der Schwelle, fuhr aber erschreckt zurück, als sie den Herzog an der Spitze der Soldaten sah, der einige Augenblicke wartete.

Was geschah unterdeß bei der Majestät? Die Nonne Patrocinio und der Pater Claret hatten wohl durch die Meldung der Zofe begriffen, daß ihre Sache mißlungen sei. Es galt nun, im letzten Augenblicke noch den stolzen General vom Aeußersten zurückzuschrecken und ihre eigenen werthen Persönlichkeiten zu sichern.

„Majestät! Ihr müßt dem General befehlen, sofort das Schloß zu verlassen!" drängte der Beichtvater.

„Ich werde ihm entgegen treten und ihn zurückstoßen von der Thür meiner erhabenen Tochter!" fügte die Nonne hinzu, während die Königin Isabella rathlos im Zimmer hin- und herging, und keines

Entschlusses fähig war. Die Zofe wurde von Claret hinausgesendet, um mit dem General zu unterhandeln.

„Ihre Majestät scheint nicht bei Laune, mich zu empfangen," antwortete dem schüchternen Mädchen der Herzog. „Im Namen des Vaterlandes, der Ordnung und der Sicherheit werde ich den Palast so lange besetzt halten, bis die Schwester Maria Raphaele del Patrocinio und der Pater Claret mir ausgeliefert sind, und sich Ihre Majestät zu einer beruhigenden Proklamation an die Madrider entschlossen und sämmtliche provisorischen Decrete in meine Hände niedergelegt hat!"

Unterdeß waren, wie mit einem Zauberschlage, Infanterie-Bataillone und Cavallerie-Schwadronen auf dem Platze vor dem Palais erschienen, und hatten der erschreckten Volksmenge gar nicht Zeit gelassen, den Widerstand zu versuchen. Ohne Schonung rückten im Laufschritt die Infanterie-Colonnen vor und stachen Alles mit dem Bajonnet nieder, was nicht weichen wollte. Binnen einer halben Stunde war der Platz mit Verwundeten besät, während große Massen in die Gefängnisse escortirt wurden. Alles war mißglückt; dem allzufeinen Plane der Patrocinio war von dem entschlossenen Narvaez die Spitze abgebrochen worden.

Und wer war nun der Verräther gewesen? Eine Frau, die schon seit Jahren die stille Theilnehmerin im politischen Geschäfte ihres Mannes war: Donna Bianca Salamanca, deren sich der Leser wohl noch erinnern wird. Sie hatte den berüchtigten Frauen-Predigten Clarets aus Neugierde beigewohnt, hatte im Beichtstuhl denselben überlistet, und versprochen, ihrem Manne den bewußten Schlaftrunk zu geben, hernach aber Alles ihrem Manne gebeichtet, was jede ehrbare, anständige Frau immer thun müßte. —

Graf San Luis hatte die stille Gegen-Organisation und der Herzog von Valencia den Gegen-Streich übernommen.

Die Königin hat natürlich den gefürchteten und auch verehrten Herzog nicht lange warten lassen und ihn empfangen. Pater Claret und die Nonne Patrocinio haben sich, um Gnade flehend, vor dem gestrengen General auf die Knie geworfen.

Alles kam in's alte Geleis zurück, nur die Nonne Patrocinio wurde aus Madrid wiederum verbannt und in ein Kloster nach Toledo geschickt. Der Pater Claret verlor die Stelle eines Beichtigers der Königin und mußte als Bischof von San Jago de Cuba nach dieser Kolonie in Amerika wandern.

Der schreckliche Antonio Maregnon ward im Stillen verscharrt. Niemand sprach laut über den Tod dieses Tigers in Menschengestalt. Sein Nachfolger als Haupt des Jesuiten-Ordens in Spanien wurde später Pater Claret. —

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Trauliche Gespräche der Königin Isabella und ihrer Mutter.

Nachdem der Beichtiger der Königin und seine getreue Freundin, die Patrocinio, so rasch den öffentlichen Schauplatz verlassen hatten, traten an ihre Stelle die Königin-Mutter Maria Christina und der Herzog von Valencia, die sich nun eine Zeitlang in den unbedingten Einfluß auf die schwache, bedauernswerthe Königin Isabella theilten.

In den ersten Tagen freilich war die junge Monarchin untröstlich darüber, daß man ihr die beiden ehrwürdigen geistlichen Beistände in allen Nöthen auf so gewaltsame Weise entzogen hatte. Sie beklagte sich deswegen bitter gegen die Frau Mama, indem sie sprach:

„Ich weiß nicht mehr, was um mich herum vorgeht; ich verstehe die Worte und Ereignisse nicht, die ich in den letzten Zeiten hören und erleben mußte. Der Kopf ist mir so dumpf — ach, wer hilft, wer räth mir in dieser Verwirrung!“

Darauf erwiederte die Königin-Mutter, und machte einen Versuch, die königliche Tochter zu liebkosen, die sich aber abwehrend wegwendete: „Meine Tochter hat vergessen, daß man den Geistlichen nicht ausschließlich die Herrschaft im Staate überlassen soll. Hast Du aber jemals einen Versuch gemacht, über die Worte Clarets und der Patrocinio nachzudenken?“

Gewiß war dies ein ebenso harter als gerechtfertigter Vorwurf; hart — weil die Königin Christina ja selbst nie etwas gethan hatte, um ihrer Tochter Selbstständigkeit zu geben. Mit richtigem Instinkt antwortete daher die Königin Isabella:

„Mutter! Gott rächt die Sünden der Väter an den Kindern,

gewiß auch die Sünden der Mütter! Ich kenne nur zwei Männer, die es ehrlich mit meiner Erziehung gemeint haben, obgleich ich damals ein trotziges, verzogenes Mädchen war, es waren: der Herzog von Vittoria (Espartero) und Arguelles, der mir vom Regenten zum Vormund gesetzt worden. Aber man hat diese ehrlichen Männer von mir getrieben — warum? — Mutter! Dieses Warum falle Dir auf die Seele! Du wolltest Königin in Spanien sein, ich sollte nur den Namen hergeben, und so ist's auch heut wieder!"

Königin Isabella brach in Thränen aus und barg das Antlitz auf dem Sophakissen.

Die Königin-Mutter Christina wollte erregt antworten, aber sie besann sich plötzlich und sprach mit Milde:

„O mein Kind, wer hat Dir diese falsche Darstellung beigebracht? Es ist wahr, in der Anklage, die Du gegen mich, Deine Mutter, erhebst, liegt gewiß Wahrheit, aber nicht, weil ich herrschen wollte, habe ich statt Deiner die Zügel der Regierung geführt, nein, um Dir, wärst Du einst mündig, einen ruhigen Besitz zu übergeben.

„Vergiß es nicht, Isabella, daß, als Du als dreijähriges Kind Königin dieses Landes wurdest, Dir nur das Spanien gehörte, wo augenblicklich unsere getreuen Regimenter standen! Vergiß es nicht, daß ich fast sieben Jahre hindurch als Regentin oft mit Gefahr des eigenen Lebens Deinen Thron vertheidigte — kannst Du Dich noch auf die Schreckensnacht von Santo Ildefonso erinnern?

„Du zähltest damals kaum sechs Jahre. Ich habe Allen getrotzt: den Carlisten, den Reaktionären, den Demokraten, den Progressisten; ich zeigte ihnen immer den Widerstand, wenn sie Miene machten, die ausschließliche Herrschaft an sich zu reißen. — Und wenn ich in jener Zeit meine Mutterpflichten vernachlässigt habe, Kind, so verzeihe mir als — Mutter — und bedenke, daß es zu viel für mich werden mußte, streitfertige Regentin und Mutter zugleich zu sein!"

Christina zog die Tochter an sich, die nun nicht mehr widerstand. Flüsternd setzten die Beiden ihre Unterhaltung fort; es fiel mehreremale das Wort: „Munnoz," aber Christina schien es gelungen zu sein, die Königin über den Einfluß dieses nichtstandesgemäßen Stiefvaters zu beruhigen. Die Aussöhnung zwischen Mutter und Tochter war eine vollständige.

Als Dritter im Bunde erschien bald darauf der Herzog von Valencia, und Königin Isabella fühlte sich in die schönen Tage zurückver-

setzt, wo Christina für sie dachte und Narvaez das Erdachte nach sorgsamer Erwägung ausführte.

Auch das Verhältniß Isabella's zu ihrem Gemahl Don Francisco wurde in der Weise geregelt, daß Jeder sich verpflichtete, verletzende Akte zu vermeiden, was zu deutsch heißt: Don Francisco mußte sich in das gewisse Uebel fügen, woran weder er, noch Isabella schuld war, und es mit dem Gleichmuth des Weisen ertragen, wenn Königin Isabella sich daran erinnerte, daß sie ein Weib sei. Diese dagegen versprach, dem öffentlichen Anstande nicht mehr zu schaden. Des Generals d'Amirante wurde nicht mehr gedacht; er büßte seine erbärmliche Rolle als stupides Pfaffenwerkzeug auf den hinterasiatischen Philippinen, wo ihn das Fieber wegraffte. — — — — —

Königin Isabella erschien bald nach der Unterredung mit der Mutter und dem Herzog von Valencia in Begleitung dieser Beiden in dem großen Saale des königlichen Schlosses, wo sich sämmtliche Mitglieder des königlichen Hauses, die Minister und höheren Generale der Residenz mit ihren Gemahlinnen zur großen Cour eingefunden hatten.

Die Majestät nahm Platz auf dem Thronsessel, und nun defilirten die hohen Herrschaften, streng nach den Abstufungen des Ranges geordnet, an demselben vorüber, und erfuhren die Ehre des Handkusses.

Nach Schluß der Hof-Ceremonie verabschiedete sich die Mehrzahl der Eingeladenen, und nur die vertrauten Personen des königlichen Hofstaates blieben zurück. Die Königin Isabella fühlte das Bedürfniß, mit dem alten, verdienten Herzog von Valencia ohne Beisein der Mutter zu sprechen, denn sie hatte zu dem ersteren mehr Vertrauen, als zu der letzteren. Als sie daher merkte, daß die Königin-Mutter Christina im tiefen Gespräche mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Rianzares und dem bekannten Banquier Salamanca begriffen war, so sendete sie eine ihrer Hofdamen zu dem einsam umherwandelnden General Narvacz und ließ ihn ersuchen, mit ihr im Saale zu promeniren.

„Meine gnädige Königin hat mich zu sprechen gewünscht.“ Mit diesen Worten trat der Herzog an die Majestät heran.

„Ach ja, mein lieber Herzog, Ihr wißt, daß ich großes Vertrauen in Euch setze, und leider oft zu selten Euern Rath hören konnte,“ entgegnete die Königin leise. „Nehmt meinen Arm, wir werden im Saal auf- und abgehen.“

Nachdem die Königin eine Weile geschwiegen hatte, fuhr sie fort:

„Wollt Ihr kein Portefeuille übernehmen, Herzog? Ich würde mich dann noch sicherer fühlen, die jetzigen Minister gefallen mir nicht."

„Mir auch nicht, Majestät," entgegnete trocken der General, „aber ich werde niemals einen Ministerposten mehr annehmen, wenn ich mich dabei an gewisse Einflüsse kehren muß, die in keine rechtschaffene Regierung hineingehören."

Königin Isabella sah den General und früheren Minister verwundert an und schien ihn nur halb zu verstehen; dann fragte sie: „Was meint Ihr?"

„Ich meine, daß dieses Ministerium gar zu wenig sich um die Verfassung kümmert, keine rechte Finanzwirthschaft versteht, wobei verschiedene Leute im Trüben fischen, zum Beispiel der Herzog von Rianzares!"

Das Letztere hatte der Herzog sehr stark betont; eine dem Gemahl der Königin Christina ergebene Hofdame war glückliche Horcherin gewesen, und hatte die erlauschte Aeußerung an's andere Ende des Saales getragen, wo sich das ältliche Ehepaar befand.

Mit imponirender Haltung kam bald darauf Königin Christina quer durch den Saal, und sprach, ohne auf den Herzog von Valencia zu achten:

„Meine königliche Tochter, willst Du mich nicht in meine Gemächer zur Abendtafel begleiten?"

Sie begleitete diese Worte mit einem Blick, welcher der Königin keine andere Wahl ließ, als entweder sogleich zu folgen, oder die Mutter zu beleidigen. Sie that das erstere, und der Herzog von Valencia ward kühl verabschiedet.

Das war zu viel. Noch an demselben Abende verließ Narvaez Madrid in gekränkter Stimmung. — — — — —

Die Königin Christina war nach einiger Zeit wiederum einmal mit der Tochter allein, aber nicht Regierungssorgen waren es, die Beide beschäftig hätten, nein, der öde Zustand des königlichen Herzens, die verzeihliche Sehnsucht des Weibes nach einem süßen Zeitvertreibe war der Gegenstand des leise geführten Gespräches; die Mutter gab der jungen Majestät folgende Rathschläge:

„Es giebt Vieles in der Welt, was die hausbackene Moral des Pfahlbürgers Sünde nennt; wir, aus königlichem Geblüt, müssen mehr leiden, mehr opfern als der Unterthan, um dessen Herzensgeschichten sich Niemand kümmert. Meine Tochter, hat das Schicksal Dir auf der einen Seite die freie Wahl verboten, darfst Du auf der andern Seite thun, was keine wohlhabende Spanierin sich verbieten würde."

„Aber Mutter, bald wirft man es mir als Sünde vor, bald sagt man, es schade der Regierung, bald dringt man mir einen Freund auf! Ich bin verwirrt!" entgegnete die Königin und die Thränen hingen in ihren Wimpern.

„Kind, Du mußt es verstehen, die Welt zu täuschen!" fuhr die Königin-Mutter fort. „Die Welt will getäuscht sein; wenn Du den Freund im Boudoir mit Zutraulichkeiten überhäufst, darfst Du ihn vor den Augen Anderer nicht mehr auszeichnen, wie jeden andern Offizier oder Hofmann. Bedenke doch nur, daß alle dergleichen Freunde nur das sind, was für den reichen Pascha ein Affe, für den Sultan eine schöne Sclavin. Betrachte Männer — als Sachen, liebe Isabella! Diesen Rath geb' ich Dir aus meinem reichen Erfahrungsschatze."

Doch die Königin fuhr ihr mit der Frage entgegen: „Warum hast Du denn den — Herzog von Rianzares geheirathet?"

„Ha, ha," lachte mit grausamem Hohn die Mutter, „weil ich nicht Königin, sondern nur Regentin, weil ich keine geborene Spanierin, sondern eine fremde Prinzessin war, und weil mich die guten Spanier sonst gesteinigt hätten."

„Also nicht aus Liebe, Mutter?" fragte Isabella vorwurfsvoll.

„Darauf kann ich mich nicht mehr entsinnen," erwiederte Christina. „Ich kann Dir diese Schwärmerei, die man Liebe nennt, überhaupt nicht anrathen. Habe Neigung und Appetit, dann wirst Du Dich immer am wohlsten fühlen, und wirst keines Begünstigten Tyrannei zu tragen haben; denn Neigung und Appetit lassen sich befriedigen, die Liebe aber ist ein Abgrund, ein Feuer, etwas Unersättliches!" —

Eine Zofe meldete: „Der Graf von Vista-Hermosa!"

„Wer ist der Graf?" fragte die Königin Isabella.

„Ein geschmeidiger, geistreicher Mann, auf den Du bis jetzt zu wenig aufmerksam gewesen bist," antwortete Christina, „hole das Versäumte nach." — — — — — — — — — — — — — — —

Verdiente Isabella nicht noch immer im vollsten Maße den Namen der „Unschuldigen?" War sie denn wirklich die Ursache aller der Uebel, welche seit ihrer Mündigkeits-Erklärung gleich bösen Epidemien das schöne Spanien verheert hatten? Nein, und abermals Nein!

Die Sünden der Väter rächt Gott von Geschlecht zu Geschlecht! Er rächte die himmelschreienden Gräuel eines Philipp, dieses ersten spanischen Bourbons, dieses grausamen Wollüstlings; die Blutthaten und die Verbrechen eines Fernando VII., dieses Mannes mit dem Stierkopf und dem Tigerherzen an dem jüngsten regierenden Sproß, der unerfahrenen Königin Isabella.

Wir wollen damit nicht sagen, als übte ein altbiblischer Jehovah sein zorniges Rächeramt. Nein, der Gott, der als Geist der Geschichte waltet, der unablässig die unzerreißbare Kette der Ursachen und Wirkungen schlingt, kann aus dem Sumpfe keine Palmen, und aus dem Schutt keine Lilien emporwachsen lassen. Nur Schmarotzergewächse der schlimmsten Art können an solchen Orten gedeihen, und am spanischen Hofe gab es von jeher keinen Mangel an solchen.

Die Königin-Mutter Christina hatte ihre lenksame Tochter auf den Grafen Vista-Hermosa aufmerksam gemacht. Wer war dieser Mann? Ein General aus altem Geschlecht, emporgekommen durch unbekannte, dunkle Verdienste. Der Königin Christina Wort öffnete ihm das Boudoir und das Ohr der jungen Majestät, die auf Rath der Mutter nicht versäumt hat, den Grafen in ihre Nähe zu berufen.

Die alte Regentin erscheint selbst einige Tage später in Begleitung des Grafen, und stellt ihn der Königin Isabella mit den Worten vor:

„Meine Tochter, Kraft und Energie sind die besten Stützen eines Thrones, ich bringe Dir einen Mann, der Beides besitzt, suche ihn Dir zu verpflichten, und Du wirst ihn Deines Vertrauens ebenso würdig finden, wie ich ihn des meinigen werth fand!"

Der Graf sprach mit vollendeter höfischer Grazie:

„Majestät, ich will durch unzeitige Bescheidenheit das Lob aus so hohem Munde nicht Lügen strafen; mein Wahlspruch hieß immer: ich diene!"

Die Königin Isabella reichte dem Grafen die Hand zum Kusse und sprach: „Seitdem ich die schwere Last der Regierung auf meinen Schultern trage, habe ich Männer achten gelernt, die mir diese Bürde erleichterten oder versüßten."

„So magst Du es immer halten, meine Tochter," sprach die Königin-Mutter, während sie Miene machte, sich zu verabschieden, „und vergiß niemals, was ich Dir sagte."

Isabella fiel der listigen Mutter um den Hals, und diese flüsterte ihr noch die Lehre zu: „Männer sind für regierende Frauen nur Werkzeuge; haben sie ihre Schuldigkeit gethan, so wirft man sie weg!" — Die Königin Christina ging und ließ den Grafen bei der Majestät zurück.

General Vista-Hermosa wurde von diesem Tage an diejenige Persönlichkeit am Hofe, welche die Königin Isabella im Namen der Herzogin von Rianzares (Christina) und des mit dieser eng verbündeten Ministeriums (Sartorius San Luis) beherrschte, und zwar zum Fluche des Landes, wie wir bald sehen werden.

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.



Druck von Ihring & Haberlandt in Berlin, Dresdener Str. 77.

Isabella II.

Spaniens entthronte Königin

oder:

Das Ende der Tyrannei.

Illustrirter historischer Roman
aus Spaniens neuester Geschichte

von

Dr. Adolf Weiß.

Dritter Band.

Berlin, 1869.
Verlag von Otto Humburg u. Comp.
Alexandrinenstraße 74.

Erstes Kapitel.

Die Vereinigung aller liberalen Parteien unter Espartero.

Die Unzufriedenheit im Lande bekam neue Nahrung durch Regierungsmaßregeln, die unter dem Einfluß des hochmüthigen Grafen Vista-Hermosa erlassen wurden, der ein williges Werkzeug der Königin-Mutter und des Ministers Grafen San Luis war.

Ganz besonders war es die Habsucht der Königin Christina, die Erbitterung im Lande erregte.

An den General-Agenten des Herzogs von Rianzares (Gemahls der Königin-Mutter), den bekannten Banquier Salamanca wurden Eisenbahn-Concessionen verliehen, die dem Lande viele, viele Millionen entzogen, um damit die Koffer der Christina zu füllen.

Die darüber mit Recht aufgebrachten Volksvertreter wurden schleunigst nach Hause geschickt (vertagt), was aber das Land nicht beruhigte, sondern die drohende Katastrophe nur beschleunigte.

Was folgen mußte, lag auf der Hand: Eine Vereinigung aller Liberalen zum Sturze des Systems.

Don Sallustiano Olózaga, seit lange im Ausschuß der Progressisten- (Fortschritts-) Partei in Madrid, machte Reisen nach allen Provinzen des Landes, und organisirte allenthalben die Comité's, gab die Losung aus: Krieg gegen das absolutistisch-pfäffische System bis auf's Messer.

Ein anderer Mann, der ebenfalls bereits eine bewegte Vergangenheit hatte, trat nun offen als Führer auf den Schauplatz: es war Don Leopoldo O'Donnel, Graf von Lucena.

Die Leser erinnern sich, daß dieser Mann lange Zeit hindurch ein eifriger Parteigänger der Königin Christina gewesen war, und mit zu jenen Generalen gehört hatte, die im Jahre 1843, von Christinisch-orleanistischen Geldern unterstützt, unter Leitung des Herzogs von Valencia den damaligen Regenten Espartero vertrieben hatten.

Unter O'Donnel's Leitung traten eine Menge Männer aus

der Armee, aus den reichsten Bürgerklassen, aus den Kreisen der Deputirten zu der sogenannten liberalen Union zusammen.

General Serrano gesellte sich sofort zu dieser neuen Partei. So sehen wir auch denjenigen Günstling der Königin Isabella, der vor Marfori am meisten historisch als Günstling dasteht, im Bunde mit den Gegnern seiner einstigen — Gönnerin. —

In Logronno am dunkelfluthenden Ebro steht ein schlichtes Haus in romantisch-maurischem Baustyl; die hohen Linden, die den Vorplatz beschatten, und deren Zweige neugierig in die hellen Fensterscheiben schauen, geben der kleinen Besitzung den Stempel der behaglichen Ruhe.

Auf der Steinbank dicht an der Hausthür sitzt allabendlich ein Mann in halb bürgerlichem, halb militärischem Anzuge, raucht seine Cigarrette und plaudert mit seinem Weibe, oder schaut nachdenklich in die bläulichen Tabakswolken.

Gewiß — der Mann hat sich nach einem thatenreichen Leben zur Ruhe gesetzt und verfolgt die öffentlichen Ereignisse nur aus der Zuschauer-Loge. Wenn die Bewohner des Städtchens vorübergehen, so grüßen sie den Alten stets recht ehrerbietig; jedes Kind kennt und liebt ihn; aber auch außerhalb der Ebrostadt lebt das Andenken des braven Mannes fort, und oft schon seit 1848 haben die Progressisten und Liberalen in Cadix und Sevilla, am Gestade von Valencia, in Barcelona und in Madrid, am Meere von Biscaya und in den Bergen der Morena gefragt:

„Nun, wird denn der alte Held von Logronno gar nicht mehr vom Leder ziehen?"

Wir sprechen von Don Baldomero Espartero, dem Grafen von Luchana und Herzog von Vittoria, dem siegreichen Friedensbringer aus dem carlistischen Bürgerkriege, dem einstigen Regenten Spaniens, den der Undank der Spanier und der Neid der Parteigenossen in die Verbannung trieb, der nach fünf Jahren erst sein Vaterland wieder betreten durfte, und nun schon sechs Jahre der Ruhe pflegt.

Das spanische Volk hat den Helden nicht vergessen, denn er hat seine Hände rein erhalten von Bestechung und unreinen Intriguen; er allein kann Spanien retten.

Auch heut, an einem Frühlings-Abend von 1854, sitzt der alte zweiundsechzigjährige Siegesherzog auf der Steinbank seines Daheims, aber er hat Besuch bekommen: Don Sallustiano Olózaga, der glänzendste Redner Spaniens, ist bei ihm.

mals erst ein Mädchen von fünfzehn Jahren — heut spiel' ich die Amazone, und wenn Ihr der zweite wäret, — würde ich vielleicht milder werden. Ihr seht, da bin ich schon wieder einmal unweiblich, und Ihr müßtet mich eigentlich finster ansehen. Doch, Ihr sagtet vorhin, Ihr kennt mich? Ist das wahr?"

„Euern Namen weiß ich freilich nicht, aber ich träumte von Euch im Wachen, und es ist höchste Zeit, daß ich entfliehe, sonst führt Ihr mich als Kriegsgefangenen auf Euer Schloß, und richtet mich zu Grunde mit Euern schönen Augen und Euern grausamen Worten. Habt Ihr denn ein Herz? Ich glaube nicht, daß Waldfeen dergleichen besitzen."

„Harter Mann!" klagte die Donna mit zärtlicher Betrübniß. „Ihr spottet meiner; Ihr dürft mir aber doch nicht entfliehen!" — —

Das letzte Wort war kaum ihrem Munde entwischt, da stolperte das Roß Prims über eine starke Baumwurzel, die quer über den Weg sich streckte; er stürzte herab und fiel hart zu Boden, während ein Fuß im Bügel hängen blieb und sein Pferd Miene machte, scheu zu werden und durchzugehen. Blitzschnell war die Donna aus dem Sattel, fiel dem scheuenden Roß Prims in die Zügel, begütigte es, löste den Fuß des Gefallenen aus dem Bügel, kniete vor ihm nieder und sah nach ihm. Prim lag von dem Sturze betäubt am Boden, und die Bläße ließ sein Gesicht nur um so interessanter erscheinen.

Das Mädchen eilte geschäftig zur nächsten Quelle und schöpfte krystallhelles Wasser in ihren Jagdbecher, sprang wieder zurück zu dem Verwundeten, und wusch ihm erst die unbedeutende Wunde aus, riß dann in zitternder Eile ein feines Tuch, das sie um den Hals getragen, herunter, und verband des Gestürzten Kopfwunde. Prim schlug dabei die Augen auf, und er sah, wie der halb entblößte Busen des Mädchens, das in der Angst nicht darauf achtete, sich erregt hob und senkte. Aber er sah es nur wie im Traum, er war erschöpft und schloß bald die Augen wieder.

Tiefe Stille ringsum, kein Lüftchen regte sich, kein Lauscher war in der Nähe; nur ein verschwiegenes Waldvöglein schaute neugierig aus seinem Nestchen herab, als das holde Mädchen sich liebend hinabbeugte auf den Ohnmächtigen und einen Kuß auf seine Lippen hauchte, dann ängstlich zurückfuhr, als habe es eine Sünde gethan, die Augen mit den Händen bedeckte, wieder sinnend auf den geliebten Landsmann sah und ihn zum zweitenmal küßte.

Als sie das kühne Wagestück aber zum drittenmal versucht hatte, schien ihr einzuleuchten, daß doch unmöglich der Fremde hier bleiben

könne. Sie erhob sich rasch, führte das Roß Prim's liebkosend an einen Baum, band es fest, schwang sich auf ihren Zelter und jagte, wie vom Winde getragen, den steilen Waldpfad hinab in's Thal.

Dort lag auf einem Felsen grotesk in altkastilischem Styl erbaut, mit zwei schlanken Thürmchen geziert und ringsum von Strauchwerk und Blumenbeeten umgeben, wie ein Edelstein auf einem grünen Teppich, das Schloß der interessanten Donna.

Sie war die Besitzerin, denn ihre Eltern waren seit mehreren Jahren gestorben, und sie hatte, um ihren romantischen Träumereien und einer poetischen Schwermuth nachzuhängen, um durch Thäler und Berge ungestört schweifen, sich in Studien vertiefen und fern vom rauschenden Leben sein zu können, sich in diese reizende Einsamkeit zurückgezogen. Das Schloß hatte ihr reicher Vater einst von einer verarmten Adelsfamilie an sich gebracht und manche liebliche Stunden hier verlebt.

Viele zerbrachen sich wohl den Kopf darüber, weßhalb die Donna nicht daran dachte, sich zu verheirathen, da sie doch schon ihre 21 Jahre hinter sich hatte. An schönen, reichen und vornehmen Bewerbern hatte es ihr niemals gefehlt, aber sie hatte Alle lachend abgewiesen, und benahm sich seit zwei Jahren ziemlich ungastlich gegen heranziehende Freier.

Auch die Kirche hatte bereits Versuche gemacht, die reiche Erbin für's Klosterleben zu gewinnen, aber sie verschloß den Pfaffen schnöde die Thore ihres Schlosses, und besänftigte den Zorn des Bischofs ihres Sprengels nur durch reiche Geschenke.

Es ging die Sage bei den Leuten, die Herrin pflege in ihrem Herzensinnern eine alte Jugendliebe, sie harre noch immer des Geliebten, aber er sei fern, und werde sich wohl niemals einfinden. Die Leute schossen nicht so ganz daneben, nur irrten sie darin, daß sie glaubten, die Donna harre auf seine Wiederkehr. Sie hatte längst seiner entsagt, auch schien sie zu wissen, daß der Geliebte schon seit Jahren verheirathet sei, nie aber kam sein Name über ihre Lippen.

In Folge ihres einsamen Lebens war sie fast ein Sonderling geworden und hatte viel Männliches angenommen, was übrigens ganz natürlich war, da sie, unabhängig von aller Welt, ihre Angelegenheiten selbst leitete und Schloßherrin, Jägerin und Wagenlenkerin in einer Person war. Doch in ihrem tiefsten Innern war der weibliche Sinn um so unverfälschter und reiner. Juan Prim hatte dieses Tiefinnerste getroffen und ihr Herz hatte vor dem Blick seiner Augen gezittert.

Bald erschienen einige Diener der Donna mit einer Tragbahre

an dem Ort des Unfalles, legten den halb Bewußtlosen hinein und brachten Juan Prim, während ein Dritter sein Roß am Zügel nahm, nach dem Schlosse. Dort wurde er in einem reizend ausgestatteten Kabinet auf ein weiches Lager gebettet, und eine alte, ergebene Dienerin, die Amme der Herrin, daneben postirt, um den Kranken zu pflegen. Sie verstand sich auf Wunden vortrefflich, so daß Prim in keinen bessern Händen sein konnte.

Lange ließ sich die Herrin des Schlosses nicht sehen; sie hatte sich in ihr Kabinet eingeschlossen, und kämpfte einen heißen Kampf mit der Unruhe ihres Herzens.

„Nein, ich will nicht dieser Schwäche nachgeben!“ spricht sie zu sich und stampft trotzig mit dem Fuße. „Ich will ihn mit ausgesuchtester Gastfreundschaft behandeln, dann mag er ziehen, ohne mich zu sehen.“

Eine lange Stunde dauerte ihr Selbstgespräch, dann warf sie sich unmuthig auf den Divan und schien zu schlummern; doch nein, mit wilder Energie erhebt sie sich, verläßt das Zimmer und schlüpft in das Kabinet des Kranken. Er schläft.

Sie setzt sich leise neben die Wärterin und lauscht den Athemzügen des Verwundeten. Ein leichtes Wundfieber hat ihn erfaßt; seine Lippen beben, unzusammenhängende Worte preßt er hervor; die Herrin winkt der Amme, sie möge sie eine Weile mit dem Kranken allein lassen; war es Neugierde, dieses Angebinde aller Evatöchter? War es Liebe? Sie wußte es selbst nicht.

Der Kranke stößt das Wort hervor: „José — — José — mein Herz — so — leer — sprichst Du nicht von Enrica?“ — —

Die Donna zuckt zusammen.

Der Kranke fantasirt wieder: „Ich will sie suchen — ich werde — sie finden — Enrica — — Ja, ja, José, — Enrica Valpesa — — der Ruhm — läßt mir Zeit — — da ist sie — da ist sie — ja — wahrhaftig — es muß — Enrica sein!“ —

Die Donna ist aufgesprungen — — ihr Busen wogt in der Fluth der alten Erinnerungen, im Wellensturz des neuen Liebeserwachens. — Sie geht unruhig auf und nieder und der Kranke ist in einen tiefen Schlaf versunken, er fantasirt nicht mehr. Wieder — nach einer langen Zeit, während der sie kein Auge von dem Kranken verwandt hat — beugt sie sich leise zu seinem Munde nieder, haucht einen Kuß darauf und flüstert, wie, um den Kuß zu entschuldigen:

„Ja, ich liebe Dich, edler Catalonio! Mein Herz soll Dir gehören, ich bin Deine Enrica, die Du in Deinen Träumen rufst!

Deine Seele hat sich mir verrathen; Deine Enrica wird Deinen Schlaf bewachen, nur Enrica soll Dich fortan pflegen."

Juan Prim schlug die Augen auf, er mußte sich erst einige Minuten in seine neue Lage finden, und als wenn er noch von den Fieberträumen umgaukelt gewesen wäre, flüsterte er leise mit einem innigen Blick auf das Mädchen: „Enrica — — doch", er besann sich, „was sprach ich denn, kenne ich denn Euern Namen, holde Madonna?"

Aber Enrica Valpesa, denn sie war es wirklich, faßte seine Hand, legte sie an ihr Herz und sprach mit einem Blicke, der Alles gestand und wie das Anschauen eines Engels war:

„Freund, ich bin Eure Enrica, ich liebe Euch!"

Sie senkte die Augen und erröthete; aber Prim zog sie an sich mit zärtlicher Inbrunst und sprach: „Das ist ein Wunder! Ihr seid Enrica?"

„Gleiche ich Euerm Traumbild, gleich' ich der Enrica Eures Freundes José Martinez?" flüsterte sie bange.

„Ihr seid sie selbst! Seid mein! Doch — welches Räthsel?" fügte Juan hinzu.

Enrica theilte ihm die Bekenntnisse mit, die er im Fieber gemacht und Juan erzählte ihr wiederum von José. Sie erfuhr nun dessen Wohnort mit Gewißheit und auch, daß er glücklich verheirathet sei.

„Dann werd' ich ihn wohl vergessen müssen?" sprach sie leise, indem sie Juan liebend ansah „Wie soll ich Euch denn aber nennen?"

„Nennt mich Juan" — —

Sie hielt ihm den Mund zu und sprach: „Weiter will ich nichts wissen, meine Liebe zu Euch soll durch keinen Titel und durch keinen äußern Umstand beeinflußt werden. Ich werde Euch Juan nennen, später könnt Ihr mir ja Euern ganzen Namen sagen, wenn ich sehe, daß Ihr meiner Liebe werth seid."

Juan Prim war in wenigen Tagen wieder gesund und frisch, und konnte mit der schönen Enrica Ausflüge in's Thal und in die Wälder machen. Zuweilen machte er auch kleine Reisen in die Landschaft Catalonien hinein, besuchte seinen Heimathsort, doch nur im tiefsten Incognito, und belauschte die Stimmung der Bevölkerung, streute hier und da guten Samen aus, doch kehrte er stets mit unbeschreiblicher Sehnsucht nach dem anmuthigen Schloß seiner holden Enrica zurück.

So waren mehrere Wochen vergangen, und Juan Prim mußte daran denken, sich zu entfernen, denn schon hatte sich das Gerücht



Infantin Isabella, ältește Tochter der Königin Isabella, vermählt mit dem Grafen von Girgenti.

von einer nahen Revolution in Catalonien verbreitet, und es war von den Behörden verrathen worden, daß Prim in der Provinz sei und sich mit der Organisirung republikanischer Comité's zu schaffen mache.

Er mußte also nothgedrungen den Wohnort wechseln und sich von Enrica trennen.

Diese hatte sich in den wenigen Wochen seltsam verändert; der wilde Sinn der Amazone war verflogen, alles männliche an ihrem Charakter war dem Hauche der Weiblichkeit gewichen, der ihr ganzes Wesen wie ein Heiligenschein umfing. Das wilde Kind der Berge war ein sanftes Turteltäubchen geworden, und mit mädchenhafter Schüchternheit vermied sie Alles ängstlich, was den Geliebten hätte betrüben können.

Schon seit zwei Tagen weinte sie heimlich dem Abschiede entgegen.

Die Stunde war gekommen; auf seinem Rosse verließ Juan Prim das Schloß, wo ihm ein neues Herzens-Paradies erblüht war, an seiner Seite ritt auf ihrem Zelter Enrica, gefaßt schaute sie drein und versuchte zu scherzen.

„Da ziehst Du nun, Du böser Mann, und läßt eine junge Strohwittwe zurück, die nun nicht weiß, wann sie wieder aus ihrer Einsamkeit erlöst wird.“

Er entgegnete:

„Dein Juan wird mit Deinem Namen sich feien, wenn Gefahr auf ihn eindringt. Nach dem Siege der Patrioten kehr' ich heim, dann sollst Du mein Weib werden und Du sollst meinen Namen hören. Wenn ich aber nur ein Bettler wär', Schätzchen?“

„Sei's,“ erwiederte sie kühn, „bist Du doch ein Mann und Patriot, einer, der in meine Seele geschaut hat, wie ein Poet!“

Sie waren oben auf dem Gipfel des Berges angelangt, nicht weit von der Stelle, wo das folgenreiche Unglück passirt war. Man hatte hier einen freien Blick über die anmuthigen Uferterrassen, die prangenden Wälder und auf das blaue Meer.

Enrica schlang den Arm fest um Juan und sprach, indem sie auf das Merr deutete, in welchem die goldenen Sonnenlichter wie Juwelen in einer blauen Riesenmuschel funkelten:

„So tief wie das blaue unergründliche Meer ist meine Treue, Du geliebter Mann! Kannst Du das Meer ermessen? Ist Deine Treue auch so?“

„Ja, Enrica,“ sprach er und preßte sie im Ueberschwang der Leidenschaft an sich. „Bist Du nicht schon mein Weib? Hab' ich Dir nicht unzähligemale Treue gelobt?“

„Ach — — Juan — bleibe treu — liebe mich, damit ich nicht vergehe in bangen Zweifeln. Siehe, ich gab Dir Alles; ist denn

eines Weibes Liebe unerschöpflich? War ich nicht leichtsinnig? O wärst Du einer aus geringstem Stand und ich könnte Dich erheben, daß Du ein König würdest!"

Juan blieb still, verbarg sein Antlitz am klopfenden Herzen Enrica's und fühlte eine heiße Thräne über seine Wange rinnen. Er riß sich los, schwang sich auf's Roß und jagte von dannen.

Enrica stand noch lange im Anschauen des Meeres versunken und sprach: „Mir ist's, als hätt' ich mein Herz in dieses Meer geworfen, kein Fischer fängt's in seinen Netzen! Wer ist Juan? Er hat den Stolz Enrica's mit sich genommen — — ach, Enrica, Du bist ein schwaches Weib gewesen!" —

Sie war kaum auf ihrem Schlosse angelangt, da erschienen Gensd'armen, um nach Don Juan Prim zu forschen. Sie behaupteten, er habe sich auf diesem Schlosse aufgehalten. Entschlossen antwortete Enrica:

„Glaubt Ihr, der Prim würde sich bei einem Mädchen verstecken? Der Fremde war mein Vetter!"

Als sie aber wieder allein war, hatte sie gerufen:

„Wehe mir, Juan Prim, der ehrgeizige, unwiderstehliche Mann! Er wird mich opfern! Und ich liebe ihn doch so sehr!" —

Drittes Kapitel.

Die Schlacht bei Vicalvaro und bei der Venta del Espirito Santo. (30. Juni 1854).

Es war am Abend des 26. Juni 1854, als durch die Säle der Grenadier-Kaserne am Ausgang der Alcalastraße in Madrid ein hoher Mann schritt, dicht in einen Militair-Mantel gehüllt. Wo er eintrat, stellten sich die Soldaten ehrerbietig in einem Kreise auf und hörten die flüsternde Rede des Unbekannten an, und wenn er zu Ende war, drückte er Jedem freundlich die Hand und ein beifälliges Gemurmel lief durch die Soldaten.

Binnen einer Stunde ist das geheimnißvolle Geschäft des Fremden beendet. Nur in der Weinstube, dicht dabei, wo ausschließlich

die Offiziere des Regimentes am Abend zusammen kommen, scheint der geheimnißvolle Unbekannte heut noch die erste Rolle zu spielen. Die Unterhaltung der Herren ist eine gedämpfte, und zuweilen richten sich die Augen scheu nach den Fenstern, als könnte man sie von dort aus belauschen, nach der Thür, als könnte man sie von dort aus überfallen.

Der Fremde hat Alles ausgerichtet, er erhebt sich, die übrigen desgleichen; noch einmal klingen leise die Gläser an und flüsternd geht der Ruf: „Viva la constitucion! Abajo la reyna-madre! (Nieder mit der Königin=Mutter!)“ durch den Kreis der Offiziere. Hände werden gereicht; die Losung: „fünf Uhr Reveille!“ flüstert einer dem andern zu — und bald ist der Fremde durch die Hinterthür verschwunden.

Trapp — trapp — trapp — einige Reiter kommen angesprengt, springen herab von den Rossen und stürmen in die von Tabaksqualm erfüllte Stube — — es ist der General=Gouverneur von Madrid. „Wahrhaftig! Der Rebell ist nicht mehr hier!“ spricht er kopfschüttelnd zu seinem Gefährten, einem hohen Offizier, gewendet, nachdem er die Anwesenden gemustert hat.

„Wen meinen Excellenz!“ fährt Einer der Regiments-Offiziere auf.

„Sie fragen sehr unvorschriftsmäßig, junger Mann!“ entgegnet beißend der Gouverneur. „Wen anders, als den General O'Donnel, Grafen von Lucena. Er ist vor einer Stunde in der Kaserne gesehen worden. Sennores!“ wendet sich der Gouverneur erregt und bittend zugleich an die übrigen Offiziere, „zehntausend Realen zahlt die Königin Demjenigen, der die rebellischen Generale O'Donnel und Dulce den Militairbehörden überliefert!“

„Pfui!“ braust ein anderer Offizier auf, „wer wird einen Patrioten für zehntausend Realen verschachern! Will sich einer den Judaslohn verdienen?“ Murren entstand im Kreise.

Der Gouverneur beißt sich auf die Lippe und ruft scheinbar beruhigt: „Herr Oberst!“

Der Oberst des Regiments tritt salutirend vor: „Zu Befehl, Excellenz!“

„Morgen früh fünf Uhr rückt das Regiment zum Felddienst aus!“

„Gut!“

Der Gouverneur entfernt sich wieder mit seinen Begleitern, und als das Pferdegetrapp verklungen ist, bricht die Offiziersgesellschaft in schallendes Gelächter aus. „Um fünf Uhr! Felddienst!“ rufen sie spottend einander zu. — —

Unterdeß ist es Nacht, tiefe, schwarze Nacht geworden. Unheimliches Gewölk jagt über den Himmel und scheint Unheil anzudeuten. Unaufhörlich hört man den Schritt der Militär-Patrouillen auf dem Pflaster der Residenz. „Halt! wer da!" klingt es alle Minuten. — — Man riecht eine Rebellion und die Militär- und Polizeibehörden sind in fieberhafter Bewegung.

„Was Du sagst, Freundchen?" zischelt ein Stabsoffizier, der vom Kriegsminister General Blaser herkommt, dem Offizier einer Patrouille zu, der ihn freundschaftlich begrüßt, „der Narvaez will also nicht mitmachen? Er hat der Isabella grollend seinen Degen verweigert?"

„Es ist nicht anders," belehrt der Patrouillenführer. „Des Herzogs Rathschläge hat man im Ministerium nur mit Achselzucken beantwortet und dergleichen verträgt bekanntlich der ehrgeizige General nicht. Er schmollt sich in Loja, seiner Heimath, aus."

„Ah," meint der Stabsoffizier, „nun kann ich mir die fieberhafte Thätigkeit erklären, die oben beim Kriegsminister herrscht. Narvaez will nicht nach seiner Pfeife tanzen, und O'Donnel spukt als revolutionäres Gespenst herum — die Sache wird gut werden; ich traue den Soldaten nicht! Guten Morgen!"

Die Freunde trennen sich von einander; die Patrouille marschiert weiter, beim Hotel des Grafen San Luis, des Minister-Präsidenten, vorüber. Alle Fenster sind bei ihm erleuchtet, man hält also noch bis zum Morgengrauen Ministerrath. Wir sehen durch die Scheiben und richtig, das ganze Ministerium ist vollzählig beisammen: Sartorius, Graf San Luis, de Molins, Castro, Marquis de Gerona, Domenech und General Blaser.

„Es muß etwas geschehen! Die Revolution sitzt uns auf den Fersen!" Das ist das Thema der Debatte; aber noch ist man zu keinem Beschluß gekommen.

Der Morgen ist da. Im Hofe der Grenadierkaserne draußen am Ende der Alcalastraße rasselt die Reveille. Die Truppen treten an und unter dem Rufe: „Es lebe die Königin! Tod den Ministern! Nieder mit Christina!" begrüßen sie die Generale Dulce und O'Donnel.

Jubelnd schaaren sich die Grenadiere um die geliebten Führer, und O'Donnel hält vor der Truppenfront und spricht zu den Soldaten:

„Grenadiere! Der Tag ist endlich gekommen, wo wir uns erhe-

ben müssen gegen eine Regierung, die nur durch Bestechung und Weiber-Ränke, Pfaffentrug und Minister-Schliche sich aufrecht hält. Ihr seid berufen, dem ganzen spanischen Vaterlande das Signal zur Abschüttelung dieses Joches zu geben! Wir wollen keinen Regierungswechsel, unser Feldruf sei wie immer: Es lebe Isabella!

„Aber die Königin muß dem Einfluß ihrer intriguanten, habsüchtigen Mutter, der Königin Christina und dem absolutistischen Ministerium San Luis entzogen werden; darum ziehen wir in den Kampf mit dem Rufe: „Nieder mit dem Ministerium San Luis! Sittliche Regierung! Nieder mit Christina! Es lebe Isabella!"

„Es lebe Isabella! Tod dem San Luis und der Christina!" braust es durch die Reihen.

Da kommt der Militär-Gouverneur mit seiner glänzenden Suite gesprengt; aber als er die Rufe hört und die Generale O'Donnel und Dulce, die Rebellen, vor der Front sieht, faßt ihn jäher Schrecken. „Das ist Revolution!" entfährt seinen Lippen; die Suite kommt in Verwirrung; einige, Mitverschworene der rebellischen Generale, trennen sich vom Gefolge des Gouverneurs und jagen den Truppen zu, um sich den Rebellen anzuschließen.

Noch mehr — von anderer Richtung her kommt ein Cavallerie-Regiment. Es empfängt den ihm entgegenreitenden Gouverneur, der dasselbe gegen die rebellische Infanterie aufbieten will, mit dem Rufe; „Nieder mit Christina! Nieder mit dem Ministerium! Es lebe die Freiheit!"

Der Gouverneur jagt mit seiner zusammengeschmolzenen Begleitung zurück nach dem Innern der Stadt. Unterdeß sind draußen vor dem Thore die Anführer der Insurgenten zu einer Berathung zusammengetreten, um den nächsten Feldzugs-Plan festzustellen. Es war ersichtlich, daß die Regierung eher dem Complot auf die Spur gekommen, als für die Insurgenten gut war. Viele von den andern zugesagten Militärzuzügen blieben aus. Ein Offizier, der sich nur mit Mühe der Verhaftung entzogen hatte, brachte die Meldung, daß vor der Hand die große Verschwörung unter dem Militär vereitelt sei, der Kriegsminister habe den Belagerungszustand proklamirt und nehme umfassende Verhaftungen vor.

O'Donnel rieth: „Dann bleibt uns nichts anderes übrig, wenn wir es nicht auf einen doch sehr zweifelhaften Zusammenstoß ankommen lassen wollen, als über Alcala gen Saragossa zu rücken. Es bleibt uns nur diese eine Linie, denn die Straßen nach dem Süden sind

bereits von den Regierungstruppen verlegt. Oder sollen wir dennoch ein Gefecht wagen und auf das Uebergehen der andern Bataillone speculiren?"

„Nein, nein," wirft General Dulce ein. „Das wär' ein gewagtes Spiel; wir sind noch zu schwach und dürfen nicht Alles auf einen Wurf setzen. Rücken wir zuerst nach Alcala und tragen wir die Revolution in die Provinz. Wir werden dann sehen, was die übrigen Garnisonen thun. Im schlimmsten Falle werfen wir uns in die Berge von Catalonien und organisiren den Guerillakrieg."

Alle übrigen Offiziere stimmten den Ausführungen des vorsichtigen Dulce bei. Die Trommeln und Trompeten gaben das Signal zum Aufbruch und die aufständischen Infanterie-Bataillone, gefolgt von der Cavallerie, rückten die Chaussee nach Alcala hinab, um fünf Meilen von der Residenz, zwischen Alcala und Guadalaxara Stellung zu nehmen und gleichzeitig die Straße nach Saragossa nebst den Ufern der Trajana und des Tajo zu beherrschen, und auf diese Weise an den nordöstlichen Provinzen Aragonien und Catalonien eine Operationsbasis zu gewinnen. —

In den Straßen von Madrid wogte eine ungeheure Menschenmenge hin und her. Die Kunde von dem Militär-Aufstand und dem Abmarsch der abgefallenen Truppen unter O'Donnel und Dulce wirkte wie eine Rakete. Einzelne Männer aus dem Volke versuchten, die Menge zum Widerstand fortzureißen.

Im Schloß von Madrid herrschte große Unruhe, Boten kamen und gingen; die Soldaten der Schloßwache waren mit scharfen Patronen versehen worden, die Gitter des Schloßportals blieben geschlossen und in den Zimmern der Königin waren Gardinen und Rouleaux heruntergelassen, als wäre das spanische Königthum bettlägerig geworden.

Ihre jugendliche Majestät Königin Isabella lag halb ausgestreckt auf dem Divan, aber sie ruhte nicht; angstvoll zuckte es über ihr Gesicht, wenn der dienstthuende Palastoffizier ihr die wechselnden Entschlüsse des Ministeriums mittheilte.

„Rufe mir die Gräfin Villaflor," sprach sie ungeduldigen, ängstlichen Tones zu der zitternden Kammerzofe, die den Befehl ausführte.

Die Gräfin Villaflor, diejenige Hofdame, welche das meiste Vertrauen der Monarchin besaß, erschien.

„Setze Dich zu mir, liebe Gräfin," sprach sanft die Königin, „ich fürchte mich allein zu sein. Wenn so ein leidiger Offizier oder Ministerialsekretär bei mir eintritt, ist es mir jedesmal, als sollte ich

mein Todesurtheil unterschreiben. Es geht wieder etwas vor in Madrid, was ich nicht verstehe, und die Minister wollen nicht heraus mit der Sprache. Was meinst Du? Könnte man wohl Vertrauen haben zu diesen glatten Leuten, zu dem aalgleichen San Luis und dem verschlossenen Domenech?"

„Wenn ich mir erlauben darf, Majestät, ein Urtheil auszusprechen," erwiederte die Gräfin, „so kommen mir diese Leute grade wie Schauspieler vor, die den Narvaez spielen wollen, aber man merkt's gleich, daß sie Larven tragen."

„Du hast recht, Villaflor," fuhr Isabella fort, „Du sprachst den Namen Narvaez aus, ich muß ihn wieder haben. Weißt Du, Gräfin, führe schleunigst meine Mutter her; sie vermag etwas über den Murrkopf und kann vielleicht helfen."

Die Gräfin Villaflor entfernte sich rasch wieder. — Das Thor des Schlosses krachte einigemale zu, eilige Hufschläge hallten im Hofe wieder, die Königin zitterte und flüsterte:

„Ach, wie wird mir angst bei dem Allen! Bin ich denn gefangen in meinem Palast?"

Sie kniete vor dem Altar im Hintergrunde ihres Gemaches nieder und ließ die Korallen des Rosenkranzes in fieberischer Hast durch die Finger laufen. —

Unterdeß war im Hotel des Grafen San Luis ein Ministerrath zusammengetreten. „Herr Kriegsminister," beginnt streng der Graf zu diesem gewendet, „mit Verlaub zu sagen, ich sehe nicht recht klar in Ihren Maßregeln. Wie lange kann es dauern, da hat die Pest der Unbotmäßigkeit unsere Garnison ergriffen; der Ton, der in den Offizier-Casino's herrscht, verräth wenig Neigung zum Gehorsam. General, ich bürde Ihnen die Verantwortlichkeit dafür auf."

„Herr Graf, Ihre Rede klingt wenig kollegialisch," entgegnet gereizt der Kriegsminister, General Blaser, „ich kann unmöglich für die Consequenzen einer Politik verantwortlich sein, deren Leiter und Tonangeber ich nicht bin. Mein Ressort sind die militärischen Angelegenheiten — nichts weiter!"

Castro, Marquis de Gerona, schüttelte unmuthig das Haupt und sprach: „wir stehen allesammt auf einem Vulcan, wir sehen die Symptome eines nahenden Ausbruches, schon der nächste Tag kann Unerwartetes bringen; dann müssen wenigstens die Glieder des Kabinets einig sein. Herr Graf, an Ihnen als Premier ist es, einen Blick zu haben über die Stimmung des Landes."

„Nun wohl, den hab' ich," entgegnete trotzig San Luis, „wenn

der Herr Kollege vom Kriegsministerium sich zu entschiedenen Maßregeln entschlossen hätte, stände es besser."

„Das muß ich bestreiten," warf Blaser ein, „was haben die Verbannungsdecrete gegen die Generale Manuel Concha, José Concha, O'Donnel, Jvica, Armero und Shelley genützt? Alle die Verbannten befinden sich trotz des Grafen in Spanien und unterwühlen den Gehorsam der Armee; was ich fordere, sind strenge Maßregeln gegen die Progressisten-Nester in unsern Mauern hier."

San Luis antwortete begütigend: „Verzeihen Sie mir, Blaser, ich wollte Ihnen keinen Vorwurf machen, doch halten Sie Alles zu einem rechten Kartätschen-Gaudium bereit. Wir werden die Rebellen schon zu Paaren treiben. Ich begebe mich jetzt zu Ihrer Majestät, um die Entscheidung in ihre Hände zu legen." — —

Es dauert nur eine Stunde, so treffen wir den Minister-Präsidenten, Grafen San Luis im Empfangs-Salon der Majestät. Zugegen sind außerdem noch die Königin-Mutter Christina und Seine Majestät Don Francisco. Die Königin Isabella ist in größter Verwirrung, als Graf San Luis in längerer Rede die Lage des Landes dargestellt hat als eine sehr Besorgniß erregende.

„Mutter, was ist Deine Ansicht?" wendete sich die Königin an die eine Person, zu der sie noch einiges Vertrauen hat.

Die Königin Christina antwortet mit kalter Ruhe: „Hm, die Lage scheint mir nicht so gefährlich, ich habe als Regentin weit schlimmere Situationen durchgemacht und ich bin überzeugt, lieber Graf, daß Festigkeit und Energie das Staatsschiff aus diesem Sturm retten werden. Ich hätte gern den Herzog von Valencia (Narvaez) dazu veranlaßt, den Oberbefehl über sämmtliche Streitkräfte zu übernehmen, aber der alte eigensinnige General sitzt schmollend in seinem Loja und will von uns nichts mehr wissen."

„Schrecklich, schrecklich!" ging Isabella seufzend hin und her, „wenn uns der alte Narvaez verläßt, dann ist Alles verloren. Ach, mein schöner Thron; also auch Espartero mit den Rebellen?"

„Ja, ja, auch er," entgegnete San Luis. „Der Ehrgeiz läßt ihm keine Ruhe!"

„Unterhandeln wir mit ihm!" ruft plötzlich die Königin, „er mag nach Madrid kommen und an die Spitze der Geschäfte treten, zu Espartero könnte ich großes Vertrauen haben."

Königin Christina, Graf San Luis und Don Francisco sahen einander erschreckt an; die Königin-Mutter ergriff leise die Hand der Königin Isabella, führte sie an's Fenster und flüsterte ihr zu: „Isa-

bella, Du hast eine Dummheit gesagt. Der Espartero strebt nach der Krone und lauert nur wie ein Fuchs auf den rechten Augenblick, um zuzugreifen. Er mag früher einmal ehrlich gewesen sein, aber diese unausstehlich redlichen Leute sind gerade am gefährlichsten, sie bestechen und berücken das Volk, also sprich nicht mehr von ihm."

Die beiden Königinnen traten wieder an den Minister heran, der sich unterdeß mit Don Francisco unterhalten hatte, und auf einen leisen Wink Christinas erklärte die Königin:

„Ich bin über die wahren Absichten Espartero's hinreichend orientirt und habe vollständiges Verauen zu meinem Ministerium!"

Plötzlich trat der dienstthuende Kammerherr mit den Worten ein:

„Ein Adjutant wünscht schleunigst Seine Excellenz, den Grafen San Luis zu sprechen."

„Lassen Sie den Offizier eintreten," befiehlt Christina, ehe Königin Isabella und San Luis noch den Mund aufthun können. Es scheint, als sei die alte Regentin entschlossen, wieder einmal mit früherer Energie die Zügel der Regierung zu ergreifen.

Der Adjutant tritt ein, die Nachricht, die er bringt, steht ihm bereits auf dem Gesicht geschrieben; er meldet:

„Die aragonesischen Grenadiere und die Regimenter Bailen und Jaen haben sich empört und sind unter den Rufen: Viva la constitucion! nach Aranjuez abmarschirt, an ihrer Spitze stehen die Generale Don José Concha und Messina!"

„Adjutant! Um Gotteswillen reden Sie die Wahrheit — auch Messina?" ruft entsetzt Christina.

„Ich bin leider noch nicht zu Ende mit den schlimmen Nachrichten," fährt der Adjutant fort, „der Gemeinderath hat in einer sehr erregten Sitzung beschlossen, von Ihrer Majestät die Entlassung des Ministeriums, die Berufung des Siegesherzogs und die Verleihung der Verfassung von 1837 zu fordern."

„Wirklich!" entgegnet die Königin Christina sarkastisch, „wir werden den Herren die Wege weisen. Graf," spricht sie zu San Luis gewendet, „Sie werden hoffentlich sämmtliche Feuerköpfe einsperren lassen, lösen Sie den Gemeinderath auf und verkünden Sie das Kriegsgesetz in Madrid."

„Nein, nein, Majestät!" erwiedert der Minister, „das geht nicht, daß hieße Oel in's Feuer gießen."

Die Königin Isabella war unterdessen halb bewußtlos vor Schreck auf einen Stuhl gesunken; der König Don Francisco führte

sie in ihr Gemach, wo sie von den Händen der zitternden Hofdamen entkleidet wurde. —

Die Königin Christina führte, nachdem sich der Adjutant mit den betreffenden Ordres entfernt hatte, die Unterredung mit San Luis fort. Das Resultat derselben war, daß am nächsten Tage ein Decret auch die Absetzung der verdächtigen Generale Ros de Olano, Serrano, Oribe, Urquista und Rivabella verkündete. Es war zu spät, denn die Abgesetzten befanden sich bereits im Lager der Insurgenten! — —

Verlassen wir die Residenz und begeben wir uns in's Hauptquartier der Insurgenten, welches sich in einem Dorfe zwischen dem Tajo und der Trajana, südlich von Madrid, befindet.

Die heiße Sommersonne sendet ihre Strahlen sengend auf die dürre Hochebene, wo die Truppen der aufständischen Generale weithin gelagert sind. Qualmende Rauchsäulen hier und da verkünden, daß die Soldaten ihr einfaches Mittagsmahl zurecht machen, während außerhalb des Lagers starke Infanterie-Pikets und Cavallerie-Vedetten auf Vorposten stehen, um das Herannahen der königlichen Truppen bei Zeiten zu signalisiren.

Unter einer riesenhaften Linde, die in der Mitte des Pfarrgartens in dem erwähnten Dorfe steht, haben sich die Insurgentenchefs um den commandirenden General Don Leopoldo O'Donnel, Grafen von Lucena gesammelt, um die Ordre de Bataille (Operationsplan) für die nächsten Tage in Empfang zu nehmen.

Unter den versammelten Generalen ragten besonders hervor: José Concha, Infant d'Ivica, Francisco Armero, Garrigo, Shelley, Ros de Olano, Oribe und Dulce. Der Plan für den nächsten Morgen ist festgestellt: Madrid oder Andalusien.

Im Morgengrauen des 30. Juni 1854 zog stumm die Heersäule der Insurgenten gen Madrid, die Vorhut bildeten sechs Reiterschwadronen und einige Jäger-Compagnieen aus Andalusien.

O'Donnel und Dulce, in ihre grauen Mäntel gehüllt, ritten wortlos neben einander an der Seite eines Grenadier-Bataillons. Die Räder der Geschütze waren mit Stroh umwunden, um das Rasseln zu vermeiden, denn es kam darauf an, womöglich unangefochten bis vor die Thore der Residenz zu kommen, und so unnütze Vorposten-Plänkeleien zu vermeiden.

Man sah es den schmucken Infanteristen an, daß sie trotz ihres schweren Gepäckes, trotz des unsichern Geschickes, dem sie entgegen marschirten, doch gutes Muthes waren. Ebenso fröhlich zogen die

Cavalleristen daher, die um ihre Pferde nicht zu übermüden, dieselben am Zügel führten.

Endlich erreichten die Spitzen der Heerhaufen die letzte niedrige Hügelkette vor Madrid; da lag es vor den Blicken der Soldaten, das königliche Madrid, seine Thürme und Paläste glänzten im Strahl der aufgegangenen Sonne!

Der kommandirende General O'Donnel gab seinen Adjutanten das Zeichen; sie sprengten zu den verschiedenen Truppenchefs, die Colonnen machten Halt und formirten sich in Schlachtordnung; denn vor den Thoren von Madrid rückten tiefe Militär=Treffen auf und setzten sich unter Trommelwirbel und Hörnerklang in Bewegung.

Nicht lange, so krachte von drüben der erste Schuß, und eine leichte Pulverwolke zog langsam über die bethauten Wiesen und Aecker dahin, es war der Gruß der Königlichen!

Die Kommandorufe tönten die Reihen der Insurgenten entlang und seitwärts rückte die Infanterie ab, um auf den Abhängen der Hügelkette Posto zu fassen, während die Artillerie ihre Batterieen auf den höchsten Punkten aufstellte.

Die Truppen der Königin kamen heran und es dauerte nur eine Viertelstunde, so waren die gegenseitigen Tirailleur=Ketten dicht an einander gerathen und hatten ein lebhaftes Büchsenfeuer eröffnet. Das Knattern der Gewehrsalven wurde nur zeitweise unterbrochen von den Signalen der Hörner.

Bald mußten sich die Jäger der Königlichen zurückziehen.

Die Tirailleurs der Insurgenten, ermuthigt durch die Vortheile, die sie errungen, folgten den Retirirenden auf dem Fuße und geriethen dadurch ziemlich dicht an das Gros der königlichen Armee heran, aus deren Reihen dichtere Tirailleur=Ketten ausschwärmten, um die Jäger der Insurgenten zurückzutreiben oder aufzureiben.

Um die Vortheile der Tirailleurs zu sichern, rückten auf Befehl O'Donnel's tiefe Infanterie=Colonnen im Laufschritt vorwärts, gerade auf den Feind los, während eine halbe Batterie reitender Artillerie im sausenden Galopp unter Deckung eines Cavallerie=Regiments sich nach links wandte, um den Feind wirksam an seinem rechten Flügel zu fassen und dadurch den Centrum=Angriff der Infanterie zu unterstützen.

Ein Theil der Insurgenten=Armee stellte sich in drei Treffen seitwärts nach rechts auf, um die Bewegungen des linken Flügels der Königlichen zu beobachten und einen Flanken=Angriff von dort zu pariren.

General Ros de Olano commandirte das Cavalleriegeschwader

des linken Flügels, das Centrum commandirte O'Donnel selbst; unter ihm befehligte Dulce und Oribe, während sich General Prim als militärischer Beirath noch in den letzten Stunden eingefunden hatte.

Bald krachten von beiden Seiten gewaltige Infanterie-Salven, die nach und nach zu einem bedeutenden Pelotonfeuer wurden. Nun aber brummte auch der Baß der Geschütze in das lustige und zugleich ernste Kriegsspiel. Granaten und Spitzkugeln pfiffen hinüber und herüber. Das Vorwerk und der Flecken Vicalvaro, der dicht vor den Thoren der Residenz liegt, wurde bald der Kampfpreis der streitenden Parteien. Am obern Ende der breiten Dorfstraße standen einige Kanonen der Königlichen, die Tod und Verderben gegen die anstürmenden Insurgenten spieen.

Ein Bataillon der Aragon-Grenadiere auf Seiten der Insurgenten hatte die Aufgabe, Vicalvaro um jeden Preis zu nehmen. Schon einmal waren die muthigen Soldaten zurückgeworfen worden, denn die Infanterie der Königlichen, meist Castilianer, stand hinter Zäunen und Bäumen, und unterhielt von da, ebenso wie aus Fenstern und Dachluken ein wohlgenährtes Feuer.

Schon fing der Muth der Aragon-Grenadiere zu sinken an, da sprang der Oberst Garrigo vom Pferde, riß dem Fähndrich die Fahne des Regiments aus der Hand, und stellte sich mit dem Rufe: „Vorwärts! Es lebe die Verfassung! Es lebe die Freiheit!" an die Spitze.

Unter betäubendem Viva und dem kurzen Sturmschlag der Trommel warfen sich die begeisterten Grenadiere von Neuem in die Dorfgasse, die schon voll Leichen lag. Kugeln zischten um den edlen Garrigo in Menge umher, keine traf ihn, nur die Fahne wurde an vielen Stellen durchlöchert. Mancher Grenadier stürzte nieder, aber unaufhaltsam ging es gerade auf die Kanonen los. „Vorwärts, vorwärts! Es lebe die Freiheit!" rief Garrigo unaufhörlich.

Die Grenadiere standen vor den Kanonen-Mündungen, und man kämpfte diesseits mit dem Bajonnet und Kolben, jenseits mit dem Seitengewehr, der Lunte und dem Kanonenwischer.

Unter dem begeisterten Rufe: „Es lebe die Regierung! Es lebe die Ordnung!" stürzten die Kanoniere unter den wüthenden Schlägen und Stößen der Grenadiere. Nun ging es an ein Säubern der Häuser, Gehöfte und Gärten, wobei es noch manches hitzige Gefecht gab. Binnen kurzer Zeit war Vicalvaro in den Händen der Insurgenten.

Garrigo setzte sich nun zu Pferde und verfolgte in seinem Feuereifer an der Spitze einiger Cavallerie-Schwadronen, die ihm Messina aus

der Reserve zu Hülfe geschickt, den weichenden Feind noch weiter. Leider konnte ihm die erschöpfte Infanterie nicht folgen, und als er dicht vor den Thoren der Residenz mit seinen Schwadronen angelangt war, nahm ihn das wohlgezielte Feuer einer Infanterie-Compagnie, die hinter einem Zaune im Grase lag, verderblich in die Flanke. Von der anderen Seite stürmten Cavalleriemassen auf ihn ein, und ehe ihm Hülfe geschickt werden konnte, war er umzingelt. Seine Cavalleristen wehrten sich zwar verzweifelt, aber nur ein Rest entkam. Garrigo war gestürzt und gefangen fortgeschleppt worden, ein Opfer seiner Verwegenheit.

Was erwartete ihn nun? Der Tod des Hochverräthers!

Unterdeß hatte sich die Infanterie in dem Flecken Vicalvaro verschanzt; auch war Artillerie herbeigekommen, um den Flecken in ein Bollwerk umzuwandeln.

O'Donnel empfing auf dem Hügel, von welchem er die Schlacht leitete, unausgesetzt Ordonnanzen. Immer wurde seine Frage: „Hat sich noch kein Bataillon der Königlichen geweigert, gegen uns zu kämpfen?“ mit Nein oder mit Achselzucken beantwortet.

Als aber eine mit Schweiß bedeckte Ordonnanz heransprengte, und dem General meldete: „Vicalvaro ist unser, aber General Garrigo ist gefangen!“ — da entfuhr ein Ruf des Schmerzes dem Chef und er suchte den Unmuth nur durch den Befehl zu übertäuben: „Sagen Sie Olano, er solle um jeden Preis die Venta el Espirito Santo forciren.“

Dort war der Flanken-Angriff des Ros de Olano mit der Artillerie und den Cavallerieschwadronen nur halb geglückt; statt durch einen Handstreich den Feind auf die Stadt zurückzuwerfen und dadurch die Chefs der Königlichen zu zwingen, ihre Stellungen auf der ganzen Linie zu ändern und nach rückwärts zu nehmen, hatte sich auf dem rechten Flügel der Königlichen ein regelmäßiges Treffen entwickelt, und Dulce mußte Olano in fliegender Eile zwei Bataillone Infanterie aus dem Centrum zu Hülfe senden, um dessen Vortheile zu sichern.

Unaufhörlich krachte auf diesem rechten Flügel des Feindes das Geschütz und es war interessant, das Artillerie-Gefecht von fern zu beobachten. Wenn sich kaum der schwarze Pulverrauch verzogen hatte, und er nur hier und da am Rasen oder am Strauchwerk festzuhängen schien, wie zerrissene Schleier, krachte von diesseits wieder die Batterie der Insurgenten und hüllte wieder Alles von Neuem in dichten Qualm.

Das Geschützfeuer schwieg endlich auf dieser Seite und bedeutende Cavallerie-Geschwader setzten sich gegen einander in Bewegung. Im

Carriere jagen sie auf einander los, schon können die Reiter der vordersten Reihen ihre Gegner genau im Gesicht erkennen, schon sind die Säbel beiderseits zum mörderischen Hieb erhoben, da öffnet sich die Front der Königlichen; ein Offizier sprengt vor, ein weißes Tuch in der Hand schwenkend.

Die Insurgenten stutzen, brechen aber dann in ein brausendes „Viva la libertad! Viva la Constitucion!“ aus. Die Offiziere reiten auf einander zu und schütteln einander die Hände, während die Schwadron der Königlichen den Ruf der Insurgenten wiederholt. Die übergegangene Schwadron wurde zur Reserve geschickt, wo sie General O'Donnel feierlich begrüßte. Auf demselben Flügel wiederholte sich dasselbe noch mit einem Infanterie Bataillon. Dafür wehrten sich die übrigen treu gebliebenen Truppen der Königin an der Venta del Espirito Santo mit größter Bravour.

Ros de Olano unternahm, nachdem das Cavallerie-Treffen einen so glücklichen Erfolg gehabt hatte, mit der Infanterie einen Hauptangriff gegen die Schanzen der Venta. Der Sturm glückte und binnen einer halben Stunde, in welcher es freilich barbarisch herging, war die Venta erstürmt.

Der Kanonendonner schwieg überall, auch krachten nur noch vereinzelte Büchsensalven; die Signale der Königlichen verriethen, daß sie sich in die Stadt zurückzuziehen gedächten.

In Madrid selbst war zwar große Aufregung während der Schlacht gewesen, da aber die Königlichen trotz der Niederlage, die sie erlitten, so gut gestanden hatten, so wagten es die Progressisten in Madrid nicht, es auf einen Aufstand ankommen zu lassen.

O'Donnel hielt einen Kriegsrath und das Resultat desselben war:

Man möge sich mit den unglaublichen taktischen Vortheilen begnügen, die den Muth der Truppen erprobt hätten. Um einen entscheidenden Erfolg zu sichern, entschlossen sich O'Donnel und seine Chefs zum langsamen Rückzuge nach der Mancha, um die Straße nach Cadix und alle Zugänge nach Andalusien zu beherrschen. So geschah es auch.

Die Truppen der Insurgenten campirten den Rest des Tages und die darauf folgende Nacht auf dem Schlachtfelde, am nächsten Morgen occupirten sie die Ebene von Vallecas und zogen dann zur Beruhigung der Regierung in der Richtung nach Andalusien ab. —

Viertes Kapitel.

Die Vorboten des Aufruhrs.

Trotzdem die Königlichen in der Schlacht vor den Thoren Madrids den Kürzeren gezogen hatten, verkündeten doch die Bulletins der Regierungsblätter die Niederlage der Insurgenten, und Viele aus dem Volke glaubten es gern, da sie den Rückzug der Schaaren O'Donnels und Dulce's mit eigenen Augen sahen.

Der Muth der Königin Christina und der Minister stieg wieder, auch Königin Isabella athmete wieder auf; der Belagerungszustand wurde mit eiserner Strenge gehandhabt, mehrere angesehene Bürger wurden verhaftet, aber der, auf den die Polizei am meisten fahndete: Olózaga, hatte sich bei Zeiten geflüchtet.

Am dritten Abend nach dem blutigen Treffen, als die Insurgenten auch die Ebene von Vallecas verlassen hatten, erlebte Madrid wieder eine glänzende Illumination. Große electrische Sonnen schmückten den königlichen Palast und die übrigen Regierungshäuser; die Militär-Kapellen zogen durch die Straßen, lustige Weisen spielend und gefolgt von ungeheuern Volksmassen, die ihre Freude an dem glänzenden Spektakel hatten.

Die Königin Isabella zeigte sich mit ihrem Gemahl, der kleinen Prinzessin, der Mutter und den Ministern dem Volke, und die leichtbewegliche Menge brüllte tausendstimmig ihr: „Viva Isabel! Nieder mit der Revolution!"

Freilich hätten die geheimen Agenten der Regierung den besten Aufschluß über die sonderbaren Ursachen der Volksbegeisterung geben können; man hatte nämlich große Geldsummen unter dem Volk vertheilt, um durch eine glänzende Massen-Demonstration zu Gunsten der Regierung die Königin Isabella zu täuschen und die denkenden und handelnden Bürger einzuschüchtern.

Einer in der Menge, die vor dem Schlosse auf- und abwogte, hielt sich von Zeit zu Zeit die Ohren zu; da stößt ihn einer seiner Freunde an: „Na, Freund, ich glaub', Du hast Ohrenstechen bekommen von dem Jubel!"

Die Beiden sind dem Anschein nach Arbeiter aus den Fabriken.

„Wahrhaftig, man kriegt's satt — und ich glaube gar, Du schreist mit!"

„Versteht sich," spricht der Erste wieder, „und ich wundere mich nur über Dich."

„Du wunderst Dich," entgegnet der Zweite ernst, „bist Du vielleicht bezahlt für's Schreien oder machst Du Deiner Lunge ein Vergnügen?" —

„Einen Real! Bruder!" flüstert ihm der Schreier zu.

„Nun so schrei Du meinetwegen um einen Real für die Königin Isabella da oben, ich werde dafür gratis zuhauen, unsereiner sieht tiefer, das ist Alles nur Gaukelspiel; wart' nur, wenn die Provinzen ringsum in Flammen stehen werden, sollen sie grausam zu Kreuze kriechen."

Der schreilustige Freund sah den Sprecher ganz verdutzt an und sagte: „Aber die Insurgenten!"

„Nun, weil Du ein Esel bist und das nicht verstehst; haben sich denn die Königlichen getraut, nachzugehen? Warum geht man denn mit geladenen Gewehren spazieren in Madrid? Warum denn? Weil's nicht geheuer ist. Leb' wohl, schrei Deinen Real ab!"

Ein schönes Weib, die ihren Kopf malerisch in ein Tuch gehüllt, hatte still das Gespräch angehört, sie klopfte dem Sprecher, als er bei ihr vorbeigehen wollte, auf die Schultern und flüsterte ihm zu:

„Habt recht gesprochen, mein Freund! Ja, ja die Rache muß kommen; dort oben wohnen nur Ungerechte und Schwachköpfe, die Verführer des spanischen Volkes! Wehe, Wehe!"

Sie deutete nach dem Schlosse, und verschwand bald in der Menge, um hier oder da, wo die Gelegenheit sich günstig zeigte, ihre kleinen Rachepredigten an die rechten Leute zu bringen. Wie ein Rachegeist schleicht sie durch die Volksmassen; die Fackeln beleuchten ein wunderbar schönes Antlitz, in welches ein ungeheurer Seelenschmerz seine Zeichen eingeprägt hat. Mancher schauert zusammen vor ihren Worten, wenn sie spricht:

„Die Revolution erhebt ihr blutiges Haupt, Andalusien flammt empor, Catalonien zückt sein Schwert, und die Rache der Ermordeten schmiedet den vernichtenden Blitz! Wehe diesem Hause! Wehe diesen Bourbonen!"

Alle weichen scheu vor ihr zurück, Keiner legt die Hand an sie, denn der Spanier achtet die Geistesgestörten: Es ist Donna Elvira de Xeres!

Einige Tage später verbreitete sich plötzlich die Kunde, die Insurgenten-Armee O'Donnel's habe aus Andalusien, Estremadura und

Neu-Kastilien frische Zuzüge bekommen und beherrsche nicht nur das Mancha-Thal, sondern auch alle Verbindungen der Residenz mit den südlichen Provinzen. Eine Hiobspost folgte der andern.

„Valencia hat sich der Revolution angeschlossen und die Garnison fraternisirt mit dem Volke," ging's von Mund zu Munde.

Eine Stunde später: „Aragonien ist im Aufstande begriffen und sämmtliches Militär hat unter dem Rufe: Viva el duque de Vittoria! (Es lebe der Siegesherzog) der Bewegung zugestimmt."

Die Insurgenten-Armee, die unaufhörlich von allen Seiten Verstärkungen erhielt und demgemäß anschwoll gleich einer rollenden Schneelawine, setzte ihren Marsch nach dem Süden fort. Diese scheinbare Retirade hatte nur den Zweck, für den Aufstand eine organisirte Macht, eine revolutionäre Verwaltung mit einer leitenden provisorischen Regierung in Andalusien zu schaffen.

Der Aufstand war diesmal von vorsichtig rechnenden Köpfen ausgegangen, und man hatte lieber die Früchte des Sieges von Vicalvaro fahren lassen, als das Gelingen der Revolution, gegenüber einer Kräftigung der Königlichen, in Gefahr zu bringen. In der That war die Truppenstärke der Insurgenten am 30. Juni noch so gering, daß sie möglicherweise in Madrid eingeschlossen und von allen übrigen Revolutions-Heerden abgesperrt werden konnten; dies hätte ein Mißlingen des ganzen Unternehmens zur Folge gehabt.

Wir finden die Führer der Insurgenten-Armee, die Vicalvaristen, wie man sie allgemein zu nennen anfing, auf dem alten Maurenschlosse des biedern Don Pedro de Sequanilla versammelt zu einem Kriegsrathe.

Schmunzelnd saß der alte Haudegen mit an der langen Tafel im Rittersaale, wo die Generale und Stabsoffiziere bei den vollen Weinhumpen saßen; denn es versteht sich wohl von selbst, daß der lustige Pedro Alles hergab, was er in seinen tiefen Kellern und in seinen Vorrathskammern hatte, und mehr als einmal rief er seinem flinken Weibchen Juliane zu:

„Juliane! Spring', thu' Küch' und Keller auf! Beim Sanct Emmeran! Wenn die ganze heilige Revolution bei mir ißt und trinkt, da sollt' ein alter Rebell knickrig sein? Wahrhaftig! Die Lämmergeier sollen mich eher zerhacken, eh' ich den Brummbär spiele! Immer lustig, lustig, Sennores! Die verdammten Carlisten haben mich nicht ganz

zusammenhauen sollen, damit der liebe Herrgott mich das lustige Freudenfeuer erleben lassen konnte! Juliane, vom feurigsten, vom echten Rebellenwein! Viva la libertad!"

Die Gläser klangen hell und freudig gegen einander, und um so geläufiger ging die Berathung über die nächsten Operationen vor sich.

„Wir können den Aufstand in Granada jeden Tag erwarten, erfolgt er, dann haben wir hier in Andalusien das Spiel frei," meint General Serrano, „ich kenne den Geist der Bevölkerung dort, sowie den der Truppen, da ich längere Zeit dort als General-Capitän kommandirte."

„Es käme nur darauf an," wirft O'Donnel ein, „ob das Abwarten dieses Ereignisses gradezu nothwendig ist und ob es nicht besser wäre, unbekümmert um die Haltung Granada's, mit der Einsetzung einer provisorischen Regierung in Cadix vorzugehen. Wenn die unzufriedenen Elemente unter dem Militär und der Bevölkerung sehen, daß sich die Revolution mit Ernst und Energie organisirt und sich mit den Attributen der Ordnung umgiebt, gewinnen sie zu ihr Vertrauen und statt auf zufällige Ereignisse zu warten, müssen wir sie herbeiführen."

„Ganz meine Ueberzeugung!" rief Dulce, „aber warum gerade Cadix wählen? Die Haltung der königlichen Flotte ist eine zweideutige — —"

Ros de Olano unterbrach ihn: „Eben weil dies der Fall, müssen wir eine Entscheidung der Marine beschleunigen, die nur für die Revolution günstig ausfallen kann, außerdem ist Cadix der Punkt, von dem immer die Fahne der Freiheit geweht hat; wir müssen historische Erinnerungen ehren, denn das Volk giebt etwas darauf."

O'Donnel begann wieder: „Doch nun ist es Zeit, daß wir gegenüber dem Volke ein festes Programm aufstellen, damit Jeder weiß, woran er ist. Ich werde Euch, Kameraden, einen Entwurf vorlegen, der dann meinetwegen als die Fahne der Revolution gelten soll."

O'Donnel zog ein Papier heraus und las:

„Da das derzeitige Ministerium unter Leitung des Grafen San Luis die Verfassung des Staates verletzt, alle Rechte der Bürger mit Füßen getreten, alle Gefühle des Anstands verhöhnt, die Volksvertretung verachtet, die Tribüne geschlossen, die Presse geknebelt, den Schatz geplündert, die Gewissen bestochen und die höchste Verwirrung im Lande gesät hat, so sieht die provisorische Regierung nur die Rettung Spaniens in der Rückkehr zur Verfassung vom Jahre 1837, der immerwährenden Verbannung der Königin

Mutter Maria Christina, der Absetzung und Bestrafung der despotischen Mitglieder des jetzigen Ministeriums, der Zurücknahme der Zwangssteuer und der Herstellung des öffentlichen Friedens im Lande. Nur unter diesen Bedingungen sind die Häupter der Revolution entschlossen, den Thron der Königin Isabella aufrecht zu erhalten."

„Heiliges Kreuz! Das ist eine gepfefferte Anklage!" rief Don Pedro lachend. „Na, ich gönn' es schon der alten Christina, hat das Land lange genug an der Nase herumgeführt und ihre Prozente daraus gezogen!" —

„Ich denke wohl," meinte Serrano, „daß wir an dem Aktenstück nichts mehr zu ändern brauchten; es sagt klar und kurz, was wir wollen, und faßt die Forderungen der vereinigten Progressisten und Liberalen in eins zusammen. Uebrigens ist ja auch das Programm nur ein vorläufiges. Hat die Revolution gesiegt, woran ich nicht zweifele, ist es die Sache des neuen Kabinets, welches doch aus unserer Partei hervorgehen muß, die leitenden Grundsätze aufzustellen."

Alle stimmten diesen Worten Serrano's bei.

Der Thurmwart hatte eben einen neuen Gast angekündigt; Don Pedro war trotz seiner Beleibtheit behend zum Saal hinausgeschlüpft, um den Ankömmling gebührend zu empfangen, denn der schnurrige Herr von des alten Ben Hadad el Motaleb Schloß ließ es sich nicht nehmen, die alte Rittersitte aufrecht zu erhalten und aus der flinken, geschäftigen Juliane war eine ganz hübsche Ritterdonna geworden, die sich auf Gastfreundschaft und Küch' und Keller, blanke Teller und Schüsseln, blinkende Weinkannen und funkelnde Gläser gar gut verstand. — Sie hatte Vieles in ihrem langjährigen Klosterleben gelernt. —

Von draußen schon hörte man Don Pedro jubeln:

„Da schlag' das Meer zum Damme 'rein! Wo kommst Du her? Allerliebster, goldner Juan! Na, Du triffst uns grade mitten drin beim Rebellen-Getränk!"

Er zerrte den, wie immer schüchternen Juan de Alar zur Thür in den Saal herein, und schrie den versammelten Generalen zu:

„Da habt Ihr meinen Freund Juan de Alar, einen wahren Teufelsbraten, kommt frischbacken von Espartero aus Saragossa und bringt dessen eigenhändige Aufträge! Haltet ihn warm, gebt ihm zu trinken. Uff, uff, muß der zugeritten sein, quer durch Spanien vom Ebro bis zum Quadalquivir!"

Alles brach in ein lustiges Halloh aus; man sprang auf und umringte Juan, hundert Fragen wurden an ihn gerichtet: „Was macht

Espartero? — Wie steht's mit der Rebellion? — Ist die Mancha frei von den Königlichen? — In Madrid gewesen?" u. s. w.

Juan de Alar nahm erst einen frischen Trunk und etwas Speise zu sich, denn er war von der langen Tour sehr ermüdet; dann begann er zu erzählen:

„Wie Ihr wißt, hielt ich mich kurz vor Ausbruch der ersten Militär-Revolte am 27. Juni in Logronno bei dem alten Siegesherzog auf, da ich mich entschlossen hatte, mich zu seiner Verfügung zu stellen und Adjutantendienste bei ihm zu verrichten, auf die ich mich gut verstehe der trefflichen Ortskenntniß wegen in den Ebro-Gegenden. Der Alte, war er auch bei den Berathungen noch der Schüchterne, Zögernde gewesen, hatte jetzt keine Ruhe mehr; der alte Most der Jugend gährte in ihm auf, Stunde um Stunde sandte er mich aus, um zu hören, ob in Madrid noch nichts vorgegangen sei.

„Endlich kam die Kunde von der Militär-Erhebung vom 27. Juni; da war kein Halten mehr. „Fort, fort, nach Saragossa, damit wir rasch einen Revolutionsheerd am Ebro schaffen, und die Funken in den Zunder von Aragon und Catalonien fallen können!" rief er.

„Wir stiegen an einem regnigen Morgen, zeitig, in der Dämmerung noch, beide zu Pferde und ritten gen Saragossa.

„Wir ritten scharf zu, aber — als wenn Sturm und Wolken zu Boten der Revolution geworden wären, — die Kunde davon war längst dort angelangt und hatte, wie die Sonne den Schnee der Sierra, die Fesseln der strengen Disciplin zerschmolzen. Der heiße Hauch der Freiheit hatte dem Regiment des absolutistischen Ministeriums in Saragossa mit einem Schlage ein Ende gemacht.

„Als wir in einem kleinen Städtchen vor Saragossa hatten rasten müssen, war der Herzog rasch erkannt worden, und wie auf Windes Fittigen flog die Kunde von seiner Ankunft nach der Metropole von Aragon.

„Die Aragonesen sind sehr eifersüchtig auf ihre Fueros (Provinz-Verfassung) und daher stets zur Rebellion bereit, wenn es gilt, den Despotismus des kastilischen Madrids zu brechen; daß der alte Espartero, der gefeierte Siegesherzog in ihre Hauptstadt kam, um von hier aus den Aufstand zu leiten, brachte sie rein von Sinnen vor Begeisterung.

„Ungeheure Menschenmassen zogen uns entgegen, Züge von Militär und Nationalgarden begrüßten den General schon feierlich auf der Landstraße; als wir aber durch's Thor ritten, das mit Blumenkränzen und Fahnen geschmückt war, und wo sich uns die Behörden der Bür-

gerschaft und viele Offiziere der Garnison anschlossen, da begann ein wahrer Freudentaumel.

„Kopf an Kopf standen die Straßen voll, alle Fenster besetzt bis zu den Dächern hinauf, Bombardements von Kränzen und Blumensträußen galten dem Herzog; Mützen und Hüte flogen herunter, wo er ankam. „Viva der Siegesherzog! Viva der Erretter! Nieder mit der Königin. Es lebe die Freiheit!“ brauste es wie unaufhörliche Sturzwellen der See. Alle Stände waren einig, einig, Sennores, in der Freude, daß wiederum Espartero an die Spitze der Bewegung in Spanien getreten.

„Man wälzte sich, tanzte, sprang, sang, schrie vor Enthusiasmus, und dazwischen läuteten die Glocken, donnerten die Kanonen, tausend Hände streckten sich dem Herzog entgegen. „Verzeihe den undankbaren Spaniern!“ rief dort ein Mann vom glänzend geschmückten Balkon. „Seht den Mann der Unbestechlichkeit!“ rief man von anderer Seite. Viele küßten seine Hände; Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und schrieen: „Das ist der Mann, der Spanien gerettet hat, der große Siegesherzog!“

„Ach, der Herzog wurde fast überwältigt von der Rührung über das Ereigniß, und erst auf dem Rathhause begannen die wirklichen Verwaltungsgeschäfte.

„Binnen wenigen Tagen war ganz Aragonien trefflich militärisch organisirt. Es ist nämlich des Herzogs Wille, daß man erst die Revolutionirung aller Provinzen abwarte, ehe man gegen Madrid vorgeht; er hat daher auch die Schlacht von Vicalvaro nicht gut geheißen. Er läßt nun den verehrten Generalen seinen Gruß entbieten und von der Einsetzung einer Central-Junta abrathen; Espartero ist der Meinung, man müsse den Provinzial-Stolz schonen und nur die Einsetzung von Provinzialjunten betreiben.“

Alle waren lebhaft ergriffen von der Schilderung Juan de Alars, und es bedurfte nur noch einer kurzen Berathung, um festzustellen, daß man in einigen Tagen wieder vorwärts gegen Madrid rücken wolle.

Don Pedro, der der Erzählung Juans athemlos gelauscht hatte, schlich sich still fort, und als Juan, dies bemerkend, ihn leise fragte, was ihm denn fehle, antwortete Pedro unwirsch:

„Der Teufel auch, das gefällt mir nicht mehr, thatenlos hier auf dem Schlosse zu leben. Hol' mich der Geier, ich ziehe noch einmal vom Leder!“

„Bleib' nur auf Deinem alten Schlosse,“ begütigte Juan, „können Dich so wahrscheinlich besser brauchen, als draußen im Lande.“

Die Stunde des Aufbruchs war endlich nach langem Pokuliren gekommen; die Chefs der verschiedenen Heeres-Abtheilungen verfügten sich zu denselben, O'Donnel und Dulce verlegten ihr Hauptquartier nach dem Süden, um Cadix näher zu sein; Don Juan de Alar folgte dem Stabe der Armee und das Schloß Pedro's war wieder einsam; doch fühlte sich Pedro mit seinem Weibchen Juliane nun nicht mehr so einsam als ehedem. — — — — — — — — — — — — —

Die Nachrichten, welche täglich, ja stündlich von dem wachsenden Aufstande in Madrid einliefen, untergruben wie das steigende Gewässer aus tückischen Tiefen den scheinbar festen Damm der Macht. Die große Masse fing an, den Sieges-Bulletins der Regierung zu mißtrauen, und in der That verrieth die Regierung ihr eigenes Schwäche-Bewußtsein durch das Schlafferwerden ihrer Maßregeln.

Die Organe der Polizei traten nicht mehr so energisch als bisher auf, der Belagerungszustand wurde milder gehandhabt und nach und nach machte sich an öffentlichen Orten, auf den Straßen und Plätzen ein Unterhaltungston geltend, der einen Fremden annehmen ließ: in Madrid sei man schon mitten in der Revolution. Auch die liberalen Blätter fingen an, eine entschiedenere Sprache zu führen, und die Partei zum festen Zusammenhalten zu ermahnen.

Schon wagten es die Progressisten, Clubbs zu organisiren, und ihre Führer in Madrid, die sich bis jetzt verborgen gehalten hatten, kamen zum Vorschein: der ehrwürdige Bürger Miranda, Castarica, der feurige Sarmiento, der beredte Antequera und der satyrische Espanna.

Nur drei Tage dauerte es, da hatte die Volksstimmung in der Residenz einen solchen Umschwung erfahren, daß der Gemeinderath von Madrid, der zumeist aus Progressisten und vorgeschrittenen Liberalen bestand, in kühnster Weise die Lage des Landes zum Gegenstande seiner Berathungen machte.

Aus einer langen Debatte, in welcher die oben genannten Bürger und viele andere sich nicht gescheut hatten, das System als schändlich und volksfeindlich zu verurtheilen, ging der Beschluß hervor, die Königin Isabella zur Entlassung des Ministeriums San Luis-Sartorius und zur Berufung eines liberalen nicht zu ersuchen, sondern aufzufordern.

Als das unten wogende Volk davon Kunde bekam, wollte der Jubel gar kein Ende nehmen; und als zwanzig Mitglieder des Madrider Gemeinderaths als Deputation sich nach dem Schlosse verfügten, um

die Forderung der Königin an's Herz zu legen, da fanden weder Polizei- noch Militär-Behörden den Muth, gegen das zahlreiche Geleit einzuschreiten, denn es mochten wohl Zwanzigtausend sein, die den Vätern der Stadt zur Seite und voran gingen, oder folgten mit den unaufhörlichen Rufen: „Viva la constitucion! Abajo Christina! Tod dem San Luis! Viva la libertad!“

Die bewaffnete Macht sah zu und ließ das tobende Volk gewähren.

Als die Sennores Miranda und Antequera, als die Sprecher der Deputation, vor der Majestät erschienen, war diese umgeben von ihren Ministern und Höflingen, auch der König Don Francisco und Königin Christina befanden sich in ihrer Nähe.

Der Empfang war ein eisiger, und die Königin Isabella erklärte: „Ich kann und darf den Forderungen der Rebellen nicht nachgeben, ich habe den größten Theil der Armee für mich und einen großen Kreis von Getreuen!“ Sie wies bei diesen Worten auf ihre Umgebung.

Graf Vista-Hermosa, dessen Einfluß seit einiger Zeit sehr stark am Hofe war, rief in echt kastilischer Exaltation:

„Lieber den königlichen Palast in eine Festung verwandeln, als dem aufsäßigen Bürger-Pack eines Fingers Breite nachgeben! Wir sterben Alle für unsere apostolisch-katholische Königin Isabella!“ —

Miranda sprach zornglühenden Blickes: „Heut kommen wir mit Worten, Majestät! Vielleicht kommen morgen Andere mit Thaten! Wir haben unsere Schuldigkeit gethan!“

„Die Audienz ist aufgehoben!“ sprach mit Hohn die Königin Christina und machte gegen die Deputirten eine abweisende Handbewegung.

Die Bürger entfernten sich rasch, und als sie unten erschienen, wurde ihnen vom aufgeregten Volke nicht eher der Rückweg gestattet, bis sie Rechenschaft über den Empfang abgelegt hatten.

Die Kunde davon lief wie Flugfeuer über den Platz; ein ungeheurer Lärm erhob sich, aus dem man ganz besonders den mit ungeheurer Einmüthigkeit hervorbrausenden Schreckensruf: „Tod der Christina! Tod dem San Luis! Tod dem Vista-Hermosa!“ deutlich unterscheiden konnte.

Das Volk machte Miene, den Palast zu erstürmen, große Steine flogen gegen die Fenster und Thüren, Flintenschüsse krachten, aber das im Schloß-Portal und im Schloßhofe aufgestellte Militär bekam Ordre,

streng einzuschreiten. Es ging mit dem Bajonnet vor und gab mehrere Salven in die dicht gekeilte Masse. Sie, die noch wehrlos war, stob auseinander, mit dem Rufe: „Zu den Waffen, zu den Waffen!"

Fünftes Kapitel.

Der Barrikadenkampf von Madrid.

Als der Ruf: „Zu den Waffen!" die Bevölkerung Madrids in die äußerste Aufregung versetzte, konnte es sieben Uhr Abends sein. War der Platz vor dem königlichen Schlosse in einem Nu menschenleer geworden, so sammelten sich doch bald darauf auf der Plaza Mayor, der Plaza San Domingo und der Conchasstraße bewaffnete Haufen.

Einige Waffen-Magazine waren im Handumdrehen geplündert worden, und die Organisatoren des Widerstandes schienen wie aus der Erde gewachsen zu sein, die Methode und System in den Straßenkampf zu bringen suchten.

Unter dem Commando des entschlossenen und tüchtigen Generals Quesada rückten die Truppen gegen die trotzigen Haufen auf der Plaza Mayor vor, aber die Insurgenten empfingen die königlichen Colonnen mit dem Rufe: „Es lebe die constitutionelle Königin! Nieder mit den Ministern!"

Darüber stutzten die Soldaten; denn es war ihnen doch ein eigen Ding, das Blut ihrer Brüder im Interesse eines solchen Systems zu vergießen. Ueberhaupt, so tapfer auch der spanische Soldat im Felde ist, wenn es sich um die Unabhängigkeit oder den Ruhm seines Vaterlandes handelt, so widerwillig legt er die Muskete auf den spanischen Rebellen an.

So war es auch heut am verhängnißvollen 17. Juli 1854.

Drei Stunden hindurch trug der Kampf den Charakter eines Scharmützels, da von beiden Seiten nur mit halber Entschlossenheit gestritten wurde. Woher kam das wohl?

Die Militär-Commandanten gaben sich der Hoffnung hin, daß das Volk von Madrid, wie früher, bald die Nutzlosigkeit des Wider-

standes einsehen und im Angesicht der entschlossenen Behörden sich unterwerfen werde. Die Führer der Insurgenten hingegen rechneten auf das Uebergehen der Soldaten zum Volke und vermieden es daher, die ersteren unnöthig zu erbittern.

Als aber weder die Einen noch die Andern ihren Zweck erreicht sahen, so begann der Aufruhr einen ernsteren Character anzunehmen. Drei Stunden hatten hingereicht, um ganz Madrid mit Barrikaden zu bedecken, von denen die spanischen Banner flatterten; die erhitzten Volkskämpfer standen wie die Helden hinter den improvisirten Brustwehren und richteten ihr planmäßiges Büchsenfeuer unter dem brausenden Gesange der Riego-Hymne auf das heranrückende Militär.

In allen Straßen, auf allen Plätzen brannten unzählige Wachtfeuer, die unheimlich die dunkeln Häuserreihen beleuchteten; wie Dämonen, im rothen Scheine der Fackeln, handhabten die schlichten Arbeiter und Bürger ihre Gewehre. Frauen und Mädchen gossen unermüdlich Kugeln, oder vertheilten dicht hinter den Barrikaden Lebensmittel und Wein unter die Kämpfenden, verbanden hier einen Verwundeten, ermunterten dort die Streiter zur Ausdauer, und der unparteiische Beobachter konnte schon jetzt mit Sicherheit behaupten, daß solcher todesmuthigen Entschlossenheit der Sieg nicht fehlen könne.

Es war nach 10 Uhr, als eine unabsehbare Menschenmenge, bewaffnet mit Flinten, Piken, Eisenstangen, Säbeln, Pechkränzen und Fackeln die Truppen angriff, welche die Häuser der Minister vertheidigten. Es entspann sich ein entsetzliches Handgemenge, Schuß krachte auf Schuß, dazwischen brauste die Riego-Hymne und die tausendstimmige Losung: „Es lebe die Freiheit! Tod dem San Luis! Tod den Ministern!“

Nachdem der Kampf eine halbe Stunde mit wechselndem Erfolge getobt hatte und der Pulverrauch die Straßen so erfüllte, daß man nur die Fackeln hindurchblinken sah, sonst aber Alles als regellose Masse erschien, schwieg das Gewehrfeuer. Die Soldaten waren der grausamen, brudermörderischen Pflichterfüllung müde, und zogen sich unter dem begeisterten „Viva!“ der Menge zurück, die vertheidigten Paläste preisgebend.

Mit hochgeschwungener Fackel huschte ein junges, schönes Weib, dessen Züge aber der Haß verzerrte, durch die vordersten Reihen der Kämpfer. Ein blanker Dolch blitzte in ihrer Rechten und mit fanatischer Gebehrde schrie sie:

„Vernichtet die Lottersitze! Werft Feuer hinein! Zerreißt den feigen San Luis! Rache, Rache für die zertretene Tugend!“

Der Vorschlag des rasenden Weibes fand brausenden Beifall. „Werft Feuer hinein!" erscholl es wie das Wuthgeheul entfesselter Teufel, und es dauerte auch gar nicht lange, so waren die Paläste erstürmt, alle Winkel mit Fackeln durchsucht unter dem rasenden Geschrei: „Tod dem San Luis! Tod dem Salamanca! Nieder mit Vista Hermosa!"

Allein die gefährdeten Herrn hatten sich längst vor der Rache des Volkes geflüchtet; Salamanca befand sich außerhalb der Residenz, der General Graf Vista-Hermosa aber war beim Heere des Kriegsministers General Blaser, welcher der Insurgenten-Armee O'Donnel's nach Andalusien gefolgt war, — und die Minister befanden sich im königlichen Schlosse.

Das rasende Volk ließ sich in dem Rachewerke nicht stören, und kostbare Meubel, theure Spiegel, Silbergeschirr u. s. w. prasselten und klirrten aus den Fenstern herab, als aber einer aus dem Volke sich an einer Silberschüssel bereichern wollte, schoß man ihn ohne Weiteres nieder mit den Worten:

„Wer den heiligen Kampf für die Freiheit durch Diebesgelüste entehrt, soll sterben!"

Bald standen die Paläste der Grafen San Luis und Vista-Hermosa, der Minister Domenech und Collantes, des Civil-Gouverneurs Grafen Quinto und des Banquier Salamanca in Flammen. Niemand wehrte der schrecklichen Feuersbrunst, die weithin am Himmel die Wirkungen der Rache des Madrider Volkes verkündete. Mit jauchzendem Beifall sah die Menge ruhig zu, während aus den andern Straßen das Knattern des Gewehrfeuers, das Wuthgeschrei der Kämpfenden herüberklang.

Auch die Bureaux der reaktionären Zeitung „Heraldo" wurden von dem wüthenden Volke zerstört und den Flammen preisgegeben.

Donna Elvira — denn sie war das rasende Weib — hatte sich verloren, um an einem andern Punkte als der Dämon der Revolution und der Rache unter den Kämpfenden zu erscheinen.

Wir verlassen das rebellirende Volk und treten in den königlichen Palast ein. Es herrscht hier die größte Angst und Verwirrung; die Königin Isabella verweilt im großen Saale des Schlosses, umgeben von ihren Hofdamen und Cavalieren; auch die Königin-Mutter befindet sich an ihrer Seite, diese hat sich vor Anbruch der Nacht aus ihrem Palais hierher geflüchtet, denn sie weiß, daß die Menge: „Tod der Christina!" ruft und schwerlich mitleidig mit ihr umgehen

würde, während sie unter dem Schutze ihrer königlichen Tochter sich geborgen fühlt.

„Mutter! Um Gotteswillen, was soll ich thun?“ tritt Königin Isabella an die Mama heran, die mit starren Blicken und entschlossen zusammengepreßten Lippen dasteht; sie giebt der Tochter nicht direkt Bescheid, sondern ruft nur entschlossen:

„Kleinigkeit das! Wär' ich nur Regentin, ich würde Madrid eher zusammenkanoniren lassen, ehe ich wiche!“ —

„Aber hörst Du das Wuthgeschrei des Volkes nicht, hörst Du nicht das Gewehrfeuer?“ klagt die Königin und sieht eine Person nach der andern rathlos an. „Keiner kann mir rathen und helfen!“

Da flüstert eine der Hofdamen: „Um Sant Jago! Eine Feuersbrunst! Wehe uns!“

Man eilt an die Fenster; der Himmel ist in rothe Gluth getaucht, gefräßige Flammen züngeln über Madrid empor, und grausig bringt der mitleidslose Wind den Jubelruf der Menge herüber, in den sich das Knattern der Büchsen mischt; ein dichter Qualm treibt nach dem Palast zu und lagert sich über die Stadt, die von den Wachtfeuern wie illuminirt erscheint.

„Meine Krone! Meine Krone!“ zetert gellend die Königin. „Heilige Madonna, heiliger Sant Jago! Hilf, hilf!“

Sie sinkt bleichen Angesichts, mit bebenden Lippen ohnmächtig einer ihrer Hofdamen in die Arme, die sie mit Hülfe der Zofe auf den Divan im Nebenkabinet bringt.

„Laßt sie austoben, die Vermessenen!“ ruft mit kalter Entschlossenheit die Königin Christina. „Wo ist der König Don Francisco?“

„Er ist leidend,“ meldete ein Kammerherr.

„Wo ist dero Herr Vater, Don Francisco de Paula?“

Kein Mensch weiß es, nur eine Hofdame flüstert der Königin-Mutter zu: „Bei seiner Duenna!“

„Das ist recht schön!“ spricht sarkastisch die Königin Christina, und wendet sich dann mit der theilnemenden Frage an die zunächst stehende Hofdame:

„Wie geht es dem armen Don Fernando? Er ist doch in Sicherheit?“

„Ja, in Betten verpackt, brachte man Seine königliche Hoheit hier in's Schloß, aber — er ringt mit dem Tode, der Schreck hat ihm zugesetzt.“ —

Unterdeß öffnet sich die Flügelthür und das gesammte Staats-

Ministerium (mit Ausnahme des General Blaser, der bei der Armee ist) tritt ein, um eine Audienz bei der Königin nachzusuchen.

Königin Isabella, die sich wieder erholt hat, wird benachrichtigt und erscheint, von einer Hofdame gestützt, im Saale. Bleichen Antlitzes, mit finstern Mienen stehen die Minister da, und nach einem Moment der Begrüßung ergreift Graf San Luis das Wort:

„Majestät! Die Lage ist eine gefahrvolle; der aufgestachelte Unwillen des Volkes hat sich gegen uns gewendet, und wir sind daher übereingekommen, um den Führern der Insurektion den Haupt-Grund zu nehmen und sie dadurch zu entwaffnen, unsere Entlassung einzureichen. Das Vaterland verlangt dieses Opfer von uns. Sehen Sie," der Graf deutete nach dem gerötheten Himmel, — „unsere kostbare Habe ist in Flammen und Rauch aufgegangen, und man fordert unser Leben dazu! — Berufen Sie einen entschiedenen Mann zur Bildung eines Ministeriums und suchen Sie liberale Elemente darin aufzunehmen."

Die Königin nahm stumm die Entlassung entgegen, reichte Jedem die Hand und sprach mit leise zitternder Stimme: „Ich danke Euch, meine Freunde!"

Es war Mitternacht; die Minister entfernten sich, Graf San Luis begab sich in einen Versteck im Palaste und ließ aussprengen, er sei geflüchtet, welches letztere ihm auch im Laufe der Nacht gelang.

Die Königin Isabella empfing bald darauf den General Cordova, der sich bis jetzt mit vielem Takt benommen hatte, und beauftragte ihn mit der Bildung eines Ministeriums; gewiß ein schweres Stück Arbeit in einer empörten Residenz! —

Nach Mitternacht war eine Art von Waffenruhe eingetreten; theils befestigten die Insurgenten ihre Barrikaden, theils traten die Offiziere mit den Volksführern in Unterhandlungen.

Zu gleicher Zeit bildete sich auf dem Rathhause, das von einer ungeheuern bewaffneten Menge umgeben war, aus der Mitte der Insurgenten-Chefs eine Junta (provisorische Regierung), um dem Aufstande eine einheitliche Leitung und bessere Organisation zu geben.

Zum Präsidenten derselben wurde einstimmig der greise, edle Evarista San Miguel erwählt, die übrigen Mitglieder der Junta waren: Sevillano, Don Alfonso Escalante, Don Manuel Crespo, General Francisco Baldez, General Martino Yriarte, Don Greg. Moldinodo, Marquis de Tabuerniga, De los Rios, Marquis d'Armijo, Don Joaquin Aguirre, Don Antonis Gonzalez, Don Ordax Avecilla, Alles ent=

schiedene Progressisten, ja selbst einige Republikaner darunter, z. B. Aguirre.

Gegen Morgen des 18. Juli begann der Kampf von Neuem, denn es waren Nachrichten von den glücklichen Aufständen in Barcelona, Lerida, Taragona, Gerona und den Niederlagen des General Blaser in Andalusien gegen O'Donnel eingetroffen und hatten das Volk mit frischer Kampfbegeisterung erfüllt. Besonders an der Puerta del Sol, wo das Volk den Artillerie-Park wegnehmen wollte, schlug man sich mit großer Erbitterung und um 3 Uhr Morgens eröffneten die Truppen unter Führung der Generale Cordova und Quesada ein entsetzliches Kanonen- und Gewehrfeuer gegen die Insurgentenschaaren.

Ganz Madrid war ein Schlachtfeld, und in den Straßen de la Gorguera, de la Cruz, del Prinzipe, del Loho, del Baguo u. s. w. tobte ein Kampf, wie er seinesgleichen kaum in der Revolutionsgeschichte findet. Die Insurgenten, bestehend aus Arbeitern, Kleinbürgern, Studenten, Gelehrten, Künstlern, übergelaufenen Soldaten, wichen nicht und ließen sich eher niederstechen.

Gelang es auch hier oder da den Truppen, die Barrikaden zu stürmen, sofort rückten unter Führung der Insurgentenchefs Valdez und Yriarte, Escalante und Aguirre neue Schaaren heran, um die verlorenen Bollwerke wieder zu nehmen und die Truppen in ihre ursprünglichen Stellungen zurückzutreiben.

Die Königin Isabella, die sich fortwährend Rapport erstatten ließ über den Stand des Kampfes, berief in ihrer Verzweiflung den bei Vicalvaro gefangenen Garrigo zu sich und bot ihm den Oberbefehl über die Cavallerie an, um durch seine Popularität die Residenz zu beruhigen; aber der wackere Mann verweigerte stolz die Annahme eines solchen Postens, der ihn nur in ein zweideutiges Licht gestellt haben würde. Man brachte ihn daher in sein Gefängniß zurück.

Dem General Cordova war es bis um 6 Uhr Morgens nicht gelungen, ein Ministerium zu bilden, er lehnte daher ab, und die Königin beauftragte nun den Herzog von Rivas.

Zu Mittag des 18. Juli war der Kampf noch immer unentschieden, ja er bekam neue Nahrung durch das Eintreffen republikanischer Chefs, die von einer „constitutionellen Königin" nichts wissen wollten, sondern auf Vernichtung des Königthums speculirten. Wir begegnen unserm Freunde José Martinez, der eben mit vielen Gefährten aus Barcelona eingetroffen ist und das Volk also anredet:

„Wir bringen Euch die Grüße der braven und tapfern Arbeiter von Barcelona, die unter dem rothen Banner gestritten und sich herrlichen Sieg errungen haben. Die wackern Regimenter Navarra und Guadalaxara haben keinen Schuß gethan und haben sich mit uns verbrüdert. Zaudert nicht! Was soll uns eine unzurechnungsfähige Königin, die uns mit Günstlingen überschwemmt, was soll uns eine halbe Freiheit, wir wollen die ganze, sie nennt sich spanische Republik mit dem Präsidenten Espartero!"

Das Volk stimmte brausend ein: „Viva la Republica! Viva Espartero!"

„Weißt Du auch," spricht ein pulvergeschwärzter Bürger zu einem Kameraden, „daß ich nicht an die Freundschaft des Espartero und O'Donnel glaube? Der Herzog ist ein ehrlicher Mann und der O'Donnel ein Glücksritter, gerade wie der Prim."

„O, ich weiß noch mehr," raunt ein feiner junger Mann, der eben seine Flinte wieder ladet, den Beiden zu, „der O'Donnel hat anfangs mit dem Narvaez unter einer Decke gespielt. Narvaez sitzt in Loja und schmollt, und hat schon vor langer Zeit den O'Donnel zur Rebellion angestachelt. Neulich nun, als Narvaez sich schlau und feig zurückzog, hat O'Donnel gedroht, ihn nieder zu schießen, wenn er ihn träfe, und hat sich dann erst mit Espartero eingelassen."

„Aha!" machte der Andere. „Schöne Leute! Ich verschieße mein Pulver wahrhaftig nicht für den O'Donnel!"

Unterdeß wälzte sich, geführt von José Martinez, eine ungeheure Menge Bewaffneter nach dem Palais der Königin Christina am Orient-Platz mit dem drohenden Geschrei: „Tod der Christina!" Man glaubte nämlich, sie sei noch daselbst. Es wiederholten sich dieselben schrecklichen Scenen, wie in der verwichenen Nacht, aber die Artillerie vertheidigte den Palast mit bewundernswerther Tapferkeit, so daß es dem Volke nur gelang, einen Flügel des Palastes den Flammen preiszugeben, welches Loos dem ganzen Palast zugedacht war.

Von hier aus wurde ein erbitterter Angriff auf den Palast der Königin Isabella gemacht, doch auch hier widerstand das Militair und die guardia civil (städtische Gensd'armerie) mit Erfolg. Der Muth der Königin-Mutter war gebrochen. Todesentsetzen erfüllte sie, als die Menge immer neue Angriffe auf den Palast machte und laut ihren Tod forderte. Sie verließ wankenden Schrittes die Königin, und stieg hinab in die tiefsten Keller des Schlosses, wo sie hinter altem Gerümpel verborgen wurde, damit — falls es dem Volke gelänge, das Schloß zu erstürmen — man sie nicht fände.

So weit also war es mit der einst so stolzen Regentin Maria Christina gekommen? Man hatte keine Achtung mehr, sondern nur den Haß für sie.

Der gefangene Insurgenten-Chef Garrigo war während dieser Zeit aus seinem Kerker befreit worden, und der edle Mann wandte nun überall seinen Einfluß darauf, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, und wirklich trat im Allgemeinen wieder eine Waffenruhe ein, und nur an einigen Punkten der Residenz, besonders in dem Quartier Cebada und der Straße Toledo, wo die republikanische Partei unter ihren Führern focht, dauerte das Gefecht fort.

Dem Herzog von Rivas war es geglückt, ein Ministerium zu Stande zu bringen, bestehend aus den moderadistisch (altliberal) gesinnten Rivas, Mayans, Rios Rosas und den Progressisten Lacera, Contero, Roda. Allein die Nachricht von dieser Art des Nachgebens von Seiten der Königin machte auf die insurgirte Residenz kaum noch einen Eindruck. Ein solcher halber Erfolg wäre das viele kostbare Blut nicht werth gewesen. In den Reihen der Aufständischen forderte man nun die Abdankung der Königin Isabella zu Gunsten ihrer noch nicht dreijährigen Tochter Isabella unter Regentschaft Espartero's.

Durch die Anstrengungen der Entschiedenen brachen die Insurgenten-Führer die Unterhandlungen mit dem neuen Ministerium ab, und der Morgen des 19. Juli fand Madrid wieder in Pulverrauch eingehüllt. Das Militär wurde matt und unlustig, und verweigerte den Offizieren bereits den Gehorsam.

Die Krone schwankte auf dem Haupte Isabella's, da mußte sie sich rasch entscheiden. Das neue Ministerium reichte seine Entlassung ein und Königin Isabella sandte einen Boten an — den Siegesherzog nach Saragossa und bot ihm das Präsidium an. Ein Offizier erschien in ihrem Namen Abends um 8 Uhr bei den Insurgenten-Chefs und schloß einen förmlichen Waffenstillstand ab.

Die Nacht verging ruhig, aber das Mißtrauen und die Erbitterung ließen sich nicht so leicht beruhigen; man glaubte den Versprechungen der Majestät nicht mehr, da sie schon so oft ihr Wort gebrochen hatte, und der Kampf erhob sich am 20. Juli von Neuem.

Erst als um 2 Uhr Nachmittags die Truppen im Ministerium capitulirten und ihre Waffen dem Volke auslieferten, war der Sieg der Insurektion entschieden. Zwei Stunden darauf läuteten

feierlich die Glocken, und riefen die Besiegten und die Sieger in die Kirche, wo Dankgebete abgehalten und Todtenmessen gelesen wurden.

Madrid bot jetzt einen eigenthümlichen Anblick dar: Die Barrikaden blieben, aber sie wurden gereinigt und mit Blumen geschmückt, die Todten feierlich begraben, auch Siegeslieder gesungen, begleitet von den Musikbanden des Militairs. Insurgenten und Soldaten, die sich vorher noch ingrimmig bekämpft hatten, umarmten einander und die Rufe: „Viva la constitucion! Viva la libertad!“ erfüllten die Luft. —

Am nächsten Tage (21. Juli) spielte noch eine ergreifende Scene: Im Regierungsgebäude nämlich war ein Infanterie-Bataillon vier Tage hindurch eingeschlossen gewesen und hatte sich ohne Nahrungsmittel tapfer gewehrt. Mittags capitulirte es, und die Soldaten wankten wie Schatten heraus, von Hunger und Anstrengung ermüdet. Mit vollen Händen wurden ihnen Lebensmittel dargereicht und sie vom Volk wie Brüder behandelt. —

Am 22. Juli endlich ernannte die Königin den Präsidenten der revolutionären Junta, den Evarista San Miguel zum Kriegsminister und den Insurgentenchef Yriarte zum Gouverneur von Madrid. Doch nun trat der Zwiespalt der Progressisten (Fortschritts-Partei) und der Republikaner klar hervor. Letztere sagten:

„Also deshalb hat das Volk fünf Tage mit unvergleichlichem Heldenmuth gefochten und endlich gesiegt, daß wir wieder vor der Königin kriechen sollen? Nein, wir legen die Waffen nicht eher nieder, bis wir die Republik erkämpft haben!“

Die Republikaner organisirten sich nun in der Cebada und der Straße Toledo zu neuem Widerstande, angeführt von dem General Amettler (dem Waffengenossen Prim's), Rivero, Escosura, Cervera, Oberst Riego und José Martinez. Die Barrikaden wurden befestigt und der Bürgerkrieg in der Residenz selbst lag auf der Lauer.

Alle ruhigen Bürger fingen an, von Neuem zu zittern, und sahen sehnsüchtig der Ankunft Espartero's und O'Donnel's entgegen, denn von diesen erwartete man die endliche Beruhigung der Gemüther.

Wie aber bei jeder Bewegung ein unreiner Bodensatz sich geltend macht, so auch in Madrid. Die Leidenschaften waren einmal geweckt und die Rache spielte in dem Wirrwar keine kleine Rolle; es bildete sich hinter den Barrikaden der Rebellen ein sogenanntes Revolutions-Tribunal, an dessen Spitze der Stierkämpfer Pucheta stand, eine herkulische, gewalthätige Persönlichkeit.

Dieses Tribunal hatte keinen anderen Zweck, als alle Creaturen des Ministeriums San Luis einzufangen und zu erschießen. Man hatte den nichtswürdigen Chico, den Chef der geheimen Polizei, gefunden, und mit wahrem Wuthgeheul schleppten ihn Männer und Weiber vor Pucheta und seine Genossen.

„Er soll sterben, der Verräther, der Tausende tückisch in's Verderben gestürzt hat!" tönte es aus des Matadors Munde, und bald packten ihn nervige Fäuste, die ihn an einen Pfahl banden, wo er unter Flintenschüssen sein beflecktes Leben aushauchte. Noch einigen andern „Spitzels" ging es ebenso, aber dieses summarische Verfahren war doch etwas gar zu urwüchsig, und so decretirte denn die Junta, daß Jeder, der einen republikanischen Ruf ausstoßen würde, erschossen werden sollte.

Das erbitterte aber noch weit mehr, und die Junta sammt Miguel schickten Boten auf Boten an Espartero, er möge erscheinen. —

Dieser hörte von dem drohenden Zwiespalt, ordnete rasch einen Boten an seinen Freund Rivero ab, um ihn zu beschwören, die Errungenschaften nicht auf's Spiel zu setzen und sich der neuen Ordnung zu fügen.

Rivero trat mit seinen Collegen zu einer Berathung zusammen, um ihre Meinung zu hören. Er selbst sprach:

„Meinem Herzen thut es weh, das rothe Banner wieder einrollen zu müssen, aber im Namen des Vaterlandes glaub' ich, müssen wir uns heut daran genügen lassen, die Stärke des Volkswillens kennen gelernt zu haben."

José erwiderte: „Ich halte dafür, daß wir schmählich verrathen sind! Ich gehe in meine Heimath zurück und werde den Augenblick erlauern, wo wir, unbekümmert um Madrid, einst in Catalonien handeln können!" — Er verließ noch selbige Stunde die Residenz mit den Worten: „Wo eine Isabella herrscht, wird nie an wirkliche Freiheit zu denken sein!"

— —

Im königlichen Palast sah es traurig aus, denn man hatte einen Todten. Der Infant Fernando, ein Bruder des Königs, den man — wie die Leser bereits wissen — in Betten verpackt, nach dem Schlosse gerettet hatte, war unter dem gräßlichen Tumult des Aufruhrs am 22. Juli verschieden. Die Königin Christina hatte sich in Verkleidung nur unter großen Lebensgefahren aus dem Schlosse und aus Madrid retten können, und Königin Isabella seufzte ein- über das anderemal:

„Mein Gott, mein Gott! führe Espartero und O'Donnel bald nach Madrid, es sind meine Retter! Heilige Madonna, verlaß mich nicht und segne den wackeren Siegesherzog!"

Als endlich der greise San Miguel der Majestät die baldige Ankunft des Siegesherzogs meldete, drückte sie dem General die Hand und sprach:

„Nun, mein Lieber, nun werden wir wohl bald wieder Ruhe und Ordnung haben! O, ich will gern Espartero schalten und walten lassen, wie er will!" —*)

Sechstes Kapitel.

Der Einzug des Siegesherzogs in Madrid.

Nachdem die geängstigte Königin Isabella die Zusage von dem Siegesherzog Espartero erhalten, daß er, sobald die Organisirung der Armee des Centrums in Saragossa der Hauptsache nach vollendet sei, in der Residenz eintreffen werde, erließ sie auf den dringenden Rath des Evarista San Miguel und des Generals Yriarte einige Decrete, durch welche sie ihre Uebereinstimmung mit den Führern der Insurektion und den Wünschen der Volksmehrheit kundgab.

Schon am 26. Juli erschienen in den Journalen von Madrid Handschreiben Ihrer Majestät, welche die verbannten und abgesetzten Generale O'Donnel, Serrano, Ros de Olano, José Concha, Messina und Dulce in ihre Titel und Grade in den schmeichelhaftesten Ausdrücken wieder einsetzten und eine große Amnestie (Straflos-Erklärung) für Alle ankündigten, die sich an der Revolution und den vorhergegangenen Umtrieben betheiligt hatten.

Ausgenommen waren nur die Mitglieder des Ministeriums Sartorius, San Luis und dessen Werkzeuge. Welche Ironie der Geschichte! Welche Schwäche einer Königin! Leute, die ihr treu gedient, welche ihren kindischen Launen gefröhnt haben — opfert sie nun, um den siegreichen Rebellen die Hand zu bieten! —

Wie drängt sich die Menge in den Straßen von Madrid wieder, um die Proclamationen der „constitutionellen" Königin zu lesen, aber

*) Die Ereignisse sind nach den besten Quellen streng historisch geschildert.

noch erschallen nur vereinzelte „Viva Isabel!“ — weil das Mißtrauen noch immer die Köpfe beseelt und die republikanischen Elemente ihr Wesen treiben.

Wieder sind einige Tage unter Unruhe und Tumult, bangen Hoffnungen und Befürchtungen vergangen, der hellste Sonnenschein liegt auf dem festlich geschmückten Madrid. Von den Balkonen hängen kostbare Teppiche nieder und die Dächer und Fenster sind in Fahnenschmuck gehüllt, mit dem der freudige Wind tändelnd spielt.

Dichte Blumenguirlanden ziehen sich über die Hauptstraßen, so daß sie zu blumigen Bazars werden, in denen sich das jubelnde Volk von Madrid drängt. Die Barrikaden sind erst vor wenigen Tagen weggeräumt worden, und auf die grausigen Tage des Kampfes folgt ein liebliches Siegesfest.

Die Arbeiter aus den Fabriken, die Handwerker aus den Werkstätten, die noch vor Kurzem mit ihren pulvergeschwärzten Gesichtern finstern Dämonen der Rache glichen, haben ihre besten Kleider angelegt; zwar tragen sie noch ihre Büchsen, aber sie sind heut nicht bestimmt, das todbringende Blei zu entsenden, sie sind mit duftenden Blumen geschmückt, um als Zeugen des Sieges zu dienen.

Auf all' den Gesichtern, die noch vor Kurzem verzerrt waren von den Leidenschaften der Rache, des Zorns, der Kampfesgluth, liegt der helle spanische Sonnenschein, und scherzend und kokettirend drängen sich die stolzen Kastilianerinnen durch den Trubel; sie geben dem Siegesfest der Männer die nöthige Poesie, und gewiß verdienen sie den Antheil an der heutigen Feier, denn sie haben als echte Frauen, Mütter, Töchter, Schwestern und Bräute Theil genommen an dem Entscheidungskampfe.

Sie sind die Engel des Trostes, die Bringerinnen der Hilfe, die Genien der Begeisterung gewesen; sie haben dem im Kampfe Gefallenen die Augen zugedrückt, sie haben die ächzenden Blessirten mit der weichen, schonenden Hand der Liebe verbunden und gepflegt, sie haben den verschmachteten Streitern Brod und Wein zugereicht, unbekümmert um die Geschosse der Soldaten, die vor und neben ihnen einschlugen; sie haben den zaudernden Gatten, gleich Spartanerinnen, in den Kampf für die Sittlichkeit getrieben, den Jüngling geweiht; die Bräute haben dem Geliebten jede Liebkosung verweigert bis nach dem errungenen Siege; sollten sie nicht heut Theil nehmen, diese spanischen Frauen, ein leuchtendes Beispiel aller Frauen Europas?

Brausender Jubel, wie wenn eine Welle des Mittelmeeres sich langsam heranwälzte — verkündigt die Ankunft des Ersehnten. „Viva

Espartero! Es lebe der Siegesherzog!“ Dieser Ruf pflanzte sich fort von Gruppe zu Gruppe, von Balkon zu Balkon. Die Zünfte der Handwerker, die Kompagnien der Nationalgarde schwenken grüßend ihre Banner, die verschiedenen Musikcorps beginnen ihre Weisen zu spielen, und Jung und Alt drängt sich heran, um das Schauspiel zu genießen, um den Ersehnten im Kreise seiner Generale und Freunde einziehen zu sehen.

Aber nur langsam naht die Cavalcade, denn der schmale Weg, der den Einziehenden freigelassen werden soll, füllt sich immer wieder mit Menschen, und die Alguazils müssen eine Fülle von Beredsamkeit und liebenswürdigem Pflichteifer aufwenden, um Ordnung in die wogende Masse zu bringen.

Da reitet er selbst daher, der alte Held Don Baldomero Espartero, der Stellmacherssohn, zum zweiten Male der Retter Spaniens, zum zweiten Male der Sieges- und Friedensherzog. Im einfachen Bürgerrock repräsentirt er die republikanische Einfachheit in Wesen und Manieren. Mild ruht sein Auge auf der tobenden Menge, gleich als wollte er sagen: ich bin es gewöhnt, enthusiastisch begrüßt zu werden, ich kenne den guten Willen des Volkes, aber ich will nicht auf die Volksgunst rechnen, sie ist vergänglich wie Meeresschaum. —

Wir im kalten Norden haben keinen Begriff von südländischem Enthusiasmus, wir würden glauben, ein ganzes Volk wäre wahnsinnig geworden vor Freude; doch liegt dies eben im Blute des Spaniers Italieners und Franzosen, sich rückhaltlos, ohne Bedenken der augenblicklichen freudigen Stimmung, hinzugeben.

Das Volk von Madrid scheint nur Augen für ihn zu haben, für ihn, den allgeliebten Siegesherzog, und ein wahrer Regen von Blumensträußen und Kränzen strömt auf ihn nieder; er hat schon den rechten Arm voll von duftigen Gaben, die er aufgefangen hat, ein prächtiger Lorbeerkranz ziert seinen Hut, zarte Frauenhände haben ihn damit geschmückt. Leute aus allen Ständen und Berufsklassen drängen sich an ihn heran, um einen Händedruck von ihm zu erhaschen, um ihm die Hand, den Rock, den Arm zu küssen, um ihm ein begeistertes Wort zuzurufen.

Kaum gelingt es dem Glockengeläut von allen Thürmen, durch den Festjubel zu dringen, und die Weisen der Militär- und Bürger-Kapellen verklingen und verschwingen in dem Getöse.

Da gelangt der Herzog mit seinem Gefolge an die lange Front der Nationalgarden, wie sie auf den Barrikaden sich organisirt haben.

Einer der Offiziere, ein Schriftsteller, tritt salutirend hervor und ruft dem haltenden Herzog die kräftigen Worte zu:

„Hier stehen die Männer, welche in den glorreichen Tagen vom 17. bis 21. Juli die Bluttaufe der Freiheit empfangen haben, es sind Männer aus allen Ständen, sie repräsentiren die Losungsworte der Revolution: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! und verdienen es, die Leibgarde der Freiheit zu sein. Herzog! Retter Spaniens! Bleiben Sie dem Volke und seinen innersten Hoffnungen getreu und bauen Sie nie auf spanische Hofgunst und Bajonette, sondern auf das arbeitende und denkende Volk, das nur die Waffen ergreift, wenn das Vaterland in Noth ist!"

Brausender Jubel: „Viva la libertad! Viva l'igualdad! Viva la fraternidad! (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.) Viva Espartero!" flog die Reihen der geschmückten Freiheitskämpfer hinunter.

„Ich halte Wort!" rief laut der Herzog und reichte dem Offizier die Hand. Dank Euch allen, der Bürgername ist ein Ehrenname geworden!"

Auf das Gefolge des Herzogs concentrirte sich nun mehr die schaulustige Neugierde, und auch sie bekamen ihr Theil von dem Jubel, denn das Volk von Madrid hatte mit den blutigen Kampfnächten auch allen Groll vergessen und kannte heut nur die Freude.

Da kam dicht hinter dem Herzog der tapfere General O'Donnel, Graf von Lucena, der durch seinen meisterhaften Rückzug nach Andalusien die Kräfte der Insurgenten zu einer bedeutenden, schlagfertigen Armee vereinigt und durch seine geschickten Manöver Madrid von den Regierungstruppen entblößt hatte.

Gewiß, der Sieger von Vicalvaro und von der Venta del Espirito Santo, der Stratege der Mancha und der Triumphator von Martos, wo Blasers Regierungsarmee elendiglich in Trümmer ging, verdiente den tausendstimmigen begeisterten Ruf der Menge, er war der Kränze würdig, die ihm massenweise zuflogen, denn er hatte sich nicht gescheut, nach einem Leben der ehrgeizigen Parteigängerschaft für Christina, auch einmal seinen Degen der Freiheit zu weihen.

Das spanische Volk hat Sinn für kriegerischen Ruhm und hält niemals mit seinem ausgiebigsten Lob zurück, wo einer seiner Generale den spanischen Namen zu Ehren gebracht hat.

Es folgen alle die gerühmten aufständischen Generale, die das Verdienst hatten, zuerst das gefährliche Spiel gewagt zu haben, ohne sichere Aussicht auf den Sieg: Dulce, Shelley, Ros de Olano,

Messina, José Concha, Ivica, Armero, und neben ihnen der edle Evarista San Miguel, der in den blutigen Tagen von Madrid trotz seines Alters die weiseste Umsicht gezeigt hat, der tapfere Yriarte und der feurige Aguirre, die Feldherrn des Volksaufstandes der Residenz.

Es folgen die übrigen Mitglieder der Junta von Madrid, die Ordnung in den Wirrwar gebracht haben; die der Junta von Saragossa, die treu sich um Espartero geschaart, als er von Logronno nach der aragonesischen Hauptstadt gekommen; und hinter ihnen rücken die unabsehbaren Infanterie-Bataillone, die Schwadronen, geführt von Garrigo, die prasselnden Batterien ein, die dem vermodernden Regierungssystem aus ihren geschwärzten Rohren das Grablied gebrummt haben.

Fröhlich wirbeln die Trommeln und grüßen die Hörner; begeisterter Jubel braust den Soldaten der Armee aus den Reihen der Volkskämpfer entgegen. Die Reihen lösen sich im allgemeinen Freudenwirrwar auf, die Losung: libertad, igualdad, fraternidad erfüllt heut Alle vom Höchsten bis zum Niedrigsten. —

Die Königin Isabella befand sich umgeben von ihrem ganzen Hofe — nur Königin-Mutter Maria Christina und ihr Gemahl, der Herzog von Rianzares, fehlten begreiflicherweise — im Thronsaale des königlichen Palastes, um den Siegesherzog an der Spitze der siegreichen Generale zu empfangen. Sie hatte ihren besten Schmuck angelegt, ein schweres Seidenkleid ließ ihre ohnedies etwas korpulente Gestalt noch imposanter erscheinen.

Das wiedergekehrte Vertrauen gab der jungen Frau eine ächt königliche Haltung, waren es ja alte Freunde, die sie erwartete, und wußte sie doch, daß sie von dem wackern, ehrlichen Espartero ein unbedingtes Hingeben für ihre Sache erwarten durfte. Es strahlte daher aus den Augen der Königin eine sonnige Zuversicht, und der Festjubel der Madrider Bevölkerung schien auch auf sie erheiternd zurückzuwirken.

Anders war es bei ihren königlichen Anverwandten, die recht düster und verzweifelnd dreinschauten, gleich als käme in der Person Espartero's der böse Feind eingezogen. Woher kam das wohl?

Nun, die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses der spanischen Bourbonen standen weit mehr unter dem Einfluß der Geistlichkeit, ihre Richtung war von Anbeginn eine bigotte; sie hatten fast niemals Gelegenheit gehabt, mit freisinnigen Ministern und Generalen in direkte Berührung zu kommen und gaben sich auch keine Mühe, das Versäumte nachzuholen.

Königin Isabella dagegen hatte von frühester Jugend an jene Leute kennen und achten gelernt, sie war vielleicht bis zu dem Punkte unserer Erzählung noch ein einfaches Kind, ohne Vorurtheile; und wären nicht ihre beweinenswerthen aus einer tiefen Verwahrlosung entsprungenen Charakterschwächen gewesen, niemals hätte die Reaktion oder das Pfaffenthum an ihrem Hofe Fuß fassen können.

Isabella war ohne wirkliche Sympathien für die geistliche und reaktionäre Richtung, und, was noch mehr sagen will, ohne gegründete Antipathien gegen die Sache der Liberalen. Sie hatte bisher immer nur unter dem Einflusse Anderer gehandelt, wenn sie den freisinnigen Wünschen ihres Volkes entgegen getreten war. Darum erwartete sie mit lächelnder Ruhe und einer gewissen freudigen Neugierde das Eintreffen der aufständischen Generale und sie gab diese ihre Empfindung durch die Aeußerung zu ihrer Hofdame kund:

„Ich bin doch wirklich gespannt, wie sich der gute, alte Herzog von Vittoria zu seiner jungen Königin benehmen wird. Du kannst wirklich glauben, ich habe eine wahre Sehnsucht nach ihm; er wird Alles wieder in Ordnung bringen!"

„Aber Ihre Majestät Königin Christina — daß sie so heimlich das Land verlassen mußte!" klagte leise die Angeredete.

Die Königin Isabella zuckte die Achseln und meinte nur:

„Warum hat sie sich auch zu sehr in die Regierungs-Angelegenheiten gemischt. Ich glaube, sie könnte mich um den Thron bringen; das Herrschen und Intriguiren scheint ihre liebste Arbeit zu sein — ach, ich habe es vergebens versucht, in ihr die Mutter zu entdecken!"

Ein Palast-Offizier meldete, daß der Zug der Generale mit dem Siegesherzog im Palaste eingetroffen sei. Das brausende Jubelgeschrei des Volkes, das bis in den Thronsaal drang, bestätigte die Meldung des Offiziers zur Genüge.

Nicht lange, so thaten sich die Flügelthüren des Saales auf und unter Vorantritt des Hofmarschalls und des Palast-Gouverneurs trat der Siegesherzog Espartero gefolgt von den Generalen O'Donnel, Dulce, Serrano, Messina, Shelley, San Miguel, Yriarte, Aguirre, Ivica, Ros de Olano, Zabala, Garrigo und Anderen im Saale ein; sie stellten sich in einer glänzenden Reihe auf.

Durch die Reihen der Hofleute und der Prinzen und Prinzessinnen flog eine Art von Frösteln, und auch König Don Francisco, der heut merkwürdig bleich aussah, war sehr niedergeschlagen, als Don Baldomero Espartero chevaleresk trotz seines Alters an die Majestät herantrat, den herkömmlichen Handkuß leistete und kurz sprach:

„Ew. Majestät haben mir die Ehre erwiesen, mich an die Spitze der Regierungs-Geschäfte zu berufen und mir die Bildung eines Ministerrathes zu übertragen. Ich bin erschienen, um meiner Königin den Degen des Patrioten zu Füßen zu legen und meine Dienste der verfassungsmäßigen Freiheit und Ordnung Spaniens zu weihen."

Er wies auf die mit ihm erschienenen Generale und fuhr fort:

„Ich habe diese meine Freunde mitgebracht, um Ew. Majestät dadurch den klaren Beweis zu liefern, daß ich das Vertrauen dieser wackern Männer besitze, und um Ew. Majestät die Versicherung zu geben, daß sie Alle entschlossen sind, der constitutionellen Königin zum Segen des spanischen Vaterlandes zu dienen!"

Die Königin ergriff mit einer zugleich liebenswürdigen und imposanten Gebehrde, welche das tiefe Vertrauen ihres Herzens verrieth, die Hand des Siegesherzogs und erwiederte:

„Werfen wir den Schleier über das Vergangene, mein Freund! Eine Königin kann irren, denn sie ist ein Weib und nur zu oft hat mir ein Mann gefehlt, auf den ich mich hätte ohne Mißtrauen verlassen können." — —

König Don Francisco sah bei diesen Worten sehr verlegen drein, — — die Königin fuhr fort:

„Ich preise die dunkeln Wege der Vorsehung, die Euch, mein lieber Herzog, wieder nach so vielen Jahren an meinen Hof, in meinen Rath führen. Nehmt auf Eure Schultern die Geschicke Spaniens, ich habe Vertrauen zu Euch und Euren Freunden.

„O glaubt es mir," sie wandte sich nun auch an die Uebrigen, „ich habe stets den guten Willen gehabt, mein Spanien zu beglücken; ich habe Gott und den Heiland, die heilige Madonna und die Schutzpatrone unseres Vaterlandes angefleht, sie möchten mir wie König Salomon Weisheit geben, damit ich die rechten Maßregeln und die besten Personen zu ihrer Ausführung wählen möchte.

„Ich will nicht eine despotische Herrscherin sein, ich will nicht dem Volke meinen Willen aufzwingen; aber leider, ich bin oft gezwungen worden, das Gegentheil von Dem zu thun, was ich eigentlich wollte; und nun, da Ihr" — sie wendete sich wieder an den Herzog — „durch eine wunderbare Verkettung der Umstände wieder an meinem Hof erscheint, muß ich der Zeiten denken, wo Ihr Spanien für mich regiert habt. Daß man Euch vertrieben hat — verzeihet — einem Kinde, ich hatte damals noch keinen Willen!"

Der Herzog gab zurück: „Ich danke Ew. Majestät für das

Vertrauen, das Sie in mich setzen, ich werde es, soweit meine Kraft reicht und soweit mich meine Freunde stützen werden, zu rechtfertigen suchen!"

Er stellte nun der Reihe nach die Generale und übrigen Männer seiner Begleitung der Königin vor, die an jeden von ihnen einige freundliche, von Herzen kommende Worte richtete und jedem die Hand zum Kusse reichte. An General O'Donnel herantretend sprach die Königin:

„Da Ihr der Degen des Herzogs seid, mein bester Graf, und Eure kühnen Märsche mir zu Ohren gekommen sind, und Ihr zugleich der Freund meines neuen Premiers seid, so darf ich Euch wohl das Schicksal der spanischen Armee anvertrauen. Ich begrüße Euch als Kriegsminister und Marschall!"

Der General sprach seinen Dank aus. Die Königin wandte sich dann an den greisen Evarista San Miguel, und ihre Stimme zitterte vor Rührung:

„Ihr, edler Greis, habt mit kühnster Aufopferung in den bösen Tagen meinen Thron aufrecht erhalten, obgleich Ihr meinem Ministerium grolltet und in den Reihen seiner Feinde standet. Ich danke Euch, Marschall von Spanien!"

„Majestät," entgegnete Miguel, „ich habe nur meine Pflicht als spanischer Patriot gethan, als ich zu Gunsten der constitutionellen Königin gegen das absolutistische Ministerium zum Rebellen ward!"

Der Herzog machte nun der Königin begreiflich, daß sie mit ihm auf dem Balkon erscheinen und sich dem Volke zeigen müsse. Es geschah.

Als das gespannt unten harrende Volk die Majestät am Arm des Siegesherzogs auf dem Balkon sah, brach ein Jubel los, als müsse er hinauf bis zu den Wolken dringen, die wie weiße Siegesbanner über den Himmel zogen, der sich sonnig lächelnd über Madrid breitete. Die Trommeln wirbelten, die Musikcorps spielten, die Fahnen wurden geschwenkt und die Rufe: Viva Isabel! Viva la constitucion! Viva la libertad! Viva el duque de Vittoria!" wollten gar kein Ende nehmen.

Der Tag verging — es war der 29. Juli — unter glänzenden Festlichkeiten am Hofe sowohl als in der Residenz, und bis spät hinein in die Nacht dauerte der Jubel auf den glänzend illuminirten Straßen fort.

Das war der Anfang einer neuen, leider nur kurzen Aera der verfassungsmäßigen Regierung. Es war ein vorzeitiger Lenz, auf den bald ein wetterwendischer Februar und ein neuer Winter folgte.

Siebentes Kapitel.

Der Maskenball im Schlosse zu Madrid.

Zwei Jahre sind seit den stürmischen Tagen und Nächten des Vicalvaristen-Aufstandes in's Land gegangen, und Alles ist gekommen, wie es die mißgestimmten Freunde der Republik vorausgesehen haben.

Nur wenige Monate war es dem ehrlichen Siegesherzog Espartero gelungen, die Königin Isabella in der verfassungsmäßigen Bahn zu erhalten, liberale Reformen und Veränderungen im Lande anzubahnen und den Einfluß der Geistlichkeit und der vielen Höflinge aufzuheben, oder wenigstens bedeutend abzuschwächen.

Die beiden intimen Freundinnen der Königin: die Gräfin Villaflor und die Herzogin Carlotta de Minas ließen sich nicht gut vom Hofe verbannen, weil dies ein Eingriff in die Häuslichkeit der Majestät gewesen wäre.

Die genannten Hofdamen aber bildeten unglücklicherweise die Mittelspersonen zwischen der Königin Isabella und den Patres und Kirchenfürsten, die alle Mittel anwendeten, um wieder zu ihrem alten Einfluß zu gelangen. Wir nennen von letzteren ganz besonders den, den Lesern bereits bekannten Monsignore Thomas Iglesias, Patriarch von Indien und Generalvicar der Armee und Flotte, den Cardinal Miguel Garcia y Cuesta, Erzbischof von Santiago, den Erzbischof Cyrill de la Alameda y Brêa von Toledo und den Domherrn Fernandez de la Puente aus Burgos.

Der schlaue Diplomat Sennor Mon vermittelte den Verkehr zwischen der Königin und ihrer in Frankreich weilenden Mama (Königin Maria Christina), die denn auch Alles that, um den alten verderblichen Einfluß auf ihre Tochter auszuüben. Ja, selbst von Pater Claret aus Santiago de Cuba erhielt die Königin Briefe, welche durch den Infanten Don Francisco de Paula und andere prinzliche Boten besorgt wurden.

So hatte sich denn, ehe es sich der Siegesherzog versah, eine Camarilla (d. h. eine Kammerherrn-, Beichtväter- und Boudoir-Regierung) eingenistet, die wie eine böse, heimliche Macht an der Autorität des Minister-Präsidenten grub und nagte, um sie zu Falle zu bringen.

Die Königin Isabella hörte die Vorschläge und Vorträge Espartero's nur mit halbem Gehör, und so veränderlich sie in ihren Herzensneigungen war, so wetterwendisch zeigte sie sich auch in ihren politischen Neigungen, in dem Vertrauen zu ihren öffentlichen Rathgebern.

Der Siegesherzog war endlich nicht streng und consequent genug gegenüber den eben geschilderten bösen Einflüssen; er war zu delicat und feinfühlig, um mit ehernem Besen unter den Hofdamen, Cavalieren und schleichenden Kutten aufzuräumen.

Wir haben bereits bei Gelegenheit des Aufstandes angedeutet, daß man sich im denkenden Volke über die Freundschaft Espartero's mit O'Donnel wunderte und zu letzterem kein Vertrauen zeigte. Man hatte sich nicht getäuscht: denn die Herren von der liberalen Union hatten die Progressisten (Fortschrittsleute) nur benützt, um das Ruder des Staates in die Hände zu bekommen. Das gute Einvernehmen zwischen dem Minister-Präsidenten Espartero und dem Kriegsminister O'Donnel war von sehr kurzer Dauer.

Erst gab sich ein gewisser Zwiespalt in den Maßregeln Beider kund, eine mangelnde Einheit im System, dann steckte schon O'Donnel den Kopf zusammen mit den Dämchen und Cavalieren vom Hofe, mit den einflußreichen Kirchenfürsten, endlich mit verschiedenen Personen, die der Sturm von 1854 verscheucht hatte; und binnen Kurzem standen die übrigen Minister ausschließlich unter dem Einflusse O'Donnels, während Espartero sich vereinzelt, beargwohnt, bespottet und vernachlässigt fand.

Er fühlte, sah und hörte das Alles zu spät. Die aufrichtigen Freunde der verfassungsmäßigen Monarchie und ihr Führer Espartero hatten ihre Schuldigkeit gethan — sie konnten gehen. Sollten sie von Neuem an das Volk appelliren? Es war mißtrauisch geworden und wäre nicht zum zweitenmale für das constitutionelle Königthum in's Feuer gegangen. Was blieb dem zum zweitenmal mit Undank belohnten Siegesherzog übrig?

Er reichte nothgedrungen seine Entlassung ein und sein bisheriger Freund und College, der General O'Donnel, Graf von Lucena, trat an die Spitze der Regierung. Er verstand

es besser als sein Vorgänger, sich mit den intriguanten Schönen, die von ihren Beichtvätern gelenkt nnd soufflirt wurden, mit den hohlköpfigen Cavalieren, den arglistigen Pfaffen, den zahlreichen bigotten Prinzen und Prinzessinnen des königlichen spanischen Hauses zu stellen.

Die lichtscheue Partei, die der Barrikadenkampf vom Juli 1854 eingeschüchtert und verscheucht hatte, machte sich anno 56, als der Pulvergeruch sich längst verzogen und dem Parfüm der Salons gewichen war, wieder recht breit am Hofe, und die schwache, gutmüthige Königin Isabella war wieder nur das Werkzeug derer, die ihr am besten zu schmeicheln und sie zu beeinflussen verstanden.

Don Sallustiano Olózaga, den Espartero als spanischen Gesandten an den Pariser Hof geschickt hatte, war wohl nach Madrid zurückgekehrt, um in den Kammern durch seine gewaltige Beredsamkeit seinen Freund zu stützen, aber es war vergeblich gewesen. Er befand sich wiederum als Verbannter in Paris und sprach es nun als seine innerste Ueberzeugung aus:

„Spanien kann nicht eher ruhig und glücklich werden, bis es die Bourbonen vertrieben hat.

Allein dieses „geflügelte Wort“ drang wohl nicht zu den Ohren der leichtblütigen Königin Isabella; jeder Tag trug bei ihr die Signatur des Vergnügens und so kann es uns nicht wundern, wenn sie an einem reizenden Morgen des spanischen Lenzes, der mit dem Carneval zusammentrifft, ihrer intimen Freundin, der Herzogin Carlotta de Minas zuruft:

„Herzogin, wie amüsiren wir uns heut?“

Die vielgewandte und schlaue Herzogin, die sich auf die unmerkliche Bevormundung trefflich versteht, entgegnete:

„Majestät! Der Himmel lächelt und auf der Erde ist Carneval! Der leise Morgenwind erzählt Ihnen von den künftigen Träumen der verliebten Rosen. Wollen wir die schönen Tage des Faschings vertrauern?“

„Carlotta,“ giebt die Königin spottend zurück, und ziemlich gelangweilt sinkt sie wieder auf das Canapee zurück, von dem sie sich eben erhoben hat, „Deine Poesie kommt mir wie abgestandene Limonade vor, der Himmel ist alle Tage blau — das ist langweilig, und die leisen Morgenwinde können höchstens eine Erkältung eintragen. Erfinde, Carlotta, erfinde etwas, was wir noch nicht genossen haben!“

Die Herzogin ergreift statt aller Antwort eine Mandoline, die auf einem Nippestischchen liegt, als hätte sie eben Jemand gebraucht;

tritt in theatralischer Haltung vor die nachlässig auf dem Divan ruhende junge Königin und beginnt:

„Ehe ich Red' und Antwort stehen kann, erlaubt mir meine gnädige Königin gewiß, erst die Geisterchen zu wecken und zu fragen, die in diesem musikalischen Gefängniß gebannt sind; darf ich?"

Wortlos nickt die Königin; ein Lächeln, das noch der Erinnerung an einen üppigen Traum anzugehören scheint, schwebt über die Lippen der Fürstin, und setzt sich als leiser Schauer fort, der durch die verführerisch hingegossene Gestalt zittert und mehr als Worte sagt, was der Königin zur Vertreibung der Langeweile nöthig wäre. —

Die Herzogin de Minas greift in die Saiten der Mandoline und singt mit einer hinreißenden Alt-Stimme:

„Aus dem Wald bin ich gekommen,
Wo die Nacht, die dunkle, wohnt,
Um den hellen Tag zu sehen,
Der im Sonnenlichte thront.

Doch zurück zu meinen Schatten
Scheuchet mich der blasse Tag,
Nur im dunkeln Arm der Nächte
Feurig wird der Herzen Schlag.

Larven seh' ich sonder Anmuth:
Ich ersehne Maskenlust,
Daß im fürstlichen Vergnügen
Hebe sich die müde Brust!"

Die Herzogin schwieg und die Königin hatte verstanden. „Bravo, Bravissino!" rief sie, „Du hast recht, wir haben den Carneval noch nicht recht genießen können, einen recht glänzenden Maskenball mußt Du arrangiren, aber — — nun errathst Du, was ich will?" unterbrach sich selbst die Majestät und ihre von den seidenen Wimpern lieblich verschleierten Augen verriethen, daß die Königin ihre heißen Träume zu verwirklichen trachtete; das leise Beben durch den nachlässig auf dem Divan ruhenden Körper übersetzte die Gedanken in Gefühle und verrieth der listigen Herzogin so Manches.

„Meine Königin soll in mir keine ungeschickte Aktrice finden," entgegnete Carlotta, „ich glaube, der Reiz des Ganzen für Ew. Majestät müßte sich wesentlich erhöhen, wenn Sie am Abend des Maskenballs ein Unwohlsein simuliren, also Ihr Erscheinen absagen und dann dennoch als Maske sich in den sinnbethörenden Strudel stürzen. Es ist gewagt, aber reizvoll!"

„Gewiß!" erwiderte vergnügt die Königin, „Du hast errathen,

was ich will. Herrlich, herrlich muß das sein, Carlotta! Denk nur an die vielen Verwechslungen! Niemand soll in mir die Königin errathen, aber — Carlotta, sorge dafür, daß mir die Masken der Männer bekannt werden; ich muß doch wissen, mit wem ich zu thun habe. Uebermorgen soll es sein, das Fest! Carlotta, sorge dafür, daß es etwas ganz Außerordentliches wird! Liebe, theure Carlotta, Du bist mir unentbehrlich, unter Deiner Aufsicht soll das Fest eine glänzende Oase in der Wüste meiner Langeweile sein!" — — — —

Einer der größten Säle des Königsschlosses von Madrid war in einen Garten des glühenden Südens umgewandelt. In den ungeheuren Trumeaux an den Wänden entlang spiegelten sich die Palmen des heißen Afrika's, die Schlingpflanzen Brasiliens und die großblütigen Prachtgewächse der Tropen wieder; riesige Blattpflanzen verhüllten die schlanken Stämme der Palmen und honigduftenden Tannen; dunkelgrüne Taxushecken boten anmuthige Verstecke dar, und über all' die Pracht war ein Meer von Licht ergossen, das den prächtigen, vielarmigen, glänzenden Kronleuchtern von Bergkrystall entströmte und sich in dem durchsichtigen Gestein in den lieblichsten Farben des Regenbogens brach.

Von den Tribünen herab und um die hohen Spiegel winkten die Farben Castiliens, Aragons, Leons und Navarra's; schwere Teppiche, kostbare Gobelins von alt-französischer Arbeit schmückten die Wände und gaben für die südliche, lebhafte Farbenpracht den lieblichen Hintergrund ab.

Das Orchester war in einem niedlichen Tempelchen nach griechischer Art untergebracht, und die herrliche Akustik desselben trug dazu bei, den Zauber der Melodien zu erhöhen.

Gegenüber diesem genial improvisirten Bauwerk erhob sich der Thron, überwölbt von einem leicht geschwungenen Baldachin, der nach arabischem Vorbild in eine Kuppel auslief. Der Sockel derselben erschien drapirt mit reizenden Teppichen, auf denen man phantastisch verschlungene Pflanzen- und räthselhafte Thierformen entdecken konnte, die in geschickter Weise darauf gestickt waren.

Nach unten trug der Thron den Charakter eines gläsernen Schmuckkästchens, innen erleuchtet von bunten Lampions, die frei in einem Gewirr von Blumen und Schlinggewächsen hingen, und über den mit weißem, rothem und grünem Sammet ausgeschlagenen Raum ein gedämpftes, verführerisches Licht ergossen.

Niedliche Sessel von Ebenholz mit prunkender Vergoldung, ein schwellender Divan und ein elfenbeinernes Nippestischchen bildeten das Meublement des reizend ausgestatteten Raumes.

Allein noch fehlte die Beneidenswerthe, für die all' diese Pracht bestimmt war, noch fehlte Königin Isabella. — — — — —

Die Majestät hatte vor wenigen Stunden den gemessenen Befehl ertheilt, der Maskenball möge zur bestimmten Zeit des Abends seinen Anfang nehmen, ohne Rücksicht darauf, wann sie erscheine. Diese Weisung wirkte höchst günstig auf die bunte, verkleidete Gesellschaft, und in zwangloser Lust wirbelte das maskirte Völkchen der hoffähigen Personen durcheinander.

Die Maskeraden sind ein schönes Erbtheil des Mittelalters und werden niemals ihre Bedeutung verlieren, so lange unter der europäischen Menschheit der Drang besteht, sich einmal der herkömmlichen gesellschaftlichen Fesseln, der Standesrücksichten zu entäußern, und unter einer erborgten Hülle entweder eine andere Person, einen andern Stand darzustellen, oder unter dem Schutz der Maske sich in freiem, ungezwungenem Humor zu fühlen; hier frisch vom Herzen zu sprechen, dort sich eine Satyre zu erlauben und anderswo einen harmlosen Scherz an den Mann oder an die Frau zu bringen.

Wie wohl mußte es also der spanischen Hofgesellschaft thun, wenn sie, ledig alles Zwanges, den ihr die Etikette des Madrider Hofes auferlegte, sich einmal nach innerstem Behagen bewegen konnte. Man fürchtete das strenge Auge der Königin nicht, das kann sich der Leser wohl denken; denn die Majestät war fern von jeder Prüderie und liebte den heiteren, ungezwungenen Lebensgenuß mehr als zu sehr, und gönnte ihn auch ihrer Umgebung, aber es gab andere Augen, die über die Sitte und Etikette des Hofes wachten, und diese sollten am heutigen Abende stark hintergangen und getäuscht werden. — — — — —

Eine beleibte Türkin rauscht durch den Saal, und ein Schwarm von leichtgeschürzten Griechen-Mädchen tanzt graziös um die verschleierte Dame des Propheten und richtet recht zudringliche Fragen an sie. Ein Mönch kommt der Türkin entgegen und fragt im tiefen Baß, ob er ein Unterkommen finden könne in Mahomeds Paradies, worauf ihn die gesprächige Morgenländerin einladet, er solle sie begleiten und ihr seine Rechtgläubigkeit nachweisen.

Keine Maske erkennt die andere. Pierrots, Harlequins, Matrosen, Ritter, Bajaderen, Mönche, Indianer, einfache, aber geheimnißvolle Dominos, Engländer mit langen Backenbärten, mythologische Gestalten, Bacchantinnen u. s. w. ziehen in tollem Wirrwar an den Blicken vorüber, während die lieblichen Weisen sich wie ein Klangmeer über die lachende, spottende, hüpfende Gesellschaft ausbreiten, und Alles wie ein berückendes, glänzendes, farbenprächtiges Märchen erscheint.



General Pierrad, Republikaner.

Alle scheinen wie verzaubert, nur Eine durchschaut allen Zauber und blickt hinter jede Maske, ohne freilich in lächelnder Anmuth sich zu verrathen: Herzogin Carlotta de Minas. Wir kennen ihre Maske,

wollen sie aber vorläufig nicht verrathen. Genug, sie schwebt und tänzelt voll stolzer, triumphirender Freude durch den Saal; und wenn ein Grieche oder Araber, ein Ritter oder Harlequin an ihr vorüberstreift, oder der hübschen Maske ein übermüthiges Wort zuruft, so sagt sie zu sich selbst: Fühlt Euch nur sicher in Euren erborgten Gestalten und Maskenhüllen, ich sehe dennoch durch Euere Flitter und Domino's und kenne Eure wahren Gesichter.

„Die Königin ist plötzlich unwohl geworden, sie kann nicht auf dem Ball erscheinen, aber sie will nicht, daß die Freude der Masken dadurch gestört werde.“ Diese Kunde, die von der Oberhofmeisterin kommt, fliegt durch den Saal und unterbricht momentan die Schelmereien und Galanterien, die brausende Lust und den melodischen Tumult; doch nur auf kurze Zeit. Man tröstet sich bald über das Wegbleiben der Majestät und huldigt wieder dem Gott Carneval im zwanglosesten, freudigsten Uebermuth.

Ein schlanker Grieche mit dem hellenischen Barret und einer schwarzen Maske vor dem Gesicht durchstreift eifrig den Saal, und fliegt bald mit diesem, bald mit jenem Schmetterling aus dem holden Damenkreise nach dem Takte der Musik durch die Räume, um sich stets rasch loszureißen und einer andern Frauen-Maske nachzujagen. Er scheint die Lust des Carnevals mit genialer Ungewungenheit genießen, den Becher üppiger Freude mit chevalereskem Humor ausleeren zu wollen ohne peinliche Rücksicht, ohne Neugierde.

Nun hält er plötzlich inne, lehnt sich an eine der schlanken Säulen, die den Saal stützen und schaut nachdenklichen Blickes in das Maskengedränge, das märchenhaft vor seinen Blicken vorüberwirbelt.

„Schickt sich das, Du verliebter Sohn Griechenlands, so trüb' und melancholisch dreinzuschauen, während Dir das Glück auf der Ferse ist?“ flüstert eine liebliche, graziöse Maske, die eine Nymphe vorstellt, dem Träumer in's Ohr.

„Wenn Du das Glück bist, schöne Maske,“ antwortet schnell gefaßt der Grieche, „so muß ich Dir nur den Vorwurf machen, daß Du mich lange genug vernachlässigt hast.“

„Nun gut, folge mir, wenn Du Augen, Ohren und Geschick hast, so wird Dir das Glück günstig sein!“ begann wieder die Nymphe, deren langes, blondes Haar von einem Silber-Stirnbande festgehalten wurde, während ein meergrünes Gewand die schlanke Taille umschloß, und durch die Gesichts-Maske ein paar theils begehrlich, theils ironisch glänzende Augen schauten.

Der Grieche zuckte zusammen: „Du kennst mich, Nymphe? — Wär' es möglich? Bist Du es vielleicht, Berengaria?" Er ergriff leidenschaftlich die Hand der Glücksgöttin und küßte sie.

„Ha, ha," lachte die Nymphe; „so war es nicht gemeint, Maske, Du bist ein ganz gewöhnlicher Schäfer, wahre das Incognito Deiner Dame besser; geh, Unvorsichtiger, und denke nach, lerne Griechisch!" Die Nymphe klopfte ihn auf die Schulter und flog davon. Kaum war sie im Gedränge verschwunden, so stand die schon erwähnte Türkin an der Seite des Griechen und raunte ihm mit zitternder Stimme zu:

„Grieche, was die leichtfüßige Nymphe zu Dir sprach, ist Trug. Komm, Du sollst mich errathen, Du kannst es, auch verschleierte Morgenländerinnen können gnädig sein. Ich will Dich erhören, aber sei gelehrig."

Die Stimme der Türkin kam dem Griechen bekannt vor, sollte es Berengaria sein, die Gräfin Villaflor, die er längst mit leidenschaftlichen Blicken gesucht hatte? — Er folgte; als aber das Pärchen an einem einsamen Platze inmitten der tropischen Pflanzenpracht angelangt war, schien die Türkin sich daran zu erinnern, daß es noch nicht gerathen sei, der Demaskirung vorzugreifen.

Sie entfloh daher, nachdem der leidenschaftliche Grieche auf ihre blühenden Wangen kühn einen Kuß gehaucht hatte, seiner Aufregung, und verlor sich im Getümmel der Tanzenden, um erst den Becher der Maskenfreude zu schlürfen, bevor der Champagner der Leidenschaft an die Reihe käme.

Es ist, wie der maskirte Offizier richtig und unschwer errathen hat, die Gräfin Berengaria de Villaflor, die er liebt, die aber stets Entgegenkommen mit Sprödigkeit abwechseln ließ, und dadurch den verliebten Ritter schon oft zur Verzweiflung gebracht hatte. Trieb sie heut dasselbe Spiel mit ihm?

Als er noch darüber in melancholisches Nachsinnen versunken war, erschienen zwei weibliche Masken an seiner Seite: die eine, die Nymphe, die bereits mit ihm zusammengetroffen war, und die andere, eine imposante Phantasie-Maske in feuerrothem Gewande mit einem Diadem auf dem Haupte.

„Schöner Grieche," begann schmeichelnd die Nymphe, „als Sohn des lieblichen Hellas wirst Du Dich gewiß auf Orakel verstehen. Ich, das Glück, bringe Dir hier meine Freundin. Wenn Du mit der Seele siehst und mit dem Herzen hörst, wirst Du ein großer Mann werden; Grieche! Die Kaserne ist für Dich zu klein und Dein Herz zu groß für die süße Berengaria."

Mit diesen Worten entwischte leicht wie der Wind das „Glück", und nur die Feuergöttin mit dem funkelnden Diadem blieb an der Seite des Griechen sitzen und betrachtete ihn schweigsam.

Der Grieche war schon ganz wirr beworden von all' dem neckend' Geheimnißvollen, das um ihn her vorging. Man schien eine Art Verschwörung gebildet zu haben, ihn zu äffen.

„Schöne Maske," begann er endlich, „komm, fliege mit mir durch das Gedränge der Narren von heut, und ich werde die mimische Sprache Deiner Reize verstehen lernen; aber ich sage es Dir ganz aufrichtig, Du hast mit einem Verliebten zu thun, der eine große Dosis Narrheit braucht, um vernünftig zu werden!"

„Komm, ich will Deine Orakelgeschicklichkeit erproben," erwiederte die Feuer-Maske. „Ich trage die Abzeichen meines Charakters; was ich bin, bin ich ganz — darum sei recht Narr, Grieche, ich bitte Dich, um morgen sehr weise sein zu können. Wer kein Geschick hat, darf mit dem Feuer nicht umgehen."

Sie ergriff ihn bei der Hand und zog ihn in das Gedränge der Tanzenden. Die Feuermaske war erst vor kurzer Zeit im Saale erschienen, und die Blicke Aller richteten sich daher gespannt auf sie, um das interessante Carneval-Geheimniß zu durchdringen.

Die Feuer-Maske mit dem funkelnden Diadem, vergleichbar einer Göttin aus Pluto's unterirdischem Reiche, flog im Arm des schönen, hochgewachsenen Griechen durch den glänzend erleuchteten Saal. Immer toller und toller wurde das Getümmel der tanzenden Masken und es schien, als verwandle sich die stolze rothe Donna in den belebenden Armen des schlanken Cavaliers zu einer freuderasenden Bacchantin.

Hörbar klopfte das Herz der Dame, hochauf wallte der unvergleichliche Busen, und wie ein feines Fluidum der Begeisterung ging die Erregung der Tänzerin auf den Tänzer über. Die bestrickenden Weisen der Musiker, die einen alten, spanischen Nationaltanz aufspielten, der dem feurigen Xeres gleicht, verklärten immer mehr das Aufschäumen der Leidenschaft zum holden melodischen Reiz.

Fest schaute der Grieche in die Augen seiner Tänzerin, die durch die Maske in mehr als Carnevalslust glühten, eifrig suchte er ihre Sprache zu ergründen, zu verstehen, — und gewiß, er verstand sie: fast unbewußt preßte er die Hand der majestätischen Donna, und innig und verständnißvoll ward der Druck erwiedert. Wer war sie, die den Namen Berengaria in seiner Seele auszulöschen drohte?

Wer war sie, deren fliegender, heißer Athem, deren Augen, deren Worte, deren Händedruck ihn so überraschend schnell über die Sprödig-

keit der Gräfin Villaflor zu trösten im Stande waren? Die Demaskirung nach Mitternacht erst konnte ihm, dem vor Neugierde und Lust glühenden Offizier das Räthsel lösen, aber noch eine Stunde war zu verleben, für ihn eine Ewigkeit, eine Marter!

Das auserwählte Paar tanzte und tanzte; längst war das versammelte Maskenvölkchen neugierig geworden, wer wohl die unvermuthet eingetretene Donna im rothen Kleide mit dem kostbaren Diadem sein könne. Man hatte allgemein den Tanz eingestellt, und nur das genannte Paar noch setzte das bacchantische Vergnügen fort, unbekümmert um die Uebrigen. Ein verdächtiges Flüstern lief durch die Reihen.

„Das ist die Königin! — Wer anders soll es sein!“ zischelte eins dem andern zu.

Vom andern Ende des Saales tönte ein Schrei; die Gräfin Berengaria de Villaflor war ohnmächtig geworden. Erschrocken hielten die Musiker inne; erschrocken fuhren der Grieche und seine Donna zusammen, aber rasch entschlossen faßte letztere den schlanken Tänzer bei der Hand und zog ihn nach einer von Blumen und Taxushecken gebildeten Laube, als er Miene machte, sich nach der Ursache des Aufschrei's zu erkundigen.

Bald hinter den Beiden trat die den Lesern bereits bekannte Nymphe in die künstliche Laube ein, und setzte sich in schwesterlicher Vertraulichkeit neben die feuerfarbene Donna. Der Grieche wollte sich verabschieden, um nicht als ein zudringlicher Neugieriger zu gelten; die Donna reichte ihm die Hand zum Kusse, klopfte ihn dann auf die Wange mit den leisen, von einer schelmischen Gebehrde begleiteten Worten:

„Grieche, Du hast Dich als Ritter bewährt, Deine Feuergöttin ist Dir Dank schuldig! — Geh, ich muß nach der Unterwelt zurück; zuvor aber gieb mir Dein Ehrenwort, daß Du niemals davon sprichst, was Du weißt!“ —

Der Grieche entgegnete: „Ei, ei, wird meine holde Göttin nicht die Demaskirung um Mitternacht abwarten? Und darf ich nicht das interessante Kapitel weiter lesen, was ich soeben begonnen habe und welches“ — — — —

„Schweig, Grieche!“ Mit diesen mit graziöser Liebenswürdigkeit gesprochenen Worten schlug ihn die Donna mit dem Fächer auf den Mund, „gieb mir die Hand und Dein Ehrenwort! Wehe Dir, wenn Du's brichst, ich kenne Dich!“

Der Grieche entfernte sich grüßend, und stand bald mitten im

Maskentrubel, aber er schritt träumerisch durch die Gruppen der Bacchantinnen und Pierrots, der Nymphen und Wassernixen, der Ritter und Ritterfräuleins, er sah nicht, er hörte nicht, er fühlte nur, wie das heiße Blut durch seine Adern jagte und sein Herz fast stockte. Was war das? Er konnte sich kaum Rechenschaft ablegen.

Da stand er plötzlich vor der Türkin, die im einsamen Theile des Saales das Gesicht an eine kalte Marmorsäule lehnte.

„Berengaria!" flüsterte er.

Die Angesprochene — es war die Gräfin Villaflor — zuckte bei dem Klang der bekannten Stimme zusammen und drehte sich halb um, aber in leidenschaftlichem Schmerze streckte sie die Hand gegen den Griechen aus, und stieß ihn zurück, indem sie hervorpreßte, ohne ihn anzusehen:

„Zurück von mir, Maske, ich kenne Dich nicht, ich will Dich nicht kennen!"

In neu auflodernder Liebe wollte der Grieche die schöne Türkin umfassen, und er rief in bittendem Tone: „Berengaria!"

„Ha, ha," lachte sie bitter, „ist das Masken-Etikette? — Geh, falscher Grieche, ich habe Dich nicht gerufen! Dort kommt mein gläubiger Klosterbruder, der ist ehrlicher!"

In der That kam der Mönch, welcher schon beim Beginn des Balles ein Rencontre mit der Türkin gehabt, herbei, und nahte sich vertraulich der Gräfin.

„Gut, ich kenne Dich nicht," keuchte entrüstet der Grieche hervor und entfernte sich ohne Gruß. Das abstoßende Benehmen der Gräfin hatte augenblicklich den Funken der Liebe für sie in ihm erstickt, und er dachte nur noch an die schöne feuerfarbene Donna. Er ahnte fast, wer sie sei, aber er wagte es nicht, es sich zu sagen. —

Die Trompeten riefen zur Demaskirung, denn die Mitternacht war angebrochen. Da gab es denn manche ergötzliche Scene des Wiedererkennens, manche komische Verwechselung; auch Eifersucht und Leidenschaft bekamen neue Nahrung, Herzen hatten sich unter dem Schleier des Masken-Incognito's rasch gefunden, Andere waren entzweit.

„Wo ist die rothe Dame geblieben?" flüsterte man überall; und wieder flog es durch die Reihen geheimnißvoll: „Das ist die Königin gewesen!"

Die Nymphe hatte sich als Herzogin Carlotta de Minas entpuppt, aber der Grieche hatte es nicht gesehen, er wußte bis zur Stunde noch nicht, wer die Nymphe gewesen und kümmerte sich nicht

darum, er dachte nur an die rothe Dame mit dem glänzenden Diadem. Desto mehr war die Ballgesellschaft auf seine eigene Demaskirung gespannt, da es nicht unbemerkt geblieben war, wie eng er mit der räthselhaften rothen Dame liirt gewesen.

Aus dem Griechen entpuppte sich der Gardeoffizier Primulto.

„Darf ich prophezeihen?" zischelte ein Offizier dem andern zu.

„Nun sprich," klang die Antwort.

„Der nächste Galan Ihrer Majestät heißt Primulto. Sie hat in höchst eigener Person ihre Wahl getroffen und die Herzogin de Minas, die allerliebste Nymphe, hat die Hand dabei im Spiele gehabt."

„Der Primulto ist ein Teufelskerl, Kamerad, auf Taille!" entgegnete der angesprochene Lieutenant, „man könnte ihm den Braten beneiden, er macht Carriere!" —

Primulto, ein schmucker junger Mann, trat ihnen entgegen; mit ironischer Gemüthlichkeit reichte ihm der eine der Kameraden die Hand mit den Worten:

„Ich gratulire, Kamerad! Wo ist denn aber Deine Dame geblieben?"

Primulto antwortete wie abwesend: „Ich weiß es nicht!" und verlor sich wieder im Trubel.

Die Pauken und Trompeten jauchzten vom Orchester, Alles strömte nach dem königlichen Pavillon, denn dort war Ihre Majestät Königin Isabella in Begleitung ihres Gemahls, des Königs Don Francisco erschienen, umgeben von ihrem glänzenden Gefolge. Lächelnd nickte sie der Gesellschaft zu, und in den Ruf: „Viva reyna Isabel!" mischte sich der Jubel der Musik.

Bald zerstreute sich wieder das Gefolge, auch der königliche Gemahl suchte seine Tänzerin, eine schmucke Donna aus altem Grandengeschlecht, auf, und lustwandelte mit ihr im glänzenden Gedränge. Nur die Königin blieb mit ihrer intimen Freundin, der Herzogin de Minas zurück, lehnte sich auf den Divan im Hintergrunde des Pavillons, winkte die Herzogin an ihre Seite, schlang den Arm um sie und sprach:

„Carlotta, Du hast Deine Sache gut gemacht! Ich danke Dir!"

„Wenn Ew. Majestät mit mir zufrieden sind," antwortete die Herzogin, „so wird es mit der Langeweile sein Ende haben; die Rosen werden wieder blühen und" —

„Deine Königin," fiel diese ein, „wird den Mann dort im Getümmel vergessen, den mir die Priester gegeben haben. Wahrhaftig, Primulto hat mir gefallen, ich habe allen Respekt vor Deinem Geschmack, Carlotta! ob er sich willig finden wird, mir zu dienen?"

„Ich bin überzeugt davon," gab Carlotta zurück, „sein Puls redete eine verständliche Sprache!"

„Ob er eine Geliebte am Hofe hat? Wurde nicht die Gräfin Villaflor ohnmächtig?" fragte gespannt die Königin und sah die Herzogin forschend an.

Aber die Herzogin antwortete mit meisterhaft gespielter Ruhe: „Primulto's Herz ist frei, er ist ein Schmetterling, man muß ihn haschen. Bei der Gräfin sind dergleichen Zufälle nicht selten, es war nur die Hitze im Saale und ihre Türkenmaske, die die Ohnmacht veranlaßten."

Carlotta wußte recht gut, daß Primulto ein Anbeter der Gräfin war, und daß diese die Neigung desselben erwiederte, aber gern die Spröde und Tugendhafte spielte. Doch sie hielt es für gerathen, erst später davon zu reden, um dann die verhaßte und beneidete Villaflor desto sicherer vom Hofe verdrängen zu können. Carlotta liebte selbst Primulto, und da sie einsah, daß die Neigungen der Majestät niemals von langer Dauer waren, so machte sie sich insgeheim ein Heiraths-Pländchen zurecht. —

Schon waren einige Stunden nach Mitternacht vorüber, viele Damen und Cavaliere hatten bereits den Saal verlassen, unter ihnen die Villaflor, die auch der Offizier, der sich aus dem Mönche entpuppt hatte, trotz aller Galanterie nicht hatte trösten können.

„Wir werden uns zur Ruhe begeben, Carlotta!" sprach müde die Königin. „Ich bin befriedigt, oder ich habe Hoffnung, ich habe wieder geistigen Appetit, Lebenselixir strömt durch meine Adern. Träumt man von dem, was man wünscht, Carlotta?"

„Ich glaube, es ist so, Majestät!" entgegnete die Herzogin.

„Nun, dann magst Du mir gratuliren. Ich will, ich werde träumen, was ich lange ersehnte. Rufe meinen Gemahl, er soll mich bis an meine Gemächer geleiten. Es ist langweilig, aber die Etikette will es!" — —

Achtes Kapitel.

Primulto.

Es ist dem Leser bereits bekannt, daß man in der bunten Maskengesellschaft des letzten Balles, trotz aller Schlauheit der Minas, die Majestät unter der Feuergöttin mit dem glänzenden Diadem errathen, und ihre Aufmerksamkeit gegen den Garde-Offizier Primulto wohl beobachtet hatte.

Primulto war auf einmal die Hauptperson hinter den Coulissen des Hofes von Madrid ganz wider seinen Willen geworden, denn er ahnte immer noch nicht, daß man ihn bereits beneidete, und daß alle Zungen über ihn in Bewegung waren.

Primulto war ein still in sich gekehrter, träumerischer, bescheidener Mensch von niederer Herkunft. Seine Tüchtigkeit im Dienste, seine Bravheit im Umgange mit Kameraden und Vorgesetzten, endlich auch sein einnehmendes Aeußere, dem man eine gewisse aristokratische Feinheit, verbunden mit edler Ritterlichkeit nicht absprechen konnte, hatten ihn zum Offizier in der Garde der Königin gemacht.

Schon längst hatte seine männliche Schönheit, ohne die sonst damit verbundene Eitelkeit, und sein anspruchsloses Benehmen die Augen der Königin auf ihn gelenkt. Was ihm freilich fehlte, das war eine gewisse Charakterstärke und geistige Tiefe, was wiederum auch keinen Ehrgeiz in seiner Seele aufkommen ließ, so daß Primulto ganz und gar zu der Rolle geeignet war, die ihm das Schicksal zuweisen zu wollen schien.

Es war am Morgen nach dem Maskenballe, als ein Kammerherr der Majestät dem Offizier Primulto den Befehl überbrachte, unverzüglich vor der Königin Isabella zu erscheinen, denn sie habe ihm in einer Audienz wichtige Dinge zu melden.

Primulto hörte die Ordre sehr schweigsam an, legte seine beste Uniform an, verwandte ganz besondere Sorgfalt auf Haar und Bart, und schien es für ganz selbstverständlich zu halten, was jedem andern seiner Kameraden wie ein Wundermährchen in's Ohr geklungen hätte. —

Die Kunde davon, daß Primulto zu einer vertraulichen Audienz bei der Königin berufen sei, verbreitete sich mit überraschender Schnelligkeit unter den Hofbeamten, den Damen und Cavalieren, und war

für dieses gelangweilte und langweilige Völkchen ein prächtiger neuer Stoff zur Unterhaltung.

Der Kammerherr de Cevenno hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu seiner Duenna, der holdseligen Reynosa, zu laufen, und ihr mit ironischer Freude zu verkünden:

„Donna, haben Sie schon gehört? Das königliche Taschentuch ist gefallen. Ich glaube, Majestät macht eine ganz hübsche Acquisition; wir werden es gewiß noch dem bescheidenen Primulto danken müssen, wenn uns von jetzt ab die Launen der Königin etwas weniger quälen!"

„Gewiß," erwiderte die Reynosa, und warf einen prüfenden Blick in den Spiegel und einen koketten auf den Anbeter, „es ist schon lange her, daß die Königin die Gnade gehabt hat, in unserm Männerkreise nach einem geeigneten Gesellschafter sich umzusehen. Wenig Ehre für Euch, Ihr Männer des Hofes. Cevenno wird sich hoffentlich ein Beispiel daran nehmen, und etwas mehr Aufmerksamkeit auf seine Donna verwenden. Liebt der Primulto?"

„Hm, hm!" entgegnete der Kammerherr, „man sagt, die Villaflor fiel gestern in Ohnmacht, und ich meine, daß die feuerfarbene Maske mehr daran Schuld war, als die Hitze im Saale."

„Also die Villaflor!" rief überrascht Sennora Reynosa, „fast wär' es dem übermüthigen Dämchen zu gönnen. Sie wollte die Heilige spielen und doch die Freuden des Diesseits nicht vermissen, sie hat manchen braven Cavalier seufzen lassen; wahrhaftig, Hochmuth kommt vor'm Falle; ich glaube, sie hätte den Primulto fesseln können, er ist ein gutmüthiger Mensch und reicht die Hände willig dar; ja, ich glaube sogar, daß er der Villaflor sehr treu gewesen wäre, was doch sonst unter Euch unverbesserlichen Schmetterlingen selten der Fall ist."

„Geruhen meine theure Donna, mich nicht auch unter diese seltenen Pracht-Exemplare zu zählen?" fragte erwartungsvoll de Cevenno, und verlieh seinem Gesicht einen andächtig-verliebten Ausdruck.

„Ich weiß nicht, Cevenno! Doch glauben Sie nicht, daß ich die Villaflor bin. Ich kann auch belohnen!" war die Antwort der schönen Reynosa.

„Nun, dann wünsch' ich, daß der Madrider Hof bald dem Liebes-Hofe von Toulouse gleichen möge, wo die Liebe belohnt und die Untreue bestraft wurde; ich erhebe dann mit Nächstem Anspruch auf Belohnung," sprach schmeichelnd de Cevenno und küßte die Hand der Dame.

„Die Villaflor wird weichen müssen," brachte die Hofdame das Gespräch wieder auf das erste Thema. „Und die Herzogin de Minas wird allein in den Vorzimmern der Königin regieren! Beim Sant Jago! Die Minas hat Talent mehr als für einen Liebhaber; Cevenno, ich wittere etwas: die Minas hat Pläne und ist nicht böse, wenn ihr zukünftiger Gemahl einen so hübschen Cursus durchmacht."

„O, es wäre entsetzlich, wenn Sie, Dulcinea, mit solcher Berechnung liebten!" warf der Kammerherr ein.

„Ich habe nicht gesagt, daß ich liebe!" entgegnete die Hofdame, „aber in meinen Adern fließt genug castilisches Granden-Blut, um nicht einen fallen gelassenen Mann in mein Boudoir einzuladen, und mit dem abgenutzten Spielzeug irgend Jemandes vorlieb zu nehmen! Das mein Glaubensbekenntniß in Sachen der Liebe und Ehe!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Königin Isabella war zeitiger ihrem Lager entflohen, als man nach einer Ballnacht hätte annehmen dürfen. Während die Zofe ihr Stück um Stück des reizenden Negligées anlegte, trällerte die Majestät leise vor sich hin eine alte spanische Romanze, die sie in frühester Jugend von ihrer guten Annetta gelernt hatte.

Sie schien noch ganz in den Erinnerungen der jüngsten Vergangenheit versunken, und man konnte es ihren träumerisch blickenden Augen nicht ansehen, ob es die Scenen des gestrigen Abends waren, oder die Träume der verwichenen Nacht, welche die Königin so lebhaft beschäftigten; aber es ist wohl bei einer verliebten jungen Frau anzunehmen, daß die Ereignisse einer Ballnacht in den darauf folgenden Träumen in magischer Beleuchtung und heißerem Farbenglanze doppelt schöner sich wiederholen, und schließlich lebendige Wahrheit und träumerische Dichtung sich zu einem berückenden und berauschenden Gesammtbilde vereinigen.

Es ist dem Schriftsteller, diesem Seelen-Kundigen, wohl verstattet, ohne den schwellenden Busen der Königin zu enthüllen, dennoch einen Blick zu thun in das wunderliche Leben, das darin glühet und pulsirt.

Königin Isabella ist das Weib der wechselnden Neigungen, und es repräsentirt sich in ihrem Wesen diejenige anmuthige Weiblichkeit, die die Prüderie und Heuchelei für ein todeswürdiges Verbrechen erklärt, und zugleich einen gewissen Stolz darein setzt, frei zu wählen, und nicht die Schauspielerin gegenüber der eigenen Gefühlswelt zu sein.

Sie gleicht einer Handschrift ohne scharfe, klare Grundstriche, einem leicht hingeworfenen Liebesgedicht, dessen Verse sich anschmeicheln,

ohne dem Kopf Räthsel aufzugeben. Hätte die Vorsehung diesem königlichen Frauencharakter einige scharfe Striche zugegeben, gewiß, Isabella wäre ganz das Gegentheil von dem, als was sie in der Geschichte der Gegenwart dasteht.

Etwas mehr Kühnheit in ihren Neigungen, größere Dreistigkeit im Ueberspringen der gezogenen sittlichen Gesellschaftsschranken, höheres Selbstbewußtsein und kräftigeres Handeln hätten aus ihr eine Stuart gemacht, die trotz ihrer verderblichen, fluchwürdigen Schwächen, trotz ihrer verdammenswerthen Ausschweifungen zu einer Heldin in der Geschichte gemacht worden ist.

Isabella ist gar nicht so schlimm gewesen, als jene; Isabella ist durch fehlende glänzende Begabung des Geistes und durch systematische Verwahrlosung weit weniger verantwortlich für ihre Fehler zu machen, als die gepriesene schottische Königin. — —

Was geht in ihrem Kopfe jetzt vor? Wir kommen in Verlegenheit bei Beantwortung dieser Frage: Wenn Isabella liebt, denkt sie bekanntlich nicht. Was aber sagt ihr Herz?

O, dieses Herz hat eine lange, lustige und traurige Geschichte, die Leser wissen das schon. Daß die Königin Isabella keine wirkliche Liebe für ihren König und Eheherrn Don Francisco d'Assis haben konnte, darüber waren die Sperlinge auf den Dächern von Madrid einig. —

Die listige Herzogin Carlotta de Minas, die einen sehr scharfen Blick für Alles hatte, was unausgesprochen in dem Busen der Frauen vorgehen konnte, wußte schon längst diejenige Medizin, die am besten die hartnäckige und selbstquälende Migräne der gelangweilten Königin zu heilen im Stande war. Sie hatte ihren Blick seit mehreren Wochen im Kreise der Offiziere und Hofbeamten der Residenz umherschweifen lassen, um einen passenden Gesellschafter für die Majestät ausfindig zu machen.

Endlich war ihr Blick auf Primulto haften geblieben, sie hatte die Königin im vertraulichen Beisammensein auf den hübschen anspruchslosen Mann aufmerksam gemacht; und die Königin war ganz der Meinung ihrer getreuen, viel gewandten Freundin gewesen — und der Maskenball war — wie die Leser wissen, zu dem ganz bestimmten Zweck arrangirt worden, um unter dem Schutze des Gottes Carneval den kleinen Schalk Cupido, den Beschützer der Liebenden, frei walten zu lassen.

Das Experiment war geglückt, und die Majestät erwartete sehnsüchtigen Herzens den schmucken Offizier, um ihm diesmal ohne Maske

das in gut Spanisch zu übersetzen, was sie heut Nacht im Griechisch der schelmischen Leidenschaft gesprochen hatte.

Die Erinnerungen an den Ball und an die Träume der Nacht hatten die fast noch ziellose Leidenschaft des königlichen Busens auf einen ganz bestimmten Punkt concentrirt, und der Name „Primulto" war schon mehr als einmal über die Lippen der Königin geschlüpft.

Die Zofe war eben mit dem Haarschmuck der jungen königlichen Frau beschäftigt, und unter ihren gewandten, kunstfertigen Fingern entstand eine halbgriechische Frisur, welche geeignet war, den üppigen Bau des Körpers noch mehr zur Geltung zu bringen, und durch die schwarzen, glänzenden Flechten einen bezaubernden Gegensatz zu schaffen zu dem klaren Teint des Antlitzes und dem begehrlichen Feuer der dunkeln spanischen Augen.

Die Büste der Königin umschlang ein prächtiges Gewand von Mousselin, das von einem kostbaren, breiten Gürtel mit einer kleinen Krone aus Gold und Edelsteinen zusammen gehalten war; von ihm herab wallte majestätisch die herrliche seidene Schleppe.

Das Haupt, dessen imponirende Frisur von dem Geschick der Zofe Zeugniß ablegte, war geschmückt mit einem Diadem, das gerade durch seine edle Einfachheit die ganze Gestalt der Königin hob, und weit mehr die Frau, die gefallen will, als die Königin, die befiehlt, zur Geltung bringen wollte, ein feiner Toiletten-Kunstgriff, den nur die Frauen recht würdigen können.

Die Herzogin de Minas trat in das Gemach der Königin und meldete, daß Kapitän Primulto des Befehls Ihrer Majestät gewärtig sei. „Wollen Ew. Majestät den Offizier in Ihrem Arbeits-Kabinet empfangen oder im blauen Salon?" fügte fragend Carlotta ihrer Meldung hinzu.

Die Königin sann einen Augenblick nach und sprach dann mit schelmischem Lächeln:

„Carlotta, wozu sollen wir heucheln? Was soll der Primulto in meinem Arbeits-Kabinet? Schon die Art nnd der Ort des Empfanges sollen ihm die Lehren geben, deren er bedarf, um mir die Langeweile zu kürzen und in den nüchternen Frühling mir den Frühling des Herzens zu zaubern. Führe den Kapitän in den blauen Salon."

Nicht lange darauf, so stellte die vertraute Carlotta den Offizier Primulto, der in höchster Gala erschienen war, der Majestät vor mit den berechneten Worten:

„Hier Ew. Majestät getreuer Unterthan und Offizier Primulto! Viel Glück zur Schlichtung der gestrigen Masken-Differenzen!"

Sie verschwand in einem Nebengemach und warf sich dort in tollster, ausgelassenster Laune auf den Divan, um unaufhörlich in sich hinein zu kichern, sich vergnügt die Hände zu reiben, wie eine Gazelle aufzuspringen, hin und her zu tänzeln und vor dem Spiegel glänzende Attitüden zu probiren.

Mit einem Gemisch von königlichem Anstand und zuversichtlicher weiblicher Liebenswürdigkeit faßte die Majestät den ziemlich schüchtern eintretenden jungen Offizier scharf in's Auge. Er machte die üblichen militärischen Honneurs vor der Monarchin, worauf ihm diese die Hand zum Kusse reichte.

„Erinnert Ihr Euch dieser Hand, Primulto?" fragte mit fester Stimme Königin Isabella.

„Ja, Majestät, ich drückte sie gestern an meine Lippen, — und diese haben ein gut Gedächtniß für — —"

„Still, Kapitän!" unterbrach ihn die Fürstin und fuhr fragend fort: „Würdet Ihr Eure Tänzerin von gestern wieder erkennen? Ueberlegt Euch's wohl, Primulto, ehe Ihr antwortet."

Primulto's Schüchternheit war gewichen. Je länger und wohlgefälliger die Augen der Majestät auf ihm ruhten, desto mehr schien er zu vergessen, daß er mit der Königin sprach. In ihren seltsamen Fragen lag so viel süße Vertraulichkeit, sie kamen ihm vor wie geistige Liebkosungen, verdeckt von den Feigenblättern piquanten Humors; sie umschmeichelten seine angeborene und anerzogene Ehrfurcht vor der Majestät und schmolzen sie in Anbetung üppiger Weiblichkeit um, immer mehr erlernten es seine Augen, den Blicken der Königin zu begegnen, und die flammende Frage zu entziffern, die dem Gesicht der Königin einen holden Anhauch des rosigen Liebes-Frühlings verlieh.

Primulto antwortete auf die Frage der Königin mit sicherem Anstande:

„Majestät, ohne Bedenken kann ich Ihre Frage mit „Ja" beantworten. Welcher Mann könnte ein Paar Augen vergessen, die wie Sterne ihm durch die Nacht gewinkt haben! Niemals würde ich sie vergessen können."

„Primulto," fragte die Königin weiter, „bedurfte es also gestern der Demaskirung Eurer Tänzerin, um zu wissen, wer sie war?"

„Königin!" — Primulto holte tief und schwer Athem, seine Stimme gerieth in ein leises Zittern. „Mein Kopf wußte nicht, was

das Herz fühlte und ahnte, und meine Zunge fürchtete, einen geheimen Hochverrath zu begehen, wenn sie auch nur ganz leise den Namen derjenigen ausgesprochen hätte, die sich vor dem süßen Ahnen meines Herzens durch keine Maske verbergen konnte."

Die Königin war sichtlich betroffen von dieser Entgegnung. Die Reihe war an ihr, in Verlegenheit zu gerathen. Vor den siegesgewissen Blicken des schönen, jungen Offiziers schlug sie die Augen nieder; sie schritt schweigend im Salon auf und ab, zuweilen preßte sie die Hand auf's Herz. Endlich blieb sie am Fenster stehen, doch so, daß sie einen halben Blick in den Spiegel werfen konnte, der Primulto's Gestalt wiedergab.

Abwechselnd schaute sie hinaus in den sonnigen Morgen und tauchte ihre Blicke in das Meer der im Hauche des Frühwindes leise nickenden Baumwipfel, oder hob die Augen zum blauen, klaren Himmel, als ob sie an ihn eine stumme Frage richten wollte, — dann flogen ihre Blicke wieder in den Spiegel, und hafteten auf dem männlichschönen Antlitz des Kapitäns, das von einem dichten schwarzen Schnurbart geschmückt war.

Zweimal preßte sie mit glühenden Blicken die rechte Hand an den Mund, als wollte sie dem Bilde im Spiegel ein Kußhändchen zuwerfen. Sie rang sichtlich nach Fassung, um das Freundschaftsverhältniß zu dem auserkorenen Offizier in der allerfeinsten Weise einzuleiten und ihren Anstand in keiner Beziehung zu compromittiren.

Endlich schien es der Königin Isabella geglückt zu sein, wieder ganz Herrin über die dämonischen, unerklärbaren Mächte zu werden, die den Kopf verdunkeln, das Auge glühend und verlangend, den Mund lüstern und den Busen rebellisch machen. Sie war wieder die stolze Frau und setzte ihre Fragen fort, indem sie dicht vor Primulto trat und seine Blicke zu beherrschen suchte:

„Habt Ihr eine Duenna?" — Die Königin zitterte vor der Antwort, aber sie verbarg ihre Aufregung hinter einer majestätischen Ruhe ihres Aeußern.

„Majestät!" antwortete der Offizier, „die Armuth und der militärische Dienst ließen mir nicht Zeit, darüber nachzudenken; ich bin zwar zuweilen ein wenig Schwärmer gewesen, aber mein Herz narrte mich oft."

„Ihr Männer," entgegnete die Königin, „seid ganz absonderliche Wesen, Ihr habt kein Auge für das zarte Seelenleben der Frauen und ihre geheimen Herzensbedürfnisse. Ich spreche in diesem Augenblick zu Euch als Frau, und nicht als Monarchin. Wie wär's

aber, wenn ich meine königliche Gewalt benützte, um alle Frauen, denen Ihr bereits das Herz schwer gemacht habt, zu rächen? Als Frau wäre es meine Pflicht, und ich würde nur insofern Gnade üben, als ich es Euch freistelle, Euch eine Strafe zu wählen. Ohne Strafe kommt Ihr nicht davon, lieber Primulto."

Der Kapitän war verlegen geworden, faßte sich aber rasch und antwortete:

„Ich fühle, daß Ew. Majestät „Frau" im liebenswürdigsten Sinne sind; womit aber habe ich jene gefährliche Gnade verdient, mir selbst die Strafe zu bestimmen?"

„Primulto!" rief die Fürstin in verrätherischer Aufregung und faßte ihn am Arme, „Ihr könnt noch fragen? Ich glaube, wenn wir uns lange so unterhielten, würde ich Euch Bekenntnisse machen müssen, die mehr für die Ohren meines Ehrwürdigen, als für die Euren bestimmt sind!"

„Verzeihung, Majestät!" bat Primulto.

„Herrlich, herrlich, daß Ihr Eure Schuld vergrößert, Primulto, die Wage sinkt, worin Eure Schuld liegt, und die meine schnellt sich hoch hinauf. Ihr würdet Euch noch in die Leibeigenschaft hineinreden. Ihr fragt, warum ich gnädig bin? Primulto?" — Sie sprach diese Worte mit dämonischer Gluth und begleitete sie mit einem berückenden Mienenspiel.

„Primulto, Ihr habt mit Eurer Königin getanzt, und obgleich Ihr wußtet, wessen Carnevals-Aufregung — — Ihr fühltet — — und belauschtet — — obgleich Ihr die Sprache meiner Augen verstandet — — obgleich mein Verschwinden ohne Demaskirung Euch die Erlaubniß gegeben hätte, von der feuerfarbenen Maske zu sprechen und in Fastnachtslaune zu schwärmen, hat Euer Benehmen bewiesen, daß Ihr in der Frau Eure Königin schontet — und in Eurer Königin das Weib ehrtet, das Weib — Primulto — das ewig weiblich, ewig Gefühl, ewig Verlangen bleibt. —

„Geht, geht, Primulto — in's Nebenzimmer zur Minas und besinnt Euch auf Eure Strafe, — aber" — sie drohte mit dem Zeigefinger — „seid nicht unehrlich, seid nicht knickerig, seid nicht halb — eine Königin könnte mit halben Zugeständnissen nimmer zufrieden sein."

Sie winkte ihm, sich zu entfernen.

Kaum war Königin Isabella wieder allein, als sie sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit auf den schwellenden Divan warf, das flammende Gesicht in den weichen Kissen verbarg, und wie unbewußt die

Hand auf den tumultuarischen Busen preßte, als wollte sie zu ihm sagen: Du stürmend Element, noch nicht!

Aber sie fand keine Ruhe auf den Polstern, die Schwüle, die sich ihres ganzen Wesens bemächtigt hatte, verlangte nach einem frischen Hauche des Windes. Sie drückte an einer Tapetenthür und schritt durch mehrere Zimmer in den — den Lesern bereits bekannten Pavillon.

Dort warf sie sich auf einen niedlichen Sessel, schlürfte mit innigem Behagen die Lüfte ein, die durch die geöffneten Fenster eindrangen; sie brach eine Rose von der Hecke, welche die eine Hinterwand ganz verbarg, blickte gedankenversunken in die halb geöffnete Blume und flüsterte:

„O, gliche ich noch einmal dieser jungen Rose, die zum erstenmal sich öffnet, um den Liebesgruß des Himmels zu empfangen! — — Wie sie an mir vorüberziehen, die alten lieben Gestalten, die einst den Frühling für mich bedeuteten: Eduardo de la Seda, stolzer Degen, Du denkst meiner nicht mehr, Du hast Dich vor mir versteckt und lachst über die thörichte spanische Königin.

„Hu! — da kam eine düstere Feierlichkeit — — ich höre noch die Glocken — — ich höre noch die Orgel brausen — — ich dachte, man schleppe mich zum Opferaltar. — — Ha, ha, ha!" lachte sie bitter. — „Man verheirathete mich ja nur, ohne nach meinem Willen zu fragen. — — Ich hatte keine Wahl. — — Weg, weg, — du Erinnerung dieser Stunde!

„Mein Gott! mein Gott! Ich habe es versucht, ihn zu lieben, — mein Herz regte sich nicht, bewegte sich nicht, nur meine Sinnlichkeit zuckte unter dem elektro-magnetischen Experiment; — aber mein Herz dürstete nach Liebe, rief nach Liebe, dürstet noch; es ist blind geworden — — o, das Glück ist ja auch blind!

„Nur zu, nur zu! Gütiger Gott! Laß mich blind bleiben, vielleicht kann ich der Qual meines Königsthums einige karge Stunden der Lust entreißen, wo ich Weib sein darf, so, wie es das verschmachtende Herz, der Brand meiner Seele verlangt!"

Während die Königin Isabella in diesen Worten ihrer leidenschaftlichen Stimmung Luft machte, war die Herzogin Carlotta de Minas bemüht, in der graziösesten Weise dem jungen Kapitän klar zu machen, daß er nimmermehr den Blöden spielen dürfe.

„Sie sind zwischen die Scylla und die Charybdis*) gerathen! —

*) Zwei gefährliche Felsen in der unsichern Meerenge von Messina.

Merken Sie denn nicht, daß Ihnen die Majestät auf die Zunge gelegt hat, was Sie erbitten sollen? — Blind seid Ihr allesammt, Ihr Männer, wenn man Euch das auf dem Präsentirteller entgegenbringt, wofür Ihr Euch sonst die Hälse brechen würdet.

„Sie haben nur noch die Wahl zwischen der Gunst der Königin oder ihrer Ungnade, da Sie durch eine ungeschickte Bescheidenheit nur ihre Eitelkeit schwer verletzen würden. Und darin sind sich alle Frauen gleich, daß sie eine Schädigung ihres Stolzes selten oder nie verzeihen."

„Ich danke Ihnen, Herzogin, und füge hinzu, daß Sie eine recht gelehrte und viel gewandte Nymphe sind, die es verstanden hat, mir den Kopf zurecht zu setzen," antwortete scherzend Primulto.

„Werden Sie mir einmal Dank dafür wissen, Primulto? Ich wüßte wohl einen Dank — aber, wenn Sie ihn selbst nicht errathen, darf ich ihn nicht beanspruchen," sprach leise die Minas.

Primulto hatte verstanden.

Eine Klingel ertönte.

„Gehen Sie, Primulto, die Königin will Ihren Entschluß!" drängte Carlotta.

Primulto trat wieder in den blauen Salon ein, aber er war leer; zögernd that der Offizier einige Schritte vorwärts, er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Plötzlich öffnete sich die von ihm nicht bemerkte Tapetenthür, die Königin erschien in ihr und winkte ihm schweigend, aber mit dem zaubervollsten, verheißendsten Lächeln, ihr zu folgen.

Mit einer gewissen Beklommenheit gehorchte er dem Winke der Monarchin und befand sich endlich in dem Glas-Pavillon. Die Königin warf sich auf den Divan unter der Rosenlaube und fragte den Offizier in dieser nachlässigen Haltung:

„Primulto, sprecht, habt Ihr Euch die Strafe überlegt?"

Primulto begann:

„Majestät, für das Verbrechen, daß ich niemals den Willen der Frauen berücksichtigt habe, giebt es nur eine gerechte Strafe: einer Frau zu dienen, und zwar derjenigen Frau in Spanien, an deren Kopfnicken Gnade und Ungnade eines armen Offiziers hängt, und das ist meine gnädigste Königin! Ew. Majestät! Ich erkläre mich hiermit für Ihren Leibeigenen, und nehme den Wahlspruch an: Ich diene!"

„Bravo! Primulto! Das ist schön und vernünftig gesprochen," antwortete erglühenden Gesichts die Königin. „Damit Ihr mir aber

mit Anstand dienen könnt, ernenne ich Euch hiermit zu meinem Palast-Offizier, zum Gouverneur in diesem Schlosse!"

Sie winkte ihn zu sich heran, der neue Palast-Offizier ließ sich auf ein Knie vor der Königin nieder, bedeckte die dargereichte Rechte der Majestät mit Küssen, welche feuriger und zahlreicher waren, als das Hof-Ceremoniell vorschrieb, während die Linke der Königin sich erst vertraulich auf die Schulter des Offiziers, dann auf den schwarzen Lockenkopf legte, wobei wir nicht untersuchen wollen, ob die rechte Hand, die sich küssen ließ, wußte, was die linke that.

„Ihr werdet das Patent Eurer neuen Stellung noch heut erhalten, Primulto," fuhr die Königin fort, „aber außerdem ernenne ich Euch zu meinem zeitweiligen Gesellschafter, und es ist mir lieb, daß Ihr keine Duenna habt, denn Ihr würdet dann bei mir langweilig und wortkarg, melancholisch und unsicher sein.

„Dazu braucht Ihr kein Patent, das ist die Sache meines Herzens, und Ihr sollt die Beglaubigung für die Wahrheit meiner Worte nicht in todten Buchstaben, sondern in lebendigen Beweisen meiner Zuneigung zu Euch erhalten.

„Mit Seiner Majestät dem Könige komme ich nur bei offiziellen Akten zusammen. Ihr habt also in keiner Weise unzeitige Rücksichten zu nehmen. Ich habe die Macht und das Recht einer spanischen Königin. — Don Francisco ist nur ein Titularkönig.

„Nun aber steht auf, Primulto, nehmet meinen Arm und begleitet mich in den Garten, denn es ist nothwendig, daß die Hofleute Eure neue Stellung so bald als möglich erfahren und sich zugleich überzeugen können, daß Ihr unter meinem persönlichen Schutze steht."

„Danke, Majestät! Wehe, wer meiner erlauchten Königin zu nahe tritt!" entgegnete Primulto und verließ, seine Königin am Arme, den Pavillon, durchschritt stolz die Gemächer, die Corridore des Schlosses und gelangte in den Garten, wo über dem hübschen Paare die Wipfel ein verliebtes Lied rauschten und die Vögel eine Jubel-Ouvertüre sangen. —

Die Königin hatte mit Wonne das selbstständige, cavaliermäßige Benehmen Primulto's gesehen, und indem sie seinen Arm preßte, sprach sie, ihn mit liebreizenden Blicken ansehend:

„So gefallt Ihr mir — stolz lob' ich mir den Spanier, stolz und zart gegen seine Königin. — Seid mein Troubadour, mein Ritter!"

Sie verschwanden in den weitläufigen Gängen.

Mit ironischem Lächeln sahen die Hofleute, die Kammerherren, die Damen des Schlosses, die Offiziere, die Wachen, die Lakeien und anderen dienstbaren Geister einander an, als sie den schönen Primulto die Königin Isabella am Arme dahinschreiten sahen.

„Wir haben einen neuen Kammerherren!" wisperte der eine Lakei dem andern zu, „oder einen neuen Günstling, wie man's nun nehmen will."

„Bin doch neugierig, ob der helfen wird," — entgegnete der Angesprochene und zählte an den Fingern, — „es sind ja jetzt schon eins, zwei, drei, vier Jahre, — nun — wir werden's ja sehen."

„Bube, Dame, König, As!" rief der Andere, „es stimmt: das As sticht Alle!"

„Na, unser König, — — sprich mir doch keine Flausen, — — ja, ja, die arme, arme Königin!" klang die Antwort. „Ich kann nicht den Stab über sie brechen."

Neuntes Kapitel.

Weiberränke im Schlosse zu Madrid.

Es giebt gewisse Verhältnisse in den höheren Schichten der Bevölkerung, für die der einfache Mann kein Verständniß hat, der die meisten menschlichen Dinge nach Neigung und natürlicher Nothwendigkeit behandelt.

So mancher Mann im spanischen Volke hatte schon oft den Kopf darüber geschüttelt, daß die Königin Isabella, dieses frische, lebenslustige Weib, an den Don Francisco d'Assis verheirathet worden war.

Man tauschte darüber in Madrid und dem ganzen Lande die boshaftesten Bemerkungen aus, und nahm es im Grunde der von Jahr zu Jahr immer corpulenter werdenden Königin Isabella nicht übel, wenn sie es langweilig fand, einem Gemahl sich zu widmen, der nicht einmal berufen schien, eine Frau glücklich zu machen.

Erneutes Kopfschütteln aber rief es jedesmal hervor, wenn durch das Land die Kunde lief, die Königin habe wieder einen andern Günst-

ling. Dieses Thema ist es, welches zwei Männer besprechen, die sich auf der Plaza Mayor getroffen haben und dem Zuge der Bevölkerung folgen, die massenhaft nach dem Ufer des Mazanares pilgert, um dort das Schauspiel eines Stiergefechts zu genießen.

„Also Primulto heißt der neue Günstling?" fragt der Eine und der Andere belehrt wieder:

„Ja, Primulto, ein hübscher Garde-Offizier, der unter seinen Kameraden seiner edlen Bescheidenheit wegen sehr beliebt gewesen sein soll. Seit er aber Palast-Gouverneur und Favorit der Majestät ist, hat er einen großen Schwarm Neider auf dem Halse."

„Gott besser's!" entgegnete der Erste, „ist das auch spanische Offizier-Ehre? Einer wirft sich als gehorsame Puppe hin und thut, wobei unsereins das Sonnenlicht scheuen würde und keinem ehrlichen Bürger mehr aufrichtig in's Gesicht sehen könnte, und dieses charakterlose Corps beneidet gar noch solch zweifelhaften Menschen um seinen zweideutigen Dienst? Pfui!"

„Schimpfe nicht," begütigt der Andere, „die armen Lieutenants und Kapitäns können ja gar nicht anders. Da heißt's nur: willst Du, oder willst Du nicht? Willst Du nicht, dann versetzen wir Dich nach den elenden Garnisonen in Afrika oder den Canaren, oder nach dem Fieberlande in den Kolonien. — Kurz und gut, wer sein Leben lieb hat, muß einmal thun, was eine Königin nicht entbehren kann."

„Dafür also haben wir im Juli anno 54 gefochten, damit wir jetzt wieder wie Sclaven den Rücken krümmen sollen?"

„Wird sich ändern, Freund, laß sie Frevel auf Frevel häufen, laß sie das Land mißhandeln, so viel sie wollen, laß sie uns quetschen und drücken, daß uns das Blut zu den Fingern herausspritzt, laß sie mit ihrer Frivolität und Blöße prahlen — einmal kommt der Tag der Vergeltung, wo es einen rechten grimmigen Rechnungsabschluß geben wird mit dem Facit: Fort mit den Bourbonen! Das Volk ist dickhäutig: es räsonnirt, und es läßt sich treten; erst an's lebendige Fleisch muß man ihm kommen, dann zeigt's, daß es noch Blut und Ehre und Scham hat!" —

Wie die beiden schlichten Männer sprachen, so klang es im ganzen Lande; selbst am Hofe wurden gar scharfe Urtheile gefällt, nur der König, Don Francisco, schien sich gar nicht davon berührt zu fühlen, daß seine liebenswürdige Königin und Gemahlin ihn entbehrlich fand.

Seit einigen Wochen hatte er sich an die Marquise de Pezuela attachirt, und schien sich in der Unterhaltung mit dieser witzigen Dame über die traurige Königsrolle trösten zu wollen, zu der er nun einmal verurtheilt war.

Die Königin hörte davon, die Herzogin de Minas erzählte unter boshaften Scherzen von den Versuchen des Königs, den Schäfer zu spielen; sie hatte Alles aus dem Munde der Pezuela selbst, die freilich nicht ahnte, daß sie auf diese Weise schmachvoll den König an seine lebens- und spottlustige Gattin verrieth.

„Ich habe einen kostbaren Einfall!" rief eines Tages — es war kurz nach dem Osterfest — die getreue Carlotta, als sie sich bei der Königin befand. „Ich erinnere mich noch, von den bösen Tagen gehört zu haben, wo Seine Majestät plötzlich über gewisse berechtigte Galanterien meiner gnädigen Königin in wahre Berserkerwuth gerieth und Skandale heraufbeschwor, die dem königlichen Ansehen sehr schadeten. Könnte dergleichen nicht wiederkehren? Ihre königliche Hoheit, die Gräfin Gurowska, hat bekanntlich Einfluß auf ihren Bruder, den König!"

„Ha, ha, ha, ha!" lachte Königin Isabella in heiterster Laune. „Der König? Mein Gott! Traue doch dem nicht mehr solche etiquettenwidrige Streiche zu, ich muß mir das verbitten. Jugend hat ausgetobt, seine vierunddreißig Jahre haben ihn kühl gemacht und hoffentlich ist er auch klug geworden; gutmüthig ist er schon lange, und das ist wohl der Anfang der Besserung. Was Du aber über die Gurowska sagst, das neckt mich mit fortwährendem Lachkrampf; die ist längst überspannt, und wenn ich nur eine Spur davon bemerke, daß sie sich in meine Angelegenheiten mengt, schicke ich sie sammt ihrem hergelaufenen Herrn Gemahl in das Kloster. Laß aber hören!"

Die Herzogin entgegnete: „Nun, wär' es nicht die Gurowska, so wär' es Seine königliche Hoheit Don Francisco de Paula, der Unheil säen könnte; — Sie wissen, Majestät, er ist nicht ohne Einfluß. Ich meine also, wir bewegen die Marquise de Pezuela dazu, daß sie die duftigen Liebesbriefchen ausliefert, die sie von Seiner Majestät Don Francisco empfangen; das wäre eine prächtige Waffe gegen irgendwelche Anmaßungen und Beschuldigungen."

„Gut, Du hast Recht," entgegnete die Königin. „Jedenfalls kann's nicht schaden, und würde mir ungemeinen Spaß machen, zu lesen, wie sich Seine Majestät als Liebesbriefschreiber ausnimmt. Was Du über den Francisco de Paula, meinen Oheim sagst, ist nicht ge-

fährlich, der gute Mann hat an seinen eigenen Sünden genug zu schleppen, als daß er das Recht hätte, sich um die anderer Leute zu kümmern. Mag er nur seiner Arredondo treu sein, das ist genug.

„Ueberhaupt habe ich eine ganz eigenthümliche Meinung über meine Verwandten; von Sympathien kann keine Rede sein, — und Antipathien? — Man duldet sie, obgleich sie mehr als einmal gegen mich conspirirt haben. Besser wär's, irgend ein spanischer Edelmann wäre mein Mann, und ich besäße weder Mutter, Schwester noch Verwandte!"

„Majestät!" entgegnete die Minas, „verachten Sie Ihre königliche Hoheit, die Herzogin von Montpensier nicht, sie ist gefährlich, und um den herzoglichen Hof in Sevilla schleicht verdächtig' Volk genug herum, um — —

„Ha, ha!" unterbrach die Königin ihre Gesellschafterin. „Du beliebst heut Gespenster zu sehen, und vergißt ganz, daß Vetter Anton kein Pulver riechen kann, er schneidet am liebsten Coupons; sein Geiz wird ihn vor staatsgefährlichen Umtrieben behüten. Was Du aber von der Pezuela und den Briefen meines Ehegemahls gesagt hast, das muß ausgeführt werden, das ist ein köstlicher Spaß. Du stehst doch gut mit der Marquise?"

„Sie wird mir den Gefallen thun, denk' ich," replicirte Carlotta, „und nöthigenfalls kann man ja mit einiger List vorgehen, ich meine: man nimmt die Briefe, wie und wo man sie findet!"

„Gut so!" stimmte Isabella bei, „mein Name und meine Autorität schützen Dich. — Apropos, Carlotta, wie gefällt Dir mein neuer Gouverneur? Er macht sich gut, nicht wahr! Wie?"

„Dem Anschein nach fühlt er sich in seiner Würde," antwortete Carlotta. „Was das Andere, das Departement des Vergnügens betrifft, so haben Ew. Majestät mehr Urtheil darüber als ich, aber ich denke, er thut, was er kann und vergißt nicht, was er der spanischen Königin schuldig ist, die ihn ihrer Freundschaft würdigt."

Die Königin legte zärtlich den Arm um die Hofdame und flüsterte ihr leise etwas zu. Mit zweideutiger Betroffenheit sah die Herzogin in's Antlitz der Königin und gab etwas lauter zurück: „Man sieht's ihm wohl an; dann werden Ew. Majestät sich nicht langweilen."

„Was spricht man am Hofe?" fragte gespannt die Königin.

„Nun, da fragen Ew. Majestät noch? Alle Sprechmaschinen sind in Bewegung; Sie wissen doch, der Neid ist ein Erbtheil der Kleinen, aber lassen Sie das den Primulto nicht entgelten, er ist ein Mann und thut seine Pflicht und noch etwas darüber." —

Wie aus vorstehendem Gespräch erhellt, scheint sich die Königin in ihrer Freundschaft mit dem neuen Palast-Gouverneur recht behaglich zu fühlen; übermüthig, wie junge Frauen gewöhnlich, wenn ihnen nichts zu wünschen übrig bleibt, spottet die Königin über alle Welt und ist bereit, auf alle Späße und Scherze einzugehen, welche die Herzogin de Minas vorschlägt, die recht gut weiß, daß sie sich nur auf diese Weise in der Gunst der Königin erhalten kann.

Doch damit die geneigten Leser nicht auf den Einfall kommen, als hätte die Königin Isabella nur dem Gotte des Vergnügens gedient, so müssen wir ihnen versichern, daß sie nebenbei auch exemplarisch fromm war; sie versäumte es keinen Morgen und keinen Abend, die Messe zu hören und inbrünstig vor dem goldenen Crucifix zu knieen, das in ihrem Schlafgemach stand und immer enthüllt wurde, wenn die Königin ihr sündiges Herz ausschütten wollte.

Sie empfing die trostreichsten Briefe von dem frommen Erzbischof von Santiago de Cuba (Claret) und trug große Sehnsucht nach ihm. Ja, einigemale wallte sie auch im tiefsten Incognito, begleitet von ihrer Carlotta, nach dem Kloster des heiligen Pascal in Aranjuez, um mit der Schwester Maria Raphaele del Patrocinio frommer Unterhaltung zu pflegen, Rathschläge zu hören und geistliche Exercitien mit den ehrwürdigen Frauen abzuhalten.

Die Patrocinio wagte es noch nicht, offen am Hofe aufzutreten, aber die Zeit war nicht mehr fern, wo sie dies wiederum durfte; es fehlte nur ein passender Vorwand, um die Nonne wiederum feierlich in das Schloß von Madrid einziehen zu lassen.

Was die wunderthätige Schwester aber nicht ausführen konnte, das nahm der gewandte Thomas Iglesias, Patriarch von Indien, auf seine Schultern, und gewiß war dieser geschickt genug, um allen liberalen Einflüssen ein wirksames Schach bieten zu können.

Seine Beziehungen zu den meisten Hofdamen waren ziemlich intimer Natur; kaum gab es eine Intrigue am Hofe, von welcher er nicht wußte; nur in den letzten Zeiten hatte ihm die übermüthige und stolze Carlotta, Herzogin de Minas, die einen tiefen Widerwillen gegen den galanten und schönrednerischen Kirchenfürsten hatte, durch die geschickte Einschmuggelung des Primulto in das Boudoir der Königin einen empfindlichen Streich gespielt.

Iglesias dachte schon längst daran, wie er entweder den unter dem Einfluß der Carlotta und des Generals und Ministers O'Donnel stehenden Primulto beseitigen, oder ihn seinem eigenen Einflusse unterwerfen könnte.

Eine Gelegenheit zum Spinnen neuer Intriguen bot sich bald dar. Was die Herzogin de Minas klug vorausgesehen hatte, geschah.

König Don Francisco, der Himmel weiß durch wen, aufgehetzt und ermuthigt, stellte eines Tages an seine Gemahlin Isabella in bestimmtester Weise das Ansinnen, den Palast-Gouverneur Primulto zu entlassen und aus Madrid und dem zehnmeiligen Umkreise der Residenz zu verbannen.

Königin Isabella, die sich in Gesellschaft der Herzogin de Minas und der von einer längeren Krankheit genesenen Gräfin Berengaria de Villaflor befand, antwortete dem König mit heiterem Lachen:

„Ich weiß nicht, Majestät, was Ihnen der gute Primulto zu Leide gethan hat; er ist pflichtgetreu, strebt nicht nach Einfluß und hat sich mein Lob verdient durch seine Bescheidenheit, seinen Witz und seine gesellschaftlichen Tugenden."

Der König war im Innersten erbittert über diese ruhige, beißende Antwort und entgegnete:

„Man spricht am Hofe verschiedenes über Ihr Verhältniß zu dem Offizier."

„Nun," erwiederte die Königin, „das haben Sie wohl von der Marquise de Pezuela?"

Sie hüpfte behend an ihr Bureau und zog ein Pack niedlicher Briefchen heraus und hielt sie dem König Don Francisco mit den Worten hin:

„Dieses kostbare Angedenken aus Höchst Ihrer Feder bürgt mir dafür, daß Sie mir nicht länger mein idyllisches Stillleben durch unberechtigte Anklagen stören werden. Uebrigens freue ich mich über die zarte Aufmerksamkeit meines werthen Herrn Gemahls. Jedenfalls liegt es nur an Ihnen, Don Francisco, wenn die Welt nicht länger Böses reden soll."

Der König empfahl sich sehr höflich mit Handkuß; er mochte an das Jahr 1847 denken, wußte er doch, daß Königin Isabella auch heut eben so entschlossen sein würde, als damals, ihn aus dem Palast zu verbannen. —

Er stürmte in Wuth zur Marquise de Pezuela, von der er sich verrathen wähnte, aber diese war unschuldig, und gewann mit Schrecken die Ueberzeugung, daß Ihr die Liebesbriefe Seiner Majestät auf eine schlaue Weise entwendet worden. Verzweifelnd suchte sie die Herzogin de Minas auf, aber diese hatte den Dienst bei der Königin, vor ihr wagte die arme Marquise nicht zu erscheinen; aus dem übermüthigen Scherz, den sie mit dem Könige getrieben, war anscheinend

schlimmer, verhängnißvoller Ernst geworden und binnen wenigen Stunden ging durch das Schloß der Schreckensruf: „Die Marquise de Pezuela hat sich vergiftet!" —

Allein die Sache war nicht so schlimm, als sie aussah. Der Vergiftungs-Versuch war insofern fehlgeschlagen, als die arme, verzweifelte Marquise vorher ohnmächtig geworden war, ehe sie das Gift genommen hatte.

Die Königin Isabella, aus ihrer idyllischen Ruhe aufgeschreckt, eilte in Begleitung der Carlotta und der Villaflor nach dem Zimmer der Marquise. Diese raufte sich das Haar, und fiel der Königin um Gnade flehend zu Füßen, als diese eingetreten war. Auf einen Wink entfernten sich alle übrigen Personen, so daß nur die Königin mit der reuigen, mißrathenen Magdalene allein blieb.

„Steh auf, arme Pezuela!" meinte die Königin, „den Jammer hättest Du Dir und mir ersparen können. Ich weiß ja ganz genau, daß Du nicht die Absicht hattest, gegen mich zu sündigen, Deinen Briefwechsel mit dem Könige betrachte ich als einen Scherz, ebenso wie Du ihn betrachtet hast; also beruhige Dich." —

Nach ein paar Tagen, als der Hof mit Verwunderung gesehen, daß die Pezuela nicht in Ungnade gefallen war, verstummte das Gespräch über den tragikomischen Vorfall und der König Don Francisco wurde wegen seiner Schäferrolle heimlich weidlich ausgelacht.

Doch Ihre Majestät, Königin Isabella, hatte nicht lange die Lacher auf ihrer Seite, auch an sie kam, wie schon öfters, die Reihe, in der allerschlauesten Weise hintergangen zu werden und zwar in doppelter Art. —

Die Leser erinnern sich, daß Palastoffizier Primulto, ehe der Maskenball sein Avancement veranlaßte, ein eifriger Anbeter der schönen, stolzen und spröden Gräfin Villaflor war. Es herrschte kein Zweifel darüber: die spröde Villaflor liebte den angenehmen, ritterlichen Krieger, aber ein gewisses Mißtrauen, das Damen, die viel erlebt haben, sehr oft eigen ist, veranlaßte sie, den begehrlichen Liebhaber immer noch nicht zu erhören.

Sie gestattete ihm schon längst, sie in vertraulichen Augenblicken kurzweg „Berengaria" zu nennen, und vor dem Maskenball standen die Sachen so, daß sich fast mit Genauigkeit angeben ließ, wann aus den Beiden ein wirkliches Brautpaar werden würde.

Die Villaflor hatte auf den Ball große Hoffnungen gesetzt; nun war Alles, Alles auf einmal vorbei gewesen. Sie selbst hatte den

treuen Troubadour im letzten Moment gewaltsam von sich gestoßen und ihn so trostsuchend in die Arme der Königin getrieben, die ihr doch gewiß eine mächtige Nebenbuhlerin sein konnte. Was sollte sie thun?

In der Seele Berengaria's war nun, als sie den lange heimlich geliebten Offizier für sich verloren sah, die Leidenschaft in ihrer trostlosesten Gluth aufgelodert; und nun können wir es den Lesern verrathen, daß sie es gewesen war, die, getrieben von ihrer wilden Eifersucht gegen die Königin Isabella, den König Don Francisco ermuthigt hatte, die Entfernung Primulto's zu fordern.

Der Streich war mißglückt und das Ansehen der verhaßten Carlotta de Minas stieg immer mehr bei der Königin. Jene hatte nämlich, um der Königin zu gefallen, listigerweise die königlichen Liebesbriefe bei der Marquise de Pezuela entwenden lassen.

Die Marquise de Pezuela, obwohl sie sich vor der Königin hatte demüthigen müssen, sann dennoch darauf, sich an der Majestät auf irgend eine Weise zu rächen. Es war ihr nämlich der Gedanke unerträglich, daß sie das Opfer einer lächerlichen Intrigue geworden war und die Königin trotz ihres Lebenswandels die stolze Frau spielte.

Und so unterthänig sich auch sämmtliche Hofdamen gegenüber der Königin zeigten, im Innersten ihrer Seele verachteten sie doch die Monarchin und sahen in ihr nur ein schwankendes, von Leidenschaften beherrschtes Weib und verziehen ihr keinen einzigen Fehler.

Leider dachten und denken die Männer recht sonderlich: sie nehmen oft in unwürdiger Liebedienerei an, das Laster einer Fürstin müsse man milder beurtheilen, als die Vergehen kleiner Leute. Wie verkehrt! Die Frauen denken hierin anders und gewiß richtiger! —

Die Marquise de Pezuela, die Sennora de Reynosa und noch einige andere Hofdamen verbanden sich daher innig mit der Gräfin Berengaria de Villaflor zur Ausführung einer kleinen Boudoir-Revolution; auch der König Don Francisco und der Kammerherr de Cevenno wurden in's Geheimniß gezogen.

Die Gräfin Villaflor sollte nämlich die Wahnsinnige spielen, in das Boudoir der Königin eindringen, wenn der Palastoffizier Primulto sich bei der Majestät befände. Sie sollte laut den Offizier der Untreue anklagen, ihn bei seiner Mannesehre auffordern, die Rolle eines Günstlings der Königin aufzugeben, und sich dabei so exaltirt als möglich benehmen.

Die übrigen beiden Damen sollten gleichsam in beruhigender, schlichtender Weise herbeieilen und der Herzogin de Minas vorwerfen, daß sie bereits Pläne spinne, um den Primulto in ihre Netze zu locken. Von der Ausführung dieses Planes hoffte man einerseits einen Bruch der Königin mit der verhaßten Carlotta, andrerseits eine Entlassung Primulto's.

Es vergingen mehrere Wochen, ehe an die Ausführung dieses Planes gedacht werden konnte, und die Villaflor nützte diese Zeit aus, um die schlimmsten Gerüchte über die Absichten der Herzogin de Minas unter den Hofleuten auszustreuen.

Die Herzogin, welcher diese Gerüchte zu Ohren kamen, hatte nichts Eiligeres zu thun, als der Königin anzuvertrauen, daß sie eine heimliche Liebe zu irgend einem Offizier des Hofstaates habe, aber eine Vermittlung brauche, um auf Erhörung hoffen zu können. Dies that sie nur, um jeden Verdacht der Majestät, als sei sie ihre Nebenbuhlerin in Bezug auf Primulto, ersticken zu können.

Die Königin versprach der intimen Freundin ihre Vermittelung und sprach darüber mit Primulto, der mit dem betreffenden Offizier einigermaßen befreundet war. So schien es der Herzogin gelungen zu sein, den Schlag, der ihr zugedacht war, eher zu pariren, als er ausgeführt wurde. Sehen wir.

Es war am Beginn des Abends, als die Königin Isabella wie gewöhnlich in ihrem verführerisch ausgestatteten Boudoir auf der Causeuse (Sopha) lag und mit halb geschlossenen Augen dem Mandolinenspiel ihres Lieblings Primulto lauschte, der dazu ein herrliches Lied sang. Primulto machte eine Pause.

„Ach, Primulto, Eure Lieder sind tausend Engel, die zu mir herniedersteigen und von Eurer Liebe erzählen!" flüsterte die Königin leise. „Und ich kann nur lauschen, stumm und verzückt lauschen auf das, was mir die Seele einnimmt!"

„Meine Königin! diese Worte sind mir hinreichender Lohn!" entgegnete der Offizier. „Hab' ich nicht stets Alles gethan, um die leisesten Wünsche Ew. Majestät zu errathen und zu erfüllen?"

„Hätt' ich Euch nicht, so wär' ich trostlos," erwiederte die Königin und streckte die Hand nach dem Troubadour aus. „Eure Königin umfaßt Euch mit ganzer Liebe, ihr Herz schlägt für Euch, geliebter Mann!"

Ein Tumult aus den Vorzimmern ließ sich hören, verworrener Wortwechsel drang bis in's Boudoir, die Königin fuhr auf und rief:

„Was ist das! Bei der heiligen Madonna!“

Die Portiére ward aufgerissen; die Herzogin de Minas stürzte, hinter ihr die Zofe, erschreckt herein und rief:

„Um Gotteswillen, Majestät, verzeihen Sie mein unberufenes Eintreten! Eine Wahnsinnige dringt in Ihre Gemächer! — Die Villaflor!“

Dem geliebten Sänger entglitt die Mandoline, die Königin zitterte und hielt sich an Carlotta's Arm; nur ein Augenblick und die Villaflor stürzte herein, die Haare flogen aufgelöst um ihre hohe, schöne Stirn, die Augen brannten wie Kohlen in dem schneeweißen Antlitz, und in gut gespielter Extase rief sie:

„Ha, da ist der Ehrlose bei der Majestät, er spielt und singt ihr vor wie ein Schäfer! Zerrbild von einem Mann! Giebt sich her als Günstling, statt seiner Ehre zu gedenken! Wehe, Wehe, Wehe! Armer verrathener Thor — Du wirst weggeworfen werden, wie Du Dich weggeworfen hast!“ —

Die Königin stand erstarrt, Entrüstung röthete ihr Antlitz, sie streckte die Hand gegen die Villaflor aus und rief: „Hinweg, Verwegene, aus diesem Heiligthum meiner einsamen Stunden!“

Primulto aber erbleichte, denn er fühlte in diesem Moment wirklich etwas wie Scham über die Rolle, die er spielte.

Die Reynosa und die Pezuela waren der Villaflor auf dem Fuß gefolgt, gleich als hätten sie die Rasende von ihrem verwegenen Beginnen zurückhalten wollen, in Wahrheit aber, um das Zusammenspiel der gut erdachten Komödie zu vervollständigen.

Die Königin rief den Damen zu:

„Tragt sie weg, um Gotteswillen, sie ist von Sinnen!“

Unterdeß sank die Gräfin Villaflor in eine meisterhaft gespielte Ohnmacht. Das herrliche, leidenschaftliche Weib sah in diesem Augenblick in der That hinreißend schön aus und man konnte schwer entscheiden, ob Mitleid oder Bewunderung mehr an der Stelle gewesen wären.

Das schwarze Haar umrahmte in wildem Reiz das marmorbleiche Antlitz und der hervorquellende Busen hob sich in extatischen Bewegungen; ein majestätischer tragischer Schmerz zuckte über die schönen Züge und kühne Entschlossenheit lag um die fest geschlossenen Lippen.

Die Reynosa kniete vor der Ohnmächtigen nieder und klagte: „Armes Weib, wie bist Du gemißhandelt; nicht Ihre Majestät klage an, sondern diese, die Herzogin!“ Sie wies mit haßerfüllten Mienen

auf Carlotta de Minas. „Sie hat sich eingeschmeichelt in die Gunst unserer erhabenen Königin, sie hat gelogen und intriguirt!“

„Es ist wahr,“ fügte die Pezuela hinzu, „nichts anderes bezweckt sie, als den Sennor Primulto in ihren verführerischen Netzen zu fangen, und unsere gute Königin ist die Hintergangene! Wehe, Wehe!“ Sie drohte der Herzogin mit erhobener Hand.

„Ha, ha,“ lachte diese. „Majestät, beenden Sie durch ein Wort die Komödie, ich habe nicht Lust, auf diese Verläumdungen zu antworten.“

„Laß mich sprechen, Carlottta,“ begann die Königin lächelnd. „Liebe Reynosa und Pezuela, Ihr täuscht Euch. Meine Carlotta ist im Begriff, sich mit einem Offizier meiner Garden zu verloben und mein Freund Primulto hat die Rolle des Werbers übernommen. Mein Königswort darauf!“ —

Die Intrigue war mißglückt; die Hofdamen brachten schweigend die ohnmächtige Villaflor fort, und die Majestät wandte sich an Primulto:

„Primulto! Die Gräfin Villaflor, die Marquise de Pezuela und die Sennora de Reynosa haben unverzüglich den Hof und Madrid zu meiden, ebenso meine Residenzen Eskurial, Ildefonso und Aranjuez. Ich beauftrage Euch als Palast-Gouverneur mit der Ausführung meines Willens!“

Primulto seufzte leise, es war ein schwerer Auftrag.

Zehntes Kapitel.

Die andalusische Bluträcherin.

Noch nie hatte es Sennor Primulto so drückend empfunden, daß er wirklich nur ein Spielzeug der Majestät war, als in dem Augenblicke, wo er der schönen Gräfin Villaflor den Verbannungsbefehl der Königin Isabella schriftlich mittheilte. Mündlich hatte er es nicht gewagt, der Dame seines Herzens den Willen der Königin zu verkündigen. Der strafende Blick der schönen Augen Berengaria's hätte ihn

zu ihren Füßen als einen um Verzeihung Flehenden geworfen. Das wollte er nicht, das konnte er nicht, denn noch herrschte in seinem eigenen Herzen der unheilbarste Tumult.

Berengaria hat mit Thränen des Schmerzes und der Wuth den Brief Primulto's gelesen; erst hat sie ausgerufen:

„Armer, armer Freund! O, ich fühle es, Deine Armuth fesselt Dich an den Dienst der Königin, und ich habe Dich selbst ja zurückgestoßen! Ich liebe Dich, theurer Primulto, mehr als vorher, ich will Dir die Liebe und Treue bewahren, denn einst wirst Du aus der Nähe der Königin verbannt werden, wie es mit all' Deinen vornehmen Vorgängern geschehen ist."

Und sie drückte das Papier, auf welchem der Name des Geliebten stand, brünstig an die Lippen; — doch plötzlich als faßte sie eine neue Gedankenstörung, hat sie ergrimmt gerufen:

„Schmach mir und meiner Schwäche! Ich will dieses Götzenbild von einem Affen aus meinem Herzen reißen. Der feile Offizier ist wie viele Männer, flach, treulos, ohne Gefühlstiefe, sinnlich und genußsüchtig, sie verdienen unsere Liebe nicht, weg von mir, Verräther!" und sie hat den Brief zu Boden geschleudert.

„Rache, Rache ist mein einziges Gebet!" hat die schöne Villaflor dann gemurmelt, als sie in einem Wagen das Schloß verlassen. —

Im Residenzschlosse war durch den eben erzählten Gewalt-Akt plötzlich eine Art von Grabesstille eingetreten. Die Energie, welche die Königin Isabella gegenüber den Intriguen der Camarilla und in ihrer Liebe zu Primulto bewiesen, hatte auf lange Zeit in den Kreisen der Hofleute einschüchternd gewirkt.

Es wagte Niemand mehr, sich unehrerbietig über die Königin und ihre Freundschaft zu dem hübschen Palast-Gouverneur zu äußern, und das zügellose Spiel des Spottes und der Satyre war in die intimsten und exclusivsten Cirkel verwiesen. Die Königin, stolz auf diesen Erfolg, überhäufte ihren Liebling selbst vor den Augen des Hofes mit allen möglichen Gunstbezeugungen.

So vergingen mehrere Monate.

Aber in Primulto's Seele war während dieser Siesta im Hofleben eine vollständige Umwälzung vor sich gegangen, die sich freilich auf ganz natürliche Weise erklären ließ.

Es giebt zwei Gattungen von Männern: solche, welche nur lieben und nicht liebeln, und solche, welche nur liebeln und nicht lieben können. Die letztere Gattung ist die gefährlichste für die Frauen und doch zugleich die bedauernswertheste. Wenn es ihnen auch oft gelingt,

ihre falsche Münze als echte einzuschmuggeln, so freuen sie sich doch nicht im Besitz. Der Moment des Sieges über ein schwaches Weiberherz ist zugleich der Augenblick, wo ihr Interesse verkühlt und die Sehnsucht nach Abwechselung zu keimen beginnt. Diese Männer sind unersättlich und schließlich übersättigt zwar, aber unbefriedigt. Sie haben kein Verständniß für des Weibes innerstes Seelenleben, das Weib ist ihnen nur noble Passion.

Die andere Gattung der Männer ist zuweilen etwas ungeschickt, schwärmerisch, kurzsichtig; Männer mit wahrer Liebesgluth im Herzen werden zuweilen Opfer schlauer Phrynen*), aber aus den herbsten Enttäuschungen tauchen sie, wie der Schwan, mit um so reineren Idealen empor. Sie spielen nicht gern mit einem Herzen, und die Frauen sind ihnen nicht Mittel zur Verscheuchung der Langeweile, sondern ihr Besitz, zumeist in geistiger Beziehung, Zweck des Lebens; sie gehen unbefriedigt an Glanz und Schönheit vorüber, wie an Pretiosen und duftenden Blumen, wenn sie eine Weile sich in die Bewunderung derselben versenkt haben und suchen und tasten nach weiblichem, echten Kern. Es kommt dann darauf an, ob sie genug Charakterstärke haben, um sich vom Schein loszureißen und das Wahre zu erstreben.

Unser Freund Primulto ist in der eigenthümlichen Lage der zweiten Gattung. Die Erscheinung und Liebe der Königin Isabella hat wie der Duft einer betäubenden Pflanze, wie ein berauschender Trank auf ihn gewirkt. Der Rausch ist vorüber und mit der wiederkehrenden Nüchternheit erwacht auch wieder seine frühere, schwärmerische Neigung für Berengaria de Villaflor, und um so stärker, da die Geliebte das Opfer ihrer Eifersucht geworden ist.

Allein Primulto kann die Sache nicht ändern: materielle Rücksichten, Dankbarkeit und militärisches Pflichtgefühl, vielleicht auch ein kleiner Ehrgeiz, fesseln ihn an die Königin Isabella, die natürlich, weil ihr jeder tiefe Blick abgeht, von alledem keine Ahnung hat, und die aufmerksame Freundschaft, die ritterliche Galanterie des Palastoffiziers für wahre unverfälschte Hingebung an ihre Person nimmt.

Auch davon hat sie keine Ahnung, daß die Herzogin Carlotta de Minas in heißester Leidenschaft für Primulto brennt und nur auf der Lauer liegt, um das Herz des Offiziers für sich zu erobern. Leider hat sich bis jetzt noch keine Gelegenheit geboten, eine intime Unterredung mit Primulto herbeizuführen, aber Frauen vom Schlage Car=

---

*) Phrynen waren im alten Griechenland geistreiche Weiber, die der freien Liebe dienten.

lotta's haben die Ausdauer einer Schlange, die auf ihr Opfer lauert, mag noch so viel Zeit darüber vergehen. — — — — — — —

Ein lieblicher Abend ist über die schweigende Sierra Morena gebreitet und die duftigen Schleier der Dämmerung bedecken die Thallandschaft; Nebelgestalten scheinen behend an den Bergen hinanzuhuschen, und in den Schluchten, die in majestätischem Zickzack der Arm eines Giganten in die Gebirgsmauer gerissen zu haben scheint, ist tiefe, schwarze Nacht unter den riesigen Tannen- und Eichenkronen. Nur auf den höchsten, schroffen Spitzen der Sierra glüht noch der letzte Abglanz der vom rosigen Sonnenlicht angehauchten Wolken, aber auch die Felsenhörner verbleichen allgemach, und ragen nur wie ewig dauernde Himmelsweiser empor.

Unterdeß ist Sternlein um Sternlein am Himmel erschienen, und im Osten verbreitet sich am Horizont eine Röthe, wie von einer Feuersbrunst; doch es ist der herrliche Vollmond, dessen feurige Scheibe langsam über die tiefdunkeln Waldterrassen emporsteigt, und allmählig die Fluth seines falben Lichtes über die Gegend gießt.

Die Sierra und ihre Längs- und Querthäler stehen in der magischen Beleuchtung einer Mondnacht des Hochsommers; neben den hell schimmernden Lichtstreifen, die wie Silberbäche und Silberseen glänzen, und die gigantischen Waldpartien, die Thalsohlen, die Bergkegel und Kämme deutlich und in scharfen Umrissen hervortreten lassen, ziehen sich unauflösbare, undurchdringliche Schatten hin, die Wald und verstreute Hütten, Schluchten und Bäche auch dem schärfsten Blicke entziehen.

Sieh, da huscht über das Bächlein, das melancholisch auf dem Grunde des Thales über Steinflötze und Felsentrümmer, faulende Baumstämme und weiches Moosbett rauscht, und dem Schweigen der Nacht die Melodie giebt, die nimmer endet, eine dunkle Gestalt. Es ist ein Weib, die langen Gewänder verrathen das Geschlecht.

Wir schleichen ihr nach. Sie schreitet kräftig vorwärts, ein mächtiger Stock dient ihr zur Stütze, ihre Kleider hat sie männlich aufgeschürzt, und in dem breiten Gürtel, der sie zusammenhält, gewahren wir ein Dolchmesser, das friedlich in seiner Scheide ruht, einen Revolver, dessen glänzende Beschläge das Mondlicht wiederspiegelt, und Pulverhorn und Kugelbeutel.

Das Haupt ist tief in eine Kapuze verhüllt, so daß wir nur ein paar Augen funkeln sehen, die es wiederum zweifelhaft erscheinen lassen, ob die weibliche Gestalt wirklich das ist, was ihre Gewänder andeuten. Das Mondlicht scheint dem einsamen, bewaff-

neten Weibe unbequem zu sein, denn es beeilt sich, mit festen, sicheren Schritten den Bach zu überschreiten, das steile Ufer hinanzuklimmen und im Schatten des Bergkammes zu verschwinden.

Die Pilgerin scheint gut in der Gegend orientirt zu sein, denn sie späht nur einen Augenblick umher, als sie an dem Rande eines Waldes angelangt ist, der sich, dem Auge fast undurchdringlich, in eine Schlucht hinaufzieht, welche zwei der gewaltigsten Bergriesen spaltet.

Rasch entschlossen biegt sie die Zweige des jungen Holzes auseinander und verfolgt mit Sicherheit einen schmalen Pfad in die Wildniß hinein. Zuweilen bleibt die Einsame stehen, um zu lauschen, aber kein anderer Laut schlägt an ihr Ohr, als das leise Rauschen der Zweige, das Knistern eines dürren Astes, der über den Weg liegt, oder der Flügelschlag eines aufgescheuchten Nachtvogels.

Immer weiter dringt das Weib vor; der Weg wird steil, Felsensplitter erschweren das Hinanklimmen, mancher Steinkoloß muß umgangen, manche Felsenstufe erklettert werden; sie ist auf der ersten Terrasse angelangt und eine Waldlichtung verstattet ihr, sich von Neuem zu orientiren; sie späht nach allen Seiten und schreitet endlich auf ein halb verwittertes Steinkreuz zu, das unheimlich vom silbernen Mondlicht wie von uralter Sage umsponnen scheint.

„Hier am Grab des Manuel Gonzalez soll sich ein wenig betretener Pfad nach links wenden,“ flüstert die Wanderin vor sich hin, „hier ist das Kreuz — und hier, richtig! — das Gras ist niedergetreten!“ —

Sie schreitet vorsichtig nach links, bald nimmt sie wieder der Waldschatten auf, bis plötzlich umhergestreute Steine ihr Vordringen aufhalten. Die Scenerie des Ortes ist eine wilde, eine von stachligem Schlinggewächs überwucherte Felswand erhebt sich jäh dicht vor der Einsamen; sie lauscht, wie Stimmen schlägt's an ihr Ohr.

„Wahrhaftig! Hierher dringen die lichtscheuen Diener des geistlichen Gerichts und der weltlichen Polizei nicht so leicht. Die Freiheit wohnt in den Bergen, und die Tochter der Rache findet den Weg zu ihren Stätten! Sei gegrüßt Du stilles, verborgenes Asyl der „Unversöhnlichen!“ Die **andalusische Bluträcherin** küßt Deinen geweiheten Boden, trinkt Deine jungfräulichen Waldeslüfte und schleudert den Fluch hinab in die Thäler und Ebenen, in die dumpfigen Städte, wo die Tyranney und die Wollust, die Charakterlosigkeit und die Feigheit wohnen!“

So spricht das Weib, sie schlägt die Kapuze zurück, und der

zitternde Strahl des Mondes, der sich wie ein bleicher Geliebter durch die Wipfel hindurchstiehlt, streift über ein Antlitz, in welchem weibliche Schönheit, mit tiefschwermüthigem Gepräge, und männliche Energie, die sich in Blick und Mienen ausspricht, um den Vorrang streiten.

Wir erkennen das bleiche Weib kaum wieder, es ist nicht älter geworden, aber aus dem Kampfe der Leidenschaften scheint es hervorgegangen zu sein als gehärteter Stahl. Diese Frau weiß, was sie will, und ist entschlossen, das, was sie will, mit allen Mitteln auszuführen; unversöhnlichen Hasses voll spricht ihr Blick aus, daß sie die Vertreterin einer Idee geworden, der ihr Fühlen, Denken und Handeln, ihr ganzes Leben geweiht ist.

Sie hat es verschmäht, die Hand an sich zu legen, als sie in ihrem Heiligsten getroffen ward, als ruchlose Hand ihr den Mann raubte, dessen Liebe sie veredelte und umschuf zu einem reinen, tieffühlenden Weibe; sie hat verschmäht, sich gleich einer heimlich stechenden Viper zu rächen, und aus der Hand ihrer Gebieter Wohlthaten entgegen zu nehmen, nein, sie hat der Tyrannei und dem Pfaffenthum offen den Krieg erklärt, denn — Donna Elvira de Xeres ist nicht von gewöhnlichem Schlage.

Elvira klatschte leise in die Hände; auf dieses Zeichen ward wenige Augenblicke darauf ein Kopf mit einem dunkeln Augenpaar in einer der Felsspalten sichtbar, eine Steinplatte ward rasch zur Seite geschoben, und ein hoher Mann in halb arabischer, halb spanischer Tracht trat hervor.

Ohne ein Wort zu sagen, reichte er der Harrenden die Hand, und geleitete sie durch einen schmalen, niedrigen Gang, an dessen Wänden das Wasser herabtropfte, in eine große Höhle, die magisch erleuchtet war durch eine Menge von Fackeln.

Von der Decke hingen mächtige Stalaktiten herab, die den Schein der flackernden Fackeln in wunderbarem Glanze wiederstrahlten und im Hintergrunde sich zu einem von der Natur geschaffenen Kunstwerke häuften, das einer riesenhaften Orgel mit vielen tausend Pfeifen und Registern glich. In all' den zahllosen Nischen der weiten Höhle brannten kleine Lichter, die ebenfalls wiedergestrahlt wurden von niedlichen Crystallen, die in den gefälligsten, von der kühnsten Phantasie des Weltendichters ersonnenen Formen, zu wetteifern schienen.

Ein leises „Ah" entschlüpfte den Lippen Elvira's, als sie in diesen märchenhaften Natursaal trat, und sie hatte kaum Zeit, einen Blick auf die zahlreiche Versammlung langbärtiger, edler Männergegestalten zu werfen, die sich malerisch um eine lange Tafel von dunkel-

blauem Basalt gruppirte. Erst, als der Aelteste aus der Versammlung sich erhob und die Donna anredete, vermochte sie sich von der Betrachtung der Herrlichkeiten loszureißen.

Ebn Eddin, so hieß der Aelteste der Versammelten, vereinigte in seinem imponirenden Außern männlichen Ernst und Energie mit einnehmender Herzensgüte, die unerschütterliche, würdige Ruhe des Greises mit dem begeisternden Feuer des Jünglings; mit sonorer Stimme und arabischem Accent der Aussprache begann er also zu reden:

„Elvira de Xeres, als Tochter der Sierra und als Abkömmling unserer Vorfahren, der glorreichen Beherrscher Spaniens aus maurischem Blute, hab' ich Deine Bitte erhört und Dich vorgeladen, zu erscheinen in dem Ausschuß des Bundes der „Buenos de la Libertad“ (Guten der Freiheit).

„Du hast es zwar einstmals verschmäht, eine Enkelin der Söhne Ismaels und der Hagar zu sein', denn Deine Vorfahren dienten zuweilen den spanischen Unterdrückern; Du bist selbst in den Dienst bei der Königin Isabella getreten und hast dem nichtigen Glanze, den Heuchelei, Schmeichelei und unsittliches Thun eintragen kann, nachgejagt, aber dem Herrn des Himmels, dem Vater der Gerechten und Freien hat es gefallen, Dein eitles Herz zu demüthigen, er hat Dir durch Mörderhand den Geliebten, Deinen Benito de Isolabella, genommen, und Dich durch einen blutigen Riß blicken lassen in das Treiben des spanischen Hofes.

„Wir begrüßen Dich, reuige Tochter der Sierra, in unserm Bunde, denn nicht allein die Männer sollen ihm angehören, sondern auch die Frauen, denen es Ernst ist mit Tugend und Freiheit!“

Ebn Eddin reichte ihr die Hand, und nachdem er einige Minuten seinen Blick fest auf ihr Antlitz geheftet, was Elvira ohne Zucken und Verlegenheit ertrug und des Meisters Blick erwiederte, fuhr er weiter fort:

„Lege Deine Rechte an Dein Herz und schwöre: Ich, Elvira de Xeres, aus Maurenblut entsprossen, will treu dienen dem Orden der „Buenos de la Libertad“. Reinheit der Sitten und Liebe zur Tugend und Freiheit sollen mein Leitstern und die Gebieter meiner Thaten sein, so wahr mir der Gott der Gerechtigkeit und Freiheit helfe, vor dem kein Ansehen der Person und der Religion, der Nation und des Landes gilt!“

Elvira sprach, während alle Anwesenden sich erhoben, das Gelöbniß mit fester Stimme nach; man merkte es, daß sie jedes Wort

als einen Wiederhall ihrer innersten Ueberzeugung ausrief, und daß in ihrer Seele nicht das geringste Schwanken war, ob sie so oder anders handeln solle; doch kaum hatte sie das letzte Wort gesprochen, als sie wild auffuhr und gellend rief:

„Ha! ich sehe den Schatten meines Benito, er winkt mir! Ihr Männer, die Tochter der Sierra hat das Vermächtniß ihrer Väter: die Blutrache, nicht vergessen. Meister Ebn Eddin, — laß mich schwören, wieder zu tödten, wo man mir den geliebten Mann tödtete. Ebn Eddin, ich hörte einst sagen: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Mein Herz dürstet nach Rache!"

Die Stimme des schönen Weibes klang dämonisch wie ein vernichtender Fluch, wie ein Weheruf einer gepeinigten Seele; ihr ganzes Wesen krampfte in unbeschreiblicher Aufregung, ihre Augen glühten wie geschliffene Dolchspitzen und ihre Hand war auf's Herz gepreßt, als sollte sie einen tausendfachen Schwur leisten, und zur Bürgschaft der Ausführung das warme, blutende Herz aus der Brust herausreißen und hinlegen.

„Nicht so, meine Tochter!" antwortete mit majestätischer Ruhe der Meister. „Nicht so wild, Elvira. Das Recht der Blutrache soll Dir Keiner absprechen oder verkürzen. Wir aber haben eine höhere, größere Rache auszuführen, als Du — und dieser größeren Rache soll jeder Deiner Athemzüge, jeder Deiner Gedanken, jede Deiner Thaten gehören. Deine Privatrache soll nur ein untergeordnetes Glied der großen Thatenkette sein, deretwegen die Brüder der „Buenos de la Libertad" fest zusammenstehen und in den unterirdischen Werkstätten der Natur der wilden Sierra Morena ihre Zusammenkünfte halten. Höre:

„Unsere Väter, die Mauren, haben sieben und ein halbes Jahrhundert in diesem Lande geherrscht. Ihre Gesetze hießen: Milde, Duldsamkeit, Liebe und Fleiß. Der Halbmond ward vom Kreuz besiegt, und wir wurden für den Segen, den Spanien uns verdankte, für die Toleranz, die wir gegen unsere christlichen Brüder übten, dadurch belohnt, daß man uns den Altar verwüstete, uns unsere Religion und unsere Sprache verbot, daß man uns plünderte und Millionen unserer Brüder, fleißige Bauern und Handwerker, Künstler und Gelehrte, aus dem Lande trieb.

„Wir haben dies Beginnen der Christen nicht vergolten durch fanatischen Haß gegen ihre Religion, nein, wir haben sie angenommen, sind Christen geworden, aber weder Koran, noch Bibel, noch Kirchenväter, noch Dogmen dürfen uns beschränken. Wir sind Diener des

Gottes der Liebe und der Freiheit, den sein größter Prophet Jesus Christus verkündigt hat. Treu dessen Lehren, beten wir in unseren Höhlen, oder hoch oben an der Grenze des Schnees.

„Und da die Freiheit uns zur Religion geworden ist, so haben wir den falschen Namenchristen, den Sclaven des römischen Bischofs, den Dienern spanischer Tyrannei, den Haß, den Krieg, die Vernichtung geschworen, und jeder echte Maure sowohl, wie jeder freiheitliebende Nachkomme der alten Westgothen und jeder, dem es Licht geworden ist in seiner Seele, und der Spanien wieder blühend, frei und frisch sehen will, ist uns willkommen als Bundesbruder. Weder Koran noch Bibel, weder Kreuz noch Halbmond spielen bei uns eine Rolle.

„Beherzige dies, meine Tochter, und würdige den Bund der „Buenos de la Libertad" nicht zu einem Werkzeug Deiner persönlichen Blutrache herab."

Elvira sank nieder auf die Knie und barg einen Augenblick das Antlitz in den Händen, dann sprach sie mit weicher, melodischer Stimme:

„Danke Dir, Meister Ebn Eddin, ich hörte meinen Großvater erzählen, daß der letzte Seufzer des Granader-Königs Boabdil, als er in die Alpujarras zog und auf sein erobertes Granada zurückblickte, Liebe und Milde war. Ich habe Dich verstanden, Meister. Sprich, was soll ich thun?"

„Ehe Du Deine Blutrache ausführst, gehe nach dem Schlosse, das südwärts Cordova liegt, und wo Don Eduardo de la Seda, ein wackerer Freund von uns, sitzt. Versöhne Dich mit ihm, dessen Glück Du einst untergraben wolltest; versöhne Dich mit Geronima, der Du einst die Freundschaft mit Tücke vergaltest, versöhne Dich mit Allen, die Dir auf jenem Schlosse zürnen, aber nicht als stolze Frau der „Buenos" sollst Du hingehen, sondern als Bettlerin, Hülfe flehend," sprach Ebn Eddin.

„Meister!" rief Elvira überrascht, „weißt Du denn Alles?"

„Wir sind stark, Elvira, wir wissen viel!" entgegnete der Meister.

„Du demüthigst mich tief," warf sie weiter ein.

Aber der Meister entgegnete:

„Die Liebe ist ein Gesetz, das man nicht brechen soll, es ist im Himmel geschrieben, und Brüder eines Bundes sollen einander um so mehr lieben!"

Nachdem sich Donna Elvira de Xeres entfernt hatte, besprachen die Abgesandten des Bundes noch bis tief in die Nacht hinein die

Angelegenheiten desselben, und trennten sich dann, indem Jeder auf schwindelnden Gebirgsstegen oder im Schatten der Gebirgswände seinem Heimathsthale zueilte, um den anderen heimlichen Brüdern des großen Bundes der „Buenos de la Libertad" die Resultate der Versammlungen und die Weisungen des ehrwürdigen Meisters Ebn Eddin mitzutheilen. Auch Brüder aus den entferntesten Provinzen Spaniens waren zugegen gewesen, und ihre Reise war nun eine lange und mühselige.

Elvira hatte nach den blutigen Aufruhrsnächten von Madrid ein ruheloses und flüchtiges Leben geführt. Nur langsam hatte sie sich der Geistesnacht des Wahnsinns entrungen, und besonders war es ein alter Eremit gewesen, der durch seine edle Einfachheit und klare religiöse Belehrung den Geist der exaltirten Frau aufgerichtet, und für das Leben und Denken wieder empfänglich gemacht hatte.

Die Leser erinnern sich ja noch, wie die ehemalige Hofdame durch Geist, Satyre und sprühenden Witz vor allen Damen der königlichen Umgebung hervorleuchtete. Ihr Geist fand nun eine nützlichere Beschäftigung, eine höhere Aufgabe, als sich in höfischen Intriguen zu verzetteln und zu verflachen, und in der Atmosphäre zweideutiger Schmeichelei den flatterhaften Schöngeist zu spielen.

Elvira ist, voll von dem Gedanken, sich mit Eduardo und Geronima zu versöhnen, unermüdlich durch's Gebirge gewandert. Bei dem Freunde in der Einsiedlerhütte hatte sie ein schlichtes, ärmliches Gewand angelegt, und nun, am Ende des dritten Tages ihrer mühseligen Reise, steht sie klopfenden Herzens vor der Pforte des Schlosses, wo de la Seda gebietet.

Die Abendsonne vergoldet mit ihren letzten Strahlen den Hügel und das blühende Thal an seinem Abhange. Noch immer wagt es Elvira nicht, zu läuten; sie fürchtete nicht etwa eine hartherzige Abweisung, die würde sie ertragen, aber sie kann die Unruhe ihres Herzens, das vor Freude und Wehmuth rascher schlägt, nicht bewältigen.

Sie blickt in die Abendsonne und fühlt Sehnsucht, so sanft mit der Sonne zur Ruhe zu gehen, lächelnd zu sinken in das Meer der Vergessenheit, wie diese, und zu unzähligen Atomen des Weltalls zu werden.

Aus dem Thale steigen zwei Frauen herauf, sie kommen langsam näher und erblicken das ärmlich gekleidete Weib. Ihre Blicke glänzen von Mitleid, und ehe die Bettlerin den Mund zu öffnen vermag, spricht schon die jüngere der Frauen, näher tretend:

„Arme Frau, Ihr wollt zur Nacht bei uns bleiben, nicht wahr?“

Purpurröthe überfliegt Elvira's Wangen, ihre Lippen zucken, sie kann kein Wort hervorbringen, Thränen verdunkeln ihre Augen, sie zittert am ganzen Körper, denn sie hat an der Stimme der Sprecherin die holde Geronima de Lucar, die beneidete Gemahlin Eduardo's, erkannt.

Geronima und ihre ältere Begleiterin Sikula waren betroffen über das seltsame Benehmen der Bettlerin, welches auf eigenthümliche Schicksale schließen ließ. Elvira folgte schweigend den Frauen und wurde in den Speisesaal geführt, wo den Beiden schwarzgelockte Knaben und Mädchen entgegensprangen. Ein blasser Jüngling mit schwärmerischen Augen umarmte zärtlich Sikula, es war der herangewachsene Enriquez. Bald traten auch Eduardo de la Seda und Juan de Alar ein, denn es war die Zeit zum Abendessen.

Demüthig blieb Elvira in einer Ecke des Saales stehen; in ihrer Seele kämpfte die Sehnsucht nach Liebe noch immer mit wieder erwachtem Stolz. Mehr als einmal keimte der Entschluß in ihr, diesen geweiheten Ort des Familienglückes zu verlassen, wo für sie, die Unglückliche, Verlassene kein Platz zu sein schien.

Das milde Wesen der anmuthigen Frau Geronima, welche Elvira freundlich bei der Hand nahm und an die gedeckte Tafel führte, wo die dampfenden Speisen und die blinkenden Gläser und Weinflaschen prangten, beschloß den inneren Kampf der Aermsten.

Alle setzten sich rund um den Tisch nieder, nur Elvira blieb hinter ihrem Sessel stehen, und als alle fragend ob des seltsamen Benehmens auf sie blickten, kniete sie plötzlich vor Geronima nieder und sprach:

„Eine im Innersten ihrer Seele Gebrochene kniet vor Dir — erkennst Du Deine falsche Freundin Elvira de Xeres nicht mehr? — Sieh' mich zornig an, weise mich hinweg, der Himmel hat mich gestraft! O, Geronima, — das thust Du nicht, Du verzeihst der Bettlerin, Du wirfst einen Schleier über die Vergangenheit, Du duldest mich an Deinem Tische als die geringste von denen, die Deine Mildthätigkeit anflehen.“

Geronima that einen lauten Schrei, sprang auf, umarmte weinend Elvira, drückte sie stürmisch an's Herz und sprach unter Schluchzen:

„Nicht zu meinen Füßen, — hier zu meiner Rechten ist Dein Platz, Elvira! Laß die Vergangenheit, sie ist vergessen!“

Sie zog Elvira mit sich fort und führte sie mit freudestrahlenden Augen, worin noch einige Zähren glänzten, zu Eduardo und sprach heiter scherzend:

„Siehst Du, Elvira, Du kennst ihn doch noch, das ist mein Mann Eduardo.“

„Auch Ihr verzeiht mir, wackrer Mann?“ flüsterte Elvira niedergeschlagenen Blickes.

„Im Verzeihen liegt das höchste Glück, Sennora!“ entgegnete Eduardo, indem er die Hand Elvira's drückte.

Auch Juan und Sikula, Enriquez und das andere junge Volk ward Elvira vorgestellt, und es wurde am heutigen Abend aus dem schlichten Mahle noch ein freudiges Fest. — Des Erzählens war kein Ende.

Spät hatten Juan de Alar und Eduardo mit Elvira auf Verlangen der Letzteren noch eine wichtige Unterredung, die sich auf die Aufträge bezog, die Elvira von Meister Ebn Eddin an Eduardo de la Seda und Juan de Alar empfangen hatte.

Wir verrathen nur so viel, daß der Bund der „Buenos de la Libertad“ mit allen radikalen politischen Elementen der Pyrenäen-Halbinsel in lebhaftem Verkehr stand. Die Aeußerung Juan's, „die Zeiten sind schlecht, das Pulver ist verschossen, die alten Parteien haben sich abgenützt und Spanien muß erstarken, und seine Patrioten müssen im Innern klar werden: entweder — oder,“ deutete seine Meinung an.

Juan war fast wieder jung geworden: das that die Freude über seinen Sohn Enriquez, der rasch eine Menge glänzender Fähigkeiten entwickelt hatte, und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Seit einiger Zeit war er, was übrigens in seinem Wesen tief begründet und ein Rest der Kloster-Erziehung zu sein schien, sehr in sich gekehrt, und Vater und Mutter hegten den heimlichen Kummer, daß Enriquez sich bald von den Eltern losreißen würde, um im Trubel der Welt seiner Lern- und Thatenlust Genüge zu thun.

„Ja, ja,“ klagte zuweilen die sanfte Sikula, „er gleicht zu sehr Dir, Juan; er ist so wild, wie Du in Deiner Jugend warst, und ich fürchte die Jahre des Sturmes und Dranges bei ihm.“

„Laß ihn,“ tröstete dann Juan, „obgleich ich nicht gern an die Trennung denke, da es mir immer ist, als hättest Du ihn erst gestern geboren, den Jungen, so muß er doch bei Zeiten in die Welt hinaus. Hier oben würde er nur zu bald zum Schwärmer und Phantasten trotz uns. Nur eigene Erfahrung hat rechten Werth.“

Elvira, die ihr Bettler-Incognito längst abgestreift hatte, verlebte mehrere glückliche Wochen bei den guten Freunden und ging viel mit Enriquez um, der aufmerksam ihren Schilderungen lauschte, die sie ihm von den Hofkreisen und den unaufhörlichen Kabalen und Intriguen gab.

Allein Elvira war doch nicht glücklich. Die Seligkeit des Familienlebens, in welche sie hier schauen konnte, erfüllte ihr Herz mit unsäglichem Wehe, und ein natürlicher Gedankengang brachte sie auf den geliebten Benito, von dem sie auch solch Glück erhofft hatte, und endlich auf dessen Mörder — und blutig und flammend stand der Rachegedanke wieder vor ihrer Seele und ließ ihr keine Ruhe.

Der bleiche Benito, mit den im Todeskampf verzerrten Zügen erschien ihr im Traume — und eines Abends war Elvira verschwunden, ohne ein Wort des Abschiedes. Niemand ahnte, welcher Gedanke sie davongetrieben hatte.

Die Tochter der Sierra, die Enkelin der Mauren, die Schwester der „Buenos de la Libertad", die andalusische Bluträcherin hatte nur ein Ziel jetzt im Auge:

„Madrid und daselbst das finstere Residenzschloß!"

Eilftes Kapitel.

Der unheimliche Gast im Schlosse zu Madrid.

„Da hätten sich ja zwei recht große Närrinnen vermittelst eines humoristischen Zufalls zusammen gefunden, und wenn wir uns nun verbänden, um unsere Narrheit zu predigen, würden wahrscheinlich allen Weisen die Ohren gellen!"

Die Sprecherin dieser Worte ist Elvira, und sie richtet dieselben an eine blasse, schmächtige Dame, der man es ansieht, daß sie am Herzen leidet und ihr alter Muth gebrochen ist. Es ist die Gräfin Berengaria Villaflor. Sie entgegnet Elvira:

„Seit wir uns Schwestern nennen, liebe Elvira, kommen mir Deine Worte und die Ausbrüche Deines höllischen Humors nicht mehr unheimlich vor. Seltsam, so lange wir in Glanz und Pracht Kolle-

ginnen waren, gingen wir fremd an einander vorüber und wollten uns nicht kennen lernen, das Unglück hat eine vereinigende, versöhnende Kraft.“

„Denke nur aber nicht,“ erwiedert Elvira, „als hätte ich Freundschaft mit Dir geschlossen, damit wir uns unsere Flammen vorseufzen, und das Klatschen in's Melancholische übersetzen sollen. Ich kann die Gefühle nicht gut leiden, die zu lebensschwach und schemenhaft sind, um Thaten zu gebären. Wir haben beide, beste Berengaria, ein recht unfruchtbares Leben geführt, wir waren weder tugendhaft noch lasterhaft; wir buhlten mit dem Laster und warfen der Tugend Kußhändchen zu.“

„Du bist erschrecklich wahr,“ gab Berengaria zurück, „und willst damit andeuten, daß wir unsere Schulden an das Leben abzahlen sollen.“ —

„Du bist bedauerns- und beneidenswerth,“ belehrte Elvira weiter, „Dein Geliebter lebt, — aber Du weißt nicht, ob es ein Mann ist. — Mein Geliebter ist todt, und er war ein Mann, und seine Männlichkeit ist auf mich übergegangen.

„Wie ist's,“ blieb sie plötzlich vor Berengaria stehen und sah sie mit ihren funkelnden Augen forschend an, „machen wir einen Rachezug gen Madrid? Es gilt, die Gräfin de Minas zu stürzen, zu untersuchen, ob Dein Primulto mehr kann, als jeder andere Cicisbeo, oder ob nur in der Leidenschaft die Männlichkeit mit der Narrenkappe herausschaut.

„Ich hätte Lust, hängen können sie uns nicht; aber wir müssen uns unter falschen Namen einzuschmuggeln suchen, denn der Name Elvira de Xeres könnte leicht gewissen Leuten etwas sonderbar im Ohre klingen. Schade, daß es anno 54 nicht abgebrannt ist, nun, an mir hatt's nicht gelegen!“

„Wie? Du warst dabei?“ fragte erschrocken die Villaflor und empfand ein Grauen vor dem dämonischen Blicke Elvira's, den diese mit den Worten begleitete:

„Ich? Wo die Rache in blutiger Flamme auflodert, da wird jedesmal meine Hochzeit mit dem todten, schönen Benito gefeiert. Ja, Benito, ich komme, ich — — ich — —“ sie unterbrach sich. „Also es bleibt dabei, Gräfin, wir freibeutern auf einige Zeit, machen wir den Feldzugsplan. Was weißt Du von der Minas, dieser verblühten Carlotta?“

„Ich weiß, daß sie erlaubte und unerlaubte Mittel anwendet,

um die Königin ganz und gar von den Regierungsgeschäften fern zu halten," erzählte die Villaflor.

„Gut, überraschen wir sie in ihrem Liebes-Laboratorium," rief Elvira. „Vielleicht ist auch eine kleine Spur von Gift dabei, das meinen armen Benito tödtete. Sie stand ja doch wohl gut mit dem unheimlichen Antonio Maregnon?" —

„So war's," bestätigte Berengaria, „man zischelt sich Verschiedenes in die Ohren. Sie haßte Dich aus Herzens Grund. Aber den abscheulichen Maregnon hat der Satan geholt, der Narvaez soll's gewesen sein!"

„Wie? Der Maregnon ist todt?" rief in Aufregung Elvira. „Der Narvaez hat ihn — — getödtet? — — Mein Gott, mein Gott! Wer gab Narvaez das Recht, mir vorzugreifen! Ich hatte die Pflicht der Blutrache!"

Elvira's Antlitz nahm einen wilden, blutdürstigen Ausdruck an, aber sie bekämpfte sich rasch und sprach zu der ängstlichen Villaflor:

„Du fürchtest Dich wohl vor mir? Armes Ding — hast noch keinen todten Bräutigam in Deinen Armen gehalten. O, ich hab' ihn wollen warm, lebendig küssen den kalten, todten Mann, aber er rührte sich nicht, er blieb stumm und todt und nahm mit sich mein fröhliches Herz, meinen Frühling, meine Welt, mein Alles. Ach, mein Gott, mein Gott! Rache, Rache!" —

Elvira war von der Erinnerung so mächtig übermannt, daß sie laut weinte und in die Knie sank, sie sprach ruhiger:

„Komm her, Villaflor, scheue Dich nicht vor mir, ich bin ja nur ein Weib, dessen Herz einem Todten gehört, komm, tröste mich, laß mich mein Haupt an Deinen Busen legen, meine Schwester. Wir wollen uns recht lieben," sprach sie zärtlich und erhob sich.

Berengaria umarmte das unglückliche Weib und es schien, als hätte Elvira alle blutigen Racheplläne aufgegeben.

Man verabredete nun, daß sie sich möglichenfalls im Schlosse selbst mit Primulto in's Einvernehmen setzen wollten, um die schickliche Art zum Sturze der Herzogin de Minas zu verabreden. — — — —

Die eben geschilderte Scene spielt in dem Zimmer eines Gasthauses der trostlosen Mancha, die sich zwischen der Sierra Morena und den Gebirgen von Neu-Kastilien ausdehnt. Die Gräfin Villaflor, die bekanntlich seit längerer Zeit vom königlichen Hofe verbannt war, lebte hier schon seit Monaten vor der Welt verborgen; die Donna Elvira de Xeres, die dem gastlichen Dache ihrer Freunde entflohen war,

um nach Madrid zu gehen, mußte nothwendigerweise in diesem Gasthause einkehren, da es das einzige in der ganzen öden Gegend war. Auf diese Weise hatten sich die zwei Damen getroffen, die beide unglücklich waren, deren Unglück und Geistesbeschaffenheit aber himmelweit verschieden war. —

Elvira kam der Villaflor deßhalb herzlich entgegen, weil sie ihr als Unglückliche und Geschmähte einige Achtung einflößte; endlich bekam auf diese Weise Elvira Gelegenheit, sich über den Stand der Dinge bei Hofe zu orientiren und die nöthigen Erkundigungen einzuziehen; außerdem war es Elvira wirkliches Herzensbedürfniß, zuweilen ihr Inneres auszuschütten und an der Brust einer Freundin zu weinen, denn im Unglück ist man für Freundschaft sehr empfänglich.

Wiederum hütete sich aber auch Elvira, Alles das zu entschleiern, was sie beabsichtigte. Hätte Elvira der Gräfin Villaflor von den „Buenos de la Libertad“ erzählt, diese hätte jene nur halb begriffen und es nicht für möglich gehalten, daß ein Weib sich an dergleichen Dingen betheiligen kann, denn die Villaflor hatte keine Spur von männlicher Art, sie war im Fühlen, Denken und Handeln immer nur Weib gewesen, und konnte daher für Elvira's Ideen kein Verständniß haben. — — — — — —

Sehen wir wieder einmal nach Ihrer apostolisch-katholischen Majestät, der Königin Isabella. Sie scheint nicht mehr so heiter zu sein, als vor Monaten, und dennoch hätte sie Ursache dazu, denn schon flüstern sich die Hofdamen ihre Bemerkungen über die Korpulenz der Königin zu; Isabella selbst liegt nachlässig auf dem Divan und liest aufmerksam in einem Kalender.

Aber, wie wir bei näherer Beobachtung wahrnehmen, ist die Königin in größerer Toilette, als für das Boudoir nöthig wäre. Sie erwartet Jemand.

Die dienstthuende Kammerfrau meldet:

„Majestät, Seine Eminenz, der Patriarch!“

Der geschmeidige Kirchenfürst, der es wohl gelernt hat, auf dem Parquet nicht auszugleiten, tritt ohne Umstände ein. Monsignore Iglesias weiß, daß er vor den Herrschern dieser Welt nicht zu zittern braucht, in seiner Hand ruht Segen und Fluch, er hat auch einige Schlüssel zum Himmelreich und zum Fegefeuer, und kommt einer so trostbedürftigen und frommen Königin, als Isabella ist, immer gelegen, wär' es auch nur, um auf die häufige und erschöpfende Leidenschaft und Liebe einmal die eiskalte Douche der Kirchenbuße, oder eine geistliche Unterhaltung zu nehmen.

Monsignore Iglesias ertheilte der Majestät, die ihm ehrerbietig entgegengekommen war, seinen Segen, setzte sich der höflichen Einladung folgend, neben die Königin und begann:

„Meine Königin hat Verlangen nach mir getragen, was bedrückt Ihr Herz, meine fromme Tochter?“ —

„O, sehr viel,“ erwiederte die Monarchin. „Ich fühle eine Oede in meinem Herzen, die sich durch nichts will ausfüllen lassen. Ich hoffte auf Aranjuez im Frühjahr, auf Ildefonso im Sommer, auf Eskurial im Herbst, vergebens war Alles, überall langweilte ich mich und meine Umgebung, und hier in Madrid ist's auch nicht anders.

„Das ist die Zeit der Heimsuchung, Majestät!“ antwortete der Patriarch. „Die Sünden, auch wenn sie vergeben worden sind, lassen wie ein versiegter Strom ein sandiges Bett zurück, wo sie getobt haben. Mögen Ew. Majestät die Zeit bis zu Ihrer hoffentlich glücklichen Niederkunft in Gesellschaft der heiligen Engel und der Schutzpatrone verleben, damit das, was Ew. Majestät gebiert, etwas frommes und gutes sei.

„Fasten und leiblich sich bereiten ist kein nütze zur Besserung und Veredelung, aber ich gebe Ew. Majestät auf, wiederum den frommen Pater Claret aus Santiago de Cuba nach Spanien an Ihren Hof zurückzurufen; denn ich bin überzeugt, daß sein Einfluß wesentlich Ew. Majestät beruhigen wird.

„Ich habe einen Brief von seiner Heiligkeit dem Papste Pio nono mitgebracht, der sich sehr warm für eine Rückkehr des ehrwürdigen Mannes ausspricht.“

Der Kirchenfürst reichte der Königin das Schreiben, die es ehrerbietig an die Lippen drückte und las. Dann sprach sie weiter:

„Dank Euch, Eminenz. Aber noch etwas Anderes ist es, was mich ängstigt; seit drei Tagen geht es um im Schlosse, die Wachen schwören darauf, daß sie eine seltsame Dame des Nachts geisterhaft haben daherschreiten sehen. Einige Hofdamen haben mir gesagt: die Dame gleiche der Elvira de Xeres, die vor einigen Jahren wahnsinnig fortlief und verschwand, da ihr Liebhaber, der arme Isolabella, plötzlich gestorben war.“

Die Erinnerung an diese unheimliche Geschichte schien dem Kirchenfürsten sehr ungelegen zu kommen, die Sache kam ihm wichtig genug vor, um Erkundigungen darüber einzuziehen, er schüttelte nur mit dem Kopfe und tröstete:

„Fürchten Sie sich nicht, Majestät! Wir werden Mittel finden, um den Spuk zu beschwören.“

„Außerdem ist meine Carlotta, die Herzogin de Minas heftig krank, sie darf das Bett nicht verlassen, und ich habe sie doch so gern bei mir.“

„Sollte sie nicht den Primulto heirathen, Majestät?“ fragte ironisch Iglesias.

„Sie sollte und wollte; er ist ein hübscher Mann, ich hätte ihn lieber in meinem Dienst festgehalten, aber die Minas ist gar zu närrisch in ihn verliebt und das incommodirt mich.“

Der Kirchenfürst meinte lächelnd:

„Wir müssen die Beiden verheirathen, das wird am besten sein.“ — —

Wie also aus dem vorhergehenden Gespräch erhellt, war Primulto, der von der Majestät so hoch begünstigte Offizier, in Ungnade gefallen. Wollten wir die geheimen Gründe derselben auseinandersetzen, so würden wir eine von den beiden betheiligten Personen schwer compromittiren. Zur Beschleunigung dieser Ungnade war auch die Eifersucht, oder vielmehr beleidigte Eitelkeit der Königin gekommen; sie konnte es nur schwer ertragen, daß die vertraute Freundin Carlotta es dennoch gewagt hatte, ihre begehrlichen Blicke auf den begünstigten Liebling der Majestät zu werfen, und so unentbehrlich ihr bisher die Gesellschaft der Herzogin gewesen war, so sehnte sie sich doch nach einer Abwechselung.

Königin Isabella war zwar sehr vergnügungssüchtig, besaß aber nicht den feinen Geschmack einer Minas und die phantastische Erfindungsgabe derselben. In der That leistete die Herzogin in Erfindung neuer Zerstreuungen Bewundernswerthes, und wußte jeden Genuß wiederum mit der Kunst eines Gourmands in seine verschiedenen Theile und Abstufungen zu zerlegen, und jede Phase desselben wie ein routinirter Weinkenner auf der geistigen Zungenspitze zu balanciren.

Mit einem Wort: Carlotta de Minas behandelte das Vergnügen nicht als Zerstreuung, sondern als künstlerischen Beruf; sie machte aus dem Genuß mit seltenem Raffinement eine schöne Wissenschaft und fungirte bei Ihrer Majestät als geistreiche Lehrerin derselben, und wußte ihre Weisheit mit den interessantesten Experimenten zu verbinden; Primulto und seine ganze Boudoir-Rolle gehörte mit in das System der galanten Philosophie der Carlotta de Minas.

Allein die Königin Isabella war auf die Dauer dazu nicht geschaffen; kindlich, wie ihr ganzes geistiges Leben, waren auch ihre Schwächen geblieben; sie genoß nicht, wie eine durchgebildete Priesterin

des Vergnügens, nein, sie schlürfte gedankenlos den Becher der Lust wie ein unschuldiges, verzogenes Kind, und besaß nicht die kühne Spötterei der Hofdame, die im Stillen über alle Bußübungen lachte, sondern empfand das lebhafte Bedürfniß — auf einen liebestollen Carneval einen grauen Aschermittwoch der Entsagung folgen zu lassen.

Kurz und gut, die Königin sehnte sich nach der Villaflor, dieser sanften Gesellschafterin voll liebender Hingebung, hatte aber diesen geheimen Wunsch noch keinem Menschen ausgesprochen, sie schämte sich wohl und hoffte auf einen wunderbaren Zufall.

Kindlichen Seelen passiren zuweilen wirklich solche Ueberraschungen, daß ihr Wunderglaube gestärkt wird.

Der Gräfin Berengaria de Villaflor war es geglückt, mit dem Kammerherrn Sennor de Cevenno, der ihr immer eine stille Zuneigung bewahrt hatte, in Verbindung zu treten, und in männlichen Kleidern hatte sie sich unter dem Schutze des genannten Herrn in's Schloß eingeschmuggelt, und bei einer vertrauten, verschwiegenen Dienerin im Erdgeschoß Wohnung gefunden.

Ihr Zweck war, den Palast-Offizier Primulto zu beobachten, und über das Treiben der verhaßten Herzogin de Minas Erkundigungen einzuziehen.

Auch Elvira befand sich im Schlosse. Es war ihr nämlich geglückt, eine alte, greise Küchenfrau, die man die schwarze Teresa nannte, und die schon in früheren Zeiten die Vertraute der Sennora gewesen war, zu erspähen, und sich in deren bescheidener Wohnung zu verbergen. Niemand ahnte, daß die nächtliche Dame, welche seit einigen Tagen im Schlosse umging, ein Gespenst von Fleisch und Bein war.

Elvira kannte durch ihren langjährigen Aufenthalt im Schlosse die Räumlichkeiten genauer, als viele jetzige Bewohner; sie hatte Kenntniß von allen geheimen Thüren und Ausgängen in den Garten; so war es ihr möglich, ihre nächtlichen Spaziergänge mit großer Sicherheit auszuführen. Der Zweck derselben war, das dunkele Treiben verschiedener Leute zu belauschen und einen Augenblick zu erspähen, um ihre Blutrache auszuüben.

Der eigentliche Mörder des schönen Benito de Isolabella, Antonio Maregnon, war durch einen gewaltsamen Tod ihrer Rache entgangen; aber noch lebten ja die Königin Isabella, die durch ihre Schwäche den Isolabella dem Mörder in die Arme getrieben, und die Herzogin Carlotta de Minas, welche, wie jetzt Elvira durch listige Nachforschun-



Die Schwester Maria Raphaele del Patrocinio, genannt: die „blutende“ Nonne.

gen herausgebracht, das Gift für den Mönch Maregnon gemischt hatte, denn in Liebestränken und dergleichen besaß sie, wie alle Welt am Hofe wußte, eine große Fertigkeit. —

Sehen wir nun nach der angeblich kranken Herzogin.

Carlotta war gesund und frisch, aber sie simulirte ein hartnäckiges Kranksein, um von dem Dienst bei der Königin befreit zu sein und ungestört den schönen Primulto empfangen zu können, der, nachdem man ihm gesagt, die Gräfin Berengaria de Villaflor habe sich in Andalusien mit einem reichen Granden verheirathet, und nachdem er in Ungnade bei der Königin gefallen, sich nun willig in die tröstenden Arme der interessanten Herzogin geworfen hatte.

Es ist schon weit vorgerückter Abend; in dem Zimmer der Herzogin brennt eine Ampel, welche nur durch matte Lichtstrahlen die raffinirte Ausstattung, die auf den Sinnengenuß berechnet ist, beleuchtet. Die Herzogin Carlotta sitzt auf ihrem Sopha, und hat das Haupt in schwermüthiger Liebeswonne auf die Schulter des schönen Offiziers gelehnt. Die Unterhaltung wird nur flüsternd geführt, damit sie von Niemandem belauscht werden könnte.

„Wir müssen die flüchtigen Stunden festhalten," haucht Carlotta, „mein Primulto sehnt sich aus diesen Mauern, nicht wahr?"

„Ich werde um meine Entlassung bitten bei der Majestät, und ich hoffe, daß ich sie erhalten werde," entgegnet Primulto, „dann folgst Du mir und wir ziehen uns in die ländliche Stille zurück."

„Wie freue ich mich darauf, einen Mann zu besitzen, der mir Lehrer und Schüler zugleich ist, Du brauchst dann nicht mehr dieser Königin Isabella zu dienen, ich habe Geld genug, um ihr Concurrenz im Glanze machen zu können," bemerkt selbstzufrieden die Herzogin und drückt einen langen, feurigen Kuß auf die Lippen Primulto's. —

Im Schloß der Thür dreht sich leise ein Schlüssel, beide fahren empor, die Thür geht auf, und die Gräfin Villaflor tritt ein. Die Herzogin erbleicht und Primulto ist bestürzt; er weiß nicht, was er von dem Vorgange halten soll, doch bald ermannt sich die Herzogin und ruft der Gräfin entrüstet zu:

„Was wollen Sie hier? Durch welche bübischen Mittel kommen Sie und stören mich in meiner Ruhe?"

Aber Berengaria bleibt ruhig und antwortet:

„Herzogin de Minas! Zwischen uns ist der offenste Kriegszustand, den es geben kann, und ich denke, dann fragt man nicht nach den Mitteln, man überrascht und greift den Feind an, wo man ihn trifft; am allerwenigsten sollten Sie von bübischen Mitteln sprechen, die Sie sich ja so gut auf Liebestränke und andere verwerfliche Dinge verstehen, die in Ihnen eine Giftmischerin ahnen lassen" — —

„Das mir?" springt wie eine wilde Katze die Herzogin auf und

enthüllt in diesem Augenblicke die ganze grausame Leidenschaft, die in der Seele des wollüstigen Weibes wohnt. „Das mir?"

Sie steht mit erhobener Hand vor der schmächtigen Gräfin, diese aber hält die dämonisch funkelnden Blicke der erbitterten Feindin aus, und erwiedert noch immer mit unerschütterlicher Ruhe:

„Vollenden Sie! Ha, giebt es keinen feinen Nippesdolch in Ihrer Nähe, damit Sie mich stumm machen können, mich, Ihre Anklägerin? Da sitzt das arme Opfer, das Sie mit Ihrer Kunst erst zum Spielzeug einer Königin erniedrigt haben, die es jetzt wegzuwerfen im Begriff steht, das Sie jetzt mit nichtswürdigen Lügen für Ihre unersättlichen Begierden umgarnen, um in dem Offizier nur einen Mann zu finden, dessen Armuth ihn einst zwingen wird, stumm und blind zu sein zu Ihren Ausschweifungen. Wenn Sie ihn heirathen, den guten Primulto, so belügen Sie den Altar, vor dem Sie getraut werden, Sie belügen Gott und Welt, Sie belügen sich selbst!" —

Primulto war schon längst aufgestanden und hörte mit Staunen, was Berengaria sprach. Ueber das tigerartige Benehmen der Herzogin hatte ihn ein Schauer erfaßt, er fühlte auf einmal, daß es nur der Athem der Lüsternheit, die schlauen Liebeskünste Corlotta's gewesen waren, die ihn bestrickt hatten; das feste und ruhige Benehmen der Gräfin rief die alte Liebe in ihm wach, und er rang jetzt schmerzlich mit seiner Scham.

Die Gräfin drängte jetzt gewaltsam die Herzogin zur Seite und trat an Primulto heran, ihn mit dem ganzen Ausdruck der Liebe in ihren Augen die Hand reichend, und sprechend:

„Primulto, ich bin Dir treu geblieben — willst Du Dich retten aus den Strudeln — hier meine Hand, fasse sie!"

Kaum war dies Wort den Lippen der Gräfin entflohen, als Carlotta de Minas mit voller Kraft der Wuth und Leidenschaft Berengaria zurückstieß, so daß das schwächliche Weib zu Boden taumelte und mit dem Kopfe an die Ecke des Nippestischchens stieß, daß sie blutete.

Primulto hob sie auf, kniete vor ihr nieder und rief mit unendlichem Haß in seinen Augen der Herzogin zu: „Mörderin!"

Doch es war keine Zeit zu verlieren, Primulto zerriß eiligst einige feine Seidentücher, die herumlagen, um wenigstens das Blut zu stillen, goß aus der krystallenen Karaffe frisches Wasser ein, um die Ohnmächtige wieder zu beleben.

Die Herzogin indeß, plötzlich von den Furien des Gewissens gepeitscht, floh hinaus, sie wußte nicht, wohin — ob zur Königin —

oder hinaus in den Garten. Der Ruf: „Mörderin!“ klang ihr in den Ohren.

Es war Mitternacht. Carlotta flog die öden spärlich erleuchteten Corridore entlang, da trat ihr plötzlich jene gespensterhafte Dame entgegen, die schon seit einigen Tag'n das Schloß in Aufregung versetzte. Die ohnedies fieberisch aufgeregte Carlotta erschrak tödtlich und stieß hervor: „Elvira!“

Elvira sprach mit langsamer, unterdrückter, tiefer Stimme:

„Mein Name ist Blutrache! Du erkennst mich gut! Dies für Deine Giftmischerei!“ Sie stieß mit diesen Worten den Dolch bis an's Heft in den bloßen Busen der Herzogin, daß diese ohne Schrei, nur mit einem leisen Röcheln, zu Boden sank.

Elvira sah sich noch einmal scheu nach der Gemordeten um und flüsterte: „Ein Opfer ist gebracht, Benito, bald ist Dein ruheloser Geist ganz versöhnt.“

Sie schlüpfte durch mehrere fast dunkle Gänge; die Wachen, die sie von fern sahen, schauerten zusammen, denn sie hielten sie für ein Gespenst. — —

Eine wenig benutzte Tapetenthür im Schlafgemach der Königin bewegte sich. Elvira trat fast geräuschlos ein. Die Königin Isabella kniete vor dem Kruzifix und schien tief in ihre Andacht versunken, ihre Lippen bebten und die Blicke hingen mit ungeheuchelter Andacht an dem Gekreuzigten. Elvira hielt den Athem an und blieb hinter der betenden Königin stehen; sie hielt den Dolch bereit zum tödtlichen Stoße, aber — eine Betende tödten? — Nein, das vermochte Elvira nicht.

Die Königin sprach leise:

„O, Du Heiland der Welt, Du Allerbarmer! Rette mich, hilf mir armen, schwachen Weibe! Ich weine blutige Thränen über meine Verirrungen und Schwächen. Gieb' mir Kraft, daß ich der Versuchung widerstehe. Du weißt es, Allwissender, daß ich niemals Schlechtes wollte; meine Hand ward oft gelenkt, und sie that, was sie nicht wußte. In meinem Namen hat man gefrevelt; gieb Weisheit und Kraft mir schwachen Königin, die gern ihre Krone niederlegen möchte, um in einem einsamen Thale, fern vom Glanze, stiller Andacht zu leben!“

Die Königin betete nun die gehörige Zahl Ave Maria und Paternoster und ließ den Rosenkranz eifrig durch ihre Finger laufen.

In Elvira's Seele war bei dem Gebet der Königin eine Umwandlung vor sich gegangen. Sie dachte: „Nein, ich darf sie nicht

tödten! Sie ist unschuldig an Benito's Tode, sie ist nur eine gelenkte, schwache Königin. Hinweg von hier! Meine Blutrache ist erfüllt: Benito gerächt!"

Sie legte den Dolch auf das Bett der Königin und huschte leise, wie sie gekommen, wieder durch die Tapetenthüre von dannen. Auf flüchtigen Sohlen gewann sie den Garten des Schlosses, schloß ein Hinterpförtchen, wozu sie den Schlüssel besaß, auf, und verschwand in der Nacht, um bei Anbruch des Tages weit, weit von Madrid zu sein. Die Sehnsucht trieb sie wieder den dunklen Schluchten der Sierra zu, um dem Meister Ebn Eddin Bericht zu erstatten.

Unterdeß hatte der Offizier, der die Runde durch's Schloß machte, die Leiche der Herzogin de Minas gefunden, und der Ruf: „Mord!" ging schauerlich durch's Schloß.

Primulto, dem es geglückt war, die Gräfin Villaflor wieder in's Leben zu rufen, war tief erschüttert über Alles, was geschehen war; nur langsam konnte er mit Hülfe der Gräfin Villaflor den Zusammenhang finden.

Die Königin hatte nach Beendigung ihrer Andacht den Dolch entdeckt und um Hülfe gerufen; das ganze Schloß war in Aufruhr gerathen.

Nachdem Primulto in seiner Eigenschaft als Schloß-Offizier die Untersuchung des Falles übernommen, stellte sich heraus, daß der Dolch, an welchem man das Wappen der Familie Xeres und ein E entdeckte, der vor drei Jahren entflohenen Elvira de Xeres gehören müsse. Die Aussagen der Wachen und der Hofleute, denen die gespenstige Donna begegnet war, stimmten damit überein, und nach den Andeutungen der Gräfin Villaflor blieb der Königin kein Zweifel mehr, daß Elvira einen Akt der Blutrache verübt hatte.

Die Königin schauderte, als Berengaria, die plötzlich zur Freundin der Königin avancirt war, das ganze Lügengewebe der ermordeten Herzogin de Minas enthüllte, und von der Theilnehmerschaft derselben an der Beseitigung des Isolabella, und von der Freundschaft des Maregnon zur Minas sprach.

Bald darauf fand die wirkliche Verlobung zwischen dem Offizier Primulto und der Gräfin Berengaria de Villaflor statt. Die Königin Isabella vergaß es dem Manne ihrer Wahl nicht, daß er sich so zart und männlich benommen hatte, und machte sich daher mit dem Gedanken vertraut, in nicht zu langer Zeit sich von der sanften Villaflor trennen zu müssen, denn Primulto gedachte, den Dienst zu verlassen.

„Nicht wahr, Berengaria," sagte eines Tages die Majestät zu

jener, „Du bleibst so lange meine Gesellschafterin, als mich mein körperlicher Zustand zu einer halben Einsamkeit verurtheilt. Wenn der Herbst kommt, und mir die Madonna und die heilige Katharina ein Kindlein bescheeren, will ich Dir die Hochzeit ausrichten mit Primulto."

Die Gräfin küßte der Königin dankbar die Hand.

Zwölftes Kapitel.

Die Geburt des Infanten Alfons, Prinzen von Asturien.

Kaum giebt es in der Welt ein Land, das in den letzten fünfzig Jahren die Rathgeber der Krone und die Stützen des Thrones so oft gewechselt hätte, als Spanien. Der strengste Freund der Geschichte hält es nicht der Mühe werth, sich die Namen aller der Persönlichkeiten zu merken, die längere oder kürzere Zeit Minister der Königin Isabella waren.

Oft durch die geringfügigsten Anlässe, von denen das Land keine Ahnung hatte und die nur in dem höfischen Intriguenspiel wurzelten, wurden Minister abgesetzt, und zuweilen durch Leute vertauscht, deren Namen kaum jemals an das Ohr eines spanischen Politikers geklungen.

Im Ganzen und Großen waren es aber nur drei politische Parteien, die sich fast unablässig um die Herrschaft im Kabinet stritten: die Moderados oder gemäßigten Constitutionellen, die man schon mehr Conservative nennen konnte, weil sie zwar ein constitutionelles Regiment, aber durch eine starke Regierung auf wenig Rechte beschränkt, wollten, ihr Altmeister war Marschall Narvaez, Herzog von Valencia.

Weiter die liberale Union, die durch den Aufstand von 1854 auf den Schultern des demokratischen Volkes zwar zur Herrschaft gelangt, und deren begabtester Führer der Marschall O'Donnel, Graf von Lucena, war.

Endlich die Progressisten (Fortschrittspartei), die eine demokratische Monarchie wollten, leider aber seit dem Rücktritt des Sie-

gesherzogs Espartero ohne wirkliche Führerschaft waren, da Spaniens glänzendster Redner Don Salustiano Olózoga im Auslande lebte, Espartero sich wieder in seine Einsamkeit zu Logronno zurückgezogen hatte und Don Juan Prim, Graf von Reus, ein zu schwankender, schwärmerischer Charakter war, als daß er zum Führer einer Partei getaugt hätte.

Der Kampf zwischen diesen drei Parteien wurde unterirdisch geführt, und alle Finten und Kriegslisten eines solchen Minenkrieges wurden benutzt. Oft waren es gar nicht einmal die Führer, die einander gegenüberstanden, sondern sie schoben Ministerpuppen vor, um durch diese ihren Einfluß zu behaupten.

So hielt sich z. B. Narvaez im Hintergrunde, weil er recht gut wußte, daß sein persönliches Auftreten manchen Spanier vor den Kopf stoßen würde, und weil es ja bequemer war, hinter den Coulissen zu agiren, den Souffleur oder Maschinenmeister, den Regisseur oder Wolkenschieber zu spielen.

O'Donnel, der, wie die Leser sich erinnern werden, es verstanden hatte, den ehrlichen und geraden Espartero durch List und Tücke zu verdrängen, um die Früchte des Vicalvaristen-Aufstandes für sich einzusammeln, mußte nun nach einer langen Ministerkrisis dem heimlichen Einflusse des Narvaez weichen. In den letzten Tagen des Oktober wurde der moderadistische (conservative) Armero mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt.

Es traten in dasselbe bekannte conservative Leute, z. B. der geschmeidige Mon, der dem Staatsstreiche von 1852 unfern gestanden hatte, und bei Kaiser Louis Napoleon eine beliebte Persönlichkeit war, als Finanzminister; der strenge Martinez de la Rosa, ein Freund der Königin Christina, als Minister des Aeußern, und endlich der fast reaktionäre Bermudez de Castro, auch ein Verehrer der alten Regentin. Selbst zum Civilgouverneur von Madrid wurde ein reaktionärer Mann, Sennor Corbera, ernannt.

Es war besonders wichtig, daß kurz vor der Entbindung der Königin Isabella eine derartige Parteirichtung am Hofe die herrschende wurde, und es schien Alles recht hübsch berechnet zu sein. Natürlich versuchten die neuen Minister sofort, sich mit der geistlichen Umgebung des Hofes, und überhaupt mit dem Clerus im Lande auf einen guten Fuß zu stellen, was ihnen später noch mehr gelingen sollte.

Die Königin Isabella hatte sich seit einiger Zeit fast unsichtbar gemacht, sie fuhr selten zur Kirche und hörte nur die Messe im Schlosse. Mit ihrem Gemahl, Don Francisco d'Assis, kam sie jetzt

wieder öfters zusammen; gewiß war dieser voll hoffnungsvoller Freude, daß er bald wieder Vaterfreuden erleben sollte. Wir müssen ihm zum Ruhme nachsagen, daß er sich seiner ältesten Tochter, der Infantin Isabella mehr widmete, als es die königliche Mutter that.

Diese hatte freilich nicht viel Zeit übrig vor Regierungs- und anderen Geschäften, und das arme nun bald sechsjährige Mädchen hatte fast dasselbe Loos, als es weiland ihre Mutter gehabt. Donna Isabella war nicht ohne Anlagen, sie zeigte schon jetzt im Kindesalter bedeutende Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, der Königin, und da der Bourbonenzug in ihr sehr stark ausgeprägt hervortrat, so konnte der bourbonische Herr Papa vollkommen zufrieden sein, wenn seine Tochter nur ihre Zugehörigkeit zur Bourbonen-Familie nicht verleugnete.

Die Geistlichkeit hatte es verstanden, sich bald der Erziehung des königlichen Kindes zu bemächtigen, so daß die Zusage, die bei der Geburt der Infantin im Jahre 1851 der Schwester Patrocinio und dem Pater Claret gemacht worden war, auch gehalten wurde.

In der Geschichte der Heiligen und den Uebungen der Religion war die junge Infantin wohl bewandert; leider sah sie nur selten des Tages die Mutter, dann aber kam ihr diese mit großer Herzlichkeit entgegen und spielte, selbst zum Kinde geworden, mit der Tochter. Freilich blieb es auch nur dabei, einen nachhaltigen moralischen Eindruck empfing die kleine Isabella von der Mutter nicht, diese war ihr nur eine tändelnde Freundin.

Man konnte es allen Leuten im Schlosse ansehen, daß wieder etwas vor sich ging; die Einen schauten ängstlich drein, die Andern lächelten ironisch, und fort und fort richtete man die Frage an die Personen, welche in den königlichen Gemächern beschäftigt waren: „Wie geht's Ihrer Majestät?“ — und immer lautet die Antwort: „Man erwartet seit zwölf Stunden ihre Niederkunft.“

Endlich, am Nachmittage des 28. November 1854 tönt der Jubelruf durch das Schloß, und nach und nach durch die Residenz:

„Ihre Majestät Königin Isabella ist von einem Prinzen entbunden worden!“

Während an der Puerta del Sol die schleunigst benachrichtigten Kanoniere ihre Geschütze zur Feier der Geburt abfeuern, und sich auf den Straßen und Plätzen Menschengruppen bilden, die das „freudige“ Ereigniß lebhaft besprechen, treten wir in das Gemach, wo die ohnmächtige siebenundzwanzigjährige königliche Mutter liegt. Ein Schwarm von Frauen ist mit der Wartung der Wöchnerin und des neugebornen Knaben beschäftigt.

Am Lager der Ohnmächtigen, fast beschattet und bedeckt von dem dunkelrothen Vorhange, sitzt eine Gestalt, die heut zum erstenmal sich wieder offiziell in diesen Räumen blicken läßt: die fromme Schwester Maria Raphaele del Patrocinio. Auf ihrem Antlitz liegt ein Frieden des Triumphes und der Genugthuung, ihre Augen strahlen vor seliger Freude und andächtig bewegen sich ihre Lippen, denn sie liest die Gebete, die am Lager einer Wöchnerin nothwendig sind.

Die Schutzpatrone Spaniens: die Madonna, der Sant Jago de Compostella, der San Pascale und San Salvador (der Heiland) und andere werden um Schutz angefleht, dazu besonders die Santa Katarina, die Beschützerin aller Wöchnerinnen und der San Domingo und Sant Ignatius de Loyola, die geistlichen Beschützer der Jugend und ihrer Lernübungen.

Von den Damen des Hofes, die am eifrigsten mit der Wartung der Pflegebedürftigen beschäftigt sind, nennen wir vor allen Dingen die sanfte Gräfin Berengaria de Villaflor; auch die Marquise de Pezuela und die Sennora de Reynosa, die beide nach dem Tode der Herzogin Carlotta de Minas wieder an den Hof berufen worden waren, sind gegenwärtig, und der junge Infant geht aus einer Hand in die andere.

Abseits von diesem Treiben, dessen Charakteristisches sich mehr fühlen, als beschreiben läßt, sind im geräumigen Vorzimmer mehrere Männer versammelt, die ihr Beruf als hohe Beamte der Krone und Würdenträger, als nächste Diener der Majestät oder als Anverwandte hierher gerufen hat.

Der Sekretär der Majestät hat eben das übliche Protokoll aufgesetzt über die Geburt des Infanten, und alle Männer sind nach und nach aus dem Zimmer der hohen Wöchnerin zurückgekehrt, wo sie die Zeugen des beglückenden Ereignisses gewesen sind.

Da sind die Minister Sennores Armero, Martinez de la Rosa, Mon, Solaberria, Admiral Bustillo, Bermudez de Castro und Casans, der Militär- und der Civilgouverneur von Madrid, zumeist bejahrte Männer, die der Schnee des Alters schmückt und die jeder lebhaften Antheil genommen haben an der neueren Geschichte Spaniens.

Auch mehrere Generale der Garnisonen von Madrid, Toledo, Aranjuez, Ildefonso, Ocanna, Segovia, Alcala, Guadalaxara, der Polizei-Direktor von Madrid und Andere sind zugegen und ergehen sich in leiser Unterhaltung über das Ereigniß.

Auch der Palast-Gouverneur Primulto, den seine Pflichten heut streng in Anspruch nehmen, geht ab und zu; gewiß — auch er theilt die allgemeine Freude über die längst ersehnte Geburt eines Infanten.

Im dunklen Hintergrunde des sehr geräumigen Zimmers entdecken wir die zahlreichen Mitglieder der königlichen Familie. Nur eine Persönlichkeit fehlt heut empfindlich zur allgemeinen Freude: Die Königin-Mutter Maria Christina. Sie erfährt das freudige Ereigniß durch den Telegraphen, denn sie weilt im Auslande, und hält es noch nicht für gerathen, heimzukehren nach dem schönen Spanien.

Der Infant Don Francisco de Paula grinst freudig zu seinem Vetter, dem Infanten Sebastian, Ober-Prior von St. Juan, hinüber, der den Blick versteht, und nachdem er herangetreten, leise spricht:

„Ich denke, nun werden unsere Vettern Carlos und Juan in Oesterreich ihre Hoffnungen endlich einmal aufgeben. Ich habe auch einst gestritten gegen die Nichte Isabella, aber eigentlich that ich's nur, um den Einfluß der Königin Christina zu beseitigen. Da die Nachfolge durch die Geburt eines Prinzen auch ohne eine neue Auflage des Rechtsbuches von 1833 gesichert ist, so würde es nur ein juristischer Fanatismus sein, wollten die Söhne des Don Carlos noch länger auf ihren Rechten bestehen."

Don Francisco de Paula stimmte bei und wandte sich zu seinem Sohne, dem glücklichen Vater, Don Francisco d'Assis, der eben aus dem Zimmer der hohen Wöchnerin heraustrat.

Don Sebastian hatte Trauer, deshalb war er so mild gestimmt, denn vor drei Wochen war ihm seine erst neununddreißigjährige Gattin Amalia von Neapel nach einer fünfundzwanzigjährigen Ehe gestorben. Nun stand er ganz allein, denn er hatte, trotz seiner 46 Jahre, noch keine Nachkommenschaft erhalten.

Der König Don Francisco lief geschäftig bald in das Zimmer der Wöchnerin, bald wieder zurück in den Vorsaal, und vor lauter Vaterfreude schien er an keiner Unterhaltung haften bleiben zu können.

Die fromme Ehrwürdige, die Patrocinio, erhob sich vom Lager der Königin, die in ihrem ohnmachtgleichem Schlafe tief und schwer Athem holte, und schaute sich aufmerksam in der Gesellschaft um; da erblickte sie den eben wieder eingetretenen König.

Gebieterisch schritt sie durch die Reihe der Hofdamen, ohne einen

Blick rechts oder links zu wenden, sie faßte Seine Majestät fest bei der Hand und sprach so laut, daß es Alle, die im Zimmer waren, hören konnten:

„Dem Himmel hat es gefallen, Ew. Majestät mit einem Thronerben zu segnen, und wenn ich als des Herren Magd mich unterfangen darf, dieses göttliche Orakel zu deuten, so thue ich es folgendermaßen:

„Durch Ausschließung des königlichen Mannesstammes beging der nun selige König Fernando sicherlich einen großen Rechtsbruch; in der That war Seine königliche Hoheit, Infant Don Carlos, der rechtmäßige Thronerbe, und Ihre Majestät, die Königin Christina, warf sich zur Vertheidigerin des Unrechts auf und stürzte dieses Land in langjährigen Jammer, was ihr der Allmächtige verzeihen möge.

„Es lag die Gefahr nahe, daß durch eine Vermählung der jungen Königin Isabella ein anderes Herrscherhaus auf den spanischen Thron käme, um die Bourbonen zu verdrängen, und für immer auszuschließen. Der Himmel hat schon damals gezeigt, daß er das Unrecht wiederum in Recht verwandeln wolle, daß er dem Stamm der Bourbonen gnädig sei.

„Er hat die Herzen aller Räthe der Krone gelenkt, daß Sie, ein jüngerer Zweig der Bourbonen-Dynastie, der Gemahl der Königin wurden; aber es schien, als solle durch eine fortgesetzte weibliche Nachfolge das Unrecht verlängert werden, da der Himmel Ihnen einen Sohn verweigerte.

„Aber groß ist die Gnade und Weisheit Gottes, er hat die Fürbitten der Madonna und der heiligen Schutzpatrone Spaniens erhört, und, indem er die fromme Königin Isabella ein Söhnlein gebären ließ, will der große Vater im Himmel sagen: Ich habe zugedeckt Euer Unrecht, ich habe verhüllt Eure Schmach, ich will, was blutig war, in blendend Weiß verwandeln, und das Königreich soll bleiben im Hause Bourbon; er hat die Nachkommen des Don Carlos gewogen und zu leicht erfunden, und deshalb dem jüngeren Zweige der Dynastie die Herrschaft verliehen.

„Nun ist es aber Ihre Pflicht, König Francisco, Alles daran zu setzen, daß der junge Infant auferzogen werde in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, und daß alle bösen Einflüsse von ihm abgehalten werden, damit er dereinst sei ein erzkatholischer König und Gläubiger und ein tapferer und gehorsamer Diener der Kirche, wie es die Vorfahren gewesen sind.

„Und ich fordere von Ihnen das Gelübde, daß Sie, wenn der

Knabe das fünfzehnte Jahr erreicht hat, wiederum, zum Dank für die Gnade Gottes, das freventlich zu den Zeiten der Regentin zerstörte Kloster Gracia de Caballeros, wo die frommen Mirakel des Herrn seit drei Jahrhunderten vorgingen, errichten. Es sei ein Denkmal der Frömmigkeit der Bourbonen."

Don Francisco hatte diese Worte der frommen Klosterfrau mit derjenigen andächtigen Sammlung angehört, die sich für einen eben Vater eines Sohnes gewordenen gottseligen König schickt. Die „blutende" Heilige sah es gern, daß der König gezwungen war, vor Zeugen zu antworten, denn bei der Ansprache der Patrocinio war es nicht nur im Zimmer der Wöchnerin, sondern auch im Vorsaal ruhig geworden. Alle hatten dem Orakel von San Pascale aufmerksam gelauscht.

Der König erwiderte:

„Es ist stets mein Bestreben gewesen, in meinem Wirkungskreise den Interessen der katholischen Kirche zu dienen, und wenn dies leider oft in weitern staatspolitischen Regionen nicht möglich war, wegen der Strömungen, die zu Zeiten die Räthe der Krone wechseln, so verspreche ich doch hiermit feierlichst, den Infanten und Kronprinzen Spaniens in den Grundsätzen des reinen Katholicismus zu erziehen, meine Rechte als Vater, die von keinem Minister, von Niemandem auf der Welt bestritten werden können, gewissenhaft auszuüben und darüber die Rathschläge der frommen Väter zu hören; ich verspreche es feierlich, so Gott mir das Söhnlein erhält, das zerstörte Kloster Gracia de Caballeros wieder aufzubauen!"

Er erhob schwörend die zwei Finger der rechten Hand, knieete dann vor der Nonne nieder und bat um ihren Segen, der ihm auch zu Theil wurde.

Königin Isabella, die hohe Wöchnerin, wußte von all' dem nichts, sie stöhnte zuweilen in ihrer Agonie und ihre bleichen Lippen zuckten. Die Priesterpartei hatte schlau den Zeitpunkt eines solchen erregenden Familienereignisses gewählt, um mit vollen Segeln wieder einzulaufen in den Hafen ihrer Thätigkeit, um Alles das nachzuholen, was bisher versäumt worden war.

Als Don Francisco das Zimmer verließ, hüpfte ihm freudig sein ältestes Töchterlein Isabella entgegen und fragte, indem sie die Arme um den Hals des glückselig lächelnden Vaters schlang, ganz geheimnißvoll:

„Papa, ist es wahr, daß ich ein kleines Brüderchen bekommen habe? Die Aja hat es mir gesagt. Wo ist denn das Brüderlein?"

Der Vater hob im Ueberschwang seiner Freude die Tochter empor, küßte sie und belehrte:

„Wenn Du hübsch fromm und artig bist, Isabella, dann sollst Du den kleinen Bruder sehen und zuweilen mit ihm spielen."

Die Kleine klatschte entzückt in die Hände, umarmte den Vater von Neuem, sprang dann zur lächelnden Aja zurück und erzählte, was ihr der Vater gesagt.

Dreizehntes Kapitel.

Die Unterhaltung der königlichen Verwandten nach der Geburt des Infanten.

Die königlichen Verwandten hatten sich bereits in einem Kreise um den König aufgestellt, und beglückwünschten ihn zu seinem Entschlusse, den er der Patrocinio gegenüber ausgesprochen.

Nur die Minister sahen einander bedenklich an, und Mon näherte sich dem Minister-Präsidenten Armero und raunte ihm zu:

„Das fängt schön an! Wenn man den Herren von der Tonsur den kleinen Finger läßt, dann greifen sie nach der ganzen Hand."

„Wir werden ganz besonders die hochmüthige Verwandtschaft in ihre Schranken zurückweisen müssen," antwortete der angesprochene Präsident.

„Dazu wird es nöthig sein, bei Zeiten dafür zu sorgen, daß die Königin einen angenehmen Gesellschafter bekommt, der in unserm Interesse handelt. Wirken wir für Primulto?" fragte Mon.

„Nein, nein, der ist abgenützt, schwärmt auch zu sehr für O'Donnel. Wir müssen einen aussuchen, der auf unsere Weisungen hört," belehrte Armero.

Während diese Unterredung in einer Fensternische sehr leise geführt wurde, hatte im Kreise der Verwandten der Infant Enriquez, Herzog von Sevilla, der jüngere Bruder des Königs, das Wort genommen:

„Ich habe mich bisher wenig um politische Dinge gekümmert, aber das muß ich Dir sagen, Francisco, Du bist stets zu nachsichtig

gewesen. Wenn Du auch nur Titularkönig bist, so bist Du aber Gemahl der Königin von Spanien und bist als solcher ihr eigentlicher Herr und Gebieter. Zuweilen ist es ja bedeutend angenehmer, hinter den Coulissen eine Action in's Werk zu setzen, als vor den Lampen der öffentlichen Meinung eine Rolle zu spielen.

„Lerne erst die Macht kennen, die hinter Dir steht: der gut katholische Theil des Volkes, der mächtige Clerus und wir mit unserm Anhange im hohen Adel Spaniens.

„Nimm Dir ein Beispiel an dem Prinzen Albert von Coburg, dem Gemahl der Königin Victoria von England. Von Rechtswegen hat er gar nichts zu sagen, und doch schiebt, dictirt und dirigirt er trotzdem die Geschicke Englands, so weit es das Königthum dort gestattet."

Die Minister hatten sich nach einander entfernt, denn das hochmüthige Benehmen der königlichen Verwandten kränkte sie; ja, es wäre beinahe zu einem übeln Auftritt gekommen, als Primulto langsam durch den Saal schritt und einige Worte von der Rede des Herzogs von Sevilla auffing. Dieser hielt inne — und schaltete ein: „Muß erst warten, bis das Factotum hinaus ist," und als Primulto sich noch immer nicht beeilte, der König ernst drein rief:

„Jedenfalls werde ich mit Energie dafür sorgen, daß meine Frau von schlechter Gesellschaft und das Schloß von zweifelhaften Personen befreit wird."

Primulto hörte die Worte, legte die Hand erregt an den Degen, und warf dem König einen vernichtenden Blick gekränkter Ehre zu.

Endlich aber nahte sich Donna Christina, die vorjüngste Schwester des Königs, eine zarte Dame in dem Anfang der Zwanziger, dem Palastoffizier, und sprach mit einem Gemisch von Grazie und Ironie die leisen Worte zu ihm:

„Verzeihen Sie, Offizier, wir halten Familienrath und bemerkten Ihre Anwesenheit nicht."

Primulto war beschämt, einer Dame gegenüber mußte er die verbindlichste Miene machen und seinen Groll bekämpfen. So war es der taktvollen Intervention der Prinzessin geglückt, eine skandalöse Scene im Vorsaal der Königin zu verhindern.

Primulto ging, vor Wuth über die Beschimpfung mit den Zähnen knirschend, doch eine andere Person hatte die Worte des Königs gehört, das war die Gräfin Berengaria Villaflor, die im Begriff gewesen war, durch den Vorsaal zu eilen, bei der lauten Rede des Herzogs von Sevilla aber gezögert und gelauscht hatte.

Sie ging dann achtlos durch den Saal und flüsterte, als sie in ihrem Zimmer angelangt war:

„Wer weiß, wie lange die Herrlichkeit dauern wird! Macht nur so fort, ihr Herren Vettern und Basen und Muhmen, und bald wird sich die Partei vergrößern, die einen Thronwechsel wünscht. Ihr macht die Rechnung ohne die Montpensier!"

In diesem Augenblick trat Primulto ein, noch glühend im Gesicht vor Entrüstung, er umarmte stumm seine geliebte Berengaria und verbarg sein Haupt an dem fluthenden Busen des geliebten Weibes, er vermochte nicht zu sprechen, er hätte weinen mögen vor Scham und Wuth.

„Ich habe Alles gehört, mein Geliebter!" begann Berengaria, „laß sie sprechen. Bald verlassen wir den Hof, und ich denke, meine Jugendfreundschaft mit der kleinen Luisa von Montpensier soll den Sennors Francisco d'Assis, diesem Schattenmanne mit der goldenen Angelschnur, Enriquez, Francisco de Paula u. s. w. Kopfzerbrechen genug verursachen. Wir ziehen uns nach Sevilla zurück, wo Don Antonio de Montpensier in glücklicher Idylle wohnt, und bilden nach und nach die Kommandite für alle unruhigen Liberalen. Die Montpensier, die nicht so viele Leidenschaften hat und als eine ehrbare Hausfrau lebt, soll und muß auf den Thron!"

Primulto war beruhigt und dachte nicht mehr an den unangenehmen Vorfall. Er war leider noch zu jung, und die kluge Villaflor machte mit ihm, was sie wollte.

Was die Herzogin Donna Luisa von Montpensier und ihren Gemahl, den Infanten Don Antonio, bekanntlich Sohn des im Jahre 1850 im Exil zu Claremont in England verstorbenen ehemaligen Königs der Franzosen, Louis Philipp, betrifft, so standen beide nur in sehr loser Verbindung mit dem königlich spanischen Hofe.

Sie hielten sich meist in Sevilla im schönen Andalusien auf, und kamen nur höchst selten nach Madrid.

Don Antonio's Fähigkeiten waren häufig in den Kreisen der eifrigen Politiker Gegenstand der eifrigsten Gespräche. Der Eine hob sie hervor, der Andere bestritt sie. Die Wahrheit lag, wie bei vielen Dingen, in der Mitte.

Don Antonio von Montpensier war ein echter Sohn seines Vaters. Die Orleans haben alle zwar keine glänzende Begabungen, aber eine so bedeutende Dosis diplomatischer Gewandtheit, daß es ihnen unter Umständen nicht schwer fällt, eine Rolle zu spielen.

Sie wissen, wie der Fuchs, wenn er in seinem Bau lauert, ge-

schickt Zeit und Umstände für ihre Absichten auszubeuten und im rechten Augenblick die rechten Mittel zu wählen.

Den Orleans ist es gelungen, das große Publikum in Europa fast ganz vergessen zu lassen, daß sie eigentlich doch ein Zweig der überall gehaßten Bourbons sind.

Dazu kommt, daß jeder Orleans ein gewisses bürgerliches Wesen annimmt, und dadurch sich den constitutionellen Neigungen des Volkes anschmeichelt.

So machte es auch der Herzog von Montpensier, vor Privatangelegenheiten kam er scheinbar nicht dazu, auch nur einen Augenblick sich mit politischen Dingen zu beschäftigen; er liebte das Geld sehr, wie alle Orleans, und da er wohl wußte, daß man in Spanien für Geld Alles kaufen kann: Generale, Minister, Günstlinge und selbst eine Krone, so sah er ernstlich darauf, einen recht großen Haufen des edlen Mammons anzusammeln, und hütete sich zweitens, das Geld zu verschleudern.

Er kümmerte sich nicht um Ministerkrisen und dergleichen, er verschoß sein Pulver nicht vor der Zeit, er war ja erst 33 Jahre alt und konnte warten, sein Vater Louis Philipp war ja auch erst mit 57 Jahren König geworden.

Dessenungeachtet stand er mit den Führern der liberalen Union in freundschaftlichem Verkehr, sein Haus stand den O'Donnel's und Serano's, Olózaga's und Dulce's jeder Zeit offen, doch vermied er es, mit diesen Leuten anders als unpolitisch zu verkehren.

Was seiner Frau, Donna Luisa, die jetzt 25 Jahre zählte, große Sympathieen im Volke erweckte, das war ihr sittsames, zurückgezogenes Leben.

Das Ehepaar besaß bis jetzt erst zwei Töchter: Donna Isabella, im Augenblick unserer Erzählung neunjährig, und Donna Amalia, ein Kind von fünf Jahren.

Noch hatte es der Vorsehung und der heiligen Madonna nicht gefallen, die Linie Montpensier durch einen Sohn zu beglücken und für eine politische Combination berechenbar zu machen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Wohnung des Monsignore Thomas Iglesias, des Patriarchen von Indien, finden wir am Abend des 28. November mehrere hohe und niedere Cleriker versammelt zu einem Meinungsaustausch über das freudige Familien-Ereigniß im Schlosse.

Die Unterhaltung ist im besten Zuge; ein geringer, aber trotz seiner einfachen Kutte mächtiger Mönch ist eben damit beschäftigt, von

seinen Reisen, die er im Dienst der Kirche in Frankreich, Italien und Deutschland gemacht hat, zu erzählen.

„Ich war an jenem traurigen 10. März 1855 gerade in Triest," fährt der Klosterbruder fort, „meine mächtigen Empfehlungen vom heiligen Vater und vom Nuntius in Wien eröffneten mir den Zutritt in den Familienkreis des Infanten Don Carlos.

„Seine Majestät Don Carlos liegt im Sterben!" flüsterte man mir mit ängstlicher Miene zu.

„Ich wurde an das Sterbelager des vielgeprüften Streiters der Kirche geführt; er richtete seine Augen, die im Verlodern seines Lebens in höherem Glanze strahlten, auf mich und fragte mich, ob ich ein Spanier sei. Ich bejahte es, und wie selige Freude zuckte es über seine welken Züge, er reichte mir die Hand, ich knieete nieder und vereinigte meine Gebete mit denen des Beichtvaters."

„So blieb der Infant bei Sinnen bis zum letzten Augenblicke?" fragte der Erzbischof von Toledo.

„Ja, er blieb's. Als endlich der Tod leise ihn umdunkelte, sah sich der Prinz noch einmal im Kreise seiner Lieben um, und reichte die Hand erst seiner weinenden Gattin, der edlen Donna Therese von Bourbon und Braganza, und dann seinem ältesten Sohne Don Carlos mit den geflügelten Worten: „Halte fest." Als er noch seine Hand auf den Häuptern des Infanten Don Juan, dessen Frau Donna Maria von Oesterreich-Este, und deren Kindern Don Carlos und Don Alfonso segnend hatte ruhen lassen, verschied er.

„Der Beichtvater erhob sich und sprach: „König Don Carlos V. von Spanien ist zu seinen Vätern eingegangen, ich begrüße Euch, erstgeborener Sohn des Verblichenen, nach den alten Gesetzen Spaniens als seinen Nachfolger, König Don Carlos VI.; vertheidigt Eure Rechte getrost weiter, wenn Ihr auch in der Verbannung seid."

Der Mönch schwieg, und Iglesias begann: „Ich habe meine Bedenken, ob nicht durch den Umstand, daß Infant Don Carlos niemals thatsächlich König gewesen und nun gestorben ist, seine Rechte verjährt sind. Durch die heutige Geburt eines Prinzen ist ja dem Hause Bourbon die Nachfolge gesichert und im Grunde genommen, handelte es sich auch nur darum, das Haus Bourbon auf dem Throne zu behaupten. Ob nun der ältere oder jüngere Zweig regiert, ist gleichgültig."

Der Mönch schüttelte bedenklich den Kopf und sagte:

„Ich weiß nicht, ob wir auf diese Weise über die Rechte des jüngern Prätendenten, des Grafen Don Carlos von Montemolin so

ohne Weiteres zur Tagesordnung gehen dürfen. Recht bleibt Recht und kann in hundert Jahren nicht verjähren!"

„Nein, nein, da muß ich Euch entgegen treten," warf Cyrill de la Alameda, der Kirchenfürst von Toledo ein, „wir haben eine Verfassung und nach der müssen wir uns richten. Die Vertreter des spanischen Volkes haben nun einmal die Königin Isabella anerkannt und dadurch ist das Recht der älteren Linie erloschen, doppelt erloschen, da der Prätendent, der thatsächlich mehreremale von seinem Bruder, dem König Fernando, zum Nachfolger ernannt war, also ein gewisses Recht auf den Thron Spaniens geltend machen konnte, gestorben ist. Seine Nachkommen thun am besten, wenn sie ihren Frieden mit der regierenden Familie machen und nicht länger Conspirationen treiben."

„Ich möchte kein besonderes Gewicht auf das Votum der Cortes legen," entgegnete Iglesias, der Patriarch, „denn Wahlen kann jedes Ministerium zu seinen Gunsten lenken. Wer weiß, ob es unter Don Carlos, wäre er jemals gebietender König in Madrid und im Besitz der Macht gewesen, nicht recht carlistisch gesinnte Cortes gegeben hätte? Aber — im Vertrauen gesagt — die Nachkommen des Don Carlos sind zu beschränkt für unsere jetzigen Verhältnisse, sie würden, im Falle, sie zettelten neue Unruhen an, trotz der Unterstützung des Clerus durch die ärgsten Dummheiten ihre eigene Sache verderben. Leider hat sich der spanische Clerus oft genug compromittirt und blamirt; wir müssen von nun an ehrlich zur Isabella halten und alle carlistischen Tendenzen, die im Volke keinen Boden mehr finden, aufgeben."

„Bravo, Eminenz!" rief der Erzbischof von Toledo, „Ihr habt mir aus der Seele gesprochen. Wir müssen uns umbilden zu einer neuen Partei; wir müssen einen Namen annehmen, der uns im Scheine des Liberalismus und der Reformen beim Volke beliebt macht."

„Nennen wir uns Neu-Katholiken!" warf Iglesias ein. „Das sagt Alles und giebt zu liberalen Deutungen Anlaß; wir ziehen durch diesen Namen eine Menge Moderado's (Conservative, Alt-Liberale) zu uns herüber, die nur deßhalb gegen uns waren, weil sie uns für eifrige Carlisten hielten." —

Der Erzbischof von Toledo erhob sich feierlich und sprach:

„Das Wort ist zur Losung geworden. Am Geburtstage des künftigen Königs von Spanien, heut am 28. November 1857 wird die Partei der Neo-Katholiken (Neu-Katholiken) geboren! Gott segne unsere Arbeit! Es lebe Königin Isabella! Es lebe die katholische Monarchie!" —

Monsignore Iglesias, der Patriarch, schlug freudig in die darge-

botene Hand des Erzbischofs von Toledo, und auch die Hände der Erzbischöfe von Granada, Valencia und Saragossa und der anwesenden Domherrn flochten sich ineinander; auch der Mönch zögerte nicht länger.

So hatte die Geburt des Infanten auf einmal eine neue Taktik der clericalen Partei in Spanien veranlasst.

Vierzehntes Kapitel.

Die Taufe des Infanten von Asturien.

Schon zwei Tage nach der Geburt des Infanten war ein Postdampfer von Cadix abgegangen, der an den Pater Claret, den Bischof von Trajanopolis und Erzbischof von Sant Jago de Cuba ein schmeichelhaftes Handschreiben Ihrer Majestät der Königin Isabella beförderte, worin sie, in herzinniger Uebereinstimmung mit dem Patriarchen von Indien, ihn einlud, wiederum nach Madrid zu kommen und die Stelle eines geistlichen Berathers, wie früher, zu bekleiden.

Wir wünschen unterdeß dem Dampfer eine glückliche Reise und wohnen der, wenige Wochen nach der Entbindung der Königin Isabella, im Anfange des Jahres 1858 stattfindenden Tauffeierlichkeit bei.

Wieder betritt die Majestät in Begleitung der Aja, die den königlichen Säugling trägt, die Räume der Kathedrale, und ein leiser Schauer durchfröstelt sie an der Stelle des Domes, wo vor sechs Jahren grade der fanatische Pfarrer Martin Marino sie mörderisch anfiel, aber der Beginn der Feierlichkeit verscheucht bald die trüben Gedanken aus der Seele der Königin.

Mit gewinnender Freundlichkeit lächelt sie der sich drängenden Volksmasse zu, und erwiedert nach ihrer gutmüthigen, zutraulichen Weise unaufhörlich die ehrfurchtsvollen Grüße Einzelner.

Die Orgel braust wie immer, und der Chorgesang der jugendlichen Sänger und Sängerinnen schwebt wie Engels-Harmonie durch die kühn gewölbten Räume, und wechselt ab mit den Baß-Hymnen und Responsorien der rothen Choristen und Mönche.

Die ganze Familie der Bourbonen, natürlich der ältere Zweig

der Carlos und Königin Christina ausgenommen, ist versammelt, denn auch der Herzog von Montpensier und seine Frau nebst den jungen Töchtern sind aus Sevilla herübergekommen, um der Familien-Feierlichkeit beizuwohnen.

Wollten wir alle die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses der Bourbonen, worin alle Altersstufen vertreten sind, vom Greise bis zum Säugling, zählen, so würden wohl zwei Dutzend herauskommen, denn diejenigen Mitglieder des spanischen Bourbonen-Geschlechts, welche sich in den letzten Jahren verheirathet haben, die aber der Spanier so wenig kennt, daß er sie nur aus dem Gothaischen genealogischen Kalender herauslesen müßte, haben einen Kindersegen, um welchen sie fast die Königin Isabella beneiden könnte.

Hervorragend in der königlichen und prinzlichen Gesellschaft ist ein fremdländischer, hoher Gast, der seit anderthalb Jahren mit dem spanischen Bourbonen-Hause durch Heirath verbunden ist; es ist der Prinz Adalbert von Bayern, ein Bruder des regierenden Königs Maximilian II. von Bayern und ein Sohn des kunstsinnigen, besonders für die spanische Tänzerin Lola Montez begeisterten Königs Ludwig. Er ist der Gemahl der Donna Amalia, der jüngsten dreiundzwanzigjährigen Schwester des Königs Don Francisco geworden, also ein Schwager der Königin Isabella.

Die Menge ist überall schaulustig und neugierig, und besonders auf das Fremdartige aufmerksam, daher richteten sich auch bald Aller Augen auf den stattlichen deutschen Prinzen, der, neben dem König Don Francisco d'Assis stehend, zum Nachtheil dieses letzteren von ihm abstach.

Ueberhaupt waren dergleichen öffentliche Feierlichkeiten immer höchst fatal für den König, weil sie Jedermann zur Kritik und zu Vergleichungen reizten.

So schwankend Königin Isabella in ihren Neigungen, so baar sie aller feststehenden Grundsätze, so unbeliebt ihr Regiment im Lande war, und wie unzählige Geschichten, romantische und nichtromantische über sie im Volke kursirten, so hatte ihr öffentliches Auftreten doch stets etwas imponirendes und einnehmendes zugleich.

Ihre gewaltige Büste war von den kostbarsten Seidenstoffen umhüllt, und Diamanten und Smaragde waren überall auf Busen, Arme und Schultern gesät, die schwere Seidenschleppe trugen junge Ehrenfräulein und Blumen waren auf den Weg gestreut, den die Königin, an ihrer Seite die Aja mit dem Kinde, gefolgt von den höchsten Personen, Würdenträgern u. s. w. ging.

Das Antlitz der Königin, das man, trotzdem erst siebenundzwanzig Sommer seit der Geburt Isabella's verflossen waren, durchaus nicht mehr schön nennen konnte, vereinigte in sich eine gewisse männliche Energie mit gewinnender Sanftmuth, so daß vielleicht nicht Einer in der schaulustigen Menge, welche die Kirche füllte, irgend ein Gefühl des Hasses gegen die Königin hegen konnte. Man bedauerte, bemitleidete sie nur.

Aber noch weit günstiger beurtheilte sie das Volk, wenn König Don Francisco neben ihr daherschritt.

Der noch nicht sechsunddreißigjährige Mann machte den Eindruck der Hinfälligkeit, und seine Haltung war unmajestätisch.

Auf seinem Gesicht lag bei solchen öffentlichen Anläßen stets die erschreckendste Langeweile, eine melancholische Gedankenlosigkeit, als widere ihn die Oeffentlichkeit an, oder als seufze er unter einem Schicksal, das ihm unbequem und unerwünscht wäre.

Wollte man den König einigermaßen heiter und aufgeräumt sehen, so mußte man ihn in seinen Gemächern, bei seinen Büchern oder in der Unterhaltung mit seinen Freunden und Lieblingen aufsuchen. —

Am Hochaltare der Kathedrale entwickelte sich eine ganze Armee von bunten und violetten Herren, denn das große Ereigniß der Taufe eines künftigen spanischen Königs machte die erhöhte Theilnahme des spanischen Clerus zu einer bedeutsamen Pflicht.

Man kann und wird nicht leugnen, daß der Pomp der katholischen Kirche seine tiefbegründete Berechtigung hat, und sich vom Standpunkt des ewig Menschlichen, was man, da es sich besonders hierbei um die Erregung und Verklärung der Gefühlswelt handelt, auch das ewig weibliche nennen könnte, gegenüber dem ruhigen Protestantenthum gut vertheidigen läßt.

Es ist und bleibt ein schöner Gedanke, die Religion mit der Kunst zu vereinigen, und jeder, der Sinn für die Kunst hat, wird in einer katholischen Kirchenfeierlichkeit eine wunderbare zur innersten Seele sprechende Harmonie von Musik, dieser Trägerin und Priesterin des Gefühls; von Bildhauerei, dieser melodischen Belebung des Steines; von Baukunst, dieser krystallisirten zu Stein gewordenen Musik der Formen; von Malerei, dieser lebensvollen Farbenherrscherin im Reiche des Lichts; von Poesie, dieser Vermittlerin des Gedankens mit dem Gefühl, finden und davon ergriffen sein.

Ist es dann ein Wunder, wenn die neugierige Menge, die sich im Dome drängt, und unter welcher doch gewiß unzählige Personen sind, die das Gebahren der Königin und das gesammte Regierungs-

system verurtheilen, eins zu sein scheint in ihrer Andacht und ihrem Interesse?

Nicht die Königin Isabella ist es, die am goldenen Taufbecken steht und tief ergriffenen Gemüths der heiligen Handlung folgt, nein, die Frau, die Mutter, und wie die heiligen Gefühle der Mutterliebe, des Mitleids, wie überhaupt alle Gefühle die Menschen gleich machen und alle Standes-Unterschiede aufheben, so thut es auch die Feierlichkeit, der imponirende Pomp des Katholicismus in diesem Augenblicke in der Kathedrale von Madrid.

Als anno 54 die Barrikaden mit Blumenkränzen geschmückt wurden, und die Glocken nach dem heißen Freiheitskampfe die pulvergeschwärzten Helden, die Wittwen und trauernden Väter, die Waisen und jammernden Bräute in die Kirchen riefen, da haben, wie heute, auch hier in erhabener Gleichheit und Brüderlichkeit Tausende neben einander geknieet, da haben die brausenden Klänge der Orgel, wie heute, die Herzen zittern gemacht, da haben in gläubiger Inbrunst unzählige Lippen, ob sie nun vorher: Nieder mit den Pfaffen, Hoch die Freiheit! — oder: Nieder mit den Rebellen! gerufen haben, ihre Gebete zum unsichtbaren Weltgeiste emporgesendet, dem es schließlich ganz gleich ist, ob es seine Menschen vorziehen in einem katholischen oder heidnischen Tempel, einer Synagoge oder Moschee, einer protestantischen Kirche oder einer Betstube der Sektirer, ihm die Gefühle ihres Herzens auszudrücken.

Wieder wallen die Wolken des Weihrauchs durch die lichten Hallen und verbreiten eine poetische Dämmerung; wieder scheinen die alabasternen Gestalten der Madonnen und Heiligen von den Postamenten, Altären und Säulen-Nischen herabsteigen zu wollen; wieder werden die bunten Wandmalereien lebendig, und die allerseeligste Jungfrau Maria winkt mit den Augen und zeigt das Jesuskindlein mit dem entzückendsten Lächeln der Mutterfreude; wieder umfängt die Macht der Musik und des Gesanges die Sinne und wirbelt sie in lichte Aetherhöhen.

Der herrlichste Tag wirft seine verklärenden Sonnenstrahlen durch die gothischen Kirchenfenster, und stellt im Verein mit den bunten Glasmalereien und dem Weihrauchdunst eine magische Beleuchtung her.

Die Ceremonieen der Taufe, wie sie nach dem katholischen Kirchen-Ritus unumgänglich nothwendig sind, auch die Austreibung des unsaubern Geistes und die Gebete sind vorüber, der junge Infant ist ein gutes Christkindlein geworden und hat eine lange Reihe von

Namen erhalten, von denen wir nur diejenigen dem Gedächtniß der Leser und Leserinnen zumuthen wollen, die im Almanac de Gotha stehen:

Alfonso Francisco d'Assis Fernando Pio Juan Maria de la Concepcione Gregor.

Alfonso soll sein Rufname sein, und so wäre denn dieser altspanische Name wiederum einem Prinzen von Asturien gegeben; und sollte er jemals die spanische Krone tragen, so wäre es Alfonso X. —

Draußen beginnt das Glockengeläut, donnern die Kanonen und schallt das Jubelgeschrei des Volkes.

Der königliche Zug nähert sich langsam dem Portal, und wieder fliegt über das Antlitz der Königin ein convulsivisches Zittern, als sie die Stelle betritt, wo ihr einst der Tod durch den Mordstahl drohte.

Und gleich, als wäre der Ort wirklich ein verhängnißvoller, geräth auch heut wieder die Menge in Tumult, ein tiefbraunes Weib, deren maurische Abstammung kaum einen Zweifel übrig läßt, drängt sich energisch durch die Masse und ruft laut und gellend:

„Wehe Dir armes Kindlein! Niemals wirst Du die Krone Spaniens tragen, wenn zehn Jahre vorübergegangen sind, wirst Du im fremden Lande wohnen und wirst büßen für die Missethat Deiner — —"

Ein Soldat packt das Weib und hält ihm den Mund zu, so daß es nicht weiter sprechen kann, alle Umstehenden überkommt ein Grauen bei diesen prophetischen Worten der braunen Frau, und Königin Isabella verläßt bleichen Angesichts die Kirche und steigt unter den begeisterten Viva's der Menge in den kostbaren Hofwagen, um sich im Schlosse von dem gehabten Schreck zu erholen und baldmöglichst die düstere Prophezeihung zu vergessen.

Das braune Weib wurde natürlich verhaftet, dies aber konnte nicht verhindern, daß sich die Nachricht von dem räthselhaften Vorfall blitzartig unter der Volksmasse, die vor der Kathedrale sich drängte, verbreitete, und zu den seltsamsten Meinungsaustauschen Anlaß gab.

Wir mischen uns unter das Volk, wie es bunt zusammengewürfelt ist, um ein Stück der öffentlichen Meinung in ungeschminktester Weise zu hören.

„Daß das braune Weib die Zukunft wissen sollte, ist doch gewiß eine große Narrheit," spricht ein Bürger, der durch eine Brille sich einen gelehrten Anstrich giebt, „wer weiß, welchem Irrenhause sie entsprungen ist, um jetzt durch ihre fixen Ideen die arme Majestät in Angst zu setzen."

„Sie kann auch gekauft sein, um auf das Gemüth der Königin einzuwirken," entgegnet sein älterer Gefährte, ein stämmiger, robuster Mann, dem man die hammerschwingende Beschäftigung ansah.

„Das glaub' ich nicht," lautet die Antwort. „Die Demokraten sind nicht so dumm, daß sie sich solch alberner Mittel bedienen sollten, deren sie sich schämen müßten, und die Pfaffen haben ihren Frieden mit der Isabella gemacht. — Hast Du denn nichts von der Bildung der Partei gelesen, die sich „Neu-Katholiken" nennt? Da sind all' die violetten Herren darin vertreten, die sonst mit dem Carlos auf Du und Du standen. Sie haben's satt, die Isabella scheint ihnen fromm genug zu leben und der alte Prätendent ist todt, mit seinen Söhnen soll nicht viel los sein."

„Na über das fromme Leben der Isabella ließe sich wohl ein Wörtlein reden, Freundchen!" erwiedert lachend der Stämmige. „Primulto — oder Francisco? Wer soll's wissen, Ha, ha!"

Ein Gardesoldat, dem man's ansieht, daß er seinen dienstfreien Tag gut angewendet hat, guckt über die Schulter des Sprechers und wirft dazwischen:

„Freilich, Freund, wir wissen's schon, was die Glocke geschlagen, Prinz Alfonso Primultijo soll er heißen! Hoch Primultijo der Erste, Zweite, Dritte und Letzte!" schrie er aus Leibeskräften und die Umstehenden, statt den frechen Spötter für seine beleidigende Rede zu strafen, stimmen ein weitschallendes Gelächter an, während der Soldat weiter durch die Menge wankt und seiner durch den Geist des Weines in Fluß gebrachten satyrischen Laune überall den Zügel schießen läßt.

Die beiden Freunde können nicht umhin, das durch das Dreinreden des Soldaten belebte Thema weiter zu besprechen, und während noch andere ihr Wörtlein dazu geben, geht es der armen Königin Isabella gar übel, denn bald giebt dieser, bald jener eine piquante Anekdote zum Besten, die den Weg aus dem Boudoir in die Zimmer der Hofdamen, von diesen in die Gemächer der Zofen, über die Zungen der galanten Hoflakaien bis hinab zum stellvertretenden Vice-Hof-Schleusen-Räumer und zum Großvaterbruderssohne des Küchenjungen genommen hat, oder aus den Wachtstuben der Gardisten zur Weiter-Colportage hergerichtet ist. —

„Im Grunde genommen," spricht der Stämmige, „kann man nicht Alles auf die Goldwaage legen, unsere Königin ist sonst eine gute, leutselige Frau, und eine Obrigkeit müssen wir nun einmal haben

und der soll noch kommen, der allen Gänsen Schuhe und allen Affen Stiefel machen könnte."

„Das ist wieder solch' Geschwätz," ruft Einer, der gar energisch aussieht, drein, „womit das Volk ewig sich im Tretrad herumdreht! Wenn unsereins dumme Streiche macht und sich mit allen Lastern befleckt, dann trägt man eben allein den Schaden und nur unsere nächste Umgebung lacht oder ärgert sich darüber, da heißt's eben nur: Schade um den Menschen! oder: Er ist doch ein rechter Schurke!

„Wenn aber Diejenigen, die Tugendspiegel sein sollen, sich beflecken, da ist's ein großer Schaden. Die Geistlichkeit ist fein still dazu, während sie unsereinen ganz barbarisch herunterkanzeln würde. Kein Mensch darf davon sprechen. Aber unsere Frauen und Jungfrauen nehmen sich ein schlecht Exempel d'ran, und gleich will's die Sennora oder die Handwerkersfrau nachmachen. Böse Geschwätze verderben gute Sitten!" —

„Still!" ruft ein Kapuziner drein, „Ihr mögt Recht haben, aber ich will Euch eine hübsche Legende erzählen!"

Die Umstehenden klatschten dem vorigen Sprecher Beifall zu, und es tönte der Ruf hier und da: „Ja, ja, Feierabend muß einmal gemacht werden; die braune Hexe muß wahr gesagt haben. In zehn Jahren wird's wohl mit den Bourbonen vorbei sein."

Der Kapuziner begann zu erzählen:

„Als der heilige Jago, der Jünger unsers Heilands Jesu Christi, noch auf der Erde herumwandelte und es ihm in Spanien gefiel, und er allda bleiben wollte, da sprach er einmal mit dem lieben Herrgott. Dieser neigte sich huldreich dem frommen Streiter zu und sagte:

„Dieweil Dir Spanien gefällt, mein lieber Sohn, so sollst Du Dir verschiedenes für dieses Land ausbitten, ich will es gewähren."

„Gut, mein Gott, sprach der Jünger und bat: Zuerst gieb Spanien das *schönste Klima Europa's*.

„Zugestanden! sagte der Herr.

„Dann, bat Jago, bescheere ihm die *Früchte* und *Ernten* des *Südens* und des *Nordens*.

„Es geschehe, wie Du willst, sprach der Herr. — Und so ist es auch wirklich.

„Gieb Spanien die *tapfersten Soldaten* und *schönsten Frauen*, bat zum drittenmal Sant Jago.

„Auch darauf sprach der Herr: Zugestanden!

„Und haben wir das nicht? Gott Sapperment, unsere

schönäugigen Mädchen!“ der Mönch schnalzte mit der Zunge und Alles lachte.

„Weiter!“ riefen die Umstehenden, und der Mönch fuhr fort:

„Der heilige Jago bat zum vierten: Gieb Herr, daß die Spanier die besten und ausdauerndsten Vertheidiger des Glaubens sind!

„Auch dies bewilligte der liebe Gott, obgleich der Sant Jago ziemlich in Bausch und Bogen zu bitten wußte. Er hub denn nun noch zum fünftenmal zu bitten an, weil er sah, daß der liebe Gott äußerst gnädig war, und sprach:

„Und endlich gieb Spanien die beste Regierung!

„Aber der liebe Gott wandte sich ab und sprach: Geh zum Beelzebub, Du bittest gar zu viel, wenn ich Dir das bewillige, dann haben die Spanier den Himmel schon auf der Erde und bemühen sich gar nicht mehr hineinzukommen!

„Seht, Freunde, so ist's gekommen, daß wir ein herrliches Klima, die Ernten des andalusischen Südens und des baskischen Nordens, die schönsten Frauen und tapfersten Soldaten, und die besten Glaubensstreiter haben, aber eine ganz mangelhafte Regierung!“

Der Kapuziner verschwand in der Menge und Alles lachte.

„Zum Teufel mit den schönen Frauen!“ rief der Demokrat von vorhin, „wenn wir nur lieber eine gute Regierung hätten!“ —

Am Abend war, wie immer bei solchen festlichen Anläßen, eine glänzende Illumination; die Menschenmassen wogten bis tief in die Nacht in den Straßen und auf den Plätzen hin und her. Die Musikchöre der Garde-Regimenter spielten auf der Plaza Mayor und vor'm Schlosse die schönsten Weisen und das „Viva Isabel!“ und „Viva Infante!“ bewies die Derbheit der madrillenischen Lungen.

Im Schlosse ging's sehr heiter zu; aber die Majestät hatte sich in ihre Gemächer bei Zeiten zurückgezogen, wo nur der Offizier Primulto und Berengaria, Gräfin Villaflor bei ihr waren. Zu welchem Zweck, wird der Leser bald errathen.

Die Königin legte die Hand Primulto's in diejenige Berengaria's und sprach mit schelmischer Wehmuth:

„So empfanget Euch denn jedes das Andere aus meiner Hand! Primulto! Ich trenne mich ungern von Euch, aber ich muß wohl, denn Eure Berengaria würde mir das Leben schwer machen, machte ich nicht dem Herzeleid ein Ende. Seid Beide einander treuer, als Ihr mir gewesen seid!“

Eine verstohlene Thräne glänzte im Auge der Königin.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Pater Claret.

Es giebt kaum etwas Staunenswertheres in der Welt, als den Jesuiten-Orden. Alle Staats-Ideen seit dem letzten Jahrtausend der Geschichte sind vom Papstthum überdauert, jede revolutionäre, geheime Bruderschaft von der Organisation der Jesuiten an Geschicklichkeit, Ausdauer und Großartigkeit übertroffen worden. Erst der Neuzeit ist es vorbehalten, durch die Idee der vollsten Freiheit auf allen Gebieten des Lebens und der Gesellschaft, das Papstthum als überlebt und den Orden der Jesuiten als überwunden hinzustellen.

Die Propaganda der Jesuiten war immer eine despotische Demokratie, oder ein demokratischer Despotismus gewesen, wie man's nun am liebsten nennen will, er nahm, ohne Ansehen der Person, seine Mittel und seine Werkzeuge, wo er sie fand, und benützte sie, wie es eben ging. Der Zweck war, und ist ja den Jesuiten die Hauptsache, und deshalb gilt als ihr Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel!" — —

Im Anfang des christinisch-carlistischen Bürgerkrieges, von dessen Schrecken ja die ersten Kapitel unserer Erzählung uns berichten, lebte unter dem katalonischen Landvolk in der Nähe der Stadt Seu d'Urgel, wo die Segra ihre Fluthen nach dem Ebro wälzt, ein Mann von niederer, dunkler Herkunft.

Er war ziemlich klein und gedrungen von Gestalt, von ganz besonders brauner Gesichtsfarbe, und nichts lag in seiner Person, was ihn hätte bemerklich machen können.

Von Ursprung war er ein Weber, aber die langweilige Arbeit eines solchen, der sein Schifflein unermüdlich herüber und hinüber werfen muß, sagte dem jungen Manne nicht zu.

Gewiß, er liebte die Freiheit draußen auf sonniger Aue und im dunkeln Walde mehr, als das Stubenhocken und mühsame Arbeiten. Er hing daher seine Weberei an den Nagel und schloß sich einer Horde von Gitanos (Zigeunern) an.

Hier fand Claret, denn das ist der Mann, von dem die Leser etwas Näheres hören sollen, daß er hier unter die richtigen Leute gerathen. Man nahm ihn gern auf, weil seine braune Gesichtsfarbe

ihn nicht sehr von den wilden und nomadischen Söhnen Indiens unterschied.

Der natürliche Scharfsinn, der in Clarets Seele verborgen lag, wie ein unbenutzter Magnet, bekam nun auf den abenteuerlichen Zügen der Zigeuner Gelegenheit, sich zu entwickeln. Zu seinem groben Catalonisch, welches die einzige Sprache war, die der hoffnungsvolle Zögling der Söhne der Wildniß zu sprechen vermochte, lernte er nun noch das Rothwälsch der Zigeuner, den echten Diebes-Jargon in Spanien.

Es befand sich damals in Spanien eine räthselhafte Persönlichkeit, der Pater und Zigeuner-Chef Ben Haschem, mit dem die Leser schon vor längerer Zeit Bekanntschaft gemacht haben.

Dieser war eines der treuesten und gewandtesten Werkzeuge der Jesuiten, denn — man verstehe und staune — man gebrauchte die armen Gitanos sehr oft zur Ausführung irgend eines Streiches, zu welchem sich keine spanische Hand sonst hergeben mochte.

Die Kinder der Wildniß aber mußten thun, was die Pfaffen wollten, sonst drohte man ihnen an den Kragen zu gehen wegen ihrer Ketzerei, und vor dem „Geiste des alten Mannes“ hatten die Gitanos gar gewaltigen Respekt.

Stand doch jener schreckliche Pater Bernardino und sein Schüler Antonio Maregnon mit den Gitanos ebenfalls auf freundschaftlichem Fuße.

Der Zigeuner-Chef Ben Haschem erkannte bald mit scharfem Blicke die immensen Fähigkeiten, die bisher unbemerkt und unbenützt in der Seele des jungen Mannes schlummerten. Er hielt ihn fest und fing an, seinen Geist auszubilden, ihm einige Kenntnisse beizubringen, und schon war unser Freund Claret so weit, daß Ben Haschem eines Tages zu ihm sagte:

„Claret, Du bist zu ganz andern Dingen auf der Welt, as hier ein unstetes und flüchtiges Leben zu führen! Du sollst dem Herrn und seiner heiligen Kirche dienen und für sie streiten. Warte nur noch kurze Zeit, so will ich Dich auf den Posten stellen, der Deinen Fähigkeiten gebührt.“

Leider konnte Ben Haschem seine Absichten nicht so rasch in's Werk setzen, als er wünschte, denn Claret bekam das thatenlose Leben der Gitanos satt, er dürstete nach Kriegsruhm, und um seinem Drange folgen zu können, „fing“ er ein Maulthier, setzte sich darauf, entfloh seinen Verfolgern und trat in die Armee des Carlisten-Chefs Cabrera ein.

Doch die Banden des Cabrera verdienten wirklich den Namen einer Armee nicht, denn solch' zusammengelaufenes Gesindel: Zuchthaussträflinge, Galeeren-Verbrecher, Räuber, Diebe, Taugenichtse aller Art, konnten nur die geworbenen Landsknechts-Heere des Mittelalters und des dreißigjährigen Krieges aufweisen.

Wem es daran liegt, kann in den Jahrbüchern des spanischen Bürgerkrieges nachlesen, daß kein Verbrechen zu entsetzlich, keine Grausamkeit zu scheußlich war, welche nicht von den Banden des Cabrera ausgeübt wurde.

Die gefangenen Christinos wurden nicht etwa nur erschossen, nein, vorher marterte man sie, schnitt ihnen Ohren, Nase und Gliedmaßen ab und tödtete sie dann erst.

Die Provinzen, wo diese Horden erschienen, zitterten und bebten, denn die guten Katholiken und Carlisten wurden ganz ebenso gebrandschatzt, als die Liberalen und Anhänger der Christina.

Die Banden und ihre Chefs trieben's endlich so weit, daß auch den christinischen Generalen die Geduld riß, und sie die Gefangenen aus Cabrera's Banditen-Armee ebenfalls niederschossen.

Es bedarf weiter keiner genaueren Schilderung, um zu verstehen, daß Claret hier einen ganz hübschen Cursus durchmachte und Gelegenheit genug fand, seinen Scharfsinn zu üben, seinen Muth zu stählen und über den eigentlichen Zweck seines Lebens nachzudenken.

Wir nehmen zur Ehre des jetzigen geistlichen Berathers der Königin von Spanien an, daß er an dem wilden, grausamen Treiben unter Cabrera's Fahnen keinen Geschmack fand; boshafte Leute sagen indeß, es sei ihm nur daran gelegen gewesen, die Vortheile des Krieges zu genießen, ohne seine Haut zu Markte zu tragen.

Genug, Sennor Claret trat — durch wen begünstigt, wissen wir leider nicht, — in eine Compagnie carlistischer Zollbeamten, deren Beruf es war, Zoll-Abgaben zu erheben, wo man solche bekommen konnte. —

Als der Krieg mit der vollständigen Niederlage des Don Carlos sein Ende nahm, mußte Claret, wie viele Andere, als Flüchtling Spanien verlassen.

Nach mehreren Kreuz- und Querzügen wandte er sich nach Rom. Hier fand er mächtige Beschützer, die ihm sagten, er solle sein Licht leuchten lassen und nicht unter den Scheffel stellen; wär' er auch ein schlechter Soldat gewesen, so könne er doch ein guter Priester sein, und in der großen, schwarzen Armee der Jesuiten heiße es, wie in Wallensteins Lager:

„Und wer es zum Wachtmeister erst hat gebracht,
Der steht auf der Stufe zur höchsten Macht!“

Nur daß man in dieser Beziehung statt „Wachtmeister“ — „Beichtvater“ sagen müßte.

Fünf Monate versenkte sich Claret in die Mysterien des Ordens der Jünger des heilige Ignatius von Loyola, um über Anfang und Ende aller Dinge, über Gott, Himmel und Erde, Zweck und Mittel, Ursache und Wirkung nachzudenken.

Der räthselhafte Pater Bernardino, der sich stets seine Instruktionen in Rom holte und unzähligemale diese Reise machte, orientirte den gelehrigen, braunen Catalonio über die Verhältnisse des spanischen Hofes und der Parteien im Lande, er wurde sein Fürsprecher bei den Cardinälen in Rom, und der Papst Gregor XVI., der ein begeisterter Beschützer des Jesuitenordens war, nahm den hoffnungsvollen Claret unter seine mächtigen Fittige.

Nach fünf Monaten hatte sich Sennor Claret, der ehemalige Weber, Zigeuner-Genosse und Zollbeamter in einen **„Pater Claret“** verwandelt.

Trotzdem seine Kenntnisse sich nur auf ein klein wenig Latein, und mangelhaftes Sprechen des Hoch-Spanischen beschränkten, hatte man ihn zum Priester geweiht. Uebrigens ist dies damals in Rom mit vielen absolutistischen Soldaten so gemacht worden.

Man ersieht hieraus, daß die Jesuiten es recht gut verstehen, Vorsehung zu spielen und sich ihre Leute zu greifen, wo sie sind, getreu dem Göthe'schen Worte:

„Greif' nur hinein in's volle Menschenleben,
Und wo Du's packst, da ist es interessant!“ —

Dies war etwa im Jahre 1841 geschehen. Claret blieb nur noch einige Jahre in Rom und wurde endlich zum Bischof von Trajanopolis in partibus ernannt.

Die römisch-katholische Kirche hat nämlich den Gebrauch, verdiente Männer des Clerus, denen man augenblicklich keine gute Pfründe zu geben im Stande ist, zu Bischöfen von Städten zu ernennen, die wohl früher einmal römisch-katholische Bischofssitze gewesen sind, seit vielen Jahrhunderten aber entweder zur griechisch-katholischen Kirche übergetreten oder im Muhamedanismus untergegangen sind.

Also ein derartiger Titular-Bischof wurde auch Pater Claret, und geschmückt mit dem glänzenden Titel, entsendete man ihn nach Spanien an den Hof der Königin Isabella mit der Weisung, Beichtiger der Königin zu werden.

Besonders der Infant Don Francisco de Paula war es, der den jungen Bischof und Jesuiten-Kapitän in das Intriguen-Spiel einweihte, das am Hofe wegen der Vermählung der Königin in Scene gesetzt wurde. Die Leser erinnern sich noch des Antheils, den der Pater Claret an diesen Dingen nahm, ohne gerade offen hervorzutreten. —

Die blutende Schwester Maria Raphaele del Patrocinio wurde bald eine intime Freundin des kircheneifrigen Paters, und ihre Operationen wurden stets gemeinsam ausgeführt. Die zahlreichen Verbannungen, welche die Nonne vom Hofe erfuhr, störten niemals ernstlich den geistlichen Einfluß auf die Königin.

Pater Claret und Schwester Patrocinio hatten ihre Helfershelfer und ihre Vorposten, welche schlauerweise natürlich oft gewechselt wurden, um diesen Werkzeugen nicht einen zu tiefen Einblick in das wunderbar feine Räderwerk der Jesuiten-Agitation zu verschaffen.

Bald gehörte auch Infant Don Francisco de Paula und seine Verwandten zu den abgenutzten Werkzeugen, die nur zu kleinen, ungefährlichen Dienstleistungen noch hervorgesucht wurden.

Mit dem mißlungenen Staatsstreich von 1854 hatte endlich Pater Claret eine schwere Niederlage erlitten; man verbannte ihn aus Spanien, suchte aber zugleich diese Strafe durch die Verleihung einer fetten Pfründe zu mildern und in eine Zeit der Muße, der Sammlung, des Studiums umzuwandeln. Pater Claret wurde, wie bereits erzählt, Erzbischof von Santiago de Cuba.

In seiner amerikanischen Wirksamkeit kamen verschiedene seltsame Dinge vor, die ein brillantes Zeugniß von seiner Energie und seinem hellauflodernden Fanatismus abgeben.

Ein einziges Beispiel nur:

Unter den Negersclaven auf Cuba gab es natürlich zärtliche Liebesverhältnisse, ebenso wie unter uns Weißen in Menge. In den meisten führten dergleichen, wenn auch noch so glänzend executirte Neigungen, nicht zur Ehe, gerade wie bei uns, das mißfiel aber dem frommen Erzbischof von Santiago de Cuba und er wollte jeden Neger zwingen, seine Dulcinea sofort zu heirathen.

Da war auch einer aus dem Negerstamme, der vermuthlich gehört hatte, daß man erst Frauen-Praxis haben müsse, ehe man sich vernünftig eine Frau wählen könne; er stemmte sich daher gar gewaltig gegen die Quälereien des Erzbischofs, weil er durchaus noch keine Lust zur Ehe verspürte.

Endlich ward es ihm zu arg, und eines schönen Tages lauerte er unserm guten Pater Claret auf und stach ihn mit einem Rasirmesser in's Gesicht. Die Narbe trägt der Pater noch heut zum Andenken an seine amerikanische Episode.

Zur Ehre des frommen Mannes muß man zugestehen, daß er eine große Enthaltsamkeit und Einfachheit besitzt. Bei Tische ist er nüchtern, er haßt die Völlerei, verschmäht den Luxus und bewahrt auch stets in seinem Auftreten eine edle Bescheidenheit.

Mit seinen Beichtkindern geht er sehr freundlich um und verachtet es, den Kirchenfürsten zu spielen. Er hascht weder für sich, noch für seine Freunde nach Schenkungen oder Stellungen, wie es andere ebenso einflußreiche Priester gethan haben.

Jedenfalls verrathen diese Eigenschaften, dieses Auftreten und Leben eine seltene Charakterstärke, und wir kommen wirklich in Versuchung, ob wir den seltsamen Mann für einen, von der Hoheit der Jesuiten-Sache vollkommen durchdrungenen und überzeugten Mann, das heißt also, für ein wunderbar talentirtes, tadelloses Werkzeug halten sollen oder nicht.

Bei Beurtheilung von dergleichen Personen muß man sich überhaupt hüten; Verhältnisse, Erfahrungen, Bildungsgang, Lebensanschauungen und Temperamente sind bei jedem Einzelnen mehr oder weniger verschieden, ihre Gesammtheit machen den geistigen Menschen aus, bestimmen sein Denken, sein Handeln.

Jeder Mensch ist eine Welt für sich, von der wir oft viel, oft wenig, öfter gar nichts richtiges wissen. So möge man den Pater Claret beurtheilen.

Er fasste seine Mission, der Statthalter Roms in Spanien, der absolute Herrscher über alle Seelen Spaniens zu sein, mit unbeugsamem Ernst auf.

Der Umstand nun, daß Niemand etwas Nachtheiliges über den Lebenswandel des Ehrwürdigen sagen konnte, wirkte auf die Menge wie ein mächtiger Zauber, und nur dadurch ist es erklärlich, wie es möglich war, in unserer erleuchteten Zeit, nach so vielen Siegen des Liberalismus in Spanien, nach dem glorreichen Vicalvaristen-Aufstande, im gesegnetsten Lande Europa's eine Priester- und Nonnenherrschaft zu etabliren, die an Allmacht nichts zu wünschen übrig ließ, die den aufgeklärten, von religiösen Zweifeln erfüllten Bürgerstand zwangen, zu heucheln, die den mächtigsten Generalen die Pflicht auferlegten, demüthig zu Fuß mit der Kerze in der Hand den Prozessionen zu

folgen, und die den Staatsschatz zu einem Kirchenfonds machte zur massenweisen Erbauung von Klöstern und Kirchen, und zur Unterstützung des Papstes.

Viel hat die innige Gemeinschaft Clarets mit der Patrocinio gethan, und dieses würdige Paar hat sich sicher einen Platz in der Geschichte erobert, die letztere vielleicht im Kirchenkalender. —

* * *

Ihre Majestät die Königin Isabella befindet sich in der größten Aufregung, denn derjenige, nach welchem ihre Seele schon oft Verlangen getragen hat, soll noch heut im katholischen Residenzschlosse von Madrid eintreffen: Der Pater Claret.

Der Papst Pius IX. sowohl, als der Patriarch von Indien, haben mit Eifer die Rückkehr des würdigen Mannes aus der Colonie betrieben, denn er ist die richtige Person für die Bestrebungen des Jesuitismus am spanischen Hofe, und es ist die höchste Zeit, daß das auserwählte Paar: Pater Claret und Schwester Patrocinio wieder in ihre Wirksamkeit eintreten, um allen liberalen und kirchenfeindlichen Bestrebungen ein gebieterisches Halt entgegen rufen zu können.

Die Königin Isabella glänzt im auserlesensten Schmucke ihrer königlichen Würde, gleich, als wollte sie einen fremden Fürsten, oder den gesammten Ministerrath empfangen.

Sie spricht für sich: „Endlich wird mein Denken und Handeln kein schwankendes mehr sein, denn der ehrwürdige Pater wird mir rathen und helfen; er hat doch das meiste Verständniß für meine Seele.

„Ich habe liberale Rathgeber gehabt, aber sie verstanden mich nicht; sie mißhandelten mich oft durch ihre schwer verdaulichen Geschichten und mutheten mir zu, mich zuweilen binnen wenigen Minuten zu entscheiden über Dinge, die mich anwidern. Das wird von jetzt an ganz anders; die geistliche Weisheit, die doch über allen weltlichen Scharfsinn geht, wird mir zur Seite stehen und mir rathen, mich trösten.

„Auch in Sachen meines Herzens werd' ich nun nicht mehr den rechten Weg verfehlen und fehle ich, wird der Bußprediger und verzeihende Freund als Priester stets in meiner Nähe sein."

Wir sehen, daß es der Königin Isabella, trotz ihrer leichten Denkart nicht möglich war, sich von der Kirche und ihren Einflüssen loszusagen, ja, je tiefer sie im Trubel der Schwächen versunken

gewesen war, desto stärker war ihre Sehnsucht nach demgemäßer Buße.

Die Königin kann den Moment des Eintreffens des Paters kaum erwarten, endlich tritt die Marquise de Pezuela ein, welche der Majestät meldet, daß der Ehrwürdige soeben im Schlosse eingetroffen sei und binnen wenigen Minuten vor dem Angesicht Ihrer Majestät erscheinen werde.

Keine Hofdame ist für diesen Moment zum Dienst commandirt, denn die Majestät will den Pater unter vier Augen begrüßen.

Die Thür thut sich auf, der Pater Claret tritt ein.

Er scheint etwas gealtert zu sein von dem entnervenden Einfluß des Tropen-Klima's; dadurch hat sein Aeußeres zwar nichts von seinem Unschönen verloren, aber eine höhere, geistliche Würde thront auf der hervorstehenden Denkerstirn.

Ehrerbietig tritt die Königin dem Pater entgegen, und knieet vor ihm nieder, Thränen überströmen ihr Gesicht und schluchzend spricht sie:

„Segnet mich, ehrwürdiger Vater! Meine Seele hat Sehnsucht nach Euch gehabt!"

Der Pater ist selbst ganz gegen seine Gewohnheit ergriffen von der Rührung der Königin, er legt segnend die Hände auf ihr Haupt und spricht dann:

„Steht auf, meine Tochter! Die der Herr lieb hat, die züchtigt er, es mußte ja so kommen, daß ich von Euch ging, damit auch an mir das Wort erfüllet würde: Mit Schande wurde er verjagt, mit Jubel kehrt er wieder."

Die Königin erhob sich und führte den Pater an's Sopha, und als sie sich Beide gesetzt, begann sie wieder:

„Ich habe Euch viel zu sagen. Ach, mein armes Herz ist vielfach mißhandelt worden; bei meinen Schwächen hat mir der rechte Trost der Kirche gefehlt, denn, verzeihet mir, wenn ich den guten Mann tadle, aber der Beichtiger, den ich bis diesen Tag besaß, verstand es nicht, zu meiner Seele zu reden; er war zu schüchtern einerseits, und stand zu sehr unter dem Einfluß der Hofleute und meiner Verwandten andererseits.

„Ihr aber kennt mich durch und durch, Ihr könnt mir in Dingen rathen, die nur Ihr mit tiefer Weisheit durchschaut, denn Ihr wißt, daß ich schwach bin, sehr schwach, und daß man mich oft behandeln muß, wie ein zartes Kind.

„Ich bin sehr leidenschaftlich und das ist gefährlich, Ihr könnt meine Leidenschaften zügeln."

„Mit der Hülfe Gottes und der heiligen Jungfrau," entgegnete Pater Claret, „wird es mir wohl glücken, in Gemeinschaft mit der heiligen Schwester Maria Raphaele del Patrocinio, Euch eine mächtige Stütze zu sein. Versprecht mir aber vorher dreierlei: Unterzeichnet kein Regierungsdecret ohne meinen Rath, haltet Euch von Euern Verwandten fern und zeiget Euch öfters dem Volke!"

Der Königin leuchtete das Zweckmäßige der drei Forderungen des Paters allsogleich ein, und sie versprach es ihm mit Freuden.

Das weitere Gespräch der Beiden dreht sich nun um Gegenstände, die ausschließlich unter die Rubrik „Beichtstuhl-Geheimnisse" gehören und sehr zarter, delikater Natur sind.

Zum Abend erscheint auch der berüchtigte kleine Wagen mit den Mauleseln im Schloßhofe.

Die düstere Klosterfrau, die Alt und Jung kennt, steigt ab, und der größte Theil der Abendstunden bis in die Nacht hinein ist mit geistlichen Exercitien angefüllt.

So feierte der pfäffische Einfluß wieder einen neuen Sieg; in wenigen Jahren sollte die vorbereitete, fast beispiellose politische Reaktion folgen. —

Sechszehntes Kapitel.

Der marokkanische Krieg.

Seit dem Einzuge des Pater Claret in das Residenzschloß von Madrid sind ein und ein halbes Jahr verflossen. An der Spitze Spaniens befindet sich, trotz des geistlichen Einflusses auf die Königin Isabella, wiederum ein liberales Ministerium, und zwar ist es der diplomatische General Don Leopoldo O'Donnel, Graf von Lucena, dem es gelungen ist, sich nothwendig zu machen, so daß ihn die Königin als Minister-Präsidenten an die Spitze der Geschäfte berief.

Die Ereignisse in Italien in der ersten Hälfte des Jahres 1859, wo Victor Emanuel, der König von Sardinien im Bunde mit Kaiser Napoleon die Lombardei eroberte, und gestützt vom Volkswillen das Haus Este aus Modena, die Bourbonen aus Parma, das Haus Habs-

burg aus Lothringen vertrieb und die Romagna dem Papste entriß, übten auf die äußern Beziehungen Spaniens stark ein. Das spanische Kabinet fand sich moralisch genöthigt, gegen die Vertreibung der Bourbonen aus Parma Protest einzulegen. Es blieb aber bei diesem Protest, und so blieben auch die Beziehungen Spaniens zu den europäischen Mächten friedliche.

Allein im Spätsommer des genannten Jahres bot sich plötzlich ein Anlaß für das spanische Volk, seinen alten Kriegsruhm von Neuem zu bewähren und Europa gegenüber Zeugniß abzulegen, daß Spanien durchaus nicht ohnmächtig sei.

Die Spanier besitzen seit den Zeiten Karls V. (im 16. Jahrhundert) einige Kolonien an der nordwestlichen Spitze Afrika's, da, wo sich das große Sultanat Fez und Marokko nach innen bis an die Sahara (große Wüste) ausdehnt. Die Hauptorte dieses beschränkten Colonialbesitzes sind Ceuta, Melilla und die kleinen Forts, die an der Küste zerstreut sind, welche Presidios heißen. Sie werden vorzüglich zu Verbrecher- und Straf-Stationen benutzt.

Das Hinterland Marokko blieb bis gegen die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts ein Raubstaat, und Spanien war oft von den marokkonischen Seeräubern belästigt worden. In der neuesten Zeit war nun dergleichen nicht mehr vorgekommen, denn die französische Nachbarschaft in Algier hielt die Herrn Marokkaner in heilsamem Respekt.

In der Nachbarschaft der Spanier wohnten aber einige ziemlich unbotmäßige Stämme: die Kabylen von Anghera und die Riff-Piraten. Sie waren zwar dem Namen nach Unterthanen des Sultans von Marokko und zahlten einen jährlichen Tribut, benahmen sich aber sonst sehr unabhängig, und kümmerten sich wenig um den Sultan, sondern setzten im kleinen Maßstabe den See- und Küstenraub fort; schon einmal hatten die Riff-Piraten ein preußisches Kriegsschiff belästigt und hatten bei der Gelegenheit eine augenblickliche Lektion erhalten.

Im August 1859 fielen sie plündernd in das spanische Colonial-Gebiet ein, trieben die spanischen Vorposten zurück und tödteten die Mannschaft gestrandeter Schiffe, nachdem sie diese ausgeplündert. Das war ein offenbarer Friedensbruch, und das Kabinet von Madrid wandte sich daher an den Hof des Sultans von Fez und Marokko, und verlangte Genugthuung für den Frevel und Maßregeln des Sultans gegen die räuberischen Stämme.

Mochte es nun sein, daß der Sultan von der Ohnmacht Spaniens nichts befürchten zu müssen glaubte, oder war in ihm der alte wilde

Mauren-Muth erwacht, genug, er zeigte wenig Willfährigkeit gegenüber den spanischen Forderungen, die Unterhandlungen dehnten sich in die Länge, die spanische Regierung fühlte sich gekränkt und verlor die Geduld. Der Appell an die Waffen war das einzige, was übrig blieb, und so erfolgte am 26. Oktober die Kriegserklärung.

Wie ein elektrischer Funken zuckte diese Nachricht durch das Land und ergriff alle Gemüther. Es zeigte sich, daß ein Krieg gegen die „Ungläubigen“ noch immer populär sei in Spanien, es zeigte sich ferner, daß eine Beleidigung der Nation immer noch im Stande sei, alle Parteien zu einigen.

Die Rüstungen wurden mit beispielloser Energie betrieben, und um der Regierung zu Hilfe zu kommen mit Geldmitteln, wurden starke Sammlungen veranlaßt; wer nicht selbst in den Krieg ziehen konnte, zahlte; die größten Banquiers boten der Regierung hohe Summen an, die Kirchenfürsten und voran vor allen der Patriarch von Indien, Iglesias, verzichteten auf einen großen Theil ihrer Einkünfte; die baskischen Provinzen rüsteten ein Freicorps von 3000 Mann aus, und aus allen Theilen Spaniens strömten Freiwillige zu den Depots.

Das Land war von einer Begeisterung und einem nationalen Opfermuthe durchweht, wie dies seit den Kämpfen gegen das letzte Maurenkönigreich Granada und dem Freiheitskriege gegen die Franzosen im Anfang dieses Jahrhunderts nicht mehr der Fall gewesen war. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kurz vor dem Beginn des Feldzuges empfing die Königin Isabella den Minister-Präsidenten General O'Donnel in einer feierlichen Audienz im Thronsaal des Madrider Schlosses. Sie war angethan mit aller Pracht der Majestät, die goldene, mit Edelsteinen besetzte Krone funkelte auf ihrem Haupte, und der Hermelin umschlang ihre Schultern.

So nahm sie auf dem Throne Platz, und zu beiden Seiten desselben stellten sich die königlichen Prinzen, die Würdenträger der Kirche und des Staates auf, nebst den glänzend uniformirten Hellebardieren der Königin. An den Wänden des Saales war außerdem ein glänzender Damenflor zu sehen.

Der Graf von Lucena nahte sich, gefolgt von den kommandirenden Generalen der Armee, den General-Kapitänen nnd Corps-Commandanten, in höchster Gala dem Throne. Alle leisteten den herkömmlichen Handkuß, darauf begann die Majestät also zu sprechen:

„Es hat dem Herrn der Heerschaaren und der heiligen Jungfrau und ihrem Sohne gefallen, uns durch den Uebermuth der afrika-

nischen Barbaren zu einem Kreuzzuge gegen diese Ungläubigen aufzufordern.

„Obgleich ein solcher Kampf meinem geliebten Spanien große Opfer auferlegen wird, so halte ich es dennoch für eine große Gnade des Himmels, daß er uns und unserm Volke die hohe Mission zuweist, wiederum dem alten Berufe Spaniens gerecht zu werden, als Glaubensstreiter in's Feld zu ziehen, und unsere Fahnen hinüber zu tragen über die Junta di Europa in das Gebiet der Moslem selbst. Mögen sie die Schärfe des spanischen Schwertes fühlen und lernen, daß Niemand Spanien ungestraft beleidigen darf.

„Unsere Langmuth ist groß gewesen, wir haben mit dem Sultan von Fez und Marokko fast drei Monate hindurch unterhandelt, und haben alle Mittel versucht, um dem feindlichen Souverain sein Unrecht zu Gemüthe zu führen und einen friedlichen Vergleich zu ermöglichen. Allein Marokko erwies sich starr und übermüthig, und so sind wir gezwungen gewesen, dem Sultan den Krieg zu erklären und unser geliebtes Volk zum Kampfe aufzurufen und ihm die Opfer zuzumuthen, die ein solches Unternehmen nothwendig erheischt.

„Wir wissen nun keinen bessern Mann, dem wir das Schicksal unserer tapferen und braven Armee anvertrauen könnten, als Euch, mein lieber Don Leopoldo O'Donnel, Graf von Lucena! Ihr habt Euch stets als einen wackern und braven Mann bewiesen, und da Ihr außerdem als Präsident unseres Ministeriums unser vollstes Vertrauen besitzet, so ist es billig, wenn wir die Leitung der politischen, wie der militärischen Angelegenheiten, in Einer Hand vereinigen.

„Ich ertheile Euch daher Vollmacht, die Kriegs-Operationen nach Euerm besten Wissen und Gewissen auszuführen, Waffenstillstand zu schließen, wenn es beliebt, Verträge einzugehen und Friedens-Unterhandlungen zu eröffnen, wenn Ihr glaubt, daß der Ehre des spanischen Namens die gehörige Genugthuung geworden ist."

Die Königin reichte dem Marschall und Minister die Hand und drückte dieselbe mit vertrauungsvollster Herzlichkeit.

Es lag heute bei dieser erhebenden Ceremonie ein Etwas im Angesicht und der Haltung der Königin Isabella, das gewiß manchen mit ihr aussöhnen mußte.

Sie war ganz und gar durchdrungen von dem Ernst der Situation, alle Gleichgültigkeit war aus ihrem Wesen verschwunden, jedes Wort, jede Miene, jede Gebehrde verrieth die Königin eines tapfern Volkes, die sich dessen tief bewußt ist und genau weiß, was sie von diesem Volke erwarten kann.

Der Graf von Lucena erwiederte auf die Worte der Königin:

„Es ist mir eine große und ehrenvolle Genugthuung, daß Ew. Majestät, meine allergnädigste Königin und Herrin, zur Ausführung des großen nationalen Unternehmens, Diplomatie und Heeresführung in Eine Hand, in die meinige, niederzulegen geruhen.

„Ich werde mir der hohen Aufgabe, welche die Gnade Ew. Majestät mir zugewiesen hat, stets bewußt sein und mich ihrer, soviel an mir liegt, und der Beistand Gottes, seines Sohnes, der heiligen Jungfrau und aller Heiligen bei dem gottseeligen und echt spanischen Werke mir zur Seite steht, mit Eifer und Gewissenhaftigkeit entledigen.

„Ich fordere nun Alle, die das Glück hatten, die erhabenen Worte unserer guten und edeln Königin zu hören, auf, Opferwilligkeit und Gehorsam zu geloben, und zum Beweise für dieses Gelöbniß mit mir einzustimmen in den Ruf: Viva la reyna Isabel!“

Alles stimmte in den Ruf ein mit noch nie dagewesener Begeisterung. O'Donnel legte seinen Degen der Königin zu Füßen, sie reichte ihm nochmals die Hand, alle Generale drängten sich mit einer Begeisterung, die alle Barrieren der gewöhnlichen Etikette übersprang, mit echt südlichem Enthusiasmus an die Königin heran und ergriffen ihre Hand.

Parteifeinde umarmten einander; liberale Generale erbaten sich den Segen der Patrocinio, die auch zugegen war, und schüttelten die dargebotene Hand des sonst so unbeliebten Pater Claret. Kurz: Alles ging auf in hochgehenden Fluthen der spanischen National-Begeisterung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In den nächsten Tagen rückte die Garnison von Madrid unter den Segenswünschen und dem begeisterten Jubel der sie begleitenden ungeheuern Volksmenge aus; die Glocken läuteten und am Thore hielt der Clerus der Residenz im Beisein der Königin noch ein feierliches Hochamt ab, worauf Tausende von Amuletten unter die Soldaten vertheilt wurden, die gegen Verwundungen oder den Tod oder gegen die ewige Verdammniß schützen sollten.

Dasselbe Schauspiel wiederholte sich in allen größeren Städten Spaniens, denn überall, in jedem Dorfe, in jeder Stadt, in der Hütte wie im Palast, herrschte dieselbe Begeisterung. Während dieser Zeit ruhten alle agitatorischen Freiheitsbestrebungen, der nationale Rausch ließ momentan Alles vergessen und vertagte die Kämpfe um die innere verfassungsmäßige Freiheit auf die Zeiten der Nüchternheit. Die Geistlichkeit, die wirklich bedeutende Opfer brachte für die nationale

Sache, wirkte dadurch schlauer Weise auch für die eigene, und gewann sich einen Theil der verlorenen Sympathien zurück.

Auch bis in die Thäler der Sierra Morena war der Ruf des Krieges gegen die Ungläubigen gedrungen, und auf dem Schlosse Eduardo's herrschte große Aufregung, da sich Eduardo de la Seda sowohl, als der junge Enriquez de Alar, der eben achtzehn Jahr geworden war, entschlossen hatten, dem nationalen Rufe zu folgen, und sich in den Reihen einer andalusischen Freischaar an dem Kampfe zu betheiligen.

Sikula weinte Tag und Nacht, und Geronima bekämpfte nur mit Mühe ihren Schmerz. Juan de Alar zeigte sich aber gefaßt, und als der Tag des Abschieds, ein grauer Novembertag, herangekommen war, und Eduardo und Enriquez zum letztenmale die Ihrigen umarmten, um die draußen harrenden Rosse zu besteigen, war es Juan de Alar, der den Schmerz des Abschieds durch seine Ermahnungen und sein muthiges Benehmen einigermaßen minderte. Er sprach zu Eduardo:

„Deine reife Manneskraft macht es Dir zur Pflicht, den spanischen Fahnen zu folgen, damit Du Deinem innern Drange Genüge thun kannst, und Dir niemals Einer den Vorwurf zu machen im Stande ist, Du wärest feig und thatenlos auf Deinem Schloß zurückgeblieben. Das Schicksal kann und wird Dich dereinst noch in den Kampf für die Freiheit fordern, ich sehe es prophetisch, daß Dir in diesem Kriege kein Unglück passiren wird.

„Gedenke, daß Du nicht den Fahnen der Isabella folgst, sondern dem gekränkten Rufe der spanischen Nation. Jetzt muß jeder echte Patriot, dem das Alter nicht die Anstrengungen des Feldlagers verbietet, da sein, wo die spanischen Feldzeichen wehen. Also, mein Eduardo, ziehe mit Gott und kehre glücklich heim!"

Und zu Geronima gewendet:

„Meine liebe Tochter, sei gefaßt und zeige Dich als echtes Weib eines Patrioten. Mache ihm den Abschied nicht schwer, ich bleibe ja bei Dir als Tröster und Beschützer."

Zu seinem Sohne endlich gewendet sprach er:

„Enriquez! Es schmerzt mich und Deine Mutter freilich, daß wir Dich, nachdem wir Dich erst wenige Jahre um uns hatten, schon hinaus ziehen sehen müssen, aber es mußte so sein. Ich sah diesen Augenblick kommen und bin darauf vorbereitet. Das Schicksal will es, daß Du als Jüngling der Feuertaufe des Helden entgegen ziehen, daß Du von dem Baum des Lebens die goldene Frucht des Ruhmes

brechen sollst. Du wirst um Leben oder Tod würfeln, aber sei getrost, Gott ist überall über Dir und um Dich, Du gehörst nicht dem Zufall an.

„Fühle Dich als spanischer Patriot und denke, es sei die zweite harte Schule, die Du, mein lieber Sohn, durchmachen mußt. Heut bist Du noch Jüngling, als Mann wirst Du uns zurückkehren. Du wirst Dir durch Deine Theilnahme am Kriege das Recht erworben haben, mit zu rathen und zu thaten im Kreise der Männer. Auf dem Schlachtfelde wirst Du Dir die Befugniß erstreiten, einstmals einzutreten für das Recht Deines Volkes gegen innere Tyrannei. Ziehe hin, nimm den Segen Deiner Eltern!“ —

Enriquez's Augen leuchteten bei diesen Worten, er entgegnete:

„Mit Wonne hab' ich diesem Augenblick entgegen gesehen, und nicht wahr, Vater, wenn ich jetzt die Zähren nicht bewältigen kann, das ist kein Beweis meiner Verzagtheit, sondern nur meiner innigen Liebe zu Dir und zur Mutter! Ich werde zurückkehren, und um so schöner wird das Wiedersehen sein!“

Sikula zeigte sich im letzten Moment gefaßter, als man erwarten konnte. Noch eine wechselseitige Umarmung, und die beiden Krieger verließen das Portal des Schlosses, und schwangen sich im Schloßhofe auf ihre Renner. Noch lange sahen Juan de Alar, Sikula, Geronima und die Kleinen der letzteren den Scheidenden nach, und winkten ihnen bis in's Thal hinab, so lange sie die Reiter mit den Blicken verfolgen konnten, Grüße zu. —

Unter den Mauern von Ceuta sammelte sich das spanische Heer. Da war ein lustiges und lärmendes Treiben, denn Alle fühlten die stolzeste Sieges-Zuversicht, und dieser Geist, der alle Offiziers-Grade und alle gemeinen Soldaten beseelte, mußte auch dem Oberfeldherrn O'Donnel den nöthigen Muth und die nöthige Sicherheit geben.

Ganz gegen die frühere Gewohnheit der spanischen Heeresverwaltung war diesmal aller Beamten-Schlendrian beseitigt; es herrschte die musterhafteste Ordnung, die Truppen waren mit Allem gut versehen, und es war Alles auf einen schwierigen Feldzug, selbst für Kämpfe in den Bergen, berechnet.

Mit Anbruch der winterlichen Jahreszeit, die freilich nicht mit unseren Witterungs-Verhältnissen zu vergleichen ist, begannen die Operationen der spanischen Armee gegen die weit überlegene Heeres-Macht der Marokkaner. Der Charakter eines solchen Krieges weicht nun insofern ganz von dem der europäischen Kriege ab, als der afrikanische Feind mit großen und leichtberittenen Reiterschwärmen den

Spaniern unendlichen Schaden that, und augenblickliche Vortheile der spanischen Armee ohne wirkliche Resultate blieben, da die Marockaner sich nicht auf eine entscheidende Schlacht einließen.

Der Krieg drohte ein langwieriger zu werden, und dazu kam noch, daß die Cholera, dieser unheimliche Gast, im spanischen Feldlager sich einschlich und viele Opfer forderte.

Zu den Uebeln der Epidemie und den fast übermenschlichen Anstrengungen in dem bergigen Terrain gesellten sich noch die Unbilden der Witterung. Es regnete einige Wochen fast unaufhörlich, so daß die Wege grundlos wurden, und die Artillerie ihre Kanonen kaum aus dem aufgeweichten Boden herausarbeiten konnte. Die Zahl der Cholera- und Typhus-Kranken wurde immer größer, und die Feldspitäler reichten nicht mehr zu. Große Transporte der Leidenden mußten daher nach Spanien hinübergeschafft werden.

Aber mit desto kälterem Muthe und fast nordischer Zähigkeit widerstanden die Soldaten der Expeditions-Armee diesen vereinigten Feinden. Die Feldherrn theilten mit seltener Aufopferung alle Entbehrungen ihrer Soldaten, und Marschall O'Donnel, General Echegue, Ros de Olana, Zabala und Don Juan Prim, welcher letztere am Feldzuge als Commandeur der Reserve Theil nahm, wie die übrigen Generale und Chefs der Regimenter und Bataillone, nahmen für sich keine größere Bequemlichkeit in Anspruch, als jeder einzelne Soldat; sie durchwanderten die Zelte derselben, um sie zu ermuthigen; sie besuchten die Hospitäler, um die Verwundeten und Kranken zu trösten; sie patrouillirten des Nachts die Vorposten ab, um sie zur Wachsamkeit anzueifern und waren überall gegenwärtig. Das hatte zur Folge, daß die Armee volles Vertrauen zur Fürsorge der Feldherrn gewann, und daher freudig sich allen Mühseligkeiten und Strapazen unterzog.

Tag für Tag und Nacht für Nacht gab es Scharmützel, die weiter keinen andern Zweck hatten, als die spanischen Truppen in einer fortwährenden aufreibenden Ruhelosigkeit zu erhalten. Denn der marokkanischen Reiterei, die wie Sturmwolken gleich in ihren flatternden weißen Mänteln auf den flinken, feurigen Berberhengsten daher gejagt kam, war es leicht, ohne irgend welche Vorbereitungen hier oder da einen Angriff zu machen, einige schwache Vorposten niederzusäbeln oder gefangen fortzuführen, beim ersten Alarmschuß aber sich zurückzuziehen und den langsam entwickelten Colonnen das Nachsehen zu lassen. Das ist so die alt bekannte Kriegsweise der afrikanischen und asiatischen Völker.

Nachdem die schlechte Jahreszeit vorüber war, beschleunigte der

Oberfeldherr O'Donnel die weiteren Kriegs-Operationen, er ging allmählig aus der Defensive (Vertheidigung) in die Offensive (Angriff) über, denn die Besorgniß gewann in seiner Seele Raum, die spanische Armee könnte sich durch die ewigen wirkungslosen, wenn auch tapfern Kämpfe, abmatten lassen; und gewiß jeder General weiß es, daß man stets durch Erfolge den Muth der Soldaten beleben muß.

An alle Corps-Commandanten und Regiments-Chefs ließ daher der Graf von Lucena die Weisung ergehen, Alles bereit zu halten zum Vorrücken der Armee auf der ganzen Linie, denn nur so war es möglich, dem Feinde beizukommen, der sich doch endlich einmal zur Schlacht stellen mußte.

Im Januar des Jahres 1860 begannen die Vorwärtsbewegungen der spanischen Armee, und dies goß wieder neuen Muth in die Adern der Soldaten und Offiziere, die schon recht unzufrieden geworden waren, obgleich sie den Feldherren keine Vorwürfe machen konnten. Mit der neuen Bewegung, dem Eintreten des besseren Wetters verloren auch die Epidemien von ihrer Bösartigkeit und Heftigkeit; ein guter Gesundheitszustand trat ein, und voll Begeisterung wetteiferte wieder Alles in Ertragung von Strapatzen, denn es ging ja vorwärts.

Die Armee schlug eine südöstliche Richtung ein, um vorläufig mit der Flotte, die sich dicht an der afrikanischen Küste hielt, in Verbindung zu bleiben, und zugleich den Feind nach dem Innern zurückdrängen zu können.

Die Marokkaner merkten bald, daß die Spanier entschlossen waren, den Feldzug mit Energie fortzusetzen; sie wehrten sich daher mit anerkennenswerthem, wildem, fanatischen Heldenmuth, zogen aber bei allen Treffen den Kürzern, denn ihre Infanterie und Artillerie konnte sich wohl an Tapferkeit, aber nicht in Disciplin mit denselben Waffengattungen in der spanischen Armee messen; und die gute marokkanische Reiterei war nur zu brauchen, wenn es galt, den Feind zu beunruhigen oder ihm Vorposten und Proviantzüge wegzunehmen; gegenüber vordringenden Infanterie-Colonnen war sie ohnmächtig, und mußte vor den Geschossen der gut treffenden Minié-Büchsen das Weite suchen.

Dessenungeachtet vertheidigten die Marokkaner doch jeden Fußbreit ihres Gebietes, und nur mit unsäglicher Anstrengung und heldenmäßiger Bravour gelang es den Spaniern, die marokkanische Armee von der Küste hinwegzudrängen und in die Vorberge der afrikanischen Alpen, in das Atlas-Gebirge zu treiben.

Hier wurde der Krieg ein sehr mühevoller, und nur der Umstand,

daß die meisten spanischen Heerführer mit dem Guerilla- und Bergkriege noch vom Bürgerkriege her Bescheid wußten, sicherte der spanischen Armee bedeutende Erfolge.

Die Infanteristen mußten oft Kanonenröhre und Laffetten auf den Schultern die unzugänglichen Gebirgspfade hinanschleppen, denn Maulthiere und Saumrosse waren nicht genügend aufzutreiben, und waren auch schon in großer Menge der Witterung und den Anstrengungen zum Opfer gefallen. Dabei waren die Truppen stets den Kugeln im Versteck liegender Kabylen ausgesetzt, ohne diesen dafür eine Lektion ertheilen zu können.

Dennoch gelang es, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, die erste Bergkette zu übersteigen. — — —

Der Frühling war bereits in den Thälern eingezogen und überall blühte und sproßte es, ein blauer, wolkenloser Himmel breitete sich über das glückliche Land, und die afrikanische Sonne heilte mit ihren warmen Strahlen all' den Schaden, den die unheimliche Regenzeit im spanischen Heere angerichtet hatte. Mit Jubel und Gesang zogen die Regimenter hinab in die hügeligen Gefilde, die sich zwischen der überwundenen Bergkette und den hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln des Atlas ausbreiten.

Die marokkanischen Heerführer wurden nun immer mehr gewahr, daß es die Spanier darauf abgesehen hatten, bis in das Herz des Sultanats vorzudringen. Es wurden daher schleunigst neue Schaaren unter die Fahnen gerufen, und in allen Thälern und Ebenen bis hinab in's Biledulgerid der heilige Krieg gegen die christlichen Eroberer gepredigt.

Die grüne Fahne des Propheten wurde entrollt, und in allen Moscheen predigten die Ulema's und Mufti's von dem alten Heldenmuthe der Väter; die Derwische*) hielten feurige Ansprachen auf den Straßen und Plätzen von Tetuan, Marokko, Fez und Mekines, durchzogen die Gebirgsdörfer und riefen, was Waffen tragen konnte, unter die Fahnen.

Seit Jahrhunderten war eine solche Aufregung in dem Sultanat unerhört; aber es zeigte sich bald, daß die Nachkommen der Mauren, welche einst getrieben von dem religiösen Feuereifer im Sturm die Nordküste Afrika's und Spanien unterworfen hatten, nicht mehr dasselbe im Stande waren.

Ihre Kraft war längst gebrochen, sie waren zurückgeblieben in

*) Ulema's und Mufti's sind muhamedanische Priester; Derwische sind Mönche.

ihrer Waffen-Ausbildung und Heeres-Verfassung, und der alte Heldenmuth, so sehr er sich auch in einzelnen Episoden hervorthat und kundgab, war nicht im Stande, das zu ersetzen, was ihre europäischen Gegner in taktischer Ausbildung, Exercitium und in der Vorzüglichkeit der Waffen vor ihnen voraus hatten.

Ein anderer Uebelstand wirkte noch verhängnißvoller. Während in den Operationen der spanischen Armee eine glückliche Einheit herrschte, und es keinem einzigen Heerführer einfiel, entweder sich dem Oberbefehl muthwillig zu entziehen oder sich zu gewagten, kühnen Handstreichen in abentheuernder Lust fortreißen zu lassen und dadurch den Zusammenhang der Kriegs-Operationen zu stören, — dienten unter dem Oberbefehl des marokkanischen Heerführers eine Menge Scheiks und Stammhäupter, die stets gewöhnt waren, auf eigene Faust Streifzüge zu machen.

Sie richteten mehr ihr Augenmerk auf reiche Beute, als auf taktische Vortheile; sie wollten mehr als tapfere Helden glänzen, als sich einem einheitlichen Plane unterwerfen. Auch gab es in der Armee des Sultans mehr als einen General, der den Oberfeldherrn um seine Würde beneidete und daher muthwillig Fehler machte, nur, um dem Oberfeldherrn den Sieg zu versalzen und ihn zu Falle zu bringen.

So schwächten sich die Marokkaner durch Mangel an Disciplin und durch Neid und Mißgunst selbst am allermeisten. —

Siebenzehntes Kapitel.

Die Schlacht bei Tetuan, am 4. Februar 1860.

Nach unaufhörlichem Vordringen gelangte das spanische Heer an einem sonnigen Lenztage in die Ebene, in welcher die erste bedeutende Stadt des Sultanats, der Hauptort einer Provinz liegt, Tetauan oder Tetuan.

Die weißen, einstöckigen Häuser mit ihren flachen Dächern glänzten weithin in der Sonne, und die schlanken Minarets und Moscheenkuppeln ragten majestätisch empor über die Stadt und die zahlreichen Gärten, welche die Stadt durchkreuzen und umrahmen.

Mit einem Jubel und einem donnernden Viva ohne Gleichen begrüßten die spanischen Regimenter das erste lohnende Ziel ihrer Tapferkeit und ihrer Anstrengungen, aber so leichten Kaufes sollte ihnen die Stadt Tetuan nicht in die Hände fallen; denn in der Ebene wimmelte es von unabsehbaren weißbemäntelten Reiterschaaren, die Infanterie erwartete das spanische Heer, Gewehr bei Fuß, in Schlachtordnung.

Die marokkanischen Batterieen waren in einer Weise postirt, daß man vom strategischen Standpunkte dagegen nichts einwenden konnte.

Nach kurzer Berathung mit seinen Kriegsführern entschloß sich Marschall O'Donnel, ohne erst auf ein Kanonengefecht einzugehen, das spanische Heer sofort zum Sturme zu führen. Die Truppen begrüßten diese Entschließung mit Jubel, als man ihnen den Willen des Oberfeldherrn mittheilte, denn sie brannten längst danach, sich einmal auf offenem Schlachtfelde mit dem Feinde zu messen, der es bis jetzt vorgezogen hatte, nur durch Reiterscharmützel, nächtliche Ueberfälle und kleine Neckereien zu glänzen.

Von drüben krachte der erste Kanonenschuß, und dies war das Zeichen zu einem betäubenden Kanonendonner von marokkanischer Seite. Die Hörner und Trommeln machten einen höllischen Spektakel, gleich, als sollten die marokkanischen Streiter dadurch zu noch kühnerem Wagen begeistert werden.

Die grüne Fahne des Propheten wehte aus der Mitte der aufgestellten Armee, sie wehte von den Zinnen der vornehmsten Moscheen, und man sah es den Bewegungen und der Haltung der feindlichen Truppen an, daß sie von dem Ernst der Situation, ebenso wie von trunkenem Siegesbewußtsein erfüllt waren.

Die spanischen Feldherrn kümmerten sich wenig um den Lärm und das energische Schießen von drüben, und mancher spanischer Offizier bemerkte geringschätzig: „mucho ruido, pocas nueces!“ (d. h. viel Lärm und wenig Nüsse). Aber sie sollten dennoch einen Begriff von afrikanischer Tapferkeit bekommen.

Die Regimenter formirten sich in Sturmkolonnen und setzten sich schußfertig in Bewegung; gleichzeitig rückte auch die Kavallerie hinab in die Ebene, um, wenn der afrikanische Feind geschlagen, sofort zur Verfolgung bereit zu sein. Ein Theil der Infanterie marschirte direkt auf die feindlichen Batterien los, um sie ohne Federlesen mit dem Bayonnet zu nehmen.

Es war dies ein Vorgehen, das an Kühnheit und Genialität

seines Gleichen sucht, öfters aber von schweren Mißerfolgen, im glücklichsten Falle von schweren Opfern begleitet ist.

Während so das Gros der spanischen Armee sich mit kühner Entschlossenheit stürmend auf den Feind warf, hatte sich von Westen her eine wahre Gewitterwolke von Wüstenreitern, Kabylen und Arabern an die linke Flanke des spanischen Heeres herangeschlichen, um ihr in den Rücken zu fallen, oder wenigstens Kanonen und Lagergepäck wegzunehmen.

Allein eine maskirte Batterie, welche die kühnen Streiter nicht hatten bemerken können, sparte bereits ihre Geschosse zu einem recht ausgiebigen Kugelhagel auf.

Die Kavallerie-Abtheilung, die der Marquis de Novaliches kommandirte, war eben im Begriff, nach den Weisungen des Oberfeldherrn O'Donnel hinab in das von Gräben durchschnittene Defilee zu rücken und dort zur Verfolgung des Feindes bereit zu sein, als plötzlich ein brausendes „Allah il Allah!" an ihr Ohr schlug und sie mit Schrecken sahen, wie eine unabsehbare Reiterwolke einen Hügel herab auf sie zugejagt kam.

Die Kugeln der berittenen Wüstenschützen pfiffen bereits in die Reihen der Kavallerie, und nur der Geistesgegenwart der Offiziere und jedes einzelnen Soldaten war es zu danken, daß keine verhängnißvolle Unordnung einriß.

Marquis de Novaliches hatte nun nichts anderes zu thun, als vorläufig den Befehl des Oberfeldherrn außer Acht zu lassen und auf eigene Faust zu operiren, um den unvermutheten Schlag des raschen Feindes zu pariren.

Der Marquis konnte natürlich seiner numerischen Schwäche wegen nicht daran denken, sich auf ein wirksames Reitergefecht einzulassen, er that eben genug, als er seine Schwadronen in musterhafter Ordnung sich zur Seite der maskirten Batterie zurückziehen ließ.

Als die afrikanischen Reiter den Rückzug der spanischen Kavallerie sahen, verdoppelten sie ihre Anstrengungen, um sie zu erreichen und nieder zu säbeln, da sie sich ihrer Ueberlegenheit wohl bewußt waren; in der Hitze des Vordringens kam das marokkanische Reitergeschwader in nächste Nähe der Batterie, hinter welcher außerdem eine Compagnie spanischer Bergschützen im hohen Grase versteckt lag.

Die Batterie eröffnete ein mörderisches Feuer, und spie Unmassen von Kugeln in die dichten Reihen der feindlichen Reiter. Jäher Schrecken bemächtigte sich derselben, die vordersten Reihen wollten Kehrt

machen, aber die hinteren Reihen drängten nach vorwärts, oder wußten nicht, was g hah.

An strenge Disciplin waren diese wilden Söhne der Wüste nicht gewöhnt, wo jeder sich nur ungern dem Anderen unterordnete. Es entstand in Folge dessen ein schauderhafter Wirrwar, den natürlich die spanische Artillerie benutzte, um desto rascher in den wirren Knäuel zu feuern. In wilder Unordnung löste sich die drohende Reiterwolke auf und fing an, sich zu zerstreuen, aber der General Pavia (Novaliches) hatte den Moment mit scharfem Auge erwartet, und ließ nun rasch entschlossen seine Schwadronen vorrücken, die die drohende Reitermasse vollends zersprengten.

Das Schlachtfeld war von einer Unmasse sterbender Mauren und verwundeter Pferde bedeckt. Viele Rosse jagten geängstigt, reiterlos umher und wurden von den spanischen Kavalleristen eingefangen. Das war der erste Akt des blutigen Dramas von Tetuan.

Die spanische Infanterie, welche unterdeß in Kanonschußweite im Thale angelangt war, wurde hier von einem wohlgezielten, regelmäßigen Feuer der Artillerie empfangen, und obgleich die Offiziere unermüdlich die Truppen ermunterten, sich dadurch nicht im Vordringen stören zu lassen, so fingen doch die Bataillone an zu stocken, denn der Eisenhagel räumte gar zu grausam in den dichten Reihen auf, und es war anzunehmen, daß der Sturm schon jetzt ein mißglückter sei.

Auf schwarzem Berberhengste sprengte der General Don Juan Prim an der Seite der Sturmcolonnen auf und ab und rief unaufhörlich:

„Drauf, Spanier, drauf! Zeigt, daß Ihr des stolzen Namens werth seid!“

Mit begeistertem „Viva Isabel!“ warfen sich die vordersten Colonnen auf die Batterien, aber unerschütterlich blieben die marokkanischen Kanoniere auf ihren Posten und richteten ihre Kanonen auf die dichten Colonnen.

Undurchdringlicher Pulverdampf hüllte Stürmer und Vertheidiger, Freund und Feind, ein, nur die Blitze der Kanonen zeigten den spanischen Soldaten die Nähe der todtbringenden Rohre. Da kommandirten die Offiziere zum Rückzuge, die Hornisten bliesen zur Retirade, denn es drohte der spanischen Armee eine schwere Niederlage.

Als nämlich die marokkanische Infanterie bemerkt hatte, daß die spanischen Sturmkolonnen auf die Batterien in's Stocken gerathen waren und sich aufzureiben drohten, rückten sie plötzlich vor, um einen



Infant Don Carlos, Graf von Montemolin (der Jüngere).

Frontangriff auf die ermüdete und schwächere spanische Armee machen zu können, und so das Schicksal des Tages zu Gunsten Marokkos zu entscheiden.

O'Donnel, der mit seinem Generalstabe sich auf einem Punkte aufhielt, wo er das ganze Schlachtfeld übersehen konnte, hatte den Mißerfolg seiner Infanterie und die darauf folgende Vorwärtsbewegung des marokkanischen Heeres, das Auftauchen von neuen Reitergeschwadern, die seinen zurückgeworfenen Truppen höchst gefährlich werden konnten, kaum bemerkt, als er in fieberhafter Eile seine Adjutanten mit dem Rückzugsbefehl entsandte, um nach einer neuen Concentrirung seiner Truppen entweder die Schlacht von Neuem zu beginnen, oder sie für heut abzubrechen.

Einen Augenblick hatte O'Donnel gezittert, denn ging diese Schlacht verloren, so waren alle Anstrengungen vergeblich gewesen! Mit welchen Verlusten wäre ein Rückzug über das gebirgige Terrain verbunden gewesen! Welche Schmach hätte er seinem und dem spanischen Namen zugefügt? —

Don Juan Prim kam an den Feldherrn herangesprengt, und rief ihm zu:

„Graf, was werden Sie thun? Den ersten Theil der Schlacht haben wir verloren!"

„Wenn wir den zweiten Theil verlieren," entgegnete O'Donnel, „dann kehre ich nicht lebendig nach Spanien zurück; ich könnte diesen Schlag nicht überleben."

„Daraus folgt," erwiderte mit kampfsprühenden Blicken Prim, „daß wir den zweiten Theil der Schlacht gewinnen müssen! Muth, Muth, mein Feldherr! Wir werden alle unsere Schuldigkeit thun, die Truppen sind noch vom besten Geiste beseelt!"

„Gewiß glaub' ich das!" spricht der Graf, „und ich habe darum Vertrauen zu jedem Einzelnen. Was ich vorhin sagte, sollte Ihnen nur meine Entschlossenheit andeuten, entweder zu siegen, oder zu sterben!" —

Es war den Truppen geglückt, wenn auch mit schweren Verlusten, aber doch in bester Ordnung, den Rückzug zu bewerkstelligen, denn erst mußten die engagirt gewesenen Bataillone aus der Feuerlinie gezogen sein, ehe die Reserven mit frischen Kräften in das Treffen eingreifen konnten.

Alle Bewegungen waren geglückt, und die Schlacht stand beinahe eine Stunde.

Auf beiden Seiten war man von dem verzweifelten Ringen um den Sieg einigermaßen erschöpft, und in stiller Uebereinkunft trat eine Art von Waffenruhe ein, während welcher man die Verwundeten bei Seite brachte und verband. Der dicke Pulverrauch verzog sich allmälig,

und man hatte wieder vom Hügel aus, wo Marschall O'Donnel inmitten seines Stabes und seiner Corpsführer Kriegsrath hielt, einen freien Blick auf die Umgegend. Es war die Pause zwischen dem zweiten und dritten Akte des Dramas von Tetuan, dessen Ausgang noch Niemand voraussehen konnte.

Don Juan Prim betheiligte sich nur wenige Momente am Kriegsrathe, er galoppirte auf dem Schlachtfelde umher, ritt bald zu diesem, bald zu jenem Truppentheile. So gelangte er auch zu den berittenen andalusischen Freischaaren, bei denen Don Eduardo de la Seda und Don Enriquez de Alar standen.

Sie waren beide im Kugelregen gewesen, und hatten sich wacker gehalten; an der Seite der Infanterie hatten nämlich die andalusischen Reiter geschwärmt, um im entscheidenden Augenblicke die marokkanischen Kanoniere niedersäbeln zu können. Diesen Zweck hatten sie natürlich, da die Infanterie sich zurückziehen mußte, nicht erreichen können.

Juan Prim suchte seinen Vetter Eduardo zu entdecken, und richtig, er fand ihn auch bald; er umarmte ihn herzlich mit den Worten:

„Wahrhaftig! Ihr Andalusier habt Euch brav gehalten! Es ist doch schön von Dir, daß Du den Feldzug mitmachst und Dich von Weib und Kind losgerissen hast."

„Lieber Vetter," erwiderte Eduardo, „ich bin kein eigentlicher Soldat und habe niemals Sehnsucht gehabt, Dir als Krieger zu gleichen, meine Thätigkeit ist mehr eine staatsmännische, stille, politische, das weißt Du ja, aber wo es die Ehre der spanischen Nation gilt, darf ich doch unmöglich auf meinem Schlosse zurückbleiben. Uebrigens stelle ich Dir einen Jüngling vor, der heut zum Manne wird, und sich heut noch schlagen soll, um seinem Vater Ehre zu machen."

Er faßte bei diesen Worten den jungen Enriquez bei der Hand, der ehrfurchtsvoll und glühenden, ehrgeizigen Blickes den berühmten Prim, den „catalonischen Cid" betrachtet hatte, und stellte ihn dem General vor: „Don Enriquez de Alar, der einst verloren gegangene Sohn Deines Vetters de Alar!"

Juan Prim reichte dem hoch erglühenden Jüngling die Hand, und sagte mit herzinniger Gemüthlichkeit:

„Sei mir gegrüßt, junger Krieger. Mag es eine glückliche Vorbedeutung für Dich sein, daß wir uns auf dem Schlachtfelde kennen lernen. Ich habe Dich als kleinen Knaben auf dem Schoße gehabt, wenn ich Deinen Vater in Toledo besuchte, dann gingst Du plötzlich

verloren, und — wie wunderbar! — auf dem afrikanischen Schlachtfelde muß ich Dich wiedersehen! — Ich sage Dir kein anderes Wort, als: werde Deinem wackeren Vater gleich, er ist eine Zierde der spanischen Patrioten! Werde kühn, weise, vorsichtig und ehrlich, wie er, und Du wirst einst zu Denen gehören, die an der inneren Wiedergeburt Spaniens arbeiten werden."

Wie flüssiges Feuer schoß es durch die Adern des jungen Mannes, als er diese Worte des berühmten Generals vernahm.

Als die Drei sich nun noch über den Verlauf des ersten Treffens unterhielten, kam ein schwerer Reiter daher gerasselt, sprang vom Pferde und keuchte, purpurroth im Gesicht:

„Potz Blitz und Pechnelken! Da sind wir ja eine hübsche Sippschaft beisammen! Bumrassassa! Das war ja eine verdammte Hauerei! Ei, Du mein Mäuschen, Du auch hier? Enriquez? Na, gebt mir die Hand, General, und Du, Eduardo!"

Die Leser merken gewiß auf der Stelle, daß sie den lustigen Don Pedro de Sequanilla vor sich haben.

„Also Ihr, alter Degen, habt Euer Mauernest einmal verlassen, und seid auf Eure alten Tage in den Krieg gezogen?" fragte erstaunt Prim. „Das macht Euch wahrhaftig Ehre! — Da sieht man doch, daß so ein alter Soldat das Herz auf dem rechten Flecke hat!"

„Sapperment! Zu Hause kann man doch nicht bleiben, wenn die Trommeln rasseln und die Hörner rufen! Mein gutes Weib, die Juliane, hat zwar genug gejammert, als sie mich alten Kerl sollte ziehen lassen. Ach, das junge Ding ist mir seelensgut und es schnitt mir selbst in's Herz, aber — pfui über einen Mann, der sich nicht von seinem Weibe zu trennen vermag, wenn die Ehre ruft. Aber, Prim, sagt mir doch, was hat es denn mit dem sonderbaren Reiter für Bewandtniß, der Euch stets folgte, als Ihr mit der Sturmcolonne vorwärts sprengtet? Er hat eine breite, dunkle Binde über's Gesicht und scheint ein Freiwilliger zu sein," sprach Pedro.

Prim war etwas betroffen; er erwiderte: „Der Mann ist mir zwar auch schon aufgefallen, aber ich habe in der Hitze des Kampfes nicht auf ihn geachtet, weil ja viel berittene Freiwillige sich in der Umgebung des Heeres befinden. Ich werde meine Aufmerksamkeit auf ihn richten, die Sache erscheint mir jetzt selbst sonderbar."

Und richtig jagte im selben Augenblick der eigenthümliche Reiter in einiger Entfernung vorüber; er schien den General im Auge behalten zu haben. Aber zugleich ertönten die Signale, und die ersten Ka=

nonenschüsse belehrten die Freunde, daß der blutige Tanz von Neuem seinen Anfang nehme. Mit kurzem, herzlichem Gruße auf Wiedersehen trennten sie sich, um jeder seine Pflicht zu thun.

Die marokkanischen Heerführer schienen schon sehr siegesgewiß zu sein, denn ihre ganze Armee breitete sich halbmondförmig aus, so daß die äußersten Flügel ihrer Schlachtordnung weit die Flanken der spanischen Armee überragten. Die Marokkaner hatten augenscheinlich die Absicht, die decimirte spanische Armee in einer tödtlichen Umarmung zu vernichten und den Rest in die Berge zurückzuwerfen, wo dann die Kabylen das Uebrige zur völligen Aufreibung des spanischen Expeditionsheeres beigetragen hätten.

In der That sah diese Bewegung des Feindes bedrohlich genug aus, und der Oberfeldherr O'Donnel begriff auf den ersten Blick, daß er keine andere Wahl habe, als dem Ueberflügelungsversuche der Marokkaner zuvor zu kommen, und seinen Angriff sofort auf das Centrum der feindlichen Stellung zu richten, um diese so rasch als möglich zu durchbrechen. Der Artillerie des Feindes schickte O'Donnel diesmal keine Infanterie-Colonne entgegen, sondern stellte ihr gegenüber den größten Theil seines Artillerieparks auf.

Die Dispositionen zum zweiten Treffen waren rasch fertig. Die Artillerie hatte ihre veränderte Stellung eingenommen, und begann auch sofort ein unaufhörliches, gut gezieltes Feuer auf die feindlichen Batterien.

Die Infanterie setzte sich von Neuem in Bewegung auf das Centrum des Feindes zu, während auf beiden Flanken einige Bataillone mit der gesammten Kavallerie und dem Rest der Artillerie ihre alten Stellungen behielten, um die vordringenden Regimenter vor einem Flankenangriff durch die raschen und zahlreichen Reitergeschwader des Feindes zu beschützen.

Der Schlachtplan war diesmal ein wahrhaft meisterhafter, er war eben so genial, als vorsichtig; und gewiß war es die höchste Zeit, denn schon jagten von beiden Seiten die gefürchteten und heut wirklich standhaften Weißmäntler in lockeren Reihen heran, um mit den Spitzen des Halbmondes die Flügel der spanischen Armee zu umgarnen und zu erdrücken; schon rückte auch das Centrum der Marokkaner, wo sich ihr Fußvolk befand, unter Trommelwirbel und begeistertertem „Allah il Allah!" vor.

Bald trafen die ebenfalls im Laufschritt vorrückenden Infanterie-Colonnen der Spanier auf den Feind; nur kurze Zeit dauerte das Gewehrfeuer, es entspann sich ein Kampf Mann gegen Mann, und

eine halbe Stunde hindurch schien Alles ein wirrer, wüster, blutiger Knäuel zu sein, bis endlich ein Turban nach dem andern im Gedränge niedertauchte und die spanisch en Käppis unaufhaltsam vordrangen.

O'Donnel hatte es nicht mehr ausgehalten auf seinem Observationspunkte, er war mit seinem Generalstabe in's Treffen geeilt und hatte selbst an der Blutarbeit Theil genommen. — Nur eine kleine Stunde — und das feindliche Centrum war durchbrochen. Nur hier und da kämpften einzelne Trupps des Feindes einen wahren Heldenkampf mit den Spaniern, und hier war es, wo der General Don Juan Prim beinahe um's Leben gekommen wäre.

An der Spitze der andalusischen Freiwilligen suchte er nämlich ein Geschwader marokkanischer Kavallerie gefangen zu nehmen oder wenigstens zu vernichten, als etwa ein Dutzend athletischer Marokkaner wie auf Verabredung gemeinsam auf Prim eindrangen, um ihn, den General, zu tödten.

Schon war Prim von den Seinigen getrennt und wehrte sich nur mit Mühe gegen die gewaltige Ueberzahl, als jener seltsame Reiter mit der dunklen Gesichtsbinde an seiner Seite war, und mit einer Gewandtheit sonder Gleichen zwei, drei Marokkaner von den Rossen säbelte, und zum Schluß mit seinem Degen einen Hieb parirte, der dem General sicher das Leben gekostet haben würde. Inzwischen drangen noch andere Reiter von den Andalusiern in die Nähe des Generals, und er war gerettet, ohne nur eine einzige Wunde davongetragen zu haben. —

Vergeblich schaute sich der General Juan Prim, nachdem auf diesem Punkte der Sieg entschieden war, nach dem unbekannten Retter um, er konnte ihn nicht entdecken; er schüttelte unmuthig den Kopf und murmelte:

„Warum entzieht sich der Brave einem freundlichen Dankesworte des Prim? Ich bleibe nicht gern Schuldner!" —

Auch auf den beiden Flanken war der Angriff der marokkanischen Reitergeschwader mit Leichtigkeit zurückgeschlagen worden. Die leichtberittenen Söhne der Wüste hatten Artillerie nicht in ihre Berechnung gezogen und glaubten, die Spanier wären schon viel zu ermüdet, um Widerstand leisten zu können.

Dennoch gab der marokkanische Oberfeldherr den Widerstand noch nicht auf. Er zog seine Kerntruppen hinter die Schanzen zurück, die er nothdürftig vor den Thoren von Tetuan hatte errichten lassen. Seine Artillerie war durch das energische und wirksame Feuer der spanischen Batterien zur Hälfte demontirt, und um die andere Hälfte

zu retten, zog er sie aus dem Bereich des spanischen Feuers zurück und postirte sie hinter den Schanzen, wo sich der gute Rest seiner Armee sammelte.

Don Juan Prim stellte sich nun an die Spitze der Sturmcolonnen und redete die Soldaten an:

„Laßt uns nichts nur zur Hälfte machen, sondern Alles ganz! Die Welt sieht auf Euch, Spanier! Zeigt, daß Ihr die Nachkommen jener kühnen Männer seid, die den Halbmond von den Zinnen Granada's stürzten, die eine Welt entdeckten und Mexico und Peru eroberten, die der ganzen Welt trotzten und ihr Zeitalter mit dem spanischen Ruhme anfüllten. Vorwärts! Es lebe Spanien!“ —

Jauchzend folgten dem geliebten und geachteten General die Bataillone gegen die Batterien. Diese spieen freilich ein verderbliches, menschenfressendes Feuer und überschütteten die heranrückenden Colonnen mit einem wahren Hagel von Kugeln, aber ohne Stocken ging es vorwärts! Das Roß des Generals brach zusammen, Prim wäre unfehlbar gestürzt, aber der seltsame Reiter war schon an seiner Seite, half dem General aus dem Sattel des im Todeskampf um sich herumschlagenden Pferdes und bot ihm das seinige an.

Mit warmem Händedruck und dem leisen Worte: „Dank! mein Retter!“ schwang sich Prim blitzschnell auf's Roß und war in wenigen Augenblicken wieder an der Spitze der Infanterie. Sie war dicht vor den Kanonen, da spornte Prim sein Roß, und — die Geschichte wird diesen Zug von Heldenmuth verzeichnen — setzte über die Kanonen-Barriere in kühnem Sprunge hinweg mitten in die Feinde hinein!

Diese That erregte drüben bei den Marokkanern Bewunderung und Grauen, bei den Spaniern regte sie zur größten Bravour an; die Infanteristen waren in wenigen Augenblicken gefolgt und stachen die Kanoniere mit dem Bajonnet nieder. In kurzer Zeit war die Batterie genommen.

Durch diese Waffenthat war denn auch der Sieg der spanischen Waffen entschieden. Die Trompeten bliesen Victoria, und bald drang die Nachricht von der todesmuthigen Bravour Prims durch's ganze Heer und kam auch zu O'Donnels Ohren, der Prim im Angesicht seiner Offiziere umarmte.

Es erfolgte zwei Tage nach der Schlacht der Einmarsch der Sieger in die eroberte Stadt Tetuan. Der 4. und 6. Februar hatten die spanische Geschichte um zwei glänzende Ruhmestage bereichert.

O'Donnel gönnte seinen Truppen nur wenig Ruhe, denn es galt,

den Marokkanern auf den Fersen zu bleiben; in wenigen Tagen wurde denn auch der Vormarsch auf der Straße nach Fez fortgesetzt, und es verging fast keine Stunde ohne Scharmützel.

Der marockanische Oberfeldherr Muley-Abbas, der Bruder des Sultans Sidi-Mohammed, ließ nach der Wegnahme von Tetuan eine Anzahl von Häuptlingen hinrichten, wahrscheinlich aus Aerger über den Verlust an Kanonen, Fahnen, Munition und Proviant. Er zog sich mit seinem Bruder, dem jüngern Prinzen Muley-Ahmed, der den andern Theil des Heeres kommandirte, in ziemlich geschickter Weise zurück.

Im spanischen Heere hatte Jeder, vom General bis zum Gemeinen herab, seine Schuldigkeit gethan, die verschiedenen Corps hatten gut zusammengewirkt und O'Donnel's Unterfeldherren: die Generale Echegue, Zabala, Graf von Paredes, Ros de Olano und Prim, Graf von Reus hatten sich mit Heldenruhm bedeckt. —

Wenige Tage nach der Schlacht fand eine Zusammenkunft zwischen O'Donnel und dem marokkanischen Prinzen Muley-Abbas statt, um einen Frieden herbeizuführen. Da aber O'Donnel auf der Abtretung von Tetuan beharrte, so zerschlugen sich die Verhandlungen, denn Tetuan ist in den Augen der Muhamedaner eine heilige Stadt, die sie doch nicht gerne den Christen hätten preisgeben wollen. Deßhalb hatten sie sich auch so grimmig unter den Mauern von Tetuan gewehrt.

Die spanische Armee setzte ihren Vormarsch weiter fort und schlug nun eine westliche Richtung ein, um Tanger oder Tandscha wegzunehmen, eine sehr bedeutende Handelsstadt am Atlantischen Ocean.

Noch einmal stellten sich die Marokkaner im Thale von Gualdras zur Schlacht am 23. März, aber sie wurden ebenso wie bei Tetuan geschlagen und verloren 3000 Mann. Freilich hatten sie diesmal nur mit halber Begeisterung gestritten, und es wurde daher auch dem geschickten Strategen O'Donnel, dem raschen Ros de Olano, dem kühnen Prim und dem gewandten Zabala und Echegue leichter, den Moslems diese Niederlage beizubringen.

Zwei Tage nach der Schlacht schloß der Prinz Muley-Abbas (25. März) einen Waffenstillstand ab, um ernstlich um den Frieden zu unterhandeln. —

Achtzehntes Kapitel.

Die Rückkehr der Sieger.

Die Unterhandlungen zwischen O'Donnel und Muley-Abbas zogen sich in die Länge, so daß ersterer mit dem Abbruch derselben und dem Appell an die Waffen drohen mußte, um den marokkanischen Prinzen zu einem endgültigen Entschluß zu drängen.

So wurde denn am 26. April 1860 zu Tetuan ein Friedenstraktat zwischen dem Marschall und Minister O'Donnel, Grafen von Lucena im Namen seiner Souveränin Königin Donna Isabella, und dem Prinzen Muley-Abbas im Namen seines Bruders und Souveräns Sidi-Mohammed abgeschlossen.

Die Bedingungen des Vertrages waren folgende: Der Sultan von Marokko trat um Ceuta einen Bezirk ab, der ein Theil der Provinz Tetuan ist und Ausdehnung genug besitzt, um die spanischen Niederlassungen gegen die räuberischen Ueberfälle der Kabylen zu schützen.

Es wurde auf diese Weise den Spaniern das Recht eingeräumt, ohne erst mit dem Sultan zu verhandeln, selbst die Piratenstämme der Küste im Zaume zu halten. Außerdem trat der Sultan einen Punkt an der Küste ab: Santa Cruz de la Pequenna, um daselbst eine Station mit Festungswerken für spanische Schiffe anzulegen.

Endlich mußte sich der Sultan verpflichten, einen ständigen spanischen Gesandten in seiner Residenz Fez aufzunehmen, daselbst die Errichtung eines Missionshauses zu gestatten, 20 Millioneu Piaster (à 1 Thlr. 13 Sgr. 4 Pf. Preuß.) Kriegsentschädigung an Spanien zu zahlen und bis zur Abtragung dieser für Marokko sehr hohen Summe Tetuan in den Händen der Spanier zu lassen.

Die öffentliche Meinung in Spanien war dennoch mit diesen Bedingungen nicht zufrieden. Man hatte allgemein höhere erwartet, erst der Hinweis auf den moralischen Erfolg des Krieges, der höher als Geldsummen und Ländereien anzuschlagen ist, beruhigte das spanische Volk und söhnte es mit dem Diplomaten O'Donnel aus.

In der That hatte sich Spanien durch den glänzenden marokkanischen Feldzug plötzlich Ansehen in der europäischen Staatenfamilie

verschafft, wo man sich bereits daran gewöhnt hatte, den spanischen Staat unter die im Absterben begriffenen Staaten zu zählen.

Frankreich hatte plötzlich an Spanien einen Nebenbuhler in seinen afrikanischen Plänen gefunden, und auch England sah neidisch und mißtrauisch auf die unvorhergesehenen Waffen-Erfolge O'Donnels. Hatte doch schon beim Ausbruch des Krieges O'Donnel sich verpflichten müssen, die westmarokkanische Handels-Stadt Tanger möglichst in Ruhe zu lassen, weil sich daselbst viele englische Faktoreien befanden.

Die Truppen und Freischaaren kehrten langsam aus Afrika zurück, um im Vaterlande mit dem vollen, begeisterten Enthusiasmus eines Volkes begrüßt zu werden, das sehr viel Sinn für kriegerischen Ruhm besitzt und dabei mit seinen Soldaten inniger als in irgend einem andern Lande verflochten ist, so daß der Ruhm des Soldaten nicht ihm allein, sondern dem ganzen Volke gehört.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In den Straßen von Madrid drängte sich schon seit den frühesten Morgenstunden des 11. Mai 1860 eine freudig erregte Volksmenge. Von allen Balkonen und Fenstern hingen die prächtigsten Teppiche herab, alle Häuser waren bis zu den obersten Stockwerken mit wehenden, großen und kleinen Flaggen geschmückt, alle Gärten und die Fluren rund um Madrid herum hatten junge Bäumchen und Unmassen von Blumen und Sträuchern hergeben müssen, um die Stadt zum Einzuge der Sieger in ein festliches Gewand zu kleiden.

Auf den Straßen und Plätzen, die die Einziehenden passiren sollten, waren so dicht Laub und Moos und Blumen gestreut, daß es schien, als habe Madrid gar keinen harten Boden mehr, und als wolle es von nun an seine große Männer nicht mehr den dornigen und harten Pfad der Undankbarkeit ziehen lassen.

Unzählige Ehrenpforten, Guirlanden und Triumphbogen zogen sich von einer Seite der Straßen zur andern, und überall stand zu lesen, entweder: „Willkommen die tapferen Besieger der Ungläubigen!" oder: „Gegrüßet seid, Ueberwinder Marocko's!" oder: „Der Dank der spanischen Nation an den großen O'Donnel!" oder: „Den Helden von Tetuan!" oder: „Den Helden O'Donnel, Echegue, Prim, Zabala und Ros de Olano!" u. s. w.

Die Nationalgarden von Madrid hatten Spalier gebildet und die Bevölkerung wogte in unruhiger, festlicher Hast auf den Straßen umher, und lärmte und gestikulirte in jener aufregenden Weise, die wir nur bei den Südländern finden. Dazu kam, daß aus allen Provin-

zial=Hauptstädten Deputationen und Neugierige eingetroffen waren, abgesehen von den Tausenden von Landleuten und Kleinstädtern, die auch schon am Tage vorher oder in der Nacht angelangt waren, um Theil zu nehmen an einem nationalen Siegesfest, wie es seit undenklichen Zeiten Spanien nicht mehr erlebt hatte.

Dazu war heut ein Maitag, wie er nicht schöner zur Feier des Einzuges sein konnte; kein Wölkchen ließ sich an dem tiefblauen Himmel blicken, und mild flutheten die Duftwellen von den Wiesen des Manzanares nach der festberauschten Stadt.

Plötzlich begann das Geläut der Glocken von allen Thürmen und das fluthengleich sich fortwälzende Jubeln der Menge, die von den äußersten Grenzen des Weichbildes der Residenz in dichten Massen aufgestellt war.

„Sie kommen, sie kommen!“ klang es jubelnd von der Puerta del Sol bis zum Residenz=Palaste, und noch ehe man eine Spur von den einziehenden Siegern gewahren konnte, tönten schon die tausendstimmigen Rufe: „Viva O'Donnel! Viva Prim! Viva Isabel!“ von ferne her, und wälzten sich fort wie das unruhige Branden der See.

Vor den Triumphatoren her zog eine Schaar berittener Nationalgarden in spanischen Schärpen, an deren Spitze ein Musikcorps lustige Märsche blies. Es folgte nun ein glänzend uniformirter Reiter, der ein riesiges spanisches Banner hielt, das stolz im Winde flatterte, zu beiden Seiten schritten die Hellebardiere der Königin.

Nun erschien ein wahrer Wald von marokkanischen Fahnen und Fähnchen, Halbmonden u. s. w., die reich bekränzt von den tapfersten Offizieren und Unteroffizieren der Armee getragen wurden.

Nicht enden wollender Jubel der Bevölkerung begrüßte diese unwiderleglichen Beweise des Triumphes der spanischen Waffen. Hüte und Käppi's wurden jauchzend in die Luft geworfen, es war ein rasendes Freudengeschrei und es schien wieder einmal, als sei das spanische Volk von Sinnen gekommen und feiere den Carneval und das Siegesfest auf einmal.

Den Trophäen folgte eine lange Reihe von erbeuteten Kanonen, Pulverkarren, Munitions= und Proviantwagen, die alle mit den duftenden Blumenspenden des Maimonats bekränzt waren, und der schau= und jubellustigen Menge wieder neuen kaum zu bewältigenden Stoff zum Enthusiasmus gaben.

Das Volk der Madrillenen fühlte sich heute nur als das Ueber=

winderволк, der Sieg von Tetuan war in aller Munde und es zeigte sich in diesen Augenblicken recht deutlich, welchen hohen moralischen Werth der Sieg der spanischen Heere über die Marokkaner für das Selbstbewußtsein des ganzen Volkes hatte.

Hinter den eroberten Geschützen erschien wiederum ein militärisches Musikcorps, dem endlich der gerühmte Sieger und Heerführer Don Leopoldo O'Donnel, Graf von Lucena auf einem erbeuteten prachtvollen schwarzen Berberhengste folgte; dicht hinter dem Feldherrn ritten seine tapferen Corps-Commandanten: die Generale Don Juan Prim, Graf von Reus, Zabala, Graf von Paredes, Echegue, Ros de Olano und die glänzende, unabsehbare Suite der übrigen Generale und Stabs-Offiziere.

Die Volksmenge staute sich und nur mit Mühe konnten die siegegekrönten Führer vorwärts kommen in dem wogenden Meere der freuderasenden Bevölkerung. Die herkömmlichen Blumenspenden regneten in bunter Fülle auf die Einziehenden herab, und neben dem General und Minister O'Donnel war es vorzüglich Don Juan Prim, dem die allgemeinste enthusiastische Anerkennung zu Theil wurde. Seine Heldenthat in der Schlacht bei Tetuan war blitzartig in allen Städten Spaniens bekannt geworden, und da sie das romanzen- und liederreiche Volk an die fabelhaften Recken der spanischen Vorzeit erinnerten, so verehrte man in ihm einen fast übernatürlichen Helden, und viele heimliche Hoffnungen knüpften sich schon jetzt an den Namen Prims.

Er überstrahlte schon in diesem Augenblicke den Oberfeldherrn O'Donnel; das konnte ein aufmerksamer, ruhiger Zuschauer gar bald wahrnehmen. Die Huldigungen, die man dem Oberfeldherrn und Minister darbrachte, galten ihm als Führer und Vertreter einer so heldenmüthigen Armee, dem gewandten Strategen und kundigen Staatsmann. Die Huldigungen aber, die das Volk dem General Don Juan Prim entgegen trug, galten ihm ganz allein. Das Volk hing schon längst mit einem tiefen Vertrauen an Prim; vielleicht war es das Romanhafte seines ganzen Auftretens, welches zu dem innersten Herzen der Nation sprach. Man wußte ja doch von ihm, daß er nicht nur verstände, ein Heer zu führen, sondern daß er auch persönlichen Heldenmuth besäße und stets bereit sei, mit seiner eigenen Person einzutreten, wo es sich um die Erringung eines großen Erfolges handele. Daher rief das Volk wie von bacchantischer Trunkenheit der Begeisterung erfüllt:

„Viva Prim, der neue spanische Cid! Viva, der Held von Tetuan! Viva der Kanonen-Eroberer! Viva der Unüberwindliche! Viva, der beste Spanier!“

Besonders hatten es auf Balkonen und Estraden die Damen auf den Liebling der spanischen Nation abgesehen, und duftige, bunte Bänder mit Lobgedichten, Kränze und Sträuße flogen ihm in verschwenderischer Fülle zu.

Und in der That mußte der kaum sechsundvierzigjährige Mann, den noch fast der Glanz der Jugend schmückte und schön mit dem reifen Mannes-Alter kontrastirte, einen tiefen Eindruck auf alle Frauen machen. Seine blitzenden Augen, die überall hinflogen und ebenso gut die Sprache der Energie wie der Liebe zu sprechen verstanden, mußten sich in jedes Frauenherz einbohren. Der volle Bart, der den Helden schmückte, verlieh seinem hübschen Aeußern den höchsten Reiz der Männlichkeit, und diesem können nur die wenigsten Frauen widerstehen.

Dem glänzenden Zuge der Generale und ihrer Suiten folgten nun die verschiedenen Regimenter, Schwadronen und Batterien; jeder einzelne der Marokko-Sieger war bereits von den Händen der Liebe oder der Freundschaft mit reichem Laub- und Blumenschmuck versehen worden.

Der Jubel des Volkes nahm kein Ende, denn es galt doch, die Brüder und Söhne, Freunde und Geliebten zu begrüßen, die ihr Leben und ihre Gesundheit gewagt hatten, um dem spanischen Namen den alten Glanz zu verleihen.

Die Weisen und Märsche der Militär-Kapellen konnten kaum durchdringen durch den freudigen Wirrwar, durch das festliche Branden in den Straßen und auf den Plätzen. Freilich floß auch manche Thräne um die theuern Lieben, die entweder dem Würgengel in den Hospitälern oder dem grausamen Moloch der Schlachten zum Opfer gefallen waren, und die Zahl derer, die nicht wiederkehrten, war nicht gering.

Doch der Schmerz der Einzelnen verbarg sich schüchtern vor der allgemeinen Freude. Diese ist ja so selbstsüchtig, sie weiß oft nicht, welche Opfer von Blut, Thränen, Schmerzen, Jammer und Kummer haben gebracht werden müssen, um sie, die stolze Freude, zu ermöglichen! —

Schon an den Thoren der Residenz haben die Gemeindebehörden die heimkehrenden Sieger mit entsprechenden Ehrenbezeugungen begrüßt.

Diesmal erwartet die Majestät, Königin Isabella, die Sieger nicht im Schlosse, nein vor demselben, denn sie ehrt in ihnen die spanische Nation.

Vor dem Schloß=Portal ist auf einer Estrade ein kostbarer Thronhimmel errichtet, unter welchem die Majestät umgeben von den Ministern, den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, den fremden Gesandten, den höchsten Staatsbeamten ꝛc. die gefeierten Generale erwartet.

Nur mit Mühe gelingt es den Polizei=Beamten, den Platz frei zu halten zum parademäßigen Aufzug der Truppen. Doch als dies bewerkstelligt, stellen sich die heranrückenden Bataillone, Schwadronen und Batterien in tiefen Treffen in einem Halbkreise auf. Der Ober=General und Minister O'Donnel und seine Unterfeldherrn steigen, im Angesicht der Estrade angekommen, von den Pferden und schreiten, auf einen Wink der Königin, welche den gepriesenen Männern entgegen tritt, die kurze, breite Treppe hinauf.

Ihre Majestät, Königin Isabella, ist tief ergriffen, und vor innerer Bewegung vermag sie nur die Worte zu sprechen:

„Dank Euch, tausend Dank Euch, Ihr unübertrefflichen Sieger! Ihr habt glänzend Wort gehalten, Ihr habt den spanischen Namen von seinen Rostflecken gereinigt, so daß er wieder im Sonnenglanze des Ruhmes und der Ehre strahlt. Ich danke Euch im Namen der spanischen Nation!"

Begeisterter Jubel folgt diesen Worten: „Viva Isabel! Viva O'Donnel! Viva Prim!" Die Truppen präsentiren, die Trommeln wirbeln, die Trompeten schmettern, die Fahnen werden geschwenkt.

O'Donnel antwortet der Majestät:

„Wir legen Ew. Majestät die Trophäen und die Zugeständnisse des überwundenen Feindes zu Füßen, die wir durch die Tapferkeit der spanischen Armee errungen haben. Ich kann jeden einzelnen von diesen meinen Generalen, Offizieren und Soldaten einen Helden nennen, jeder einzelne hat viel mehr als seine Schuldigkeit gethan, denn wir kämpften nicht allein gegen die Marrokkaner, sondern auch gegen schreckliche Uebel, die schon manches tapfere Heer zu Grunde gerichtet haben!"

Die Königin ergriff die Hand des Marschalls und entgegnete:

„Don Leopoldo O'Donnel, Graf von Lucena, Präsident meines Conseils, Marschall von Spanien, Höchst=Commandirender meiner Armeen, Ueberwinder der Marrokkaner, Sieger von Tetuan und zugleich Friedensbringer: ich ernenne Euch hier im Angesicht des Him=

mels, der uns gnädig geholfen hat, im Angesicht der Generale, Offiziere und Truppen, die Zeugen Eurer Bravheit und Tüchtigkeit, Eurer Fürsorge und Eures Scharfsinns waren, im Angesichte des Volkes, das fast unmögliche Opfer gebracht hat, zum Herzog von Tetuan! Dieser Titel soll nicht allein Euch, sondern ganz Spanien ehren!"

Der zum Herzog ernannte Marschall küßte der Majestät die Hand. Wieder die vorigen militärischen Ehrenbezeugungen, worauf sich dann die Königin auch an die übrigen Generale wandte und Worte des Dankes und der Anerkennung an sie richtete, mit Don Juan Prim sprach sie länger, etwas leiser und herzlicher, in ihrer Rede kam das Wort „Cid" vor, und flugs flog die Losung über den Platz und wie Donnergetöse rief Alles: Soldaten und Volk:

„Viva der spanische Cid! Viva Prim!" —

Die Generale bestiegen nun wieder ihre Pferde und führten die Truppen im Parademarsch an der königlichen Estrade vorüber.

Nach dem glänzenden militärischen Schauspiel strömte Alles nach der Kathedrale, wo in Gegenwart des Hofes, der Minister, Generale und der höchsten kirchlichen Würdenträger ein feierliches Hochamt abgehalten wurde, das freilich nichts an Pracht zu wünschen übrig ließ, aber vor allen andern ähnlichen Feierlichkeiten den Vorzug hatte, daß es eine hohe nationale That verherrlichte, und nicht nur einem königlichen Familien-Ereigniß gewidmet war.

Wenn auch der Name „Isabella" vergessen werden sollte, die Triumphe Spaniens über Marokko, die Heldenthaten von Tetuan und Gualdras werden ewig ein glänzendes Blatt in Spaniens Geschichte sein und werden sich mit dem Namen Don Juan Prim immer verbinden.

Am Nachmittage des festlichen Tages wurde dem Volke das herkömmliche Stiergefecht auf öffentlichen Plätzen gegeben; einige Matadores erregten die Bewunderung der schaulustigen Menge, und als diese nach dem gefährlichen National-Schau-Gericht in die Residenz des Abends zurückkehrte, schwamm Madrid in einem Meer von Licht.

Bis tief in die Nacht hinein dauerte das festliche Getöse. —

Neunzehntes Kapitel.

Der Aufstand der Carlisten unter Ortega.

Man hätte es kaum glauben sollen, daß, während die Augen aller spanischen Parteien in scheinbar brüderlicher Eintracht auf das großartige Kriegsschauspiel in Marokko gerichtet waren, es den unverbesserlichen Anhängern des Don Carlos einfiel, noch einmal zum Aufruhr ihre Zuflucht zu nehmen.

Wir führen den Leser zum drittenmal in jenes einsame Kloster der wüsten Mancha, wo schon so oft finstere Pläne ausgesonnen und berathen worden sind. Diesmal fehlen freilich viele von jenen unternehmenden Gesichtern, die einst der Stolz des Pater Bernardino, des schrecklichen Maregnon und die Lehrmeister des diplomatischen Pater Claret waren, sie sind gestorben, und ihre Leiber deckt die kühle Erde; aber noch ist ein kleiner Rest von alten, mumienhaften Mönchen zurückgeblieben, die sich von ihren fanatischen Ansichten nicht zu trennen vermögen, in denen sie aufgesäugt sind.

Zu später Abendstunde im Lenz von 1860 finden wir etwa zwanzig Männer des geistlichen Standes, erkennbar an ihren Kutten, versammelt in dem weitläufigen, hohen Speisesaale des Klosters. Auch einige alte Carlisten-Offiziere sind unter ihnen, deren Haupt ebenfalls der Schnee des Alters ziert und die auch noch nicht ihren Frieden mit der Königin Isabella machen wollten, obgleich über den vermeintlichen Rechtsbruch von 1833 schon fast 30 Jahre dahingegangen sind, und kein Cabrera, kein Tristany, kein Zariateguy und Zumala Carreguy mehr auch nur ein Regiment der Armee für Don Carlos begeistern könnten.

Dazu kommt, daß seit fünf Jahren der alte, starre Prätendent Don Carlos gestorben ist, und es nur sein talentloser, mit den spanischen Verhältnissen unbekannter Sohn, der Graf Don Carlos von Montemolin, sich zum gefährlichen Privat-Vergnügen macht, den „König ohne Land“ weiter zu spielen, große Summen für diesen Zweck zu verwenden und Unkraut zu säen.

„Ich stehe und falle mit den Rechten der älteren Linie der Bourbonen! Was Recht war, muß Recht bleiben in alle Ewigkeit,“ setzt der eine der Mönche die Berathung fort, er ergreift seinen Weinhumpen und hält ihn hoch empor, so daß die Flamme der Ampel durchschimmert. „Alter Wein ist immer Wein, veraltet nie und wird,

je älter, um so höher von jedem Trinker geachtet, so ist's auch mit dem Recht der Bourbonen der ältern Linie!"

Ein anderer entgegnet:

„Confrater, darüber sind wir wohl Alle klar, daß die Nachkommen des Don Carlos niemals ihr Recht verwirken können. Aber Angesichts der neu-katholischen Partei, die sich jetzt diensteifrig der Isabella zu Füßen wirft, und zu der leider unsere berühmtesten Kirchenlichter zählen, will die Sache doch gründlich überlegt sein. Ihr wißt, Pater Claret befiehlt über die Gelder der spanischen Jesuiten, die fließen uns nun nicht mehr zu; die ehrwürdige Nonne Patrocinio hat sich ebenfalls der Isabella zugewendet; es fehlen uns also gerade die mächtigsten Bundesgenossen."

Da erhebt sich ein hoher Greis, dessen Gesicht fahl und runzelig ist, daß er mehr einen abschreckenden, als einen ehrwürdigen Eindruck macht, und winkt Schweigen; er beginnt mit leiser, zitternder Stimme:

„Was streiten wir uns? Was reden wir? Handeln wir lieber. Seht Ihr denn nicht ein, Ihr Kurzsichtigen, daß es nur ein schlaues Manöver der erhabenen Kirchenfürsten war, wenn sie vor drei Jahren die Geburt des Infanten Don Alfonso benützten, um eine alte Haut abzuschütteln und eine neue anzuziehen, welche die Leute weniger erschreckt? Fangen wir nur an, dann haben wir auch den ganzen Clerus sammt der ehrwürdigen „blutenden" Nonne und dem Pater Claret auf unserer Seite. Ich habe, als Ihr schliefet und unthätig grolltet, für Euch gewacht und gearbeitet. Seht, hier meine alten Freunde hab' ich herberufen, sie sind echte Soldaten und wissen, wie man ein Pronunciamiento angreift, es sind alte Veteranen vom Cabrera und Schüler des frommen Guergué, der längst in Frieden ruht. Sprecht, Offiziere!"

Der eine der Offiziere begann:

„Ich nenne mich Don Garcias Ramirez und habe es mir zur Aufgabe gemacht, eine alte Garde von den Carlisten auf den Beinen und mit mir im Zusammenhange zu halten. Ich bin ferner in allen Gebirgsschluchten mit meinem Freunde hier, dem wackern Don Bobadilla, herumgeschlichen, um die Bauern auszuhorchen!" —

„Und Ihr hörtet?" fragte der Greis mit sprühenden Blicken.

„Wir vernahmen nur eins: Nieder mit der Isabella! Wenn doch der junge Don Carlos käme, alle Herzen schlagen für ihn! —

„Wirklich? Ist es so?" warf fragend der erste Mönch ein.

„Nicht anders!" rief entrüstet Don Ramirez, „glaubt Ihr

ich hätte zu viel Malvasier getrunken? Wir alten, verwetterten Soldaten wissen nicht mehr, was Phantasie ist, wir sehen und hören besser, wie das junge Volk, das oft voll von Schwärmereien ist!" —

„Aber die Garnison?" fragte lauernd der greise Mönch.

„Wißt, Pater," fuhr der Offizier fort, „die Soldaten müssen sich in Acht nehmen und man muß mit ihnen vorsichtig sein. Die üppige Isabella verdirbt uns den jungen Offizier-Nachwuchs, alle wollen der jungen Königin dienen und der Teufel holt sie dafür! Aber ich habe bereits einen wackern und tapfern Mann für uns gewonnen, einen General!"

„Wie?" riefen Alle und sprangen in ungeheurer Erregung auf.

„Nennt ihn!" mahnte der greise Mönch.

„Nun gut, ich nenne ihn," fuhr Ramirez fort, „es ist ein Verwandter von mir: der General Jaime Ortega, der General-Kapitän der Balearischen Inseln. Der Infant — oder — ich wollt' sagen: der König Don Carlos VI. ist bereits mit ihm im Reinen, und der Tanz kann nächstens losgehen. Meine Mission ist zu Ende, ich habe berichtet."

Don Ramirez nahm einen gewaltigen Schluck aus seinem Humpen und versank dann wieder in sein gedankenvolles Hinbrüten.

Der greise Mönch schweift mit den Augen nach dem andern Ende der Tafel; dort sitzt ein ziemlich jugendlicher Klosterbruder, der sich erhebt und berichtet:

„Ich komme aus dem Norden Spaniens, habe das Land der Basken, Leon und Alt-Kastilien bereist. Von den Basken spreche ich nicht weiter,— ihre altberühmte Treue zur Sache des Don Carlos ist noch dieselbe. In Bilbao sind bereits die vornehmsten Bürger in einem geheimen Comité zusammengetreten und bereit, sobald das Signal gegeben wird, loszuschlagen. Auch die Garnison ist sicher.

„In Leon sieht es einigermaßen unsicherer aus, aber Palencia bildet dort den Mittelpunkt der carlistischen Propaganda schon von Alters her. Auf Palencia kann man sich verlassen, besonders ist das Militär dort durchweg carlistisch gesinnt. Was in den andern Städten des Königreiches der böse christinische, liberale und isabellinische Einfluß verdorben hat, das ersetzt in vollem Maße das Land. Dort können wir im schlimmsten Falle auf die Organisirung sehr zahlreicher und großer Guerillabanden rechnen.

„Leider konnte ich mit Alt-Kastilien nicht ebenso zufrieden sein; da ist das einzige: Burgos, welches Vertrauen einflößt; auch ist die

Domgeistlichkeit entschlossen, sich für Don Carlos zu erklären, sobald nur ein einziger Erfolg errungen ist — —"

„Zurück, zurück, naseweiser Bursche, was willst Du hier?" fährt einer der Mönche auf einen jungen, ziemlich einfältig drein-schauenden Jüngling los, der leise zur Thür eingetreten ist. Er verschwindet auch sofort wieder, aber die Offiziere sehen den greisen Mönch fragend an. —

Dieser erklärt: „Fürchet Euch nicht, Sennores! Der arme Junge ist blödsinnig, wir haben ihn vor einigen Jahren draußen in der Ebene halb umgekommen gefunden und wir beschäftigen ihn in der Küche. Der weiß nicht, was wir sagen." —

Alle beruhigten sich über den kleinen Vorfall, und nachdem noch der Greis verschiedene Originalbriefe vom Infanten Don Carlos, Grafen von Montemolin, durchgesehen hatte, wurde die Zusammenkunft durch ein Gebet geschlossen. Die Offiziere hüllten sich in ihre Män-tel, und jagten auf ihren Rossen davon über die Hügel der Mancha und schlugen die Richtung nach Valencia ein. — — — — — —

Der Ehrgeiz ist eine Krankheit, die am spanischen Nationalcharak-ter zehrt und oft den hellsten Verstand verdunkelt, wie ein nervöses Fieber. Wie wäre es sonst möglich, daß sich immer anscheinend recht wackere und ehrliche Männer unter dem Offiziercorps Spaniens fin-den, die bereit sind, für eine verlorene Sache Stellung, Freiheit, oder gar das Leben auf's Spiel zu setzen.

Don Jaime Ortega, der General-Kapitän der Balea-ren,*) ist ein Mann mit nicht unbedeutenden, militärischen Fähigkeiten, geradem und wackerem Sinne und großer Genügsamkeit. Die Re-gierung hat noch niemals Gelegenheit gehabt, Mißtrauen in seine Treue zu setzen, im Gegentheil, sie glaubt, das Capitanat der Ba-learen könne in keinen besseren Händen sein, als in denen des erprob-ten Ortega.

Und dennoch ist der böse Dämon des Ehrgeizes an den Aermsten herangetreten und hat mit falschen Rechtsbegriffen seine Seele in Fallstricke gefangen genommen, daß er einen der Agenten des jüngern Prätendenten Don Carlos anhört und auch wirklich auf dessen Pläne eingeht, doch nur unter der Bedingung, wenn der Infant selbst heimlich nach der Insel Mallorka käme und sich unter seinen Schutz stelle. —

*) Die Balearen sind die zwei großen Inseln Mallorka und Minorka, nebst einigen kleineren, die östlich von der spanischen Küste im Mittelländischen Meere liegen.

Der Infant Don Carlos kam auch wirklich, denn er wußte längst, daß Ortega ein Mann von Wort sei; er brachte noch einige carlistische Offiziere mit, die den Zug des Generals nach dem Festlande begleiten sollten. Die Berathungen dauerten mehrere Wochen, heimliche Boten gingen zwischen dem Mancha-Kloster, der Insel-Hauptstadt Palma, Burgos, Palencia und Bilbao hin und her, um ein gemeinsames Handeln der verschiedenen Carlisten-Comité's in's Werk zu setzen.

Die Sache schien endlich zum Schlagen bereit; den Truppen wurde mitgetheilt, es handele sich um einen Handstreich gegen die schlechte Regierung der Königin Isabella. Es war nicht schwer, unter einem solchen Vorwande die Truppen zu gewinnen; leider wagte es aber Ortega nicht, herumhorchen zu lassen, wie sie wohl über den carlistischen Prätendenten dächten. Er würde sich dann von der Unfruchtbarkeit seines Unternehmens rasch überzeugt haben. —

Don Carlos verließ die Insel wieder, um erst auf dem Festlande mit den Truppen des Ortega zusammenzutreffen und jenen als rechtmäßiger König vorgestellt zu werden. —

Es war am Abend des 30. März, als Don Jaime Ortega sich in sein Zimmer einschloß, um noch einmal mit sich allein zu sein und über den Anschlag zu brüten.

Ortega spricht, die Augen zum dunkelnden Himmel erhoben:

„Recht muß Recht bleiben! Der Alte im Mancha-Kloster hat es gesagt, und er hat Recht. Ich habe es in meiner Seele lange, lange, vorsichtig abgewogen, ob ich meinen Arm diesem Unternehmen leihen soll. Aber ich bin rasch zum Entschluß gekommen, rascher, als sich für mein Alter schickt; aber es ist eine Nachjugend, in ihr sieht man prophetisch die goldenen Höhen des Lebens, und als Jüngling hatte ich hochfliegenden Ehrgeiz, ist es denn immer Pflicht des Mannes, den Ehrgeiz einzuschläfern?

„Pah! Die Weisen nennen es Klugheit, Besonnenheit; die Narren sagen, man muß praktisch sein und da bleiben, wo man ist. Welcher Gegensatz; Wer klug ist — ja, der kann besonnen sein, — ist aber der Besonnene auch immer klug?

„Schweigt — schweigt —" der General stampft unmuthig mit dem Fuße auf, „schweigt ihr Eulenschreie der alten Muhmen-Weisheit. Wer praktisch ist, muß wagen, und ewig würde ich mich schämen, wenn ich jetzt mit dem entscheidenden Wurfe zögerte, wenn ich, den Würfel in der Hand haltend, der lieben Faulheit und Feigheit in die Arme sinken sollte — — nein, das thut Ortega nicht." —

Es klopft an die Thür. „Jaime, liebster Jaime, laß mich zu Dir!" bittet von draußen die Stimme seines Weibes.

Es ist dem General unangenehm, gestört zu werden, aber er liebt sein Weib.

Donna Fredegunda stürzt thränenden Auges vor ihm nieder und verbirgt ihr Antlitz an seiner Brust, sie schluchzt.

„Kind, was fehlt Dir?" forscht Ortega besorgt.

„Geliebter Mann!" ruft das Weib in verzweiflungsvoller Angst, „Du gehst in den Tod! Um Gotteswillen, was hast Du vor? Ich hörte vor einer Stunde, die Truppen sollten nach dem Festlande übergesetzt werden, um zu einem Handstreiche gegen die Königin zu dienen. Bleib hier, Jaime! O wüßtest Du den Traum der vorigen Nacht! Ich hielt Dich als Leiche in meinen Armen, o ich zittere noch; bleib', Geliebter, laß Dich erflehen, Du gehst in den Tod!"

Sie sank vom Weinen erschöpft auf einen Stuhl.

Ortega überlief es bei diesen ahnungsvollen Worten seines Weibes wie kalter Schauer, und einen Moment stieg in ihm der Gedanke auf: Ob es wirklich so sein könnte? —

Doch er kämpfte alle Bedenken nieder, er schämte sich der Feigheit und des Schwankens; er hob sein Weib empor und sah ihr klar in's Auge und sprach:

„Seh' ich aus wie ein Abenteurer? Weib! Ich thue nur meine Pflicht, und nicht wahr, da wirst Du nicht zwischen mich und meinen Beruf treten, da wirst Du nicht die Heldenkraft eines Mannes durch Thränen zu erweichen suchen?"

Fredegunda schlich beschämt von dannen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war am Morgen des 1. April 1860, als General-Kapitän Don Jaime Ortega mit 4000 Mann an der Mündung des Ebro an der Küste von Catalonien bei dem Städtchen San Carlos de la Rapita landete. Die Truppen lagerten sich auf einem großen Wiesenplan und waren gutes Muthes. Obgleich sie nicht recht wußten, was sie eigentlich sollten, so war es ihnen doch angenehm, eine Excursion machen zu können. Was kümmert sich auch der Soldat viel um den Zweck eines Marsches, zumal im Frieden?

Die Einwohner des Städtchens strömten schaarenweise heraus, auch sie zerbrachen sich vergeblich den Kopf darüber, was eine Truppenmacht von 4000 Mann an diesem Punkt der Küste in friedlichen Zeiten sollte. Erst glaubte man, es wären aus Afrika zurückkehrende

Truppen, bis man aus dem Munde der Soldaten erfuhr, daß sie direkt von den Balearen kämen.

General Ortega hatte sich in dem Hause eines Ackerbürgers, dicht an den Thoren des Städtchens, einquartiert. Bald kam eine kleine Cavalcade dahergesprengt, hielt an dem Hause. Die von den Pferden steigenden Männer, anscheinend, ihren Mänteln nach zu urtheilen, höhere Offiziere, wurden mit ausgezeichnetster Freundlichkeit von dem General empfangen und nach dem obersten Stübchen geleitet, das der Wirth des Hauses den Gästen eingeräumt hatte.

Wer sind denn die geheimnißvollen Ankömmlinge? Der eine, ein ziemlich hoch gewachsener Mann mit fast ergrauenden Haaren, ist der Infant Don Carlos, Graf von Montemolin, den es gelüstet, um die spanische Krone zu würfeln. Seine Blicke sind lauernd, wie die eines Schauspielers, der vorwiegend Intriguanten spielt, seine Haltung ganz analog derjenigen, welche das Publikum an König Don Francisco oft belächelt hat. — Don Carlos ist eben ein Bourbon; und was er thut, das geschieht nur, weil ihn ein Anderer dazu treibt.

„Sie haben trefflich Wort gehalten, General! Wieviel Mann haben Sie bei sich?“ fragt siegesgewiß und zuversichtlich wie ein Souverän der Prinz.

„Prinz! Viertausend Mann. Morgen marschiren wir gen Tortosa, ich bin überzeugt, die Besatzung dieses Platzes wird sich unserer Sache anschließen,“ entgegnet Ortega.

„Jedenfalls,“ fügt General Elio, ein alter Carlisten-Chef, hinzu, „ist es gut, daß wir den künftigen König, Seine Majestät Don Carlos VI., bald bei uns haben, das wird den Soldaten imponiren!“

„Ich denke das auch,“ meint lächelnd Graf Montemolin, „ob ich den Truppen gefallen werde? — Heilige Madonna! So klein muß der rechtmäßige Erbe der spanischen Krone anfangen!“ —

„Werde nicht muthlos, lieber Bruder,“ mahnt Prinz Don Fernando, „Deine Schaaren werden wachsen wie die Lawine, wenn sie von den Pyrenäen in die Thäler rollt, und unsers Vaters Segen, den er uns auf dem Todbette vor fünf Jahren gab, wird uns geleiten.

„Wann werden Sie mich Ihren Truppen vorstellen, General?“ fragt der Prätendent.

„Morgen früh gedenke ich's zu thun, dann haben sie sich bereits an eine gewagte Expedition gewöhnt,“ antwortet Ortega.

„Wohin richten wir dann unsern Marsch?" forscht der Prätendent weiter.

„Ist Tortosa erst unser, dann marschiren wir an der Küste entlang nach Valencia, um nach und nach, wenn alle Verstärkungen uns zugekommen sind, uns in die Sierra Morena zu werfen!" rapportirt Ortega.

Und zu Elio gewendet fragt der Infant:

„Und Sie? Nicht wahr, Sie organisiren den Guerillakrieg im Norden? Wenn nur Bilbao und das Baskenland nicht zu zeitig losschlüge!"

Der General Elio bejaht es. —

Wir sehen, daß der Infant Don Carlos sich gerade so benimmt, als dürfe er die Krone nur eben vom Präsentirteller nehmen; er ist ein „geborner Fürst ohne Land" mit allen Launen und Eigenheiten, allen äußern Manieren eines solchen, ohne auch nur eine Spur von fürstlichem Scharfsinn zu besitzen.

Denn ist es nicht ein Wahnsinn, im Augenblicke eines eben vollendeten, glorreichen Krieges das spanische Militär zum Treubruch fortreißen zu wollen? Es herrscht ja in der Armee, wie im Volke der größte Enthusiasmus, alle Unzufriedenheit ist für längere Zeit weggetilgt, an der Spitze der Regierung steht ein liberaler, ruhmgekrönter Minister und General, so daß auch nicht einmal eine politische Unzufriedenheit denkbar ist.

Die Geistlichkeit hat sich zur neukatholischen Partei herüberziehen lassen, die mit der Isabella ihren Frieden gemacht hat und nicht mehr daran denkt, für Don Carlos, den fanatischen Thronbewerber und Träger längst veralteter Ideen, in's Feuer zu gehen und die Kastanien herauszuholen. —

Am andern Morgen, den 2. April, ließ Ortega seine Truppen antreten und rückte mit ihnen auf der Straße nach der Festung Tortosa weiter. Nachdem sie einige Stunden marschirt waren, ließ Ortega halten, sprengte vor die Front in Begleitung des Prätendenten Don Carlos, dessen Bruders Don Fernando und des Generals Elio.

Die Truppen, die bereits Verschiedenes unter sich gemunkelt hatten, waren nun darauf gespannt, was der General zu ihnen sagen würde. Wie erstaunten sie, als er in einer langen, feurigen Ansprache von der Mißregierung der Königin Isabella, von der zu Boden getretenen katholischen Religion sprach, und endlich am Schluß seiner Rede den Prinzen Don Carlos den Truppen mit den Wor-

ten vorstellte: „Es lebe König Don Carlos VI.! Nieder mit der Königin Isabella!"

Ein drohendes Gemurmel durchlief die Reihen, und plötzlich ertönte der wie auf Kommando ausgestoßene Ruf: „Es lebe Königin Isabella! Es lebe die constitutionelle Regierung!"

Ortega, Elio und die Prinzen erbleichten; doch da war kein Besinnen; sie gaben ihren Pferden die Sporen und jagten davon, verfolgt von Flintenschüssen.

So war der so fein angelegte Insurektions-Plan schmählich in's Wasser gefallen. —

Binnen kurzer Zeit wurden die Flüchtigen eingefangen und in die Festung Tortosa abgeführt. Die vereinzelten Aufstands-Versuche in Bilbao und Palencia wurden von der umsichtigen Regierung rasch niedergeschlagen, denn der ganze Plan, mit Ausnahme der Landung Ortega's, war ihr verrathen worden durch den blödsinnigen Küchenburschen aus dem Mancha-Kloster.

Der Bursche war nämlich aus Furcht vor Strafe bald nach jener geheimen Unterredung entflohen, war der Polizei in die Hände gefallen, uud diese hatte ihm verschiedene Angaben entlockt.

So war es der Regierung möglich gewesen, den Ausbruch der Carlisten-Emeute im Keime zu ersticken. —

Zwanzigstes Kapitel.

Die Hinrichtung Don Jaime Ortega's am 21. April.

Der Justizminister hatte sich zur Audienz im Schlosse zu Madrid anmelden lassen und stand nun vor der Königin Isabella. Er trug in seiner Rechten ein Papier und verbeugte sich tief vor der Königin.

„Man hat mich in Kenntniß gesetzt, Herr Minister," begann Isabella freundlich, „daß Sie in einer wichtigen Staatsangelegenheit um Audienz nachgesucht haben.

„Ich bin bereit, Ihren Vortrag entgegen zu nehmen. Welche Sache ist es, die Sie mir zur Entscheidung vorlegen wollen?"

„Königliche Majestät,“ erwiderte der Minister unter abermaliger Verbeugung, „es ist eine Angelegenheit, deren Vortrag mich mit Schmerz erfüllt, und deren Erwähnung ich gern überhoben sein möchte, wenn es die Pflicht gegen Ew. Majestät und das Vaterland erlaubte.

„Aber das Wohl Ew. Majestät und des Landes, welches das Glück hat, unter Allerhöchstdero Scepter zu stehen, fordern gebieterisch, keiner persönlichen Empfindung Raum zu geben, und nur einen Gesichtspunkt, die Sicherheit Ew. Majestät und das Wohl des Vaterlandes unablässig im Auge zu behalten.

„Durchdrungen von dieser Ueberzeugung nahe ich mich den Stufen des Thrones, um von Ew. Majestät die Genehmigung eines Aktes der Gerechtigkeit in tiefster Unterthänigkeit zu erbitten.

„Der wahnsinnige Versuch einiger verblendeten Carlisten-Anführer, den erhabenen Thron Ew. Majestät umstürzen, und das Wohl des Vaterlandes im Interesse einer finsteren, fluchwürdigen Partei hinopfern zu wollen, ist an der unerschütterlichen Treue des mit Ruhm bedeckten spanischen Heeres vollständig gescheitert.

„Die Führer des kopflos unternommenen Aufstandes sind der Gerechtigkeit sämmtlich in die Hände gefallen und sehen ihrem wohlverdienten Schicksale entgegen.

„Es ist nothwendig, ein warnendes Beispiel zu geben und der Welt zu zeigen, daß Niemand es ungestraft wagen dürfe, sich gegen die geheiligte Person unserer Königin Isabella aufzulehnen, und den Frieden des Vaterlandes zu stören.

„In Erwägung dessen hat das Kriegsgericht zu Tortosa, nach Anhörung der Angeklagten und gewissenhafter Untersuchung und Prüfung aller Umstände, seinen Spruch gefällt, und den Anführer der verbrecherischen Unternehmung, den ehemaligen General-Capitän der Balearischen Inseln, Don Jaime Ortega, zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt.

„Ich überreiche Ew. Königlichen Majestät unterthänigst das gefällte Urtheil, damit dasselbe durch Allerhöchstdero Königliche Unterschrift bestätigt und vollzogen werden könne.“

Bei diesen Worten überreichte der Minister nach einer tiefen Verbeugung der Königin das Urtheil, welches diese mit tiefem Ernste entgegen nahm.

Königin Isabella antwortete dem Minister mit bewegter Stimme:

„Der Schritt, Excellenz, ist ein so bedeutungsschwerer, daß er

mit größter Besonnenheit überlegt werden muß, bevor ich mich entschließen kann, auf denselben einzugehen; denn ich habe wohl die Macht das Leben zu nehmen, aber nicht, es wiederzugeben. Lassen Sie mich also mit mir selbst zu Rathe gehen, bevor ich einen unwiderruflichen Entschluß fasse. Ich will Gott den Allmächtigen anflehen, daß er mich erleuchte, und die Jungfrau Maria demüthig bitten, mir ihren heiligen Beistand in dieser hochwichtigen Angelegenheit nicht zu entziehen."

Nach diesen Worten erhob sich die Königin und reichte dem Minister die Hand zum Kusse dar.

Dieser ließ sich auf ein Knie nieder, berührte die königliche Hand ehrfurchtsvoll mit den Lippen, und empfahl sich sodann mit allen Förmlichkeiten der vorgeschriebenen Etikette.

Isabella begab sich hierauf in ihr Cabinet, deutete ihren Hofdamen an, daß sie allein sein wolle, und schritt, als diese sich entfernt hatten, in tiefster Bewegung im Zimmer auf und nieder.

In ihrem Innern erhob sich ein gewaltiger Kampf; denn die verschiedenartigsten Gefühle durchwogten ihre Brust und bestürmten ihren Geist.

Wie unaufgeklärt ihr Verstand auch sein mochte, so sah sie doch ein, daß ein Beispiel der Strenge nothwendig sei, und sie fühlte sich daher getrieben, das Todesurtheil Don Jaime Ortega's zu unterzeichnen.

Auf der anderen Seite trat die ungeheure Verantwortlichkeit, die sie zu übernehmen im Begriffe stand, auf das Lebhafteste vor ihre Seele und hielt sie ab, den entscheidenden Schritt zu thun.

Dazu kam der Gedanke, welche Leiden ein Federzug ihrer Hand über eine ganze unschuldige Familie zu verhängen im Stande sei, und sie glaubte das Jammergeschrei der Unglücklichen zu hören, denen der Tod ihren Beschützer raubte.

Diesen menschlichen Gefühlen trat aber wieder der Gedanke gegenüber, daß sie sich selbst und den Ihrigen schuldig sei, ein Unternehmen zu bestrafen, das auf nichts Geringeres ausging, **als sie selbst und ihre Familie vom Throne zu stürzen** und Diejenigen auf denselben zu erheben, welche durch den letzten Willen ihres Vaters ausgeschlossen wurden.

Je länger die Königin Isabella sich bemühte, über dasjenige in's Klare zu kommen, was sie zu thun oder zu lassen hätte, um so mehr verwirrten sich ihre Gedanken und Gefühle, um so unruhiger wurde sie.

Endlich stieg ihre innere Angst so hoch, daß sie keinen anderen

Ausweg als die Zuflucht zum Gebete sah, um durch eine höhere Erleuchtung zur Klarheit geführt zu werden.

Sie warf sich vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und betete inbrünstig, daß ihr eine Andeutung des Weges zu Theil werden möge, den sie in dieser Fährlichkeit zu wandeln habe.

In diesem Augenblicke klopfte es, und gleich darauf trat die den Dienst habende Palastdame, die Marquise de Pezuela ein und meldete, daß der hochwürdigste Erzbischof Pater Claret seine Aufwartung zu machen wünsche.

„Gott hat mein Gebet erhört,“ rief Isabella aus und sprang von ihrem Betstuhle empor, „der Herr Erzbischof ist willkommen.“

Die Marquise entfernte sich, und wenige Augenblicke später trat Pater Claret in das Zimmer.

Sobald Isabella den Kommenden erblickte, eilte sie ihm entgegen, beugte das Knie vor ihm und bat um seinen Segen, welchen der Erzbischof ihr willig ertheilte.

Hierauf trug die Königin Isabella dem Pater den Fall vor, durch welchen sie ihre Seele bedrängt fühlte und fragte ihn um seinen Rath.

Bei der Wendung, welche die Majorität des Clerus neuerdings genommen hatte, aus der die Partei der sogenannten Neu-Katholiken hervorgegangen war, lag der Geistlichkeit nichts mehr an den Carlisten, zumal seit der alte Don Carlos dahingeschieden war und die Infanten sich als geistig gar zu beschränkter Natur auswiesen.

Claret trug demnach nicht das mindeste Bedenken, der Königin zum Unterschreiben des verhängnißvollen Decrets zu rathen, und ihr aufgeregtes Gewissen durch Vorstellungen und Tröstungen aller Art zu beschwichtigen.

Isabella beruhigte sich, unterschrieb das Todesurtheil und sandte dasselbe dem Justizminister zu.

Eine Stunde nach Empfang des Documents sandte der Justizminister einen Courir nach Tortosa ab mit dem Befehle, das Todesurtheil an Ortega augenblicklich zu vollziehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Don Jaime Ortega schritt in seinem Kerker zu Tortosa unruhig auf und nieder, Gedanken der mannigfachsten Art durchkreuzten seine von tiefem Schmerze erfüllte Seele.

„O, ich Thor,“ rief er aus: „der ich dem Sinne der wankelmüthigen Menge vertraute und dem Rechte, das mit Füßen getreten wird, Geltung verschaffen wollte, ohne zu bedenken, daß es nur Recht

ist, wenn es Macht hat, und daß die Macht dem Unrechte die Farbe des Rechtes verleiht.“ —

Er schritt wiederum einige Male in der Zelle auf und nieder; dann blieb er stehen, schlug mit schmerzlichem Gesichtsausdrucke die Augen himmelwärts und sagte mit tiefgerührter Stimme:

„Arme Fredegunda, wie beklag' ich Dich! — O, wäre ich doch Deinen Bitten, Deinen Thränen gefolgt! — Jetzt wird uns der Tod grausam und vor der Zeit trennen! — Arme, arme Fredegunda!“

Er bedeckte, von Schmerz überwältigt, sein Gesicht mit beiden Händen, Thränen drangen aus den Augen des sonst starken Mannes und er seufzte tief auf.

Da rasselten die Schlösser der Kerkerthür, Ortega nahm sich gewaltsam zusammen, und verwischte die Spuren der Thränen in seinen Augen; denn er fühlte, daß der Augenblick der Entscheidung gekommen sei.

Die Thür öffnete sich; der Präsident, zwei Beisitzer und der Secretair des Kriegsgerichtes traten ein.

Der Letztere las das von der Königin Isabella bestätigte Todesurtheil des Kriegsgerichtes vor, und der Erstere benachrichtigte den General, daß dasselbe am Tage nach der Kundmachung, am 21. April, vollzogen werden solle.

Ortega hörte das Urtheil mit männlicher Fassung an und bat, ihm einen Geistlichen zu senden, dem er beichten und der ihn auf seinen letzten Gang vorbereiten könne. Diese Bitte ward ihm natürlich gewährt. — — — —

Eine Stunde war verflossen, als sich die Kerkerthür abermals öffnete, und ein Priester in Begleitung einer tiefverschleierten Frau eintrat.

Es war Donna Fredegunda, welche nach Tortosa gekommen war, um Abschied von ihrem unglücklichen Gatten zu nehmen, nachdem sie vergeblich alles Mögliche versucht hatte, um seine Begnadigung zu erlangen.

Als sie in den Kerker trat, schlug sie hastig den Schleier zurück und stürzte weinend in Ortega's Arme, der einen schmerzlichen Ausruf nicht zu unterdrücken vermochte.

„O, mein Gott, mein Gott!“ schluchzte Fredegunda, „müssen wir uns so wieder sehen! O Jaime, hättest Du doch auf die göttliche Warnung geachtet, welche mein Traum kund that, als Du Dich in

dies unglückliche Unternehmen einließest! — Ach ich werde den Schmerz nicht überleben! — Ich unglückselige Frau! — —“

Ortega war tief erschüttert, aber er verlor die Fassung nicht, und suchte seine verzweifelnde Gattin zu trösten und zu ermuthigen, ein Bestreben, in welchem ihn der Pater durch milde und fromme Zusprache kräftig unterstützte.

Nach langen Bemühungen gelang es den beiden Männern endlich, die Weinende und Verzweifelnde wenigstens in soweit zu beruhigen, daß sie etwas gefaßter auf ein ernstes Gespräch eingehen konnte.

Nachdem sie die letzten Weisungen und Wünsche ihres Gatten erhalten und zu wiederholten Malen Abschied von ihm genommen hatte, entfernte sie sich endlich unter strömenden Thränen und ließ die beiden Männer allein.

Ortega beichtete und empfing die Absolution.

Hierauf richtete er an den Pater die Bitte, daß er dahin zu wirken suchen möchte, daß eine zweite Zusammenkunft mit seiner Gattin nicht stattfinden möge, da ihn eine solche von den religiösen Betrachtungen und Gefühlen abziehen könnte, von denen jetzt seine ganze Seele erfüllt sei.

Der Geistliche versprach es und entfernte sich.

Nach einer Stunde kehrte der Pater zurück und blieb die ganze Nacht bei dem General, welche unter Gebet und frommen Unterhaltungen verfloß.

Am anderen Morgen früh, als die Sonne eben im Aufgehen begriffen war, wurde Ortega auf den Platz vor der Stadt gebracht, auf welchem die Execution vor sich gehen sollte.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen und die Natur prangte schon in ihrem schönsten Schmucke.

Entschlossenen Schrittes ging der General auf den für ihn bestimmten Platz; er hatte verweigert, sich die Augen verbinden zu lassen; er rief:

„Es lebe Don Carlos VI.“ und kommandirte selbst: „Feuer!“

Die Schüsse des Exekutionscommando's krachten und der General sank leblos zu Boden. Es war der 21. April 1860. — —

So führte die verblendende Leidenschaft des Ehrgeizes einen von Natur braven und tüchtigen Mann dem Tode in die Arme, während dagegen die wirklichen Anstifter des Unheils, welche nicht aus solch' edlem Motive handelten: die Infanten Don Carlos und Don Fernando, nachdem sie auf ihre Rechte verzichtet und die Königin Isabella anerkannt hatten, entlassen wurden.

Auch General Elio genoß die Früchte der am 1. Mai aus Anlaß der marokkanischen Triumphe erlassenen Amnestie und konnte straflos seiner Wege gehen.

Es war nur zu natürlich, daß diese Thatsachen Gelegenheit zu den verschiedenartigsten Urtheilen gaben, je nachdem diejenigen, welche ihre Meinung äußerten, zu der einen oder der anderen Partei gehörten.

Schon gleich nach der Vollstreckung des Todesurtheils, welchem die Volksmenge schweigend und in ernster Stimmung beigewohnt hatte, gaben sich Meinungen aller Art kund.

„Schade um den Mann," sagte ein alter Schmidt, als er und sein Nachbar den Ort verließen, an welchem die Exekution vollzogen worden war, „schade um den Mann, er hätte wohl verdient, für eine bessere Sache zu sterben, als die ist, für welche er sein Leben gelassen hat. Er ist gestorben, wie ein rechter Held und wackerer Soldat."

An einer anderen Stelle hatte ein Mönch eine Gruppe um sich versammelt, zu welcher er in salbungsvollem Tone sprach:

„Don Jaime Ortega ist gestorben wie ein ächter Märtyrer für die heilige Sache, und die Engel haben seine Seele in die himmlische Wohnung geleitet, wo er den Lohn für seinen Heldenmuth empfangen wird. Die Jungfrau Maria wird ihm die ewige Siegeskrone darreichen und die Heiligen werden Lobpsalmen zu seinem Preise singen.

„Nach den ketzerischen Sündern aber, die vor dem Herrn ein Gräuel sind, die den Gerechten mordeten, welcher dem göttlichen Rechte und der heiligen Kirche diente, strecken die Teufel der Hölle schon die Krallenhände zähnefletschend und grinsend aus, um sie in den tiefsten Pfuhl des höllischen Feuers hinabzustürzen, wo ihrer namenlose Qual wartet.

„Wehe der lustentbrannten Isabella, die eine wahre Isabel ist, die nicht den Namen der frommen Isabella tragen, die Diabella heißen sollte, da sie die Gerechten ermorden läßt! Wehe ihr, denn ihrer wartet unaussprechliche Pein im Jenseits, da sie ihrem rechtmäßigen Könige seinen von Gott ihm verliehenen Thron vorenthält und sich selbst auf denselben gesetzt hat.

„Wehe den Dienern, welche sie umgeben und in ihren Sünden bestärken, sie werden vor das furchtbare Tribunal des ewigen Richters gezogen werden, und die Donnerstimme vernehmen, welche sie in alle Ewigkeit verdammt.

„Wehe allen Denjenigen, welche sich zu den Liberalen zählen,

diesen Kindern des Teufels, sie sind hier auf Erden schon verurtheilt, und erleiden im Jenseit die gerechte Strafe für ihren Abfall von der rechtgläubigen Lehre der heiligen Mutter: der Kirche. Wehe! Wehe! Wehe ihnen Allen!" — — —

Bei diesen Worten hob der Priester beide Arme gen Himmel und richtete die Augen in die Wolken; dann wendete er sich um und schritt langsam durch die Menge hin, die ihm ehrerbietig Platz machte.

Der Eindruck, welchen die Ansprache machte, war ein verschiedener; der größere Theil der um den Mönch Versammelten hörte seinen Worten mit frommem Schauder zu, während eine geringere Anzahl seiner spottete.

„Der Pfaff' ist verrückt," sagte einer der Zuhörer, nachdem der Mönch seine Rede beendet und sich entfernt hatte, „aber die Regierung hat unklug gehandelt. Die Minister hätten bei der Königin auf die Begnadigung Ortega's dringen müssen, das wäre das Richtige gewesen; denn dadurch würde sie sich beliebt gemacht und einen braven, ehrlichen Menschen am Leben erhalten haben, der vielleicht noch zur Einsicht gekommen und eine kräftige Stütze des Staates geworden wäre."

Noch schärfer fielen die Urtheile, als es bekannt wurde, auf welch' eine perfide Weise die Infanten dafür dankten, daß man vor ihrem blauen Blute Ehrfurcht gehabt, und Rücksicht auf dasselbe genommen hatte.

Als sie auf neutralem Gebiete angelangt waren, nahmen sie ihre Verzichtleistung auf den spanischen Thron zurück und erhoben ihre Ansprüche von Neuem.

Der ganze Vorfall hatte zwar großes Aufsehen in Spanien erregt, aber die Freude über die marokkanischen Triumphe ließ Alles bald in Vergessenheit gerathen. — —

Zum Schluß erwähnen wir nur noch, daß beide Prinzen im Laufe des nächsten Jahres (1861) für immer vom Schauplatze verschwanden, um nie mehr den Frieden Spaniens zu stören: Don Fernando starb am 2. Januar, und Don Carlos sammt Gemahlin am 18. Januar zu Triest, wo sechs Jahre vorher ihr Vater heimgegangen war. Sie hinterließen keine Kinder; als einziger Prätendent blieb der dritte Bruder Don Juan übrig, der zumeist in England lebte.

Die Carlisten, die wirklich noch hier und da im Lande zerstreut waren, sahen nun wohl die Hoffnungslosigkeit ihrer Sache ein. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der neue Cid.

Jedes Volk hat eine Reihe von Nationalhelden, die einmal in grauer Vorzeit gelebt haben sollen und denen das Verdienst zugeschrieben wird, daß sie zum Segen des Landes eine Menge wichtiger, großartiger Thaten vollbracht haben, und die ersten Befreier des Volkes von bösem Gewürm, gewaltthätigen Riesen oder hinterlistigen, mächtigen Feinden gewesen sind.

Die Erinnerungen an solche Heldengestalten leben viele Jahrhunderte, ja selbst Jahrtausende in den Liedern der Nation fort; die Männer, die besungen werden, nehmen immermehr fabelhafte, mythische Gestalt an unter der Hand der Volksdichter, so daß sie endlich wunderbaren mit übermenschlichen Kräften und Fähigkeiten ausgestatteten Menschen gleichen, denen Thaten zugeschrieben werden, die sie niemals verrichtet haben.

Die Griechen hatten ihre Herkules, Theseus, Perseus, Achilles und viele Andere; die Römer den Romulus und Mucius; die Deutschen den Wodan, Siegfried; die Franzosen den Roland und Bertrand; die Spanier ihren Cid.

Der Cid war ein wirklicher Rittersmann gewesen, der vor etwa 800 Jahren lebte, und in den unaufhörlichen Kämpfen der kleinen, christlichen Fürsten Spaniens gegen die Mauren und untereinander kühne und gewaltige Heldenthaten ausgeführt hatte.

Seine Züge und Heldenthaten sind erst in einfachen, kunstlosen Romanzen Jahrhunderte durch singend von Mund zu Mund gegangen, spätere spanische Dichter haben ihr Talent an diesen Liedern versucht und sie der Neuzeit überliefert, so daß der Name des kühnen, gewaltigen Helden Cid noch heut im Munde jedes Spaniers lebt.

Welche Ehre, welche Anerkennung mußte darin liegen, wenn das spanische Volk einen seiner neuesten Helden, einen seiner jüngsten Söhne, erst mit dem Namen des „catalonischen Cid" und endlich mit dem des „neuen Cid" schmückte!

Um die Abkunft des General Don Juan Prim schwebte überdies ein so wunderbares Dunkel, daß die Sage geschäftig war, seine Jugend auszuschmücken.

Wie die Leser wissen, war Prim in einem catalonischen Dörf-

chen bei Neus geboren, seine Eltern waren sehr arm gewesen, und der junge Held hatte seine Carriere von der Pike auf machen müssen.

Dieser Umstand ist immer dazu angethan, um einen großen Mann dem Volke näher zu bringen. Jeder gewöhnliche Bürger fühlt sich mit ihm verwandt und ist stolz darauf, wenn aus den untern, armen Schichten sich einer bis zur Sonnenhöhe des Ruhms emporarbeitet, und das Vaterland mit dem Rufe seiner Thaten bis über die Grenzen hinaus erfüllt. So war es gekommen, daß neben dem fast wieder verschollenen Don Baldomero Espartero, dem Stellmachersohne, der ritterliche Don Juan Prim die berühmteste und beliebteste Persönlichkeit in ganz Spanien war.

Don Juan Prim gehörte zu jenen sonderbar construirten Naturen, die bei innerer Vertiefung ihres Wesens doch auch eine gute Portion Eitelkeit besitzen, und daher stets in der Gefahr sind, sich selbst oder ihre Umgebung zu überschätzen.

Glücklicher Weise befand sich Prim in der Mitte eines südlichen Volkes, auf dessen Enthusiasmus und Nationalsinn er stets mit Sicherheit rechnen konnte. —

Wir finden ihn — es ist im Sommer des Jahres 1860 — als einsamen Reiter auf der Landstraße, die von Madrid nach Ildefonso führt.

Ihre Majestät, die Königin Isabella geruhte, nach altem Herkommen ihrer Vorgänger, eine Zeit des Jahres im Sommer in dem lieblichen Ildefonso zuzubringen, und wir blicken bald neugierig über die hohe Steinmauer, welche die königlichen Gärten von der Außenwelt abschließt.

Eine herrliche Flora von Heliotropen und tausendfachen Blumen und Blüthen des Südens lacht uns entgegen.

Wir sehen eine Dame dahin schreiten, die trotz ihrer Korpulenz doch noch recht jugendlich zu sein scheint; die entblößten Schultern wenigstens verrathen uns, daß noch nicht alle Eitelkeit aus ihr verschwunden ist.

Ein leichtes kostbares Kleid fliegt bei dem fast hüpfenden Gange der jungen Frau kokett über den Rasen, und wir würden unsere galante Bewunderung nicht zurückhalten, entlockte uns nicht die Korpulenz der Dame immer und immer wieder ein feines Lächeln.

Wo die Blumenflora aufhört, rauscht im kosenden Hauche der Westwinde ein Ulmen- und Espenhain.

In das Gesäusel der hin- und hernickenden Baumkronen mischt

ein kleiner Springbrunnen sein einschläferndes Geplauder, und ein liebliches Dämmerdunkel gestattet nur wenigen lüsternen Sonnenstrahlen, sich durch das dichte Blätterwerk zu stehlen.

Geschmackvoll gearbeitete Gartenbänke, von Geisblatt und Ephеu, Rosen und wildem Wein überwölbt, und fast versteckt in dem wilden, übermüthigen Gerank, laden zur süßen Mittagsruhe ein.

Die Dame tritt in den Ulmenhain, ihre Brust hebt und senkt sich, denn mit unbeschreiblicher Wonne scheint sie die Düfte und kühleren Lüfte des schattigen Ortes einzuathmen.

Sie dreht sich um, wirft einen forschenden Blick nach dem Gange, der zum Schlosse führt, und wir erkennen Ihre Majestät, Königin Isabella.

„Hier, hier will ich ihn erwarten, den Mann! Hier! Er hat mein Herz zittern gemacht, und ich bin nicht mehr gewöhnt, wie eine verliebte Phyllis, den vier Wänden meines Boudoirs, oder den Lüften des Abends meine Geheimnisse und Seufzer anzuvertrauen."

So monologisirt die Königin, und wir entdecken in dem Auge nicht mehr die träumerische, verschleierte Sinnlichkeit der jungen Frau, die schüchtern ihre ersten Schritte auf dem Pfade des Vergnügens thut.

Königin Isabella hat fast ihr dreißigstes Jahr zurückgelegt, und mit diesem Momente werden sinnliche, lebenslustige — verrathene — Frauen entweder gelassener oder — Verehrerinnen des raffinirten Lebens-Genusses. Die gewandte, schöne Carlotta de Minas war zu früh von ihrer Seite gerissen worden. Isabella dachte freilich nur sehr selten an sie, und in ihrer Brust erwachte nach und nach das Verständniß derjenigen Philosophie, deren Lehrerin Carlotta einst im Boudoir der Königin gewesen war.

Die Königin fuhr in ihrem Selbstgespräch fort:

„Die alten Heiden opferten den Göttern der Liebe in dunkeln Hainen; fürwahr, sie hatten ganz guten Geschmack. Ich will auch opfern — aber das Opfer reißt mir nicht mehr ein Herz aus der Brust, das Herz ist etwas verständig geworden und kommt mit dem Kopfe nun in keine Conflicte mehr.

„Die alte Schwärmerei, welche meine schwachen Schwestern Liebe nennen, kann ich nur noch gebrauchen, wenn es gilt, eine Feuerwerkerei der Sinne zu veranstalten; ich will mich amüsiren, ich will zuweilen vergessen Jugend — und Lust!

„Bravo, ehrwürdiger Claret, Dank Dir für den salomonischen Schlüssel zur höchsten Lebensweisheit! Der Pater hat mich verstanden,

und wenn die gute Mutter Patrocinio früher mir Verschiedenes zumuthete, was ich nicht leisten konnte, weil ich eben keine Heilige, sondern ein begehrliches, schwaches Weib bin, so hat ihr der weise Pater den richtigen Unterricht ertheilt.

„Ist denn Lieben Sünde, und kann ich denn dafür, wenn ich der Männer bedarf? Nein, gewiß nicht! Mein Geschmack ist eben auf seiner kostbaren Fährte: ein Held! O, es ist wahr, man kann auch die Sinnlichkeit begeistigen.

„Ich habe immer nur einseitig genossen, jetzt hab' ich's gelernt, wie man mit allen Sinnen den duftenden Wein des Lebens prüft und genießt, nachgenießt; wie man den Genuß tropfenweise in seine Reize zerlegt und jeden wieder einzeln genießt, dann davon träumt, träumend wieder genießt, über den Genuß Reflexionen anstellt und ihn geistig nachempfindet.

„So bleib' ich mir selbst getreu, so tauche ich nicht unter in den Wogen der Sinnlichkeit; die Religion reicht mir stets hilfreich und liebend ihre Hand, und die heilige, erbarmende Mutter Maria entsündigt im Gebet das schwache Weib. — —

„Ah — da bist Du ja, Marietta!" rief vor Freude erröthend, sich plötzlich unterbrechend, die Königin, als sie eine sylphidengleiche Gestalt, die den Gegensatz zur Majestät zu bilden schien, den Gang vom Schlosse her auf sich zuschweben sah.

Die Königin trat lebhaft der Blondine einige Schritte entgegen und umarmte sie mit den Worten: „Marietta, das ist böse von Dir, daß Du Deine freundliche Herrin so allein ihrem fluthenden Gedankenstrudel überlassen kannst."

Marietta, ein schlankgewachsenes Weib aus dem Norden Spaniens, deren Augen Blicke zu werfen wußten, die mehr als Worte waren, und die seit längerer Zeit eine unumschränkte Herrschaft über die Königin ausübte, litt die Liebkosungen der Königin mit lächelnder Souveränetät.

Man konnte auf den ersten Blick darüber im Klaren sein, daß wirklich die stolze Marietta, die fast männliche Tochter eines Granden von Navarra, die Gebieterin der schwachen Monarchin war.

„Hab' ich denn immer das Recht, die Gedanken meiner gütigen Königin zu belauschen?" erwiedert Marietta mit feinem, sarkastischen Lächeln.

„Immer, immer, meine gute Navarresin; Deine klugen Augen leuchten dann wie Sterne auf das tobende Wogen meines Busens," antwortet Isabella, und ein leichtes Roth überfliegt ihre Wangen, in=

dem sie einen Blick des stillen Einverständnisses mit der geliebten Hofdame tauscht.

„Majestät geruhen im dunkeln Gebüsch den General zu empfangen?“ forscht Marietta.

„Im Freien spricht man freier und lustiger; Prim, der Graf von Reus, macht Vorsichtsmaßregeln nothwendig, seine Blicke sind gefährlich für ein Weib, daß so viel Zündstoff mit sich herumträgt, als ich,“ belehrt die Königin. „Was meinst Du dazu? Marietta!“

„Ich meine,“ replicirt diese, „daß dem Helden gegenüber Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sein müssen!“

„Getroffen!“ stimmt Isabella bei. „Helden muß man mit allen Zaubern dieser Welt fesseln — o, Marietta, Herkules ist auch unterlegen, ist denn Prim ein Herkules?“

„Nein, ein Cid!“ lacht Marietta, „und dann desto besser!“

„Prim ist ein Schwärmer!“ fährt die Königin fort.

„Er schwärmt für Alles, was besticht, aber er rechnet auch!“ entgegnet die Hofdame.

„Ich weiß, daß er — meine Hand einst schön fand — und daß Küssenslust auf seinen Lippen wohnt — — gut — gut —“ rief die Königin wie eine Schauspielerin mit gut gespielter Entschlossenheit — „Wir werden kalt sein, er soll werben und sich selbst ein Netz weben das ihn unabänderlich umstrickt.“

„Die Macht, das Ansehen ist das rechte Netz! Majestät, können Sie einem schönen Manne widerstehen?“ spricht Marietta und blickt die Königin forschend an.

„O ja, Marietta! Man lernt es wohl, wenn man so verschiedene Romane durchlebt hat, als andere in Bibliotheken lesen.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich nach dieser Antwort dem Busen der Majestät. Sie fügte nach einer Pause hinzu:

„Ich kann nicht Liebe heucheln, aber ich kann sie verleugnen; ich liebe Prim, ich liebe ihn; ich weiß zwar nicht, ob ich nur den Helden, den Cid von Tetuan liebe, ob es nur eine Voreingenommenheit meines Kopfes ist. Nun, wir werden ja sehen, ob seine Augen, seine Worte, sein Wesen genug von dem Fluidum haben, das uns Frauen um den Verstand bringt.“

„Nein, nein, um den Verstand dürfen Majestät bei der Affaire nicht kommen, das wär' ein großes Unglück!“ ruft erregt Marietta.

„Gut, ich gebe Dir Vollmacht, zu interveniren; Du verstehst Dich darauf, unterbrich die süße Träumerei, wenn sie meine Sinne zu umnebeln droht,“ giebt Isabella zurück.

Beide sind langsam zu einer Bank im Gebüsch gegangen, und haben sich niedergelassen.

Sie setzen ihr Gespräch nur flüsternd fort, und Marietta erscheint uns als Beichtigerin der Majestät, die dieser Vortrag hält über das Was, Wie und Warum der nächsten Stunden. — —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Isabella II. und Prim.

Der einsame Reiter Don Juan Prim ist im Angesichte des Schlosses von San Ildefonso angelangt. Er schwingt sich vom Pferde herab, er ist in tiefes Sinnen verloren, sein Antlitz glüht, mechanisch überläßt er sein Roß einem königlichen Diener.

Denn die Domestiken des Schlosses sind bereits von der Ankunft des Gastes unterrichtet; aber Prim scheint das Alles nicht aufzufallen, es kommt ihm Alles vor, als müsse es so sein.

Es fällt ihm nicht einmal auf, daß ihn eine Hofdame statt eines Dieners beim Eintritt in's Schloß in Empfang nimmt, und ihm genau die Pfade des Gartens beschreibt, die er einschlagen muß, um die Königin zu finden. So sind diese genialen Leute, diese Sonntagskinder des Schicksals! —

Er ging träumerisch durch die ihm bezeichneten Gänge des Gartens hin, ohne auf die Herrlichkeit des Blumenflors zu achten, der sich rechts und links neben denselben ausbreitete und die Luft mit seinen berauschenden Wohlgerüchen erfüllte.

Und dennoch, so wenig Aufmerksamkeit der einsame Wanderer auch auf die ihn rings umgebenden Herrlichkeiten der Natur wenden mochte, war es doch eben diese Natur, welche die Stimmung, in welcher sich der Held des marokkanischen Krieges befand, wo nicht hervor rief, doch mindestens förderte und steigerte.

Der magische Blumenduft, welcher die Luft erfüllte, das leise Rauschen und Flüstern der vom sanften Winde berührten Blätter der Bäume, das Murmeln der Fontainen und Wasserkünste, das reine Blau des wolkenlosen Himmels, der süße Gesang der Vögel in den Myrthen-

und Lorbeergebüschen, alles dies trug ohne Prim's Wissen und Willen dazu bei, die sonderbare Stimmung, in der er sich befand, zu erhöhen.

Jetzt trat er in die Schatten des Ulmen- und Espenhains, in welchen er, den ihm gewordenen Mittheilungen zufolge, die Königin Isabella finden sollte.

Er athmete auf, als er unter das grüne Laubdach der Bäume trat und eine kühle Luft ihn schmeichelnd umspielte.

Er hob die Augen in die Höhe und freute sich des milden, gedämpften Sonnenlichtes, welches durch die Blätter der hohen Waldbäume gleichsam schüchtern in den schattigen Hain hinunter drang, und senkte den Blick dann wieder, um sich an den bald erscheinenden, bald verschwindenden Schatten des Laubes zu ergötzen, die auf dem hellgrünen Rasen hin und her huschten.

Er wußte nicht, daß er in diesen Augenblicken, in denen er wähnte ganz allein zu sein, in nächster Nähe von vier schönen, glühenden Frauenaugen beobachtet wurde.

Auf einer der unweit von dem Punkte, auf welchem Juan Prim stand, befindlichen Gartenbank, die von Geisblatt, Epheu, Rosen und wildem Wein so dicht überwölbt war, daß man dieselbe durchaus nicht erblicken konnte, saßen die Königin und Marietta und betrachteten den schönen Mann mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit.

„Sieht er nicht wahrhaft wie der Apollo von Belvedere aus?" flüsterte die Königin der neben ihr sitzenden Marietta zu.

„Ew. Majestät charakterisiren den schönen Helden des Tages mit diesem einzigen Worte ganz vortrefflich," entgegnete Marietta ebenso leise, „in der That, diese Bezeichnung erschöpft Alles, was man von dem „neuen Cid", wie das von ihm begeisterte Volk ihn nennt, nur immer sagen könnte. —

„Und dennoch, Majestät," fuhr Marietta nach einer kleinen Pause flüsternd fort, „wenn ich den Helden recht genau betrachte, möchte ich ihn anders bezeichnen."

„Und wie, meine Liebe?" fragte Isabella.

„Sehen sich Majestät diese schönen, großen, dunklen Augen genauer an; liegt in ihnen nicht eine wunderbare Mischung von Kraft und Liebessehnsucht? — Betrachten Sie die hohe herrliche Stirn, thronen auf ihr nicht Kühnheit und Milde, heldenhafte Hoheit und tiefer Verstand im schönsten Verein? — Sehen Sie den schönen Gliederbau der kräftigen, schlanken Gestalt, paart sich in ihm nicht wunderbar

männliche Heldenstärke und jugendliche Zartheit der Form? — Nun, errathen Ew. Majestät aus diesen wenigen Zügen den Gott nicht, mit welchem ich den neuen Eid vergleichen möchte?"

„Nein, Marietta."

„Nun, ich wollte den Mars bezeichnen, welcher die Venus sucht."

„Wahrlich, Marietta, der Gedanke ist schön und treffend; nun, so laß uns dem Mars entgegen treten und prüfen, ob er auch geistig die Eigenschaften der beiden Götter in sich vereinigt, wie er ihre körperlichen Vorzüge in sich verbindet."

Nach diesen lächelnd gesprochenen Worten erhob sich Isabella und trat, in Begleitung Marietta's, aus ihrem duftigen Versteck hervor.

Bei dem Geräusche, welches durch das Herannahen der beiden Damen verursacht wurde, erwachte Prim aus den Träumereien, in welchen seine Seele schwelgte.

Er richtet den Blick nach der Gegend hin, von welcher das Geräusch herkommt, erblickt die beiden Damen und erinnert sich plötzlich daran, aus welchem Grunde er den reizenden Garten des Schlosses San Ildefonso aufgesucht hat.

Er sieht die immer noch reizende Herrscherin Spaniens vor sich stehen, verbeugt sich ehrfurchtsvoll, mit ritterlichem Anstande, zum Handkusse und sagt:

„Ew. Königliche Majestät haben geruht, mich allergnädigst hierher zu befehlen, und in Folge dessen habe ich es gewagt, hier zu erscheinen und mich des Glückes zu erfreuen, das mir durch die hohe Ehre zu Theil wird, des Anblickes meiner erhabenen Herrscherin gewürdigt zu werden."

„Mein lieber General," entgegnet die Königin mit reizendem Lächeln und in gnädigstem Tone, „wir befinden uns hier nicht in Madrid, sondern auf dem Lande, und ich ertheile keine Audienz, sondern empfange einen Besuch.

„Lassen Sie also den ceremoniösen Ton fallen, der weder zu dem süßen Dufte der Blumen, welcher die Luft durchhaucht, noch zu dem leisen Geflüster des Laubes über unseren Häuptern, oder zu dem sanften Geplauder jener Fontaine dort und dem lieblichen Gesange der Vögel passen will.

„Kommen Sie lieber ganz unbefangen mit uns, wir wollen uns auf die Gartenbank setzen, welche ich Ihnen zeigen will, und Sie sollen uns von dem marokkanischen Feldzuge und von Ihren Thaten in demselben erzählen.

„Man hat mir von diesen Dingen so viel zu sagen gewußt, daß

ich der Neugier nicht wiederstehen konnte, aus dem Munde des „neuen Cid," wie das Volk Sie mit Bewunderung nennt, den Gang der Ereignisse und die Thaten meines ruhmreichen Heeres zu vernehmen."

Nach diesen Worten wendete sich die Königin Isabella um, und begab sich auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen war, in Begleitung des schmucken Prim nach der Gartenbank zurück, von der aus sie kurze Zeit vorher den General belauscht hatte.

Die Königin Isabella setzte sich und winkte sodann freundlich dem General, sich gleichfalls niederzulassen; aber dieser blieb ehrfurchtsvoll der Königin gegenüber stehen.

Als Isabella bemerkte, daß Prim zögerte, ihrem Winke zu folgen, sagte sie mit freundlichem Lächeln:

„Schon einmal, mein lieber Graf, habe ich gesagt und wiederhole, wir sind hier nicht im Audienzsaale zu Madrid, sondern auf dem Lande, und was dort ganz an seinem Platze und passend wäre, ist hier ungehörig und nicht am richtigen Orte.

„Darum, General Prim, Graf von Reus, lassen Sie die Vorschriften der Etikette da, wo sie hingehören, und übertragen Sie dieselben nicht unnöthiger Weise auf einen Ort, den ich gerade in der Absicht zum Aufenthalte erwählt habe, Alles dasjenige fern von mir zu halten, was irgend geeignet ist, mich an die Prunkgemächer des königlichen Palastes in der Hauptstadt zu erinnern.

„Mir selbst und den Empfindungen, welche mich augenblicklich bewegen, will ich hier ungestört leben, also lassen Sie die Etikette mit allen ihren Vorschriften dort, wo sie sich befindet, in Madrid, und bewegen Sie sich in San Ildefonso mit all' der Freiheit und Ungezwungenheit, welche auf dem Lande im gesellschaftlichen Leben gestattet ist."

Prim verbeugte sich und nahm dann an der Seite der erregten Königin Isabella Platz.

„Und nun," fuhr die Königin in ihrer Rede fort, als Prim sich niedergelassen hatte, „nun erzählen Sie mir von Afrika und dem spanischen Heere.

„Aber," fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, „ich bitte mir aus, daß die Erzählung nicht im Stile eines offiziellen Armeeberichtes vorgetragen werde, das würde den Erwartungen, die ich hege, und den Wünschen meines Innern schnurstracks zuwider laufen; nein, erzählen Sie in dem Tone unserer alten, schönen Romanzen vom Cid, die kühnen Ritterthaten Einzelner, durch welche ein solches Bild des Krieges erst wahrhaft Leben und Bedeutung empfängt.

„Ihnen muß es ja leicht sein, dieser Anforderung gerecht zu werden, denn Sie haben ja selbst den Soldaten ein Beispiel heroischer Tapferkeit gegeben, das Ihnen beim Volke den ehrenvollen Beinamen des „neuen Cid“ eingetragen hat. Und nun beginnen Sie, denn ich brenne vor Verlangen, aus Ihrem schönen Munde eine Schilderung der denkwürdigen Ereignisse zu vernehmen, an welchen Sie selbst einen so bedeutenden und ruhmvollen Antheil genommen haben.“

„Ew. Majestät erweisen mir zu viel Gnade,“ entgegnete Prim mit einer Verbeugung, „daß Sie des geringen Antheils besonders erwähnen, den mein günstiges Geschick mir an jenem glorreichen Feldzuge gewährte.“

Nach diesen Worten begann Prim von den Heldenthaten der Armee in der lebendigsten Weise zu erzählen.

Bei der Erinnerung an die überwundenen Hindernisse, die gehabten Mühen, die hartnäckigen Kämpfe, die glorreich erfochtenen Siege ward der schöne General immer mehr und mehr in eine unwillkürliche Begeisterung hineingerissen.

Seine herrlichen dunkeln Augen sprühten Feuer, die Wangen rötheten sich, die Stimme ward lauter und gebieterischer, der ganze Körper schien sich im Zustande einer hohen Extase zu befinden.

Je länger Prim sprach, um so aufmerksamer wurde die Königin Isabella auf sein ganzes Wesen.

Die erhöhte Stimmung, in welcher Prim sich befand, schien sich wie ein elektrisches Fluidum der Königin mitzutheilen.

Auch ihr Auge leuchtete feuriger, ihre Wangen färbten sich in höherem Roth, ihr Busen wogte heftiger, und ihres ganzen Wesens bemächtigte sich eine Unruhe, die davon zeugte, daß ihr Blut stark in Wallung gerathen sei.

Sie benutzte eine kleine Pause, die Prim in seiner Erzählung machte, um sich an Marietta zu wenden und dieser zu sagen:

„Liebe Marietta, wir werden später wohl einiger Erfrischungen bedürfen; begieb Dich also in das Schloß und sorge dafür, daß wir den tapferen General, der mich in so lebendiger Weise von den Großthaten meiner ruhmgekrönten Armee unterhält, nach Verdienst bewirthen können, wenn ich in seiner Gesellschaft die Gemächer meines Schlosses betrete.“

Marietta, welche sehr wohl begriff, daß Isabella mit dem ritterlichen Kämpfer von Tetuan allein sein wolle, erhob sich lächelnd und sagte:

„Den gnädigen Befehlen Ew. Majestät soll auf das Beste und Vollständigste Folge geleistet werden.

„Es ist billig, den Helden des marokkanischen Krieges seinen Verdiensten gemäß im Königlichen Schlosse zu empfangen und es ist Pflicht derer, welche das Glück haben, Ew. Majestät zu dienen, alle ihre Kräfte aufzuwenden, um die Willensmeinung ihrer erhabenen Herrscherin zur vollen Befriedigung derselben auszuführen."

Nach diesen mit einem feinen Lächeln gesprochenen Worten verließ Marietta mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung ihren Sitz und begab sich in das Schloß, nachdem sie der Königin noch einen bedeutungsvollen Blick des Einverständnisses zugeworfen hatte.

So waren denn nun Isabella, Spaniens Königin, und Prim, Spaniens neuer Cid, im blühenden Garten von San Ildefonso allein.

Als sich die schlaue Hofdame Isabella's entfernt hatte, nahm das Gespräch der beiden zurückgebliebenen Personen bald eine andere Wendung.

Im Herzen der leicht erregbaren Königin Isabella wurden Wünsche lebendig, die wenig mit der Erzählung kriegerischer Ereignisse, dem Donner der Kanonen, dem Waffengeklirr und dem Wimmern Verwundeter und Sterbender, dem Jubelgeschrei eines siegreichen Heeres harmonirten.

Sie blickte mit unwillkürlich erregter Zärtlichkeit auf den schönen Mann, ihr Busen begann ungestümer zu wallen, und ihre Wangen bedeckten sich mit der Röthe des Verlangens.

Das Aufkeimen solcher Gefühle wurde wesentlich durch die Natur des Ortes begünstigt, an welchem sich Isabella und Prim gegenwärtig befanden.

Die Gartenbank mit ihrer Ueberwölbung von lebendigem Grün bildete ein reizendes, ja verführerisches Versteck, das ganz zum Schutze Liebender geschaffen war, die hier von keinem sterblichen Auge belauscht werden konnten.

Die Reize dieses Aufenthaltes wurden noch durch die Umgebungen desselben erhöht.

Hoch über demselben ragten herrliche Bäume empor, deren Blätter vom lauen Hauche eines sanften Windes bewegt, träumerisch flüsterten, und dem Ohre schmeichelnd von Sehnsucht und Liebe zu sprechen schienen.

In ihren Zweigen sangen und zwitscherten die hin- und herhüpfenden Vögel, und ihre melodischen Stimmen klangen wie Liebessehnsucht und Genuß.

Unfern dieses Sitzes stiller Wonne floß ein silberklarer Quell zwischen grünenden Ufern und nickenden Blumen dahin, und seine leise murmelnden Wellen versenkten die Seele in süße träumerische Gefühle reizenden Glückes.

Und nur dieses Quellgeriesel, dieses Rauschen der Bäume, dieser schmachtende Vogelgesang, unterbrachen die geheimnißreiche Stille und Einsamkeit des Ortes, der an sich schon eine Aufforderung zum Genuß und ein Tempel der Liebesgöttin zu sein schien.

War es ein Wunder, daß in Isabella's Brust süße Wünsche rege wurden, daß ihr Auge in schmachtendem Feuer glänzte, ihre Wangen in Purpur erglühten, ihr Athem heißer über die rosigen Lippen strömte und ihr Busen sich höher und verlangender hob, in solcher Umgebung und einem Manne gegenüber, in dessen ganzer Erscheinung sich Kraft und Schönheit wunderbar und reizend verschmolzen? — — —

Aber auch der Held von Tetuan, der kühne, ritterliche Kämpfer blieb nicht unberührt von den Reizen, die ihn umgaben; denn er saß einer Dame gegenüber, deren ganzes Wesen dazu angethan war, die Sinne aufzuregen und Verlangen zu erwecken.

Isabella war immer noch schön, wenn ihre Formen auch nicht mehr die jugendliche Frische von früher hatten und eine Fülle anzunehmen drohten, welche die Schönheit beeinträchtigte.

Ihre hohe Gestalt hatte etwas Imposantes, obgleich die Taille jene Schlankheit nicht mehr hatte, welche sie als Mädchen so reizend machte.

Das leichte, dünne Gewand, welches die üppigen Glieder der Königin umfloß, barg die Fülle derselben nur insoweit dem Auge, als nothwendig war, diese zu verhüllen und sie doch errathen zu lassen.

Der wallende Busen schien das leichte Flortuch, welches ihn bedeckte, hinweg drängen zu wollen, um die Gluth zu kühlen, welche in seinem Innern brannte, und die Augen führten eine Sprache, die nicht mißverstanden werden konnte.

Es war ganz natürlich, daß ein solcher Anblick an sich schon elektrisch auf jeden Mann wirken mußte, aber es kam noch ein Umstand hinzu, welcher dies schon entzündete Feuer zur lichten Flamme zu steigern geeignet war.

Das schöne, in Lust erglühte Weib neben ihm war eine Königin, die Herrscherin des herrlichsten Landes in Europa, und Derjenige, welchem sie ihre Gunst zuwandte, empfing mit dieser auch eine Macht ohne Grenzen.

Konnte es etwas Verlockenderes geben, als diesen Gedanken? — Ueber das herrliche Spanien als König, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach, zu herrschen, wie verführerisch! — Welche Bilder mußte ein solcher Gedanke nicht vor die Seele treten lassen? — Wie mußte er nicht den Ehrgeiz anfeuern und zu kühnen Wagnissen anspornen! — Und Prim war im höchsten Grade ehrgeizig.

Er überließ sich unwillkürlich den Träumen von Glück, Macht und Ehre, die seine Seele in reizenden Bildern umgaukelten, und vergaß eine Zeit lang ganz, wo und in wessen Nähe er sich befand.

Auch Isabella gab sich rückhaltslos den schwärmerischen Gefühlen hin, welche ihre Brust bestürmten, und ihre Phantasie gaukelte ihr ein Glück ohne Gleichen vor.

Es entstand eine lange Pause, in welcher Beide, die Königin und Prim, sich Dem ungestört überließen, was sie in ihrem Innersten bewegte. — — —

Endlich raffte sich Isabella gewaltsam auf; denn sie fühlte, daß es ihr zukomme, eine Situation zu beenden, die zweideutig war und doch zu keinem Resultate führte.

Sie erhob sich und sagte:

„Ich danke Ihnen, General, für die Mittheilungen, welche Sie mir in Betreff des marokkanischen Feldzuges gemacht haben, und die für mich von größtem Interesse waren."

Sie reichte bei diesen Worten dem General freundlich lächelnd die Hand. Dieser ergriff dieselbe und drückte einen zwar respectvollen, aber länger dauernden feurigen Kuß darauf.

Isabella lächelte abermals und fügte hinzu:

„Kommen Sie, General, lassen Sie uns in das Schloß gehen, die Hitze fängt an drückend zu werden, und Sie werden der Erfrischung bedürfen nach den Strapazen des Feldzuges, den Sie im Geiste während Ihrer Erzählung zum zweiten Male, mir zu Gefallen, durchgemacht haben."

„O, Ew. Majestät schlagen die Mühsale, denen ich ausgesetzt war, zu hoch an," entgegnete der General Prim; „was meine Kriegsgefährten und ich vollbracht haben, ist das Wenigste von demjenigen, was wir zu thun verpflichtet sind. Es ist Schuldigkeit des Ritters, für seine Dame zu sterben, und Ew. Majestät sind die erkorene Dame eines jeden Kriegers im spanischen Heere."

„Ihre Galanterie, lieber Prim, paßt zu dem Beinamen, der „neue Cid," welchen das Volk Ihnen gegeben hat; sie ist ganz eines Ritters würdig."

„Ich werde mich bestreben, den ehrenvollen Beinamen, mit welchem mich die Güte meiner Landsleute beehrt hat, durch Treue und Ergebenheit zu verdienen."

Er blickte bei diesen stark von ihm betonten Worten die Königin bedeutungsvoll an, und Isabella, welche den Sinn seiner Worte wohl verstanden hatte, lächelte freundlich.

Unter solchen Gesprächen erreichte man das Schloß und stieg zu den Gemächern hinauf, welche die Königin bewohnte. Im Vorzimmer wartete ein Kammerdiener, welcher sich tief verneigte, und dann die Königin benachrichtigte, daß im Rosengemach Alles in Bereitschaft sei.

Der Kammerdiener beeilte sich, die Thüren zu öffnen, und man durchschritt mehrere prächtige Zimmer, bis man endlich an die Thür des Rosengemaches gelangte.

Als der Diener die Thür desselben öffnete, sagte Isabella zu demselben:

„Wir wollen ungestört sein, also achtet darauf, daß dies der Fall sei. Wir bedürfen auch keiner Bedienung weiter, und diese hat nur dann das Zimmer zu betreten, wenn die Klingel ertönt."

Der Kammerdiener verbeugte sich zum Zeichen, daß er den Befehl vernommen habe und ihn befolgen werde, und schloß die Thür, nachdem Isabella und Prim in das Zimmer getreten waren.

Das Gemach, in welchem sich jetzt die Königin und Prim befanden, war auf das Geschmackvollste und Reichste eingerichtet.

Es herrschte in demselben ein fast unglaublicher Luxus; dieser war aber mit einem so feinen Tacte angebracht, und mit einer so großen Geschicklichkeit vertheilt und versteckt, daß es gar nicht den Anschein hatte, als wolle man mit demselben prunken. Auch das Auffallendste und Kostbarste war in einer Weise hingestellt, daß es nur etwas eben Nothwendiges und Unentbehrliches zu sein schien, und der Gedanke gar nicht aufsteigen konnte, daß es nur ein Gegenstand des Luxus sei.

Sämmtliche Meubles waren von Rosenholz, der Boden war mit Rosenteppichen belegt, die Stühle und das Sopha mit rosenrothem Sammet bezogen, und an den Fenstern befanden sich seidene Gardinen von derselben Farbe, welche, von der Sonne angestrahlt, einen röthlichen Schimmer durch das ganze Gemach verbreiteten, so daß es schien, als sei dasselbe von der Morgenröthe beleuchtet.

Eine Rosatapete bedeckte die Wände, an denen die trefflichsten Gemälde in reichem Rahmen prangten, und die süßesten Wohlgerüche erfüllten die Athmosphäre.

Alles war darauf berechnet, die Sinne in einen wollüstigen

Taumel zu versetzen, und doch verrieth nichts von Allem, was man sah oder empfand, diese Absicht.

In der Mitte des Zimmers befand sich ein Tisch, der mit den köstlichsten Speisen und vortrefflichen Weinen besetzt war.

„Nehmen Sie Platz, lieber Graf," sagte Isabella mit gewinnender Freundlichkeit, indem sie sich selbst auf einen der bereitstehenden Armsessel niederließ.

„Bedienen werden wir uns schon selbst müssen, wenn wir nicht durch die lästigen Aufpasser, die sich unsere Diener nennen, belästigt sein wollen.

„Nehmen Sie Ihren Stuhl, setzen Sie sich mir zur Seite und reichen Sie mir dann, als wären Sie am Tische eines Freundes, oder einer Freundin, ganz einfach und ohne Zwang die Speisen herüber."

Prim führte den erhaltenen Befehl mit ebensoviel Schnelligkeit, als Geschicklichkeit aus.

„So ist es recht, mein lieber General," sagte Isabella, als Prim ihr die Schüssel abermals hinreichte, „und nun füllen Sie mein und Ihr Glas, und lassen Sie uns die flüchtigen, glücklichen Augenblicke heiter genießen."

Bald perlte der Wein in den kostbaren, geschliffenen Krystallgläsern, man aß und trank unter Scherz und Lachen, und je länger die Mahlzeit währte, um so höher stieg die Heiterkeit.

„Nicht wahr, lieber Graf," begann Isabella und blickte Prim schalkhaft an, „ungeachtet aller Heldenthaten auf afrikanischem Boden, haben Sie gewiß mehr als einmal die Sehnsucht empfunden, dort eines solchen Frühstückes theilhaft zu werden und Wein zu trinken, der diesem ebenbürtig wäre, allein dergleichen wird Ihnen wohl nicht gewährt worden sein?"

„Nein Majestät," entgegnete Prim lächelnd, „aber die Wahrheit zu sagen, wir hatten keine Zeit auf dergleichen sehnsüchtige Gedanken zu verfallen, denn die Herren Marokkaner sorgten dafür, daß uns soviel andere geistige Beschäftigung zu Theil wurde, daß wir sehr froh waren, wenn es uns gelang, nach einem mühselig durchlebten Tage des Abends etwas trocknes Brod und einigen schlechten Wein zu genießen.

„Dies war besonders der Fall, so lange das stürmische Wetter auf dem Meere unsere Schiffe verhinderte, uns mit Proviant zu versehen. Da ging es freilich sehr knapp und schlimm her, und dennoch hatte die Sache ihr Gutes."

„Ich muß gestehen," sagte Isabella lächelnd, „daß ich sehr begierig bin, zu erfahren, worin denn dies Gute bestand?"

„Darin, Majestät, daß es Allen, vom Herzoge von Tetuan bis herab zum einfachen Soldat, ganz gleich erging, und daß es daher keinen Neid, keine Intrigue, keine Eifersucht des Einen gegen den Andern gab.

„Daher kam es denn, daß trotz aller Noth, trotz des Elends, das uns umgab, eine gewisse Freudigkeit und Zuversicht herrschte, die es verhinderte, daß die Armee vor dem schrecklichsten Gefühle, der Hoffnungslosigkeit, bewahrt blieb."

Als Prim diese letzten Worte aussprach, nahmen die Züge der Königin plötzlich einen Ausdruck trüben Ernstes an, der auffallend mit der sorglosen Heiterkeit contrastirte, welche noch vor wenig Augenblicken die Mienen Isabella's beherrschte.

„Ja wohl," sagte sie mit einem Seufzer, „Sie haben Recht, wenn Sie die Hoffnungslosigkeit, das schrecklichste Gefühl der menschlichen Brust, nennen. Ich weiß das aus Erfahrung, aus eigener bitterer Erfahrung; denn mich hat diese furchtbare Seelenkrankheit, die man Hoffnungslosigkeit nennt, ergriffen."

„Wie, Majestät?" sagte Prim mit gut gespielter Ueberraschung — denn er kannte die Lage der Königin nur zu wohl. — „Wie sollte Ew. Majestät von Hoffnungslosigkeit ergriffen sein, da Ihnen aller irdische Glanz zu Gebote steht, da Sie eine mächtige und geliebte Herrscherin sind, da Sie als Siegerin über Ihre auswärtigen Feinde dastehen, da Ihr getreues Volk Sie auf Händen trägt und ergebene Diener Sie umgeben."

Die Königin hörte den Grafen schweigend an, richtete dann einen halb traurigen, halb spöttischen Blick auf ihn, und sagte dann:

„Alles, was Sie da aufzählen, lieber Graf, ist Schein, nichts als wesenloser Schein! Betrachten Sie nur die von Ihnen so gepriesene Herrlichkeit näher, und Sie werden sehen, wie kahl und hohl sie ist.

„Ich habe keinen Freund, keine Stütze, auf die ich mich unbedingt verlassen, Niemanden, dem ich rückhaltslos vertrauen könnte.

„Aber" unterbrach sie sich selbst und lächelte, „wie komm' ich hier und jetzt zu so trüben Gedanken? — Ich glaube wahrlich, der schwere Wein unseres Landes ruft diese melancholisch-ernste Stimmung hervor, welche mich selbst meinen Vorsätzen untreu macht! Ich wollte ja in San Ildefonso die Königin vergessen und alle Sorgen, wie alle Etiquette, im Pallaste zu Madrid lassen! — O, dem muß abgeholfen werden,

wir müssen leichte, sonnige Geister zu Hülfe rufen, welche die schwarzen Gespenster verjagen."

Sie ergriff bei diesen Worten die Klingel und setzte sie in Bewegung.

Der Kammerdiener erschien auf der Schwelle des Gemaches und Isabella rief ihm zu:

„Champagner, Champagner!"

Der Kammerdiener verbeugte sich und verschwand; wenige Minuten später kehrte er zurück, brachte das Befohlene und entfernte sich dann wieder.

„Entfesseln Sie, lieber Graf, die muntern Geisterchen," sagte Isabella zu Prim gewendet, „welche jetzt eingekerkert sind, damit wir mit ihrer Hülfe und von ihnen getragen in die Gefilde der Freude gelangen mögen."

Die Königin sprach diese Worte in einem Tone, der es zweifelhaft ließ, ob sie ernst oder scherzhaft gemeint seien; es lag aber in denselben trotz des anmuthigen Lächelns, mit welchem Isabella sie begleitete, etwas Steifes, Kaltes und Erzwungenes, das zeigte, wie gemacht die heitere Stimmung sei, in der sie sich zu befinden vorgab.

Prim gehorchte jedoch dem Befehle seiner schönen Gebieterin, und bald schäumte der Champagner in den Gläsern. Die Unterhaltung nahm eine Wendung, in welcher sie bald ernst und gefühlvoll, bald wieder heiter und leicht ironisch, bald aber auch scharf, bitter und spöttisch wurde.

Prim verstand es meisterhaft, auf alle diese Richtungen des Gespräches, die oft blitzschnell auf einander folgten, einzugehen, ohne dabei doch jemals den Grundton chevaleresker Zärtlichkeit fallen zu lassen, den er geschickt im Laufe der Unterhaltung anzuschlagen verstanden hatte.

Er schmiegte sich mit Gewandtheit in jede Form des Gespräches, und verlor sein geheimes Ziel dabei niemals aus den Augen. Er freute sich ungemein, als er zu bemerken glaubte, daß die Königin immer wärmer und zutraulicher wurde, und mehr und mehr ihm gegenüber die Hoheit ihrer Stellung fallen ließ.

Im Laufe des Gespräches ward von Seiten Prims auch des Gemahls der Königin gedacht, und Isabella erwiederte, als Prim den Namen Francisco d'Assis nannte, in zutraulichem Tone:

„Mein lieber Graf, in Betreff Sr. Majestät befinde ich mich in einer wahrhaft beklagenswerthen Lage; denn der König ist kein Mann und bei den gegenwärtigen Verhältnissen Spaniens bedarf ich mehr als



Prinz Anton von Orleans, Herzog von Montpensier, Infant von Spanien.

jemals eines Mannes. Die Verwickelungen im Innern des Landes, der Kampf der einander gegenüberstehenden Parteien, die Verhältnisse zu den auswärtigen Mächten, das Alles bedarf einer festen Hand und eines sicheren Auges.

„Das ist aber keine Aufgabe für ein Weib, und ich fühle oft genug, wie sehr ich eines kräftigen und umsichtigen Beistandes bedarf. Gewährt mir aber der König denselben? — Nein, nein!! — —

„Ich bedarf darum aufrichtiger Freunde und muß sie unter Denen suchen, die gezeigt haben, daß sie wahrhafte Männer sind; und wer hat darauf wohl gegründetere Ansprüche, als Sie, General, dessen persönliche Tapferkeit den Sieg unseres Heeres bei Tetuan mit Verachtung jeglicher Gefahr entschied.

„Ich werde Sie daher oft zu Rathe ziehen, und bin überzeugt, in Ihnen einen ebenso treu ergebenen Diener im Cabinet zu finden, als Sie es auf dem Schlachtfelde gewesen sind.

„Seien Sie mein Freund und Berather, lieber Prim, gegen den ich mein Herz ausschütten, mit dem ich mich über alle Angelegenheiten meines Landes und meiner Person aussprechen kann, ohne Verrath oder Lässigkeit befürchten zu müssen."

Sie sah bei diesen Worten Prim zärtlich an, und reichte ihm die Hand zum Kusse.

Prim sprang von seinem Sitze auf, ließ sich vor der Königin auf ein Knie nieder, küßte ihre Hand glühend, und rief aus:

„Mein Kopf, mein Blut, mein Leben ist Ihnen, erhabene Majestät, und zwar Ihnen allein geweiht. Befehlen Sie Ihrem unwandelbar treuen Diener für Sie in den Tod zu gehen, und er wird mit Freuden sein Leben für eine Herrin lassen, die er anbetet, deren Ritter zu sein er geschworen hat, und dessen höchster Stolz es ist, in ihrem Dienste sein Blut verspritzen zu dürfen."

Isabella blickte ihn zärtlich an, beugte sich etwas zu ihm herab, und sagte mit sanft bebender Stimme:

„Erheben Sie sich, mein lieber Freund, ich glaube und vertraue Ihnen! Weichen Sie niemals von meiner Seite und seien Sie mir Schutz und Schirm in den Tagen der Gefahr."

Prim erhob sich, nachdem er nochmals die Hand der Königin feurig geküßt und den Schwur unwandelbarer Treue und Ergebenheit wiederholt hatte.

Im Tone seiner Stimme lag eine wunderbare Mischung von Liebe und Ehrfurcht, und die Art, wie er die Versicherungen aussprach, welche er der Königin gab, ließ es völlig unentschieden, ob er seinen Schwur der reizenden Dame, oder der regierenden Königin leistete.

In Isabella's Busen wogten die Gefühle mit Heftigkeit durcheinander; sie fühlte sich mächtig zu dem schönen Manne, zu dem Helden der Gegenwart hingezogen, und wer kann sagen, wie weit sie in

ihrer Leidenschaftlichkeit gegangen sein würde, wenn nicht in diesem gefährlichen Augenblicke Marietta auf der Schwelle des Gemaches erschienen wäre und sie genöthigt hätte, sich zu fassen, und äußerlich eine Ruhe zu zeigen, von der ihr Inneres Nichts wußte.

„Gut, daß Du kommst, liebe Marietta," redete die Königin die Eingetretene an, „ich wollte schon nach Dir senden, um Dir kund zu thun, daß der Graf diesen Tag in unserem Schlosse als unser Gast zubringen wird, damit die nothwendigen Vorkehrungen getroffen werden können."

Marietta verbeugte sich und fragte:

„Werden Ew. Majestät jetzt bis zur Mittagsstunde in Ihren Gemächern verweilen, oder in den Garten zurückkehren?"

„Wir gedenken noch einige Zeit im Garten auf und nieder zu gehen, und sodann später in meine Gemächer zurückzukehren."

Bei diesen Worten erhob sie sich, und gab dem gleichfalls aufstehenden General einen Wink, ihr zu folgen, worauf Beide sich in den Garten zurückbegaben.

Prim verweilte den ganzen Tag in San Ildefonso an der Seite der reizenden Isabella, und kehrte erst spät in seine Wohnung zurück, nachdem er der Königin hatte versprechen müssen, seine Besuche recht oft und recht bald zu wiederholen.

Wer war glücklicher als Prim! Sein Stolz war befriedigt, und das Vertrauen auf seine glückliche und einflußreiche Zukunft in seiner Seele befestigt. Was konnte der ehrgeizige General mehr wünschen?

Es versteht sich, daß er der Königin Wort hielt, und ihr so oft, als es ihm irgend möglich war, seinen Besuch abstattete, wodurch sich Isabella sehr beglückt fühlte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Rundreise der Majestäten.

Die Politik der spanischen Regierung ist eine durchaus reaktionäre, und wenn auch die Verhältnisse, unter denen O'Donnell im Jahre 1858 zur Gewalt kam, für ihn äußerst günstige waren, d. h. wenn

auch in seiner Person, in der Person des „Wiederherstellers der rein constitutionellen Regierung,“ Garantien für die Beständigkeit und Festigkeit des Liberalismus im Gouvernement gegeben schienen, so haben doch die verhängnißvollen Verhältnisse, die den Thron bis zu seinem endlichen Zusammenbrechen umgaben, allzuschwer auch auf ihm gelastet.

Die Unione liberale, jene Partei, welche aus Abtrünnigen aller vorhandenen constitutionellen Fraktionen bestand, bewirkte schon durch ihr Vorhandensein eine Schwächung dieser Parteien, und, weil O'Donnell ihre Ideen einzuführen versprach, so hing sie ihm selbstverständlich an.

Den Monarchisten galt O'Donnell als der Retter der Monarchie, der die Revolution aufgehalten; und die Liberalen aller Schattirungen erblickten in ihm den Hort des Repräsentativsystems.

O'Donnell war noch nicht lange im Amte, als der marokkanische Krieg ihm von Neuem eine Quelle der Volksgunst öffnete.

O'Donnell und Isabella waren die Namen, die das Volk auf seinen Lippen hatte, und man hätte glauben mögen, daß die Begeisterung, die damals herrschte, eine dauernde sein würde.

Freilich war diese Begeisterung auch eine einigermaßen begründete.

Die bedeutenden Mittel, die durch die Revolution von 1854 in Spanien erzeugt worden waren, hatten der Regierung erlaubt, durch große nützliche Staatsbauten, durch Vermehrung der Kriegsflotte und durch andere Neuerungen, die man nicht versäumte, in den Augen des Volkes in das rechte Licht zu setzen, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen.

In dieser Begeisterung müssen wir auch den Grund suchen zu Dem, was nun geschah. — — —

In der Kapelle des Schlosses zu Madrid fand am 21. August 1860 ein feierliches Hochamt statt, weil am Tage vorher die königliche Familie von Spanien um einen Prinzen vermehrt worden war.

Der Infant Sebastian, seit dem 19. November 1859 auf's Neue vermählt mit der Infantin Maria Christina, war, nachdem seine fünfundzwanzigjährige erste Ehe mit der Neapolitanischen Prinzessin, Maria Amalia kinderlos geblieben, am Abend des 20. August, selbst schon fast 50 Jahre alt, endlich ein glücklicher Vater geworden.

Es war natürlich, daß darüber in der königlichen Familie eine große Freude herrschte, und wenn der Gemahl Ihrer apostolischen Majestät, König Franz de Assis Maria Ferdinand, jetzt die

Stunde gekommen wähnte, wo sich ein Versuch machen ließ, seine Rolle als königlicher Gemahl wieder aufzunehmen, so war das eine durchaus richtige Berechnung des Pater Claret, oder vielmehr, da auch dieser nicht selbstständig denken und handeln durfte, der Erzbischöfe von Saragossa und Toledo.

Das Hochamt mit feierlichem Tedeum wurde vom Pater Claret, dem Gewissensrath Ihrer apostolischen Majestät celebrirt.

Vorn am Altar der kleinen, in gothischem Styl erbauten Kapelle, deren Spitzbogenfenster prächtige Glasmalereien von einem Kunstwerthe sind, den vielleicht nicht einer der augenblicklich den Raum füllenden Andächtigen zu schätzen vermag, kniet, von ihrem schmucklosen Sitze auf der ersten der hölzernen Bänke bei dem Klange der Meßglocke herabgesunken, Ihre apostolische Majestät, die Königin Isabella.

Ihr zur Rechten, mit dem Haupt auf den Steinfliesen in einer mehr liegenden, als knieenden Stellung, erblicken wir die Nonne „Patrocinio,“ die treue Verbündete des Pater Claret, und, wie er, eine Untergebene der oben genannten beiden Bischöfen.

Der Königin zur Linken befindet sich, auch knieend, aber das Antlitz frei dem Priester zugewandt und mit der Rechten über Brust und Gesicht das Zeichen des Kreuzes machend, der königliche Gemahl.

Er hatte in der letzten Zeit wenig Gelegenheit gehabt, an die Seite seiner Gattin zu kommen, und gegenwärtig war er auch weniger seiner Neigung, als den Forderungen des Ceremoniells und der Etikette, sowie den Mahnungen des in Madrid anwesenden Erzbischofs von Toledo gefolgt.

Ihre apostolische Majestät, schon vor einigen Tagen im Beichtstuhl von ihrem Gewissensrath, dem Pater Claret, in einer Weise beeinflußt, daß ihr Sinn gegen ihren hohen Gemahl ein, wenn auch nicht liebevoller — so doch versöhnlicher oder besser gesagt, duldsamer geworden war, erhob sich nach den letzten Worten des Priesters: ite, missa est — und benützte den sich ihr darbietenden Arm Francisco's.

„Haben Sie gesehen, Gräfin,“ flüsterte beim Herausgehen aus der Kapelle die Herzogin-Wittwe de Alba der Gräfin de Lalaing y de Balazote, Gemahlin des Oberst-Stallmeisters Ihrer apostolischen Majestät, zu, „haben Sie gesehen, wie der hochwürdige Pater Claret erst Ihre Majestät die Königin fest angeblickt hat, als sie sich von den Knieen erhob und ihr hoher Gemahl sich anschickte, ihr den Arm zu leihen?“

„Ja, Herzogin, es ist eben nicht jede Frau so glücklich, wie Sie, die Sie in Ihrem beneidenswerthen Wittwenstande nach den Wünschen, respective Launen, eines Herrn und Gemahls nichts zu fragen haben. Freilich benutzen Sie auch ihre Freiheit nach Kräften."

Verlegen biß sich die so zurechtgewiesene Herzogin auf die Lippen und schwieg.

Das königliche Ehepaar war inzwischen, gefolgt von der Infantin Maria Isabella und dem Prinzen von Asturien, sowie der Aja beider, der Marquise de Novaliches und dem Majordomus des Prinzen von Asturien, dem Marquis de Alcanices, in die Gemächer Ihrer apostolischen Majestät getreten.

„Bringen Sie den Prinzen und die Infantin nach ihren Zimmern, Marquise," wandte sich die Königin Isabella an die Aja, sobald sich die hohen Flügelthüren hinter ihr geschlossen hatten, „bringen Sie meine Kinder nach ihren Zimmern! Ich wünsche mit meinem Gemahl allein zu sein."

Die letzten Worte richtete Isabella zugleich an den Majordomus des Prinzen. Marquis de Alcanices nahm hierauf den Infanten Alfons, Marquise de Novaliches die Infantin Isabella bei der Hand, und beide verließen mit den Kindern durch die Thür zur Rechten den Salon.

Isabella blieb mit ihrem Gemahl allein zurück.

„Nun, Majestät," wandte sich die Königin an diesen „was meinen Sie zu meinem Vetter, dem Infanten Sebastian? 25 Jahre verheirathet gewesen uud kinderlos, und nun, da er die zweite Ehe kaum neun Monate geschlossen, ist er schon glücklicher Vater. Daß heißt doch der Welt gezeigt, daß er Mann ist."

„Woran wohl noch Niemand gezweifelt hat, meine Königin," antwortete Franzisco, „denn man behauptet, daß ihm die Vaterfreuden durchaus nicht neu sein sollen. Aber dem sei, wie ihm wolle — ich meine, daß dieses glückliche Ereigniß, die Geburt eines Infanten, für mich doppelt freudig ist, denn ich sehe, daß meine königliche Gemahlin dadurch launig und gesprächig geworden ist.

„Ich will diese gute Laune nach Kräften benutzen — aber zu anderen Dingen, als die hochweisen Herren von der Regierung wollen, ich will —"

„Also Seine Majestät, der König Franzisco, läßt sich sagen, wozu er meine gute Laune benutzen soll! Das ist wahrhaftig nicht schlecht," fiel ihm die Königin in's Wort. „Jetzt müssen Sie mir

berichten, mein Herr Gemahl, wozu Sie diese Laune benutzen sollten und wer der Regisseur ist, der Sie in Bewegung setzt, denn daß Sie es nur wissen: ich bin wirklich bei sehr guter Laune."

Verlegen hatte Franzisco bei diesen Worten der Königin, die sich jetzt auf ein mit gelbem Sammet überzogenes, im Holze vergoldetes Sopha mehr legte, als setzte, seinen Blick gesenkt und war still geworden.

Endlich begann er: „Ich will's Ihnen sagen, Königin, wenn Sie mir versprechen, nachher mich auch mit Allem zu verschonen, was sich darauf bezieht."

„Nur her, nur heraus damit," lachte Isabella, die heut nicht übel Lust zu haben schien, ihrem Gemahl gegenüber eine größere Herzlichkeit zu entwickeln, als es seit längerer Zeit üblich war.

Der König wurde noch um einige Grade verlegener, als er ohnedies war — denn seine Gattin hatte das leichte Jäckchen, welches sie über der blusenartigen Bekleidung des Oberkörpers trug, mit einer raschen Bewegung gelüftet — wie vor übergroßer Hitze.

Freilich war es recht heiß im Zimmer; aber dem königlichen Gemahl wurde jetzt noch viel heißer, und indem er einen Lehnsessel zum Sopha schob und sich hineinsinken ließ, begann er:

„Der Erzbischof von Toledo hat mir gesagt, ich solle meine Gemahlin dazu vermögen, daß sie mit mir eine Rundreise durch das Königreich macht. Das Volk von Spanien sehnte sich darnach, seine Herrscherin zu sehen, und es sollte einen guten Eindruck machen, wenn sich dabei die Eintracht und Liebe des gekrönten Paares recht deutlich zeigt.

„Aber lassen wir das, Isabella! Was geht's uns an, wie das Volk denkt und wonach es sich sehnt. Ich habe wenigstens jetzt nur einen Gedanken, und das ist der, wirklich die Liebe meiner hohen Gemahlin zu besitzen."

Er war vom Lehnsessel auf seine Knie gesunken, und hatte die Hand der Königin erfaßt, die er stürmisch, fast mit jugendlichem Feuer, an seine Lippen preßte.

Wir können das königliche Paar verlassen und, mit Ueberspringung des Zeitraumes einiger Wochen, bald in die nächsten Folgen der geschilderten Unterredung eintreten.

Am Morgen des 9. September 1860 war Madrid, und vor Allem diejenigen Straßen der Stadt, welche vom königlichen Schlosse nach der Puerta del Sol und über dieselbe hinaus führten, festlich geschmückt.

Guirlanden zogen sich über die Straße, Teppiche hingen aus den Fenstern herab, die Fontainen sprangen heut besonders hoch, und Blumen in reicher Fülle verdeckten das schlechte Pflaster.

Die Madrilenen, und mehr noch ihre schönen, gluthäugigen Frauen und Töchter, hatten heut einen Feiertag angesetzt, obwohl im Kalender keiner stand.

Ueberall waren sie noch eifrig beschäftigt, den Schmuck der Straße und der Häuser zu vollenden, und immer von Neuem spannten sich grüne Laubgewinde über den Weg, ja an einigen Balkonen wurde sogar das Bildniß Ihrer apostolischen Majestät, der Königin Isabella, geziert mit dem dunklen Laube der Orangen und des Lorbeers, ausgestellt.

Was brachte der Tag Festliches, daß ein so ungewöhntes Leben und Treiben sich entfaltete?

War im königlichen Hause ein Prinz geboren?

Wurde ein hoher Geburts- oder Namenstag gefeiert?

Wollte Madrid das Andenken an einen Sieg, an irgend ein wichtiges historisches Factum begehen?

Nichts von alledem. —

In jener Schäferstunde zwischen dem König und der Königin, deren erste Augenblicke wir belauscht haben, hatte sowohl der König seinen persönlichen Zweck erreicht, als auch durch diese Stunde und ihre lauschige Vertraulichkeit die Majestäten übereingekommen waren, dem Erzbischof von Toledo seinen Wunsch zu erfüllen, und eine Rundreise durch die Provinzen ihres Reiches anzutreten.

Franzisko war glückselig, in so vollendeter Weise die Rolle des königlichen Gemahls zur Durchführung bringen zu dürfen und bringen zu können.

Er hatte ganz seine Angelstecken, Fischhaken, Netze und den sämmtlichen zugehörigen Apparat vergessen, und schwebte um seine volle, üppige, blühende Gattin, die in Kürze ihr dreißigstes Lebensjahr vollenden sollte, mit angestrengtester Anmuth und Grazie. —

Doch, sehen wir uns das Treiben auf den Straßen etwas näher an.

Vielleicht, daß wir aus den Gesprächen des Volkes Manches erlauschen können, wovon wir in der erhabenen Sphäre des Hofes nichts hören würden.

„Holla, Gevatter,“ ruft ein mit einer gewöhnlichen blauen Blouse bekleideter Arbeiter einem andern zu, der ein Zeitungsblatt in der

Hand hält und eifrig darin liest, „was habt Ihr da für ein Blatt? doch nicht etwa El Constitionnal?“

„Bewahre,“ antwortete der Angeredete, „wir sind zwar der Regierung Ihrer apostolischen Majestät keineswegs feindlich gesinnt, insonders seit dem glorreichen marokkanischen Feldzuge; aber wenn ich mir eine Belehrung verschaffen will über das, was in der Welt vorgeht, so greife ich gewiß nicht zu einem ministeriellen Blatte. Alle Achtung vor unserem Marschall O'Donnell — er weiß das Geld der Pfaffen recht gut anzuwenden, und bei den neuen Bauten verdient unsereins auch manchen Realen; aber in seinen Zeitungen schreibt er doch nur so, wie wir's glauben sollen, und nicht, wie 's ist. Seht her, das lese ich.“

Damit faltete er das Blatt auseinander, so daß der Titel sichtbar wurde: El Clamor publico.

„Aha, Ihr seid Progressist,“ sagte der erste Arbeiter, sobald er den Titel gelesen hatte. „Nun, ich will Euch 'mal was sagen — die Fortschrittler haben uns im Juli 1854 verrathen, und seitdem mag ich nichts mehr von ihnen wissen. Aber was steht denn Neues in der Zeitung?“

„Gar nichts von Bedeutung,“ antwortete der zweite Arbeiter, „wenigstens nichts aus Spanien. Denn so große Anstrengungen auch die Regierung macht, Ihrer apostolischen Majestät den Glauben an eine Begeisterung des Volkes beizubringen — 's bricht doch nirgends etwas von der Art durch.

„Was sollte auch? — wenn wir Beide Privatarbeit hätten und nicht bei den Staatsbauten beschäftigt wären — wir würden gewiß nicht hier stehen und gaffen. Und die Lappen, die da aus allen Häusern hängen, und die Guirlanden und all der Krimskrams, 's ist nicht das Rechte und kommt nicht von Herzen. Da wird wohl der Staatsseckel einiges müssen tragen helfen, und wenn der's trägt, so tragen wir's.“

„Hast Recht, Bruder,“ begann der Erste, der durch des Andern Rede warm geworden war, „hast Recht — ist aber ganz gut, daß die Majestäten jetzt 'mal durch's Land reisen wollen; auf diese Art werden sie wenigstens gewahr werden, wie das Volk denkt und was es braucht.“

„Meinst Du?“ erwiederte der Zweite. „Nun, dann bist Du gewaltig auf dem Holzwege — die Regierung weiß in der Provinz und auf dem flachen Lande die Schulmeister mit ihren Buben ebenso

gut zur Begrüßung der höchsten Herrschaften zu kommandiren, wie in Madrid die Staatsarbeiter und wer sonst von ihr abhängt."

„Glaub's schließlich auch," entgegnete der Erste; „aber man sollte doch meinen, wenn solche Geschichten passiren, wie im Juli bei der Einweihung der Kirche des heiligen Franziskus des Großen, wo das Volk in der Gegenwart der Königin die Mönche mit Steinen begrüßte, dann muß sie's doch merken, wie wir denken."

Die eben geschilderte Scene fand unweit der Thore des Palastes statt. Eben schickte sich der zweite Arbeiter an, eine Erwiderung zu geben — da sprengten aus den Pforten des Schlosses auf rabenschwarzen andalusischen Racehengsten zwei Vorreiter heraus, deren blendend weiße, aus feinem, neapolitanischen Ziegenleder gefertigte, knapp anliegende Kleidung in reicher Stickerei das Wappen der Königin zeigte, und auf deren Haupte sich anmuthig ein mit kecker Reiherfeder geziertes Barett wiegte.

„Platz da für Ihre apostolische Majestät, unsere allergnädigste Königin und höchstdero Gemahl! Platz da, Platz!"

Wie der Blitz waren sie vorbeigesprengt und kaum konnte man die letzten Worte verstehen.

Im offenen Wagen, von vier falben arabischen Stuten gezogen, rollte Königin Isabella aus dem Thore des Palastes heraus auf den Platz und die Straße.

Auf jedem der beiden Sattelpferde saß ein Kutscher, in seiner Kleidung wenig verschieden von den beiden Vorreitern.

Der Wagen selbst war sehr einfach, und hätte ohne die Rosse und die Vorreiter nur durch ein schmuckloses an der Thür angebrachtes Wappen verrathen, daß er für den Gebrauch der Königin bestimmt sei.

Neben der Königin zur Linken saß Se. Majestät, der König Don Franzisco d'Assis, und seine Rechte hielt die Linke seiner hohen Gemahlin gefaßt.

Huldvoll neigte sich das hohe Paar dem grüßenden Volke zu, und eine offenbare Glückseligkeit malte sich auf Isabella's Antlitz, als sie, wenn auch nicht häufig und energisch, aber doch bisweilen den Ruf ertönen hörte: „Viva Isabel! Viva Francisco de Assisi! Vive la reyna, la victoria de los Marokkanos!"

Auch ein: „Abajo el Concordato" wurde laut — aber der, welcher es rief, stand etwas seitab, und seine Stimme drang nicht durch bis zu den allerhöchsten Ohren.

Rasch war der Wagen der Königin vorübergefahren, und nun folgten nur noch die Damen und Herren vom Hofstaat, die Sennores und Sennorita's, welchen das Glück zu Theil geworden, für die Begleitung der Majestäten auf der Reise auserwählt worden zu sein.

Auf den Straßen, die der Zug durcheilte, wiederholte sich das eben gehabte Schauspiel.

Hinter der Puerta del Sol, wo der Bahnhof von Madrid sich befindet, dieses Gebäude, dessen Vorhandensein einigen Herren von der Geistlichkeit noch immer nicht in den Kram passen mag, schwollen die Viva-Rufe noch einmal mächtig an, und als die Majestäten sammt ihrem Gefolge, ohne jeden Aufenthalt, in den bereitstehenden Zug gestiegen waren, wartete die Mehrzahl der vorhandenen Neugierigen kaum mehr das Pfeifen der Locomotive ab.

Auch dieses Pfeifen erscholl auf ein Zeichen des Polizeidirektors von Madrid, der in Person auf dem Bahnhofe anwesend war, und davon brauste der Zug.

An dem schönen Aranjuez brauste der Zug vorüber, ohne zu halten, wie er überhaupt ganz Neu-Castilien durcheilte, ohne nur in einer einzigen Station zu rasten.

Nur etwas weniger Dampf gab der Zugführer, wenn das eiserne Roß einem Bahnhof nahte — die Schaffner bremsten — und mit mäßiger Geschwindigkeit, so daß die Veranstaltungen zur Begrüßung des hohen Paares, Alkalden in Gala, Priester im Ornat, präsentirende Soldaten, wo eine Garnison war, gesehen, daß der dargebrachte Gruß flüchtig erwiedert werden konnte, ging es bis hinaus in's Freie, wo von Neuem die Kraft der Maschine sich auf's Höchste spannte.

So kamen die Majestäten endlich am Nachmittage in Alvacete, einem Murcianischen Städtchen, an.

Bald in der Nähe des Bahnhofes war ein Triumphbogen errichtet, und der Alkalde von Alvacete hielt eine sehr schöne Rede, welche von des Landes Wohlfahrt und Glück, von der Liebe der Regentin und nebenher von deren Gemahl handelte.

Das Volk schrie Viva, Guirlanden und Teppiche, wie am Morgen in Madrid, und als die Königin im Hause des Alkalden abgestiegen, verlief sich die Menge hier wie dort.

Der Reiseplan ging dahin, daß in Alvacete ein Nachtquartier gemacht werden sollte. Am folgenden Morgen ging es weiter, nicht jedoch, ohne daß eine Deputation der Bürgerschaft von Alvacete, und eine eben solche der Landbevölkerung aus der Umgegend vorher erst eine Audienz erbeten und bewilligt erhalten hatte.

Schon nach diesen ersten Audienzen war Königin Isabella verstimmt — man hatte es gewagt, ihr rathen zu wollen wegen des Concordates, welches nach dunklen, umgehenden Gerüchten einen Zusatzvertrag erhalten sollte.

Verstimmt setzte sich die Majestät in den Wagen, verstimmt fuhr sie nach dem Bahnhof, und bei der Ankunft in Valencia war der herzliche Empfang von Seiten der Bevölkerung wirklich nöthig, um der Königin ihre alte Laune wiederzugeben.

Der Empfang in Valencia war deßhalb ein herzlicher, weil das Volk noch des Ortega'schen Aufstandes auf Mallorca gedachte, den es nicht gebilligt hatte — freilich weniger aus Liebe zu Isabella, als vielmehr aus Abneigung gegen den Grafen Montemolin.

Auch in Valencia rasteten die Majestäten, ja sie blieben sogar den ganzen folgenden Tag, und bestiegen erst am 12. September früh den Schraubendampfer La Espana.

Am Hafen hatte sich eine unabsehbare Menschenmenge eingefunden, und die Hafenpolizei hatte auf dem Wasser alle Hände voll zu thun, um unter den sich drängenden Gondeln und Kähnen, sowie besonders zwischen den schreienden, lärmenden und sich zankenden Führern derselben Ordnung und Ruhe zu erhalten.

Es war ein reizender Tag, der 12. September 1860, an dessen frühem Morgen — schon gegen 5½ Uhr — die Abfahrt stattfinden sollte.

Vom Stadthause aus, in dessen Räumen die Majestäten während ihres Aufenthaltes in Valencia weilten, bis an die Ufer des Guadalaviar und hinab an denselben zum Meere hin wogte die Menge. Soldaten der Garnison bildeten Spalier, um den Weg für die königliche Kutsche und deren Gefolge frei zu erhalten. An den Häusern und auf der Straße waren neben dem Schmuck der Blumen, Teppiche, Bildnisse und Statuetten der Königin häufig noch die Spuren der Illumination vom gestrigen Abend zu erkennen.

Die Königin hatte am Tage vorher in Gegenwart ihres hohen Gemahls, ihres Oberkammerherrn, des Grafen de Altamira, Herzogs de Montemar, und der Nonne Patrocinio verschiedene Audienzen ertheilt, sowohl an Deputationen, als an hervorragenden Persönlichkeiten und Würdenträgern der Stadt und Umgegend. Der Bedeutendste der Letzteren, zugleich der von der Königin und ihrer geistlichen Begleiterin am Liebsten Gesehene, war der Erzbischof von Valencia gewesen, M. Barrio y Fernandez, der im selben Jahre

erst, nach dem Tode seines Vorgängers, mit Ring und Stab belehnt worden war.

Dann, nach diesen Mühseligkeiten des Tages, bei denen sich Seine Majestät, König Franzisco, unsäglich langweilte, hatte das spanische Herrscherpaar den Wagen bestiegen, um die von der Bürgerschaft ohne allzuviel Zuthun von Seiten der Behörden veranstaltete Illumination zu sehen.

Diese Fahrt durch die Straßen der Stadt glich einem Triumphzuge, und war die Königin Isabella schon den Tag über glücklich gewesen über die sich bei Gelegenheit der Audienzen kund gebende Liebe der Valencianer, so wurde sie vollends entzückt durch die wahrhaft sinnigen Embleme und Transparente, welche sich in den Straßen ihren Blicken darboten.

Auf dem Rücksitz des Königlichen Wagens hatte neben der Nonne Patrocinio der Bürgermeister (Alkalde) von Valencia seinen Platz gefunden. Er war der Führer und Erklärer, und oft mußte der Wagen halten, damit Zeit blieb, die Inschriften der Transparante zu lesen.

Jetzt, am Morgen darauf, trat eine Thräne in's Auge der Königin, als sie überall, wohin sie blickte, Zeichen der Anhänglichkeit und Liebe der Valencianer sah.

„Warum ist Valencia nicht Madrid, und warum herrscht nicht überall in meinem Reiche eine Stimmung, wie ich sie hier finde?“ rief sie schmerzlich bewegt aus; „ach, ich will ja nur das Gute — und doch stellen sich mir so viele und unüberwindliche Hindernisse in den Weg.“

„Beten Sie zu Gott, Majestät,“ erwiederte die Nonne Patrocinio, die wieder der Königin gegenüber Platz genommen hatte, „beten Sie zu Gott, daß er die Herzen Ihrer Unterthanen wecke und die Augen des Volkes öffne, damit es Sie und Ihre Handlungen recht beurtheilt.“

Isabella hatte keine Zeit, auf diese Trostesworte zu antworten — sie mußte ihre ganze Aufmerksamkeit dem überall auf ihrem Wege sich drängenden Volke, seinen Viva-Rufen und andern Freudenbezeigungen widmen.

Endlich war der Hafen, nach welchem seit einigen Jahren von der Stadt auf dem linken Ufer des Guadalaviar ein Schienenstrang gelegt ist, der damals noch nicht vorhanden war, erreicht.

Die Majestäten verließen den Wagen, und begaben sich mit ihrem Gefolge in die bereit liegenden Gondeln, um nach der Espana über-

zusetzen. Mit Mühe hatte die Hafenpolizei vom Ufer bis zum Schiff einen Streifen Wasser frei erhalten.

Als die vergoldete Gondel, welche voranfahrend die Königin, den König, den Bürgermeister von Valencia, die Nonne Patrocinio und die Herzogin-Wittwe de Alba trug, sich dem zu ihrer Aufnahme bestimmten Schiffe näherte, drängten sich drei reich mit Kirchenfahnen geschmückte Gondeln aus der Masse hervor, deren erste von einem sogenannten „Himmel" überdacht war, wie er katholischen Würdenträgern bei Prozessionen dazu dient, darunter hinzuschreiten.

Unter dem Himmel stand, im vollen Kirchenornate, der Erzbischof von Valencia.

Das Glöcklein des Meßknaben ertönte, trotz des Lärms im Hafen, weithin und sofort verbreitete sich eine Todtenstille.

Andächtig sank das Volk ringsum — in den Kähnen und auf dem Lande — auf die Knie.

Jedermann begriff sofort, daß der Prälat, um der apostolischen Majestät eine angenehme Ueberraschung zu verschaffen, hier im Hafen, auf dem Meere, vor allem Volke eine Messe zu lesen beabsichtigte.

Die Königin Isabella war vielleicht die Erste von Allen, deren Kniee sich beugten. Waren ihr vorhin, bei der Fahrt nach dem Hafen, schon Thränen in die Augen getreten, so mußte sie nun vollends weinen.

Aber Isabella weinte nicht allein — Tausende von Augen rundum wurden feucht, als, gerade im Augenblicke der Handlung, die Sonne sich aus den Wellen erhob. —

Die Messe war vorüber — der Priester hatte dem königlichen Paare seinen Segen ertheilt — man bestieg die Espana — die Maschinen begannen zu stampfen und zu arbeiten — aufzischte das Wasser am Bugspriet — der Dampfer fuhr davon, nach Osten, der aufgehenden Sonne entgegen.

Lange noch, so lange das Land und der Hafen sichtbar blieben, stand Isabella auf dem Verdeck und winkte, nassen Auges, mit ihrem Taschentuch den treuen Valencianern Grüße zu. — — —

Am selben Tage noch landeten die Majestäten auf der Insel Mallorca, und zwar warf das Schiff im Hafen von Palma, im südwestlichen Theile der Insel, Anker.

Hier, wie in Valencia war der Empfang ein herzlicher, während das Volk von Barcelona, wo Isabella und ihr Gemahl am 15. September von Palma eintrafen, sich sehr kalt und zurückhaltend zeigte. 40,000 Menschen waren zum Empfange versammelt und das

sah recht stattlich aus; aber diese 40,000 waren mit Mühe und Noth von der Regierung zusammengebracht worden.

Die weiteren Reise-Erlebnisse, welche nichts von Interesse bieten, übergehen wir ganz und wenden uns nach Madrid zurück, wo inzwischen Wichtiges geschah.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Revolte des Bataillons Baza.

Während Ihre apostolische Majestät, die Königin Isabella von Spanien, mehrere Provinzen ihres Reiches in Begleitung ihres hohen Gemahles durchreiste, geschah in Madrid etwas, was dem Ministerpräsidenten O'Donnell am meisten unangenehm war.

Das spanische Herrscherpaar befand sich in Saragossa — und der damals gerade dort anwesende General Prim gab sich alle Mühe, seinerseits durch Feuer, Aufmerksamkeit und Hingebung der Königin die Kälte, Gleichgültigkeit und Zurückhaltung der Saragossen weniger empfindlich zu machen, als der Telegraph die Kunde von dem jetzt zu schildernden Ereigniß vor die allerhöchsten Herrschaften brachte, und dadurch die Mißstimmung Isabella's, die vor dem ritterlichen, galanten Wesen des General Prim verschwunden war, wie der Nebel vor der aufgehenden Sonne, wieder recht stark hervortreten ließ.

Nordwestlich von Madrid, rechts von der Straße, die von der Residenz nach Valladolid und dem Königreich Leon führt, etwa drei Leguas von der Stadt, bei dem Dorfe Las Rozas, unweit des Rio Guadarama, erstreckt sich eine ziemlich bedeutende Hochebene ohne jede Senkung oder Hebung des Bodens.

Erst weiter im Nordwesten, nach der Sierra de Guadarama zu, etwa zwei Leguas hinter Las Rozas, beginnen die ersten Hügelketten, die, je mehr man auf der Straße nach Segovia und Valladolid vordringt, immer häufiger und steiler sich erheben, und endlich eine recht bedeutende Höhe, im Pennalara von 8588 Castilischen Fuß, erreichen.

Auf dieser Hochebene befindet sich zur Zeit unserer Erzählung

ein Lager der Truppen. Man hatte diese Art, den Krieg im Frieden nachzuahmen, welche zuerst der Kaiser Napoleon in Anwendung brachte, auf Prim's Empfehlung nach Beendigung des Marokkanischen Feldzuges auch in Spanien eingeführt, und es befanden sich, außer bei Madrid, solche Truppenlager noch bei Sevilla im Süden und im Osten bei Saragossa.

Unter dem Vorwande, das letztere Lager besuchen zu müssen, war General Prim am 20. September von Madrid abgereist, und wie wir wissen, in Saragossa mit Ihrer apostolischen Majestät, der Königin Isabella zusammengetroffen.

Während Prim die Königin nach Kräften unterhielt, Festlichkeiten im Schloß, Gondelfahrten auf dem Ebro und dem Canal Imperial — ein im Jahre 1808 von den Franzosen erbauter Canal neben dem Ebro — stattfanden, herrschte im Lager von Las Rozas eine nicht unbedeutende Aufregung, welche, vom Tage der Abreise des Generals Prim beginnend, fortwährend größere Dimensionen annahm.

Das Lager war in einem regelmäßigen Fünfeck, mit sternartigen Verschanzungen, wie sie bei Befestigungen üblich sind, angelegt. Der Haupteingang befand sich auf der Ostseite, in der Nähe eines Kastanienwäldchens, dessen entgegengesetzte Seite sich an den Rio de Henares, der wie der Rio de Guadarama ein Nebenfluß des Tajo ist, anlehnt.

Gegenüber diesem Haupteingange, auf der Westseite des Lagers, kampirt das Jägerbataillon Baza, eine Truppe, welche bei der Eigenartigkeit des marokkanischen Feldzuges besonders Gelegenheit gehabt hatte, sich hervorzuthun, und welche auch in jenem Guerilla-Kriege Bedeutendes geleistet hatte.

Wie schon jede Truppe, die durch ihre Thaten und Tapferkeit hervorragt und welcher die Huldigungen des Volkes fort und fort sagen, daß sie geliebt und geachtet sei, leicht in die Lage kommt, mit eigenen Forderungen und Ansprüchen hervorzutreten, so geschieht dies noch viel leichter in Spanien.

Die spanische Armee besteht nicht aus Bajonneten — der spanische Soldat ist keine Kommandir-Maschine, nein, er ist ein Bürger, der eine politische Ueberzeugung hat.

Entsteht zwischen dieser politischen Ueberzeugung und der Forderung des Gehorsams der Kriegszucht ein Zwiespalt, so geschieht es in Spanien gar leicht, daß der Soldat, anstatt der Disciplin, die er allein kennen sollte, das Recht der freien Meinungs-Aeußerung eines Bürgers in Anwendung bringt.

Dieser Eigenthümlichkeit seines Heeres verdankte Spanien mehrmals die Rettung seiner Freiheit. — —

Das Bataillon Baza also hatte sich in Marokko ausgezeichnet. Nach der Rückkehr in die Heimath hatte sich eine große Zahl der Leute der Hoffnung hingegeben, sie würden entlassen werden, wenn nicht für immer, so doch auf einen längeren, bedeutenden Urlaub.

Diese Hoffnung war getäuscht worden.

Die spanische Politik, in Wirklichkeit und trotzdem O'Donnell an der Spitze der Regierung stand, viel reaktionärer, als Jedermann glaubte, neigte durch die Vermittelung Sr. Heiligkeit des Papstes zu einer Unterstützung des Hofes von Neapel, und da der berühmte Re Bomba das Feuer unter den Füßen fühlte, so hielt man es für gerathen, vorläufig die Truppen zusammen zu halten.

Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen.

Unter den Unteroffizieren des Bataillons Baza war ein Mann, Namens Manuel Cerezo, von Geburt ein Andalusier aus dem Städtchen Caza Blanca am schönen Guadalquivir, oberhalb des berühmten Cordoba.

In den Adern der Bevölkerung jener Gegend fließt noch viel Maurenblut — heiß, gluthend, rechthaberisch.

Manuel Cerezo hatte früher in Cordoba in Garnison gelegen, und sein Weib, Annetta Bolanos, lebte noch in jener Stadt.

Wer den schlechten Zustand der spanischen Posten kennt, wird es nicht wunderbar finden, daß ein Brief Annetta's an ihren Mann volle vier Wochen brauchte, um von Cordoba nach dem Lager von Las Rozas zu gelangen.

Dieser Brief, welcher einen Tag vor der Abreise des General Prim eintraf, brachte die Nachricht, daß Pedro, Cerezo's ältestes, jetzt drei Jahre zählendes Söhnchen am Scharlachfieber höchst gefährlich erkrankt, und daß sehr wenig Hoffnung sei.

Cerezo, der sein Weib und seine Kinder unsäglich liebte, war außer sich, als er den Brief gelesen.

Ohne Aufenthalt eilte er zum General Prim, zeigte den Brief seiner Frau vor, und bat um Urlaub.

Prim, dem durch die Herren von der Diplomatie die Hände gebunden waren, und der nichts thun wollte, wodurch er nach Oben hin anstoßen konnte, verweigerte den Urlaub, indem er den Soldaten zugleich auf das alte Datum des Briefes aufmerksam machte.

„Warum willst Du reisen? Der Brief ist vier Wochen alt, — Dein Kind also entweder schon lange begraben oder lange gesund —

so bleibe hier, spare Dein Geld und warte einen zweiten Brief ab," sagte der General zu dem Unteroffizier.

Manuel ging — sah sich den Brief und sein Datum, worauf er nicht geachtet hatte, noch einmal genau an — fluchte nicht — knirschte nicht mit den Zähnen — er ging und handelte.

Von Zelt zu Zelt wanderte er — in der Nacht gönnte er sich und seinen Kameraden keine Ruhe — bis er, in fabelhaft kurzer Zeit, den in Massen vorhandenen Brennstoff zusammengetragen hatte und Alles bereit war.

Am Morgen des 24. September sollte das Bataillon Baza die Lagerwache beziehen.

Die Trompete ertönte — die Mannschaften sammelten sich in Corporalschaften auf den dafür bestimmten Plätzen, und zogen sich allmählig auf der Hauptstraße des Lagers zusammen.

Als das Bataillon in Reih und Glied stand, kommandirte der Major desselben, de Calbó: „Vorwärts, Marsch!" — — aber keiner der Soldaten bewegte sich von der Stelle.

de Calbó, ohne jede Ahnung dessen, was im Werke war, hatte das Commando ertheilt, mit dem Rücken gegen das Bataillon gerichtet. Sein Schimmel ging schon vorwärts.

Als er Nichts von dem üblichen Trompetenschall hörte, die Musik stumm blieb, warf er verwundert den Schimmel herum.

Als er das Bataillon ruhig, Gewehr bei Fuß, auf derselben Stelle stehen sah, war er erst sprachlos vor Erstaunen.

Zu Worte kam er nicht; denn nachdem er sich endlich von seinem Staunen erholt hatte und sprechen wollte, rief das Bataillon wie aus einem Munde:

„Viva Isabel! Viva Prim!"

Mit diesem Ruf wollten die Leute andeuten, daß sie nichts gegen die bestehende Regierung im Schilde führten.

Als der Ruf verklungen war, trat Manuel Cerezo mit drei Gemeinen aus dem Gliede heraus vor die Front, salutirte und schwieg.

Der Major hatte als Spanier bald begriffen, daß es das Beste sei, die Leute ruhig anzuhören, und daß man ja hinterher noch Alles thun könne.

„Was wollt Ihr, Mannschaften?" fragte er mit dem ruhigsten Ton von der Welt.

„Um Vergebung, Herr Major," begann Manuel Cerezo, „als wir aus Marokko zurückkehrten, da glaubten wir, es werde eine große Beurlaubung eintreten.

„Wir haben uns in dieser Erwartung getäuscht.

„Einige von uns müssen die Heimath wiedersehen.

„Sie bekommen keinen Urlaub!

„Herr Major! Um ohne Urlaub Soldat sein zu können, ist es nöthig, die Dienstzeit um zwei Jahre abzukürzen.

„Das Bataillon Baza verlangt diese Verkürzung, und wird nicht eher wieder seinen Dienst aufnehmen, als bis diese seine Forderung genehmigt sein wird."

Während dieser Rede Manuel's begannen sich die zur Rechten und Linken von den Jägern liegenden vier Bataillone Grenadiere zu sammeln, und machten Miene, sich ihren revoltirenden Kameraden anzuschließen.

„Viva reyna Isabel! Viva Prim!" tönte es schon rundum.

„Beruhigt Euch, Leute," begann Major de Calbó; „ich werde heut noch nach Madrid reiten und Eure Wünsche dort an der rechten Stelle vortragen. Bis ich aber mit der Entscheidung zurück bin, die, wie sicher angenommen werden kann, eine günstige sein wird, bis dahin thut Eure Schuldigkeit und folgt meinem Befehle."

„Nein, Herr Major!" nahm wieder Manuel Cerezo das Wort, „wir sind übereingekommen, nicht eher uns vom Fleck zu rühren, als bis uns von der Regierung die Verkürzung der Dienstzeit um zwei Jahre zugestanden ist."

„Nun gut —" antwortete rasch entschlossen der Major, „wenn Ihr durchaus nicht anders wollt, so geht in Eure Zelte zurück, und ich werde schleunigst veranlassen, daß Euer Wunsch erfüllt werde."

Damit sprengte er davon nach dem Eingange des Lagers, wo auf seinen Ruf sich rasch die höheren Offiziere des Lagers sammelten.

Das Bataillon Baza ging nicht in seine Zelte zurück, sondern verkehrte angelegentlich mit den vier Grenadier-Bataillonen, die sich mit der gestellten Forderung vollkommen einverstanden erklärten. — —

Die Berathung am Eingange des Lagers hatte nicht lange gedauert. In der Nähe der Berathenden befanden sich die Zelte der Artillerie.

Rasch gaben die Offiziere dieser Waffe die nöthigen Befehle — die Signal-Hörner ertönten — in wenig Minuten stand die Mannschaft an den Geschützen, und richtete die Rohre derselben nach dem Innern des Lagers.

Ebenso schnell waren die Cavallerie-Offiziere zu ihren Truppen geeilt, und boten auch diese gegen die Aufrührer auf, und so konnte nach kurzer Frist der Major de Calbó zu seinem Bataillon zurückreiten.

„Ihr seht," begann er ganz kaltblütig, indem er sich dicht an die Aufrührer heranwagte, „daß Ihr verloren seid, wenn Ihr Widerstand leistet. Wollt Ihr Euch jetzt fügen und Euren Dienst versehen?"

Wieder wollte Manuel Cerezo vortreten und das Wort ergreifen, — da hielten ihn seine Kameraden zurück und ein Murmeln erhob sich:

„Es ist vergebens; die Cavallerie und Artillerie verläßt uns, so sind wir verloren."

Das war Antwort genug.

„Stillgestanden!" kommandirte de Calbó. „Unteroffizier, nehmen Sie den Unteroffizier Manuel Cerezo und die drei Gemeinen, die vorhin mit ihm aus dem Gliede getreten sind, gefangen und bringen Sie dieselben nach der Lagerwache!"

Der Befehl wurde ausgeführt.

„Gewehr über!" kommandirte der Major weiter. „Bataillon vorwärts, Marsch!"

Die Hörner klangen — die Soldaten folgten dem Befehl.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Tage darauf trat ein Kriegsgericht im Lager von Las Rozas zusammen, welches den Unteroffizier Manuel Cerezo, sowie die drei Gemeinen, die mit ihm verhaftet worden waren, als Rädelsführer zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt.

Das Urtheil bedurfte der Bestätigung durch den Oberbefehlshaber, und da dieser — General Prim — sich in Zaragoza befand, so mußten die Akten, allerdings nur ein sehr kleines Bündel, dorthin übersandt werden.

Am 28. September, Abends, traf die Bestätigung des Todes-Urtheils im Lager von Las Rozas ein.

Am folgenden Tage früh Morgens wurde den Gefangenen das Urtheil verkündigt — ihre Fesseln wurden ihnen abgenommen — vier Dominikaner-Mönche wurden aus Madrid zur Abnahme der Beichte bei den Verurtheilten berufen.

Die Patres kamen und wurden — ein jeder besonders mit seinem Beichtkinde — eingeschlossen.

Die drei Gemeinen zeigten sich ihren geistlichen Tröstern gegenüber recht zerknirscht, — sie hatten nur aus Rechtsgefühl und nicht im Kampfe für eigene Interessen sich in so hervorragender Weise an der Revolte betheiligt, und bedauerten nun zu spät ihren allzugroßen Heroismus.

Manuel Cerezo kannte keine Reue, sondern nur den Zorn.

Den Dominikaner, den man ihm in den von ihm bewohnten Raum, der als Gefängniß dienenden Bretterbude, schickte, einen großen, starken korpulenten Mann, faßte er, sobald er eingetreten war, mit beiden Händen bei den Schultern, schüttelte ihn und rief:

„Mann Gottes, was willst Du bei mir? Du hast kein Weib und hast kein Kind — Du bist unfähig, meine That zu begreifen und bist unfähig, mich zu trösten! Geh', woher Du gekommen bist — ich werde die letzten Schritte, der Kugel entgegen, allein thun."

„Du hast die letzte, ernste Stunde vor Dir" — begann der Mönch — „und bald geht Deinem Geiste ein neues Leben auf. Willst Du die Segnungen und Tröstungen der Religion verschmähen, willst Du dahinfahren in Deiner großen Sünde, ohne Absolution empfangen zu haben? Willst Du — —"

„Herr Pater!" unterbrach ihn der Verurtheilte — „wenn Ihr meint, daß meine That eine Sünde sei und der Absolution bedürfe, so bitte ich Euch, packt Euch schleunigst, woher Ihr gekommen seid! Will der Pfaff mir sagen, daß ich sündige, wenn ich Alles daran wage, um meine Vaterpflichten zu erfüllen!"

Mit diesen Worten kehrte Manuel dem Priester den Rücken. So viel derselbe sich auch mit Ermahnungen Mühe gab — Manuel blieb stumm und theilnahmlos.

Endlich öffnete sich die Thür des Arrestes, und ein Auditor in Begleitung zweier Offiziere trat herein.

Draußen traten alle Truppen des Lagers unter die Waffen.

Zur Vollstreckung des Todesurtheils waren zwei Compagnieen eines in der Stadt Madrid garnisonirenden Schützen-Bataillons kommandirt und schon im Lager eingetroffen.

Als die vier Verurtheilten aus der bisher von ihnen bewohnten Baracke heraustraten, erscholl — ohne jegliches Commando — durch das ganze Lager hindurch ein Trommelwirbel. Die Trommler des zunächst stehenden Bataillons begannen den Wirbel und — einer vorher beim Apell ertheilten Ordre gemäß — sämmtliche Tambour's fielen ein.

Das zweite Bataillon des Linien-Infanterie-Regiments Fijo de Ceuta war zur Begleitung der Gefangenen zur Richtstätte kommandirt.

Frei und ohne Fessel kamen dieselbe aus der Baracke herausgeschritten. Die Dominikaner gingen nebenher, und reichten den Verurtheilten von Zeit zu Zeit das Cruzifix zum Kusse. —

Nur Manuel war und blieb den Mahnungen des Priesters gegenüber taub.

Der Zug der Empörer und ihrer Bewachung — unter Begleitung der Auditoren, des Militär-Gouverneurs der Provinz und Stadt Madrid, General-Majors Grafen de la Canada, des Civil-Gouverneurs Marquis de la Vega de Armigo, Sr. Excellenz des Marschalls O'Donnell, Grafen von Lucena und Herzogs von Tetuan, der hier in seiner Eigenschaft als Kriegsminister erschien, und vieler anderer Offiziere verschiedener Grade — war bei dem zur Hinrichtung bestimmten Orte angelangt.

Dieser Ort war der Rand des von uns schon genannten Kastanienwäldchens am Rio de Henares.

In einer Reihe waren vier Gruben gegraben — die aufgeworfene Erde vor jeder derselben zu einem kleinen Hügel vereinigt.

In einer Entfernung von zehn Schritt von diesen Hügeln standen, in halben Compagnieen, die zur Vollstreckung des Urtheils kommandirten Schützen.

Die Gefangenen wurden an die Gruben geführt, und mußten sich auf die Erdhügel stellen.

Ehe ihnen die Binde um die Stirn gelegt wurde, trat der General-Auditor vor, und las mit lauter, weithin schallender Stimme das Urtheil vor.

Darauf legte der Profoß den also rechtlich schon Todten die Binde um — die Mönche mußten zurücktreten — die Schützen luden — schon hatten die Soldaten die Hand am Hahne um loszudrücken — — da, ehe noch das Kommando „Feuer!" erscholl, rief der Graf de la Canada dem die Exekution leitenden Obersten ein: „Halt!" zu.

Aller Augen richteten sich nach Süden, wo auf der Straße von Madrid ein mit seinem weißen Taschentuch schon von weiter Ferne winkender Reiter auf schaumbedecktem Rosse sichtbar wurde.

„Das ist die Begnadigung," flüsterte ein hübscher, junger kastilianischer Offizier einem neben ihm stehenden, wettergebräunten alten Major zu.

„Für den Unteroffizier Cerezo sicher nicht," gab dieser zurück.

Der Reiter kam näher und näher, bis er endlich, auf dem Richtplatze angelangt, seinen Hengst vor dem mit raschem Blick als Höchster der anwesenden Offiziere erkannten Marschall O'Donnell zum Stehen brachte, und diesem ein großes, mit dem königlichen Siegel verschlossenes Schreiben überreichte.

O'Donnell erbrach dasselbe, und, nachdem er selbst einen flüchtigen

Einblick genommen, las er so laut, daß es auch die Verurtheilten hören konnten:

„Wir Isabella Luisa von Bourbon, von Gottes „Gnaden, Königin von Spanien, Aragonien ꝛc. ꝛc. schenken „hiermit, Kraft des uns beiwohnenden, von Gott verliehenen „Rechtes der Gnade, den drei durch das Kriegsgericht vom „25. September dieses Jahres im Lager von Las Rozas zum „Tode rechtskräftig verurtheilten Empörern, Jäger Joaquim „Santos, Jäger Dias Laremgeira und Jäger Josino „Costa das Leben und begnadigen dieselben zu dreißigjähriger „Festungshaft.

„So gegeben im Schlosse zu Saragossa am 28. September „im Jahre des Heils 1860.

Isabella II., Königin von Spanien."

Jubelnd rissen sich die drei Begnadigten die Binde von den Augen, und gern ließen sie sich auf's Neue fesseln. War ihnen doch das Leben geschenkt, des Dasein's süße Gewohnheit — und sie konnten athmen und den Himmel schauen, und durften hoffen, dermaleinst doch noch frei zu werden.

Rasch wurden sie in's Lager zurückgeführt, und nun endlich die unterbrochene Exekution bei dem allein noch übrig gebliebenen Delinquenten wieder aufgenommen.

Seine entblößte Brust war von drei Kugeln durchbohrt, deren eine das Herz getroffen hatte, das Herz, das einst so treu für seine Lieben schlug.

Entseelt sank der Körper zurück in die Grube. — Ingenieure mit Schaufeln traten hervor, und als, unter dem Wirbel der Trommeln, noch nicht der Letzte der Soldaten vom Richtplatze verschwunden war, wölbte sich schon der Hügel über den Leichnam des Gerichteten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Attentat des Rodriguez Servia.

War der gute Eindruck, den der Empfang in Valencia und auf Mallorca auf Ihre apostolische Majestät gemacht hatte, kaum erhalten worden durch die Feierlichkeiten in Barcelona, denen man den Zwang und die Kälte anmerkte, ja hatte ihn die offenbare Zurückhaltung der Saragossen, die sich durch die heftigsten Anstrengungen der Regierung absolut nicht begeistern ließen, und die Kunde vom Militär-Aufstande total abgeschwächt und verwischt, so erwartete die Königin Isabella in ihrer Hauptstadt noch eine viel trübere Erfahrung.

Wir wissen, daß derjenige Bahnhof der Stadt Madrid, von welchem Isabella abgefahren war, und auf welchem sie auch, obgleich von anderer Richtung kommend, jetzt wieder eintraf, vor der Puerta del Sol liegt.

Heut wieder, wie bei ihrer Abreise, waren Arbeiter, Schulkinder und Volk in ziemlich bedeutender Menge versammelt, und mit Jubel wurde die Königin beim Herausfahren aus dem Bahnhofe begrüßt.

Man hatte schon gelernt — oder vielmehr der Oberkammerherr Graf de Altamira, Herzog de Montemar hatte gefunden, daß es sich empfehle, langsam fahren zu lassen, sobald sich irgend eine bedeutendere Volksmenge auf den Straßen zeigte, durch welche der Wagen der Majestäten kam.

So hatte er denn auch hier, sobald er vom Ober-Commandanten des Hellebardier-Corps der Königin, General-Lieutenant Herzog de Aumada erfahren hatte, daß Volk genug sich gesammelt habe, den Befehl zum langsam Fahren ertheilt.

So gelangten, unter fortwährenden Viva-Rufen, denen die Königin und der König durch leutseliges Grüßen aus dem Wagen heraus antworteten, die Majestäten allmählig bis an die Puerta del Sol, und eben war man im Begriff, durch das Thor in das Innere der Stadt einzufahren, als plötzlich dicht beim Wagen Ihrer apostolischen Majestät ein bedeutender Tumult entstand.

Von allen Seiten strömten Beamte der Polizei, theils in Uniform, theils in Civil, herbei, und hatten Mühe, einen jungen, etwa zwanzigjährigen Menschen, dessen Aeußeres etwas heruntergekommen aussah, vor der Wuth und den Insulten des Volkes zu schützen.

Der Wagen der Königin machte auf einen Wink Isabella's Halt.

König Francisco wurde sehr unruhig und beschwor seine Gemahlin, doch weiter zu fahren, wo möglich im gestreckten Galopp — denn er hatte Angst, es könnte ihm unter der Masse von Menschen, die er nie gern hatte, ein Unglück zustoßen.

Da arbeitete sich der Polizei-Präsident von Madrid durch das Gedränge hindurch an die Thür des königlichen Wagens, und, schon von Weitem grüßend, begann er:

„Gottes gnädiger Schutz und Beistand ist sichtbar mit Euer apostolischen Majestät! Soeben haben Euer Majestät Sicherheitsbeamte einen augenscheinlich irrsinnigen Menschen verhaftet, der ein Terzerol in der Richtung nach dem Wagen der allerhöchsten Herrschaften abzufeuern versuchte. Die verbrecherische Absicht ist augenscheinlich vorhanden; aber Gottes Hand hat schon da geschützt, wo der Menschen Schutz und Vorsicht noch nicht gefruchtet hätte: das Terzerol versagte.

„Majestät können beruhigt weiterfahren — es ist ein einzelner Wahnwitziger, dessen That von der Menge nicht gebilligt wird. Haben die Diener der Polizei doch Mühe gehabt, den Missethäter am Leben zu erhalten, da das Volk, dessen Liebe zu seiner erlauchten angestammten Herrscherin sich in diesem Augenblicke recht deutlich zeigte, ihn am Liebsten sofort getödtet hätte."

„Also der Bösewicht ist wahnsinnig, wissen Sie das gewiß, Präsident?" fragte die Königin.

„Wenn ich es auch noch nicht mit Bestimmtheit und Sicherheit zu behaupten im Stande bin — die Entscheidung darüber ist ja Sache der Untersuchung — so ist es doch wohl ersichtlich und liegt auf der Hand, daß nur eine Geistesstörung dazu verleiten kann, solch sinnlosen Schritt zu thun. Der Mensch ist ein Spanier, wie sich aus allen Anzeichen mit bedeutender Sicherheit schließen läßt; — und ein Spanier, wenn er bei gesunden Sinnen ist, wird doch nimmermehr versuchen, an das Leben seiner geliebten Königin Isabella Hand anzulegen.".

„Viva Isabel! Abajo el delitos*)" unterbrach das Rufen des Volkes den Präsidenten.

Auf einen Wink der Königin setzten sich die Rosse in Bewegung, und in sausendem Galopp eilten die Wagen der Königin

---

*) Nieder mit dem Verbrecher.

und ihres Gefolges, umschwärmt von einer Suite von Palast- und Generalitäts-Offizieren, davon. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Unter der Volksmenge, die sich hier dichter, dort mehr zerstreut auf den Straßen bewegte, welche die Majestäten passiren mußten, war den Herren Alguazils (Polizeibeamten) ein junger, blasser Mann von etwa zwanzig Jahren und etwas heruntergekommenem Aeußern aufgefallen, und zwar sowohl durch seinen eigenthümlichen, verstörten Gesichtsausdruck, welcher durch das Herabhängen des langen, lockigen, schwarzen Haares über die nicht unschöne, hohe Stirn, und ein unaufhörliches, nervöses Zucken in den Mundwinkeln noch gespenstiger wurde, als besonders dadurch, daß er fortwährend die dichtesten Gruppen der Neugierigen aufsuchte, ohne sich dabei am Gespräch zu betheiligen, und daß er, wenn sich eine solche Gruppe, in die er sich gedrängt hatte, auflöste, mit einer gewissen Hast und Aengstlichkeit sich bemühte, wieder in einen Haufen plaudernder, gaffender, singender Madrilenen hineinzukommen.

Das Verdächtige dieser Figur wurde noch dadurch erhöht, daß sich die linke Hand derselben meistentheils in der rechten Brusttasche des leichten, fadenscheinigen Rockes barg, gleich, als sei in der Tasche etwas festzuhalten oder zu verstecken.

Ein in Civilkleidern steckender Alguazil näherte sich ihm, als er gerade unter einem Schwarm von Bauern der Umgegend stand, welche durch die bevorstehende Ankunft der Majestäten sich hatten bestimmen lassen, nach der Stadt zu kommen.

„Heda, Freundchen,“ klopfte der Alguazil seinem Observaten auf die Schulter, „ist heut ein schöner klarer Tag — so recht geschaffen für den Einzug der Majestäten, mit denen sichtbar unser Herrgott ist.“

„Garibaldi wird kommen und die blaue Decke vom Himmel wegnehmen und ein Leichentuch daraus schneiden — und sie werden die Königin Isabella von Spanien in das Leichentuch wickeln,“ antwortete der, wie sich durch diese Worte klar zeigte, geistesgestörte junge Mensch.

Auf einen leisen Wink des Alguazils gesellte sich ein zweiter, als Bürger gekleideter Beamter, der in der Nähe gestanden hatte, zu den Beiden.

Während sich der Hinzugetretene mit dem Ersten verständigte, hatte der Irrsinnige, welcher mit dem, einen Wahnsinnigen eigenen

Instinkt die ihm drohende Gefahr „gewittert" hatte, sich aus dem Bereich der Beiden fortzuschleichen gewußt, und konnte von ihnen hier, an der Puerta del Sol, wo das Gedränge ohnehin am stärksten war, und wo es sich in diesem Augenblicke noch mehrte, da der Pfiff der Lokomotive ertönte, nicht wieder aufgefunden werden.

Noch suchten die Beamten nach dem Flüchtling, als — etwa 20 Schritte von dem Orte, wo sie standen — die oben geschilderte Scene am Wagen der Königin Isabella sich abspielte.

Der Irre hatte dicht am Wege Posto gefaßt, so dicht, daß einer von den Soldaten, welche Spalier bildeten und die Straße frei erhielten, ihn fortwährend zurückdrängen mußte.

Als der Wagen Ihrer Majestät sich ihm näherte, riß er blitzschnell mit der in der Rocktasche verborgen gewesenen Hand ein Terzerol heraus, dessen Hahn schon gespannt war, und drückte, ohne zu zielen, eben so schnell in der Richtung nach dem königlichen Wagen ab.

Das Terzerol — eins von der allerschlechtesten Construction — versagte, und im Augenblicke darauf lag der Besitzer desselben am Boden.

Die Umstehenden hatten ihm, der es willenlos geschehen ließ, die Waffe entwunden und ihn niedergeworfen.

Der Rache des erzürnten Volkes, das den Verbrecher mit Fußtritten, Stöcken u. dgl. m. arg zu mißhandeln begann, konnten ihn die von allen Seiten herbeiströmenden Polizeibeamten nur mit Hülfe der vorhandenen Soldaten entreißen.

Als die Letzteren ihn in ihre Mitte genommen hatten, begann der Polizei-Präfekt von Madrid sein kurzes Verhör.

„Wie heißt Ihr?"

„Die Königin wird in das Leichentuch gewickelt — heut noch — und da muß sie sterben, und ich soll sie tödten," antwortete er mit klangloser Stimme.

Der Präfekt wußte genug. Er eilte an den königlichen Wagen, gab Ihrer apostolischen Majestät Aufschluß über das Geschehene, und ließ, als Königin und Gefolge davongebraust, den jungen Geisteskranken nach dem Polizei-Gewahrsam bringen, welcher im Volksmunde den bezeichnenden Namen: „die billige Wohnung" führte.

Der Prozeß des Gefangenen war in sehr kurzer Zeit abgethan. Bei der Untersuchung stellte es sich heraus, daß der Verhaftete, ein armer Bürgerssohn aus Toledo, Namens Rodriguez Servia, im Hause

des Cortes-Deputirten Nunez Prado schon seit längerer Zeit die Stellung eines untergeordneten Dieners einnahm.

Er war zu Nunez Prado gekommen, nachdem er aus dem Krankenhause, als von einer Gehirnlähmung genesen, entlassen worden war, und sich beschäftigungslos umhertrieb.

Prado hatte ihn auch mehr aus Mitleid, als weil er ihn brauchte oder brauchen konnte, aufgenommen, da sich das Vorhandensein einer geistigen Störung vom ersten Augenblicke an schon erkennen ließ.

Trotzdem hatte man es versäumt, Vorsichtsmaßregeln in Anwendung zu bringen, da der Wahnsinn des Servia ein stiller, ungefährlicher zu sein schien.

Das Terzerol hatte Servia bei einem Waffenhändler auf der Alcala-Straße gekauft, und zwar, weil er nur wenig Geld besaß, von der geringsten Sorte.

Sowohl Nunez Prado, als der Waffenhändler, welche Beide mitangeklagt worden waren, wurden frei gesprochen. — Rodriguez Servia, der fortwährend von Garibaldi, der blauen Himmelsdecke, einem Leichentuch und dem Tode der Königin Isabella fabelte, wanderte in ein Irrenhaus.

Später stellte sich heraus, daß Servia in der Zeit vor seiner Gehirnkrankheit sich in die Tochter eines Senator's verliebt hatte, welche im Anfang Mai 1860 starb.

Als Leiche trug sie ein Todtenkleid von blauem, kostbarem Sammet.

Darauf hatte Servia sich an dem Zuge Garibaldi's betheiligen wollen, war aber, ehe er diesen Entschluß zur Ausführung bringen konnte, erkrankt.

Nun vermischten sich in seinem zerrütteten Geiste die Begriffe blau, Himmel — wohin er seine verstorbene Liebe versetzte — und Garibaldi, ohne jeden Sinn; und als er dann, aus dem Hospital entlassen, bei Nunez Prado in Dienst trat, wo er täglich die Zeitungen in die Hand bekam, da hatte sich zu diesen Dreien noch der Name Isabella gesellte. Gott weiß aber durch welche Ideen-Association veranlaßt, kaufte er das Terzerol, und schoß es auf die Königin ab.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß dem eben geschilderten Attentat in keiner Weise irgend welche politische Wichtigkeit beigelegt werden kann.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Andalusische Aufstand.

Südwärts von dem Andalusischen Städtchen Alcala la Real, auf der Straße, die nach Granada führt, liegt in den Bergen ein kleiner Flecken, Namens Santa Ana.

Nur wenig Straßen, welche sich sämmtlich auf dem Platze treffen, wo die Kirche steht, bilden den Ort.

Am Ende der von dem Kirchplatze aus nach Westen laufenden, mit ihrer Nordseite an die Berglehne sich legenden Straße steht ein gewöhnliches Einkehrhaus, welches — man sieht es an den Frachtfuhren und tragbaren Krippen vor dem Hause — vorzüglich von Fuhrleuten besucht wird.

Die obere Etage des Hauses hat eine ringsum gehende Altane, auf welcher wir, vor einem mit Weinflaschen, Gläsern und einer Landkarte bedeckten Tische, drei Männer, zwei ältere und einen noch jungen, sitzen sehen.

„So laßt uns aufbrechen," beginnt der Eine der beiden Alten, dessen treuherziges Antlitz und seelenvolle Augen uns gar so bekannt vorkommen, indem er die Karte vom Tische nimmt und einsteckt, „damit wir noch rechtzeitig an der Quelle anlangen. Stoßt an — es lebe die Republik!"

„Viva la Republica!" antworten mit gedämpfter Stimme die beiden Andern, indem sie sich erheben.

„Heda, Antonio!" ruft darauf der zweite Alte, ein dicker, närrischer Kauz, dem unten stehenden Diener des Gasthauses zu, „was machen unsere Hengste? Beim heiligen Paphnutius — die müßt Ihr gut gepflegt haben, denn wir haben noch einen weiten Ritt auf diesen vermaledeit schlechten Wegen. Macht, daß wir abreiten können!"

Die drei Männer — sämmtlich uns schon bekannt, und vielleicht vom Leser schon theilweise errathen — verlassen die Altane, und treten auf den Platz vor dem Hause.

„Wirst Du allein auf Deinen Gaul steigen können, Dicker?" frägt der erste Sprecher, der alte Juan de Alar, den zweiten, unsern lieben kreuzfidelen Don Pedro de Sequanilla.

„Denkst Du, ich habe bei meiner Juliane das Reiten verlernt?" antwortet dieser. „O nein, wenn ich auch jetzt lange genug gefaullenzt habe — aber die alten Künste verstehe ich noch. — — Uff,

Uff, da säß' ich. Na, wie lange machst Du denn noch, Du alter vorlauter Gerneklug, Du!" ruft er seinem Freunde de Alar zu, der noch mit der Bezahlung der Zeche zu thun hat.

Die Drei setzten sich in Bewegung, und hatten, indem sie bald hinter der Stadt einen zur Linken in die Berge hineinführenden Hohlweg einschlugen, schnell den Ort aus dem Gesicht verloren.

Das Gespräch stockte, der Weg war eng, die Reiter mußten ihre Thiere einzeln gehen lassen, und ihre ganze Aufmerksamkeit der Unebenheit des Bodens widmen, um nicht zu stürzen.

Nach einem angestrengten Ritte von etwa einer Stunde gelangten die Drei, nachdem sie fortwährend in die Höhe geklommen waren, an eine freie, ziemlich ebene, große Waldwiese.

Als sie aus dem Walde heraus in's Freie lenkten, kam ihnen von der entgegengesetzten Seite der Wiese, wo wir zwanzig Männer verschiedenen Alters und — der Kleidung nach zu urtheilen — verschiedenen Standes versammelt sehen, ein blühender, kräftiger Jüngling mit raschem Laufe entgegen.

„Grüß Gott, Vater, grüß Gott, Onkel Pedro, guten Tag, Eduardo!" redet er die Ankömmlinge an, „wir warten schon eine ganze Weile auf Euch."

„Himmel Element, Du denkst wohl, Junge, wir können über die Berge fliegen?" giebt der dicke Pedro zurück; „ich wenigstens bin für diese Art der Bewegung absolut nicht zu gebrauchen, und wenn man eine noch so schöne Maschine erfinden sollte."

Die Drei sprangen von den Pferden und gingen, die Hüte schwenkend, mit dem Rufe: „Viva la revolucion, viva la republica!" auf die Versammelten zu.

„Viva Garibaldi! Abajo el Pontifice!" (Nieder mit dem Papst) antworteten die Letzteren dem Rufe.

Es war eine Quelle an dem Orte, und die Männer lagerten sich auf dem Rasen rings um dieselbe.

Als Alle Platz genommen, begann de Alar folgendermaßen:

„Vor Allem, meine Freunde, grüße ich Euch im Namen der Freiheit, deren Morgenröthe bald hell von allen Bergen Andalusiens leuchten soll.

„Ihr wißt, daß die Königin Isabella, beschäftigt mit dem lustigen Leben einer um ihr Volk sich nicht kümmernden Herrscherin, in einigen Wochen eine Vergnügungsreise nach Santander antreten wird, und daß der ganze Hofstaat und die Mehrzahl der Minister sie begleiten sollen.

„Ihr wißt ferner, daß wir diese Zeit, wo das Staatsruder angebunden ist, benutzen wollen, um es in die Hände freier Männer zu bringen — daß Andalusien bereit ist zum Aufstande.

„Ihr wißt endlich, daß diesmal nicht, wie es bisher in Spanien üblich war, die Städte, die Garnisonen den Ausschlag geben sollen — nein, daß der Bürger und mehr noch der Bauer, daß das Volk selbst sich erheben wird, um eine Regierung zu stürzen, über deren Unwerth Alle einig sind.

„Aber um unsere Anstrengungen vom Erfolge gekrönt zu sehen, ist Einigkeit im Handeln die erste Vorbedingung — wir müssen auf allen Punkten zur selben Stunde losschlagen, und in einem Auflohen muß die Revolution durch ganz Andalusien gehen.

„Ich habe — durch die Vermittelung dieses Freundes," er wies auf Eduardo — „der weither, von den Ufern des Ebro kommt, erfahren, daß heut in zwei Wochen der gesammte Hof in Santander sein wird. Man bemüht sich jetzt schon, durch Geldspenden und andere Mittelchen dort die nöthige Begeisterung hervorzurufen, um Ihrer katholischen Majestät, der Königin Isabella die Meinung beizubringen, daß die Liebe des Volkes zu seinem Herrscherhause ohne Wanken sei.

„Nun, ich denke, wir thun am Besten, zur selben Stunde die Feuer auf unsern Bergen aufflammen zu lassen, wo die kommandirte Illumination von Santander stattfinden wird, d. i. heut in zwei Wochen.

„Bis dahin haben wir gerade Zeit genug, daß auch Diejenigen von uns, die in der Sierra Morena und an den Grenzen von Murcia wohnen, daheim sein und die Losung ausgetheilt haben können: viva la republica! viva Garibaldi! abajo el pontifice!"

Die Männer stimmten ein in den Ruf und reichten einander die Hände. Ohne viel Worte zu machen, erklärten sie sich mit dem Vorschlage Alar's einverstanden, und es wurde ferner beschlossen, daß, vom ersten Beginn des Aufstandes an, sofort die Gesammtheit der Insurgenten sich von allen Seiten Andalusiens aus, von der Serrania de Ronda, der Sierra de Malaga, Sierra Nevada und Sierra de Aljamilla im Süden; von den Murcianischen Grenzgebirgen im Osten, sowie von der Sierra Morena und dem Andalusischen Scheidegebirge im Norden, Schritt vor Schritt nach der Ebene des Guadalquivir hin bewegen und endlich bei Ecija am Genil, zwischen Sevilla und Andujas, vereinigen sollten.

Die einzelnen Rollen wurden nun vertheilt — den wichtigsten

Auftrag bekam Don Pedro de Sequanilla. Er sollte sich nämlich sofort nach dem kleinen Städtchen Venta de Cardenas in der Sierra Morena begeben, und im Augenblicke des Losbrechens der Bewegung, wenn die Feuerzeichen rings von den Bergen flammten, die in einer Entfernung von etwa einer Legua an Venta vorbeiführende Madrid-Cadizer Bahn unfahrbar machen.

„Heiliges Kreuz von Granada," jubelte der Dicke, „das ist ja wieder einmal ein Posten, wie ausgesucht! Aber da muß ich den Eduardo oder Enriquez zur Unterstützung bekommen, denn ich allein kann die vermaledeiten Eisenbahndämme und Tunnels nicht begehen. Auf diesen neumodischen eisernen Teufelsstraßen kann ja kein vernünftiger Mensch reiten."

Enriquez, den die Abenteuerlichkeit der Unternehmung reizte, erbot sich freiwillig zu Don Pedro's Unterstützung und wurde angenommen. — — — —

Die zwei Wochen, welche zwischen der geschilderten Zusammenkunft der Demokraten und dem Beginn des Aufstandes lagen, wurden zur möglichsten Vervollkommnung des Verschworenen-Netzes, zu Rundreisen und kleinen Besprechungen benutzt.

Endlich kam der ersehnte Zeitpunkt heran. Am 23. Februar 1861, Abends, sobald es dunkel geworden, flammten die Feuerzeichen durch ganz Andalusien, von der Mündung des Guadiana bis an's Cap de Gata, von der Sierra Morena bis nach Gibraltar und Tarifa, und riefen das Volk zu den Waffen, zum Kampf für die republikanische Freiheit.

Don Pedro de Sequanilla befand sich schon seit fünf Tagen mit seinem Begleiter Enriquez in Venta de Cardenas, und zwar wohnte er in dem Hause eines angesehenen Bürgers, der mit zu den Verschworenen gehörte, und sich, um den Besuch des alten Haudegens den Behörden gegenüber zu legitimiren, einen Verwandten desselben nannte.

Enriquez war noch nicht viel in Venta geblieben — er war vom frühen Morgen bis zum späten Abend außer dem Hause, angeblich, um während seines Besuches die schöne Umgegend recht zu genießen und kennen zu lernen, in Wirklichkeit aber, um sich mit den Windungen und Böschungen, Tunnels und Dämmen der Bahnlinie recht vertraut zu machen.

Am Tage vor dem Ausbruch des Kampfes machte sich Pedro, nachdem den Abend vorher großer Kriegsrath gehalten worden war, mit auf den Weg.

Die Eisenbahn geht etwa eine Legua östlich von der alten Heerstraße über die Sierra, da, wo ein kleines Flüßchen, der Guadalimar, durch seinen Lauf einen Einschnitt in die Berge bildet, und man hat im Norden, wo dieser Einschnitt aufhört, Tunnels bauen müssen.

Ehe der Schienenstrang diese Tunnels erreicht, hebt er sich auf Dämmen bedeutend über das Niveau des Thales empor, so daß er an einigen Stellen Fuß- und Fahrwege überbrückt, die das Thal durchschneiden.

Man war übereingekommen, den Eisenbahndamm an einer solchen Stelle durch Sprengung der gemauerten Brücke zu zerstören, und auf beiden Seiten der so entstehenden Lücke die Schienen so weit als möglich aufzureißen.

Die Sprenglöcher an der zur Vernichtung ausersehenen Brücke waren in den vorhergehenden Nächten von den Bauern der Umgegend unter Enriquez' Leitung gebohrt worden — die Bahnwärter, in das Complott hineingezogen, waren taub und blind gewesen — das Sprengpulver hatten Arbeiter aus einem nahe gelegenen Steinbruch verschafft und am 22. Februar schon war Alles zum Losschlagen bereit.

Inzwischen war die Königin Isabella und ihr Hof nach Santander, einem alten kastilischen Hafen am Viscay'schen Meerbusen, gereist, welcher besonders viel mit England verkehrte.

Santander hat, außer einem uralten Dom und dem Molo, nichts sonderlich Sehenswerthes. Um so mehr mußte es Wunder nehmen, daß die Majestät gerade diesen Ort zu einem Ausfluge wählte.

Es wird behauptet, der Hof von Madrid habe schon lange Wind gehabt von dem Wetter, welches sich in Südspanien zusammenbraute, und der Hof sei deßhalb nach dem kleinen Hafen im äußersten Norden Spaniens gegangen, um, im Falle der höchsten Noth, von der im Viscayschen Meerbusen kreuzenden Flotille aufgenommen und nach England gebracht zu werden. — — — — — — — —

Der Tag des Losbruchs war gekommen.

Bald nach Tische war Don Pedro mit seinem Gastfreunde und dem jungen Enriquez, denen sich vor dem Thore des Fleckens noch eine bedeutende Anzahl von Männern anschloß, unter dem Vorwande, eine Landparthie machen zu wollen, aufgebrochen.

Schweigend wurde der Weg bis zu der der Demolirung geweihten Stelle des Dammes zurückgelegt; Jedermann war mit dem Ernst und der Wichtigkeit der kommenden Stunden beschäftigt.

In dem Steinbruch, von welchem oben schon gesprochen wurde, sammelten sich, der getroffenen Verabredung gemäß, die Verschworenen.

„Maria Cunhar!" rief, im Steinbruch angekommen, Don Pedro, indem er seine Rolle als Befehlshaber aufnahm, einem stämmigen, intelligenten Arbeiter zu, der, mit einem Säbel und zwei Pistolen bewaffnet, als Wache am Eingange postirt war, „Ihr werdet Euch mit den Leuten aus dem Bruche nach Visillo ó Almaradiel*) jetzt bald auf den Weg machen, Ihr wißt, daß die Bahnwärter zum Schein geknebelt werden sollen. Dann beginnt bald das Aufreißen der Schienen, auch legt die Telegraphenbäume über den Damm, und wenn die Zeit so weit vorgerückt ist, daß die Ankunft des Zuges von Visillo und Manzanares zu erwarten steht, so zieht an einem der Telegraphenbäume, etwa eine halbe Meile von Visillo, das Nothzeichen auf.

„Luiz Passos," wandte er sich an einen in Bauerntracht gekleideten Mann, „Ihr thut dasselbe in der Richtung nach Dschesa de Alameda**) zu, und nehmt Euch zur Hülfe die in unserer gestrigen Unterredung bestimmten Mannschaften.

„Euch, mein lieber Gastfreund und Zechbruder, Alves Faria, möchte ich bitten, auf den Berg da vor uns zu steigen und seiner Zeit das Freudenfeuerchen anzuzünden; — wenn wir Pfaffen und Hofschranzen langsam daran braten könnten, so möchte ich schon gerne den Koch machen.

„Enriquez, leichtfüßiger Patron, Du sollst mein Adjutant sein — ich bin von allzugesegnetem Leibe, als daß ich springen und klettern könnte.

„Und nun — das Pulver ist in den Sprenglöchern, nicht wahr? — Nun, ich denke, das wird heut Nacht ein ganz netter Tanz. Schade nur, Schade, daß die Steine so nutzlos in der Luft herumsausen werden. Ich habe einige liebe Freunde in Madrid, denen würde ich gar zu gern solch' nettes Dingelchen an den Kopf fliegen sehen.

„Na — kommt Zeit, kommt Rath, und Laternenpfähle sind auch nicht blos da, um Laternen zu tragen, man kann auch die leibhaftige Finsterniß daran ausstellen."

Nachdem er so seine Befehle ertheilt, und nebenher seinem grollenden Demokratenherzen Luft gemacht hatte, untersuchte er noch einmal seine Pistolen, lockerte den Säbel in der Scheide, und setzte sich dann auf ein Felsstück. — —

Es war dunkel geworden — die Stunde des Kampfes gekommen.

---

*) Nächste Bahn-Station in Neu-Castilien.

**) Nächste Bahnstation in Andalusien, nach Cordoba zu.

Von dem Berge, auf den sich Alves Faria begeben, flammte eine Feuersäule in die Höhe, und leuchtete weit in die Ferne und rings auf den Bergen gingen gleiche Lichter auf.

„Fertig zum Abmarsch!" kommandirte Pedro, „zündet die Fackeln an und haltet die Lunten bereit!"

Lautlos wurde der Befehl ausgeführt.

Es sah gespenstisch aus, als sich zwischen den Felsen, die sich rings in einer Höhe von über hundertundfünfzig Fuß vom Boden des Steinbruchs aus erhoben, einzelne Pechfackeln entzündeten, und mit ihrem fahlen Licht die Gestalten der Männer beleuchteten, die in kürzester Frist vielleicht ihr Leben der Freiheit opfern sollten.

Pedro rückte mit den Leuten in der Richtung nach Visillo ó Almaradiel ab, von wo allein ein Angriff erfolgen konnte, da die nächste Neu-Castilische Garnisonstadt, Valdepenas, nur etwa fünf Leguas von der Andalusischen Grenze entfernt war.

Enriquez ließ es sich nicht nehmen, mit zwei entschlossenen Arbeitern die Sprengung auszuführen.

Pedro hatte sich auch kaum von ihm getrennt, als ein dumpfer Knall ihn belehrte, daß das Vernichtungswerk vollendet sei. Gleich darauf war Enriquez wieder an Pedro's Seite.

Die Leute schritten nun rasch auf dem Eisenbahndamme vorwärts. Die Schienen waren von den Schwellen losgeschraubt und verschwunden. — Maria Cunhar hatte sie in's Thal hinab werfen lassen und die Telegraphenbäume lagen umgehauen quer über den Damm.

Nach einem scharfen Marsche von etwa einer halben Stunde traf das Detachement mit den Vorausgeschickten zusammen, als diese gerade im Begriff waren, das Nothzeichen an einem Telegraphenbaume aufzuziehen.

„Santa Ana de Requena!" polterte der dicke Pedro, sobald er das bemerkte, „was hat denn das zu bedeuten? Geht denn meine Uhr falsch, oder hat Cunhar den Koller bekommen? Der Zug von Manzanares kommt doch erst in einer halben Stunde! Mach' rasch, Enriquez, sieh 'mal nach, was da los ist."

Enriquez entriß einem der Fackelträger seine Leuchte und eilte voran. Die Männer rüsteteten sich zum Kampfe.

Bald genug stellte sich heraus, daß thatsächlich von Manzanares her ein Zug heranrollte, über welchen selbst die Bahnwärter keine Auskunft geben konnten, da er nicht angemeldet worden war.

Noch zerbrach man sich die Köpfe über die verdächtige Erscheinung, da ertönte der Pfiff der Locomotive.

Hatte der Zugführer das Nothzeichen gesehen?

Rasch zog sich Pedro mit seinen Leuten einige hundert Schritt zurück an eine Stelle, wo der Schienenweg einen Einschnitt in die Felsen machte und einen leicht zu vertheidigenden Paß bildete, welcher schon früher zum Haupt-Kampfplatz für einen etwaigen Zusammenstoß ausersehen worden war.

Noch hatten nicht Alle die ihnen zugewiesenen Posten eingenommen — denn der Felsen war steil und die ihn erklettern sollten, brauchten Zeit — als Enriquez, der seine Fackel beim Pfeifen der Locomotive weggeworfen hatte und im Finstern über die Vorpostenkette hinaus vorgedrungen war, um zu spioniren, in athemloser Hast zurückkehrte und meldete:

„Der Zug ist mit Militär besetzt. Die Soldaten, mir scheint's ein Bataillon zu sein, steigen aus und zünden Fackeln an. Aber ich glaube nicht, daß sie uns angreifen, denn sie stellen sich nicht auf, sondern treffen Anstalten zum Kampiren. Ich habe befohlen, den letzten von unsern Leuten besetzten Telegraphenbaum niederzuhauen."

„Recht so, Blitzjunge," antwortete Pedro, „aber nun bekommt die Sache ein verflucht ernstes Gesicht! Aufgeschaut! Ihr Leute! Herunter da oben aus Euren Schwalbennestern und angetreten, damit ich die Niedlichsten unter Euch aussuchen kann. Ich habe einen ganz exquisiten Plan."

Als der Befehl ausgeführt, musterte er die Kleinsten der Mannschaft aus und sagte zu diesen:

„Habt Ihr Lust, ein Prachtstückchen auszuführen? Blut fließt dabei und fürchten dürft Ihr selbst den Teufel nicht. Wollt Ihr?"

„Viva la Requblica!" war die Antwort.

„Nun denn," fuhr Pedro fort, „Ihr schleicht unter meines braven Enriquez Führung an das Lager der Truppen heran und bemächtigt Euch der Vorposten. Aber es darf kein Schuß dabei fallen, kein Muck laut werden. Ich komme mit den Leuten des Cunhar nach — Faria muß auch bald hier sein und so werden wir ja sehen, ob wir in der Nacht noch dem Feinde erfolgreich die Zähne weisen können."

Enriquez setzte sich mit den ihm zugetheilten Leuten in Bewegung.

Als er an die Stelle kam, von wo aus er vorher die Truppen beobachtet hatte, ließ er Halt machen und erklärte, daß er nun allein mit einem schnell gewählten Begleiter vorgehen wolle, um den Stand der ersten Vorposten auszuspioniren.

Bald kehrte er zurück, ertheilte seine Befehle, und sofort bewegten

sich die Leute, meistentheils kriechend, nach verschiedenen Richtungen vorwärts. — — — — — — — — — — — — — — —

Die Königlichen, denen die Kunde von dem bevorstehenden Aufstande in Andalusien durch einen Bettelmönch hinterbracht worden war, welcher eine Unterredung belauscht hatte, hatten den Zug verlassen und benutzten die Wagenreihe, so gut es gehen wollte, als Deckung.

Die Vorpostenkette war sofort vorgeschoben worden, und die Leute fingen an, sich Feuer anzuzünden.

Noch ehe ihnen dies gelang, waren sie, soweit sie sich in der Richtung auf Pedro's Leute befanden, niedergestoßen, und Enriquez hatte nichts Eiligeres zu thun, als seine Kleider von sich zu werfen und die Uniform Eines der Gefallenen anzuziehen. Seine Leute folgten diesem Beispiel bis auf Einen, welcher die Meldung von dem Geschehenen rasch an Pedro überbringen mußte.

Dieser hatte sich mit Cunhar und Faria vereinigt, und kam, unter Zurücklassung der Fackeln, in die nächste Nähe der Königlichen, wo er stumm und still so lange kampirte, bis auch im Lager Ruhe eingetreten war.

Sobald das geschehen, rückte er mit Enriquez vereint vor, und nun entspann sich ein furchtbares Gemetzel zwischen den Aufständischen und den schlaftrunkenen Soldaten, welche sich gar nicht klar darüber wurden, mit wem sie es zu thun hatten, da die uniformirten Leute des Enriquez sie in Verwirrung setzten. In Folge dessen kam es zuletzt so weit, daß sich das Militair untereinander bekämpfte. — Der Sieg war auf der Seite der Aufständischen. —

Als der Morgen graute, beleuchtete er die Opfer des Kampfes — ein entsetzliches Bild. Pulver und Blei hatten viel weniger gewüthet, als die Klinge und der Kolben, und gräßlich waren die mit diesen Waffen beigebrachten Wunden.

Die von den königlichen Truppen Uebriggebliebenen traten den Rückmarsch nach Valdepenas an.

Die Leute vom Bahnzuge hatten sich den Aufständischen angeschlossen, und aus der Umgegend strömten Bauern herzu, um die Kämpfer der Nacht abzulösen. Die Lokomotive und die Wagen wurden umgestürzt und ein festes Lager daraus gebildet.

Es war die höchste Zeit, diese Vorsichtsmaßregeln in Anwendung zu bringen; denn schon gegen 11 Uhr Vormittags meldeten die auf den Bergen ausgestellten Vorposten, daß von Valdepenas her neue Truppen anrückten, und zwar nicht blos, wie gestern, Grenadiere, son=

dern Jäger, Infanterie, und was für die Insurgenten das Schlimmste war: Artillerie.

Aber auch für Pedro de Sequanilla trafen von La Carolina aus, einer südwärts gelegenen größeren Stadt, Verstärkungen und Munition ein, und damit zugleich sieben Böller von den Weinbergen der Umgegend.

Gegen 1 Uhr Nachmittags hatten sich die königlichen Truppen vollständig entwickelt, und man konnte sehen, daß der Plan ihres Führers dahin ging, von den durch seine Leute schnell besetzten Bergen aus, durch ein wohlgezieltes Tirallieurfeuer, unterstützt von der auf dem Eisenbahndamm und den freien Berglehnen daneben aufgestellten Artillerie, erst unter den Aufständischen aufzuräumen, um dann mit der in Reserve gehaltenen Infanterie einen Sturm zu wagen.

„Himmel Donnerwetter," fluchte Sequanilla — „wenn wir jetzt nicht die Ohren gründlich steif halten, so sind wir verloren!"

„Ein Parlamentär!" tönte es von den Vorposten her.

Zugleich hörte man die Trompete des ihn begleitenden Hornisten, und sah das weiße Fähnlein.

„Bringt mir den Burschen her," befahl Sequanilla; „aber verbindet ihm erst die Augen, damit er nicht sieht, wie wenig wir sind und macht nur recht viel Lärm, wenn ich mit ihm spreche."

Ein junger Cornet in der Uniform des Catalonischen Corps wurde mit verbundenen Augen vorgeführt.

„Was wollt Ihr, mein Freund," redete ihn Don Pedro an, während seine Leute ringsum mit den Waffen rasselten und vom Laden der Kanonen sprachen, „ich bin der Anführer des republikanischen Detachements von Venta de Cardenas."

„Ich bin hier im Namen Ihrer katholischen Majestät, Isabella II., von Spanien und fordere Sie und die unter Ihren Befehlen stehen hiermit auf, zum Gehorsam gegen Ihre rechtmäßige Herrscherin von Gottes Gnaden zurückzukehren, und sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben."

„Weiter nichts?" antwortete Pedro.

„Glaubt Ihr, wir werden uns so leicht ergeben? Nein, mein Freund; unser Ruf heißt: Siegen oder sterben! Sagt dieses Eurer Königin."

Nach diesen Worten begleitete er den Parlamentär aus dem Lager.

Pedro war noch nicht zu seinen Leuten zurückgekehrt, als schon von den Königlichen, unter dem donnernd sich erhebenden, von den Bergen widerhallenden Rufe: „Viva reyna Isabel, abajo la re-

volucion!“ die ersten Schüsse fielen, welche von den Aufständischen mit dem jubelnden Feldgeschrei:

„Viva la revolucion, abajo Isabel, abajo el pontifice!“ und wohlgezielten Büchsenschüssen erwidert wurden.

Jetzt eröffnete auch die königliche Artillerie ihr Feuer und zischend kamen die Granaten angesaust. — — — — — — — — — —

Die Aufständischen hatten schon recht bedeutende Verluste — die bösen Splitter von den Granaten — die Holzsplitter der zusammengeschossenen Wagen — rafften manchen Tapfern hin, und ingrimmig biß sich Pedro auf die Lippen.

Die Anführer des andalusischen Aufstandes thaten nach Kräften ihre Schuldigkeit, und schon wurde bei drei Geschützen die Bedienung matt und langsam. — — —

Das Feuer der königlichen Geschütze verstummte — die Signalhörner ertönten — aus dem Hintertreffen rückte das Grenadierregiment Principe unter den Klängen eines Marsches im Sturmschritt vor.

Pedro war auf diesen Augenblick vorbereitet. Er hatte die sieben Böller zur Rechten und Linken seiner Verschanzung aufpflanzen und laden lassen. Sobald die königlichen Truppen nahe genug waren, gab er Befehl zum Beginn des Feuers, und rasch hintereinander fielen die Kartätschen in die Glieder der Soldaten, welche sich jedoch, im Vertrauen auf ihre große Zahl, nicht vom Vordringen abhalten ließen.

Nach einem heißen, schweren Kampf hatten die Truppen Ihrer Majestät der Königin Isabella einen vollständigen Sieg über die Aufständischen erfochten.

Don Pedro rettete sich mit Noth, da er, außer für seinen eigenen schweren Körper, auch für die Fortschaffung seines verwundeten jungen Freundes Enriquez Sorge zu tragen hatte. — — — — — — —

In wenig Tagen war die Bahn an jener Stelle wieder fahrbar gemacht, und nun wurden bedeutende Truppenmassen aus dem Norden nach Andalusien geworfen, welche, zwar mit großen Verlusten, aber doch endlich den Aufstand unterdrückten.

Wer mit den Waffen in der Hand ergriffen worden war, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen, und selbst einige unbewaffnet den Soldaten in die Hände fallende Bauern, denen sich eine Theilnahme an der Bewegung nicht einmal nachweisen ließ, starben durch Pulver und Blei.

Don Pedro rettete Enriquez nach seinem Schlosse, wo ihn Juliane pflegte, bis seine Mutter ankam und fortan seine Wartung übernahm, und erst als der Winter nahte, gestattete es sein Zustand, das Schloß des treuen Freundes zu verlassen und die Heimreise anzutreten.

So war abermals durch die Uebermacht der königlichen Truppen der Aufstand in Andalusien unterdrückt, und das Feldgeschrei, „Es lebe die Republik" eine Illusion.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Geburt und die Taufe der Infantin Maria del Pilar.

Die Sonne des vierten Juni 1861 stieg an dem dunkelblauen Himmel Spaniens so strahlend empor, wie es nur in diesem Wunderlande geschehen kann, und beleuchtete Madrid mit seinen 77 Kirchen und zahlreichen Palästen, das wie ausgestorben da lag.

Die Madrilenos, meistens Nachtschwärmer, verschlafen die Morgenstunden bis tief in den Tag hinein.

Da tönte durch die feierliche Morgenstille der Donner der Kanonen und schreckte die Schlaftrunkenen aus ihrem süßen Schlummer auf.

„Was giebt's," fragte der Aguadero (Wasserträger) Juan Moreta seinen Collegen Gonzalez, während er seine Kübel an dem mit vielen Heiligenbildern verzierten Brunnen der Puerta del Sol füllte, „haben sich die Cazaderos de Madrid (Jäger) empört, oder giebt es sonst eine Meuterei zu unterdrücken?"

„Nichts von alledem," schrie ihnen ein flinker valentianischer Obstkrämer zu, der von der Plaza Major im Trabe daher kam und ihre Unterhaltung vernommen hatte; „Ihre Majestät, unsere vielgeliebte Königin Isabella II. ist so eben von einer Infantin entbunden worden."

„Válgame Dios!" rief ein Calesevo (Roßlenker), der mit seinem Gefährt nicht weit davon hielt, „es lebe unsere gnädigste Königin und die neugeborene Prinzessin! Wer diesmal sich Arges dabei denkt, ist ein Schurke, ein Rebell!"

„Nur nicht so hitzig, Freundchen," gab ein andalusischer Majox (Stutzer) zurück, der, das Hütchen schief auf dem Kopfe, in der bunten Manta (Mantel), den kurzen reichgestickten Hosen mit gelben, betroddelten Gamaschen und weißen Sandalen daher stolzirte, und sich in das Gespräch mischte: „es wird doch Niemandem verwehrt sein, zu denken, was er will. Da ist der Primultijo, die Serraneja —"

„Nimm Dich in Acht, Picaro (Schurke), daß Du nicht für Deine frechen Reden in den Sabadero wanderst," rief der erboste Rosselenker, indem er mit funkelnden, drohenden Augen nach dem spöttisch lächelnden Stutzer hinüberblickte.

„Hat keine Gefahr," höhnte der Andalusier; „die Alguazils (Häscher), welche mich fangen, sollen noch geboren werden." Sprachs und trollte von dannen, den lauschigen Alleeen des Prado zu, wohin ihn vielleicht ein Rendez-vous mit seiner Schönen rief.

Immer lebendiger wurde es in der großen Stadt; die Landleute strömten herein, die Straßen füllten sich mit den Besucherinnen der Frühmesse.

Die große Neuigkeit bewegte Alle; hier traten Gruppen von Matronen zusammen in Mantillen und dichten Schleiern, ihre Reden mit ausdrucksvollen Gebehrden und blitzschneller Handhabung des Fächers begleitend. Das war ein Kichern, ein Zischeln, ein Flüstern. Manche skandalsüchtige Zunge gab ihren Beitrag in beißenden Glossen zu dem Gespräch.

Die Königin hatte gerade neun Monate vor ihrer Niederkunft mit ihrem Gemahl eine Rundreise durch die Provinzen angetreten, und wenn auch der General-Lieutenant Don Juan Prim, Graf de Reus und Marquis de Castillejos zu jener Zeit noch die volle Gunst Ihrer apostolischen Majestät der Königin Isabella von Spanien besessen hatte, so war er doch nur selten um die erhabene Frau gewesen — ausgenommen den Aufenthalt in Saragossa zur Zeit der Empörung des Jägerbataillons Baza.

Das sprach zu Gunsten des Königs Franz d'Assis; aber die Lästerzungen beruhigten sich nicht, es mußte absolut anders zugegangen sein, als der Schein es lehrte.

Auf der Puerta del Sol war das Menschengedränge am größten. An den Häusern standen Gruppen plaudernder Männer und Frauen, welche sich über das Ereigniß unterhielten.

„Wird es keine Amnestie geben?" fragte Don Carlos Espeleta seinen Freund Don Nunez.

„Ich glaube es nicht; die Geistlichkeit beherrscht Ihre

Majestät mehr als je, und nun erst der letzte Anschlag auf das Allerhöchste Leben!"

„Demnach bleibt es beim Alten," seufzte Don Carlos. „Wann wird Spanien frei, wann wird das spanische Volk Herr seiner Geschicke sein?"

„Unter diesem Regimente niemals," flüsterte Nunez, indem er seinen Freund mit dem Ellenbogen stieß, denn schon richteten sich die Blicke einiger verdächtigen Subjecte mit Galgengesichtern auf die beiden jungen Männer, welche alsbald im Gedränge verschwanden.

„Ihre apostolische Majestät, unsere allergnädigste Königin Isabella II. von Spanien hat heute Morgen um halb sechs Uhr glücklich eine starke Prinzessin zur Welt gebracht!" schrieen jetzt einige Wappenherolde in mittelalterlicher Tracht durch die Straßen.

Rauschende Musikchöre verkündeten der Welt die Freude des Hofes.

Hinter ihnen her zogen Soldatenabtheilungen im Paradeanzuge durch die Straßen.

Mönche, in weißen und braunen Kutten, kamen in Prozessionen daher, voran ein Träger mit einem silbernen, mit Edelsteinen verzierten Kreuze, dann eine Custodie (Monstranz), ein wahres Bergwerk von Gold und Edelsteinen, und endlich Madonnenbilder im Diamantschmuck.

Aus allen Kirchen hallten Jubelgesänge mit schmetternden Orgeltönen, während alle Glocken, vom hellsten Silberton bis zum tiefsten Baß, läuteten.

Doch begeben wir uns in das mächtige Residenzschloß, wo die hohe Wöchnerin weilt, und sehen was dort vorgeht.

Vor der Thür stehen, wie aus Erz gegossen, zwei Grenadiere in goldgestickter Uniform.

An ihnen vorbei, gelangen wir zuerst in den Hellebardiersaal, der mit diesen Kriegern im altmodischen, gebauschten Wamms, enganliegenden Hosen, mit der Hellebarde im Arm, angefüllt ist. Wir weilen dort nicht; durch die mit Vergoldungen Stuckaturen, Gemälden von Murillo und Velasquez geschmückten Gemächer eilen wir in die Appartements der Königin.

Die Minister, der Erzbischof von Toledo und andere Geistliche in ihren Staatsgewändern, die Granden und Ritter des goldenen Bließes mit ihren um den Hals geschlungenen Ordensketten, Kammerherren und Hofdamen drängen sich in den Vorgemächern bunt durcheinander.

Im Flüstertone rauscht das Gespräch hin, das devoteste Lächeln umspielt die Lippen, nach den geringsten Nebenumständen des Ereignisses wird geforscht.

Da öffnet sich vor uns das Schlafzimmer der hohen Wöchnerin. Zu Füßen des königlichen Bettes kniet vor einem mächtigen Marmor-Crucifix die „Nonne Patrocinio," still vor sich hin betend.

Zu Häupten des Bettes in der Nähe Isabella's steht der „Pater Claret," die auf's Neue Mutter gewordene Königin segnend.

Isabella sieht etwas bleich und angegriffen, sonst aber wohl und munter aus.

Die Neugeborene ruht in einer, einem Nachen gleichenden, reich vergoldeten Wiege.

Neben Pater Claret sehen wir den König Franz d'Assis, in träger, phlegmatischer Stellung, mit ausdruckslosen Mienen, welche selbst in diesem Augenblicke kaum von einem Schimmer der Freude belebt erscheinen.

Die Königin hat ihm die Hand gereicht und blickt lächelnd zu ihm auf.

Was bedeutet dieses Lächeln? Zärtlichkeit für den Vater ihres Kindes oder Spott, — wer will es enträthseln?

Sonst herrscht Todtenstille.

Wahrlich, es ist nicht das Bild glücklichen Familienlebens.

Aber treten wir auf die Straße zurück. — — — —

Da wogt es und drängt es, das schaulustige Volk ist in festlicher Stimmung.

Bänkelsänger singen Lieder zu Preis und Lob der Neugeborenen, besonders angefüllt ist der Schloßplatz. Dort reiht sich Kopf an Kopf, die unzähligen Balkone an den Häusern ringsum sind mit Damen gefüllt, die mit den Tüchern wehen.

Das Viva la reyna ertönt bis spät in den Abend. — — —

Einige Tage später wird die Infantin getauft.

Ein ungeheurer Zug bewegt sich vom Schlosse aus nach der Kirche unserer lieben Frau von Atocha.

Voran tritt ein Regiment Cavallerie mit seiner Musik; hinter ihm eine Infanterie-Abtheilung, dann eine Prozession aller Welt- und Ordensgeistlichen von Madrid; Cardinäle in rothen Strümpfen und rothen spitzen Hüten, Bischöfe in violetten Gewändern, mit Krummstäben und Fischerringen, andere Geistliche in schwarzen Talaren und schiffartig geformten Hüten.

In ihrem Zuge werden die kostbarsten Custodien und Monstranzen, Heiligenbilder und Fahnen sichtbar.

Dann folgt im goldenen Galawagen die kleine Prinzessin, von Hellebardieren umgeben.

Der König, die höchsten Würdenträger, die Adligen folgen und Militär schließt den Zug.

Man gelangt in die Kirche von Atocha, deren tausend Marmorpfeiler in Sonnen- und Kerzenlicht strahlen.

Auf dem Hochaltar brennt ein Meer von Kerzen; das ihm gegenüber liegende Chor zeichnet sich durch reiches Schnitzwerk aus, Alles glitzert und schimmert im reichen Schmuck.

Die Wände sind mit Fresken aus der heiligen Geschichte bedeckt, in den Nischen stehen zahlreiche Bilderwerke aus Marmor und Edelmetall, die zwölf Apostel und andere Heilige darstellend.

Die Messe celebrirt der Erzbischof von Toledo, mit den kostbarsten Gewändern angethan. Gewaltig hallen die Jubel-Hymnen des zahlreichen Sängerchors durch das hehre Gotteshaus.

Um den Altar haben sich die Chorknaben, in weißer Seide, Sammet und Atlas gekleidet, geschaart. Sie schwingen die Weihrauchfässer, daß mächtige Wolken des duftigen Rauches gen Himmel steigen. —

Die Messe ist beendet und die Taufe beginnt.

Reliquien in kostbaren Schreinen sind rings um das Kind aufgestellt, damit sie es vor dem Bösen behüten und demselben Segen gewähren.

Der Bischof nennt, nachdem er das Kind mit dem Taufwasser besprengt, in welchem Augenblicke Chor und Orgel den jauchzenden, ambrosianischen Lobgesang anstimmen die Namen der Kleinen. Sie heißt:

Maria del Pilar, Berenguela, Isabella Francisca de Assisi, Christina Sebastiana Gabriela, Francisca Caraciola Saturnina.

Nach vollzogener Ceremonie kehrte der Zug in der nämlichen Reihenfolge und auf demselben Wege, wie er gekommen, in den Palast zurück.

Die Straßen, durch die er seinen Weg nahm, waren mit Blumengehängen, Teppichen und Flaggen verziert.

Auf den Balkons, mit welchen jedes Haus in Madrid versehen ist, wogte ein Damenflor im prächtigen Feiertagsputz. Wie gluhtvoll

richteten sich die Blicke mancher reizenden Sennorita auf die zierlichen schönen Gestalten der vorüberziehenden Cavaliere, wie verlangend ruhten die schwarzen Augen auf den sich Entfernenden, bis sie verschwanden.

An diesem Tage schien das sonst so unruhige, so rebellische Madrid seinen Groll gegen die Regierung vergessen zu haben, es athmete nur Lust und Freude. So leicht ist das Blut des Südländers, daß über dem Genuß und dem Vergnügen ihm die ernsteren Fragen des Lebens aus dem Gedächtniß schwinden.

Hier ergötzte sich das Volk an den Kletterstangen, von denen Preise herabhingen, bestehend in Eßwaaren und mancherlei anderen Dingen.

Da schaarte es sich um ein Puppentheater, in welchem Ehestandsscenen mit Kleinkindergeschrei dargestellt wurden.

Die derben, improvisirten Späße, die es dabei regnete, erschütterten das Zwerchfell der Zuhörer.

Aber immer ist der Name der Königin Isabella in aller Munde; ausführlich wird Alles erzählt und durchgehechelt, was am Hofe vorgefallen, aus welchem Orte die kräftige Amme der neugebornen Prinzessin. Die Einen meinen aus dem Baskenlande, die andern aus Asturien, und es entspinnt sich ein endloser Streit darüber.

Dann spricht man davon, wie die Herzogin von Rivas der Länge nach zu Boden gefallen, als sie mit einer Kniebeugung der hohen Wöchnerin ihre Huldigungen darbringen wollte, und wie Ihre Majestät herzlich darüber gelacht.

Wie der Marquis von Frias, ein Freigeist, sich geweigert, den Fischerring des Erzbischofs von Toledo der allgemeinen Sitte gemäß zu küssen. Darüber sei der Prälat ergrimmt, und habe durch seinen Einfluß bei Hofe es durchgesetzt, daß der Marquis verbannt wurde.

Man schimpfte auf das vermehrte Ansehen der klerikalen Partei, und erging sich in Hohnreden gegen den Gardeoffizier Don Mencos, der, wie man annahm, an maßgebender Stelle wegen seiner schönen Gestalt und seines einschmeichelnden Benehmens in hoher Gunst stand.

So wurde namentlich von den Caballeros auf der Puerta del Sol politisirt, die dort die Zeit machen, wie der Spanier sagt, d. h. die Zeit mit Nichtsthun, Klatschen und Kannegießern verbringen.

Mittlerweile war die Stunde herangekommen, wo das für den

Spanier wichtigste Vergnügen, das Stiergefecht seinen Anfang nehmen sollte.

Zu Fuß und zu Pferde, auf Kalesas, Omnibussen, Karossen und Maulthiergespannen, alle zur Feier des Tages in Glanz und Pracht, Reit- und Zugthiere, mit scharlachrothen, golddurchwirkten Decken belegt, auf den Köpfen mit Federbüscheln, die in der Sonne glitzerten und im lauen Winde sich wiegten, bewegte sich die Menge möglichst schnell durch die Alkalastraße und die mit ihr parallellaufenden Verkehrswege und durch das Alkalathor nach der Plaza de Toros, wo der Circus steht.

In kurzer Zeit war das ungeheure Amphitheater, der Zuschauerraum, bis zu den Tenidas (Gallerien) hinauf mit Menschen aus allen Ständen und beiden Geschlechtern besetzt. Hier tändelten in einer mit rothem Sammt und Seide und Vergoldung überladenen Loge die Marquesas und Condesas mit ihren Cavalieren in der ausdrucksvollsten Fächer- und Augensprache.

Wie verhießen die Augen tausend Wonnen, wie wurde das Blut der Sennores durch die leidenschaftlichen Verlockungen der Töchter des Südens in stürmische Wallung versetzt.

Und auch in den Sperrsitzen der mittleren und den Bänken der untern Klassen spielten sich ähnliche Scenen ab. Die Sennorita's richteten auch hier mit ihren feurigen, tiefschwarzen Augen dieselben Verheerungen unter den Männerherzen an.

Mit derselben Grandezza, mit derselben Anmuth, die den Spanierinnen angeboren zu sein scheint, benahmen sich die Töchter des Volkes wie ihre adligen Vorbilder. Dieselbe Zierlichkeit der Gestalten, derselbe schlanke Gliederbau zeichnete auch sie aus.

Keine Rohheit, keine unanständigen Manieren waren namentlich von weiblicher Seite in dieser ungeheuren Masse bemerkbar. Wohl machte sich die südliche Lebhaftigkeit in Lärmen, Schreien, lautem Schwatzen und Lachen geltend, aber kein Gezänk, keinen Streit hörte man aus dem Stimmenschwall heraus, es waren nur Ausbrüche des Frohsinns.

Da schmetterten die Trompeten und dröhnten die Pauken des mitten im Amphitheater aufgestellten Orchesters, um die Ankunft des Ayuntamiento (der städtischen Behörden) und des Hofes zu verkündigen.

Im feierlichsten Aufzug und in altspanischer Tracht begab sich der Magistrat, mit dem Bürgermeister an der Spitze, auf die für ihn bestimmte prunkende Tribüne. Ebenso die Glieder des Hofes, soweit sie nicht durch ihre Pflicht bei der hohen Wöchnerin zurückgehalten wurden.

Ein zweiter Tusch erdröhnte.

Die Stierkämpfer, Picadores, Chulos, Banderilleros und Espadas zogen in langer Reihe an den Zuschauern innerhalb der Arena, des vom Zuschauerraum umschlossenen Kampfplatzes, vorüber.

Lautlose Stille trat ein.

Die Picadores (Lanzenträger) stellen sich auf, ein Signal ertönt, aus dem Toril (Stalle) stürzt ein schwarzer Stier mit langen, spitzigen Hörnern, wuthsprühenden Augen und schnaubenden Nüstern.

Eine Sekunde steht er still, dann wendet er sich an den nächsten Picador, einen Mann von herkulischer Gestalt, in weißem Filzhut, blauem, goldburchwirktem Atlaswamms, rother Leibbinde, gelbledernen, enganliegenden, durch Eisenblech geschützten Hosen und flatterndem Mantel.

Der Picador empfängt mit eingelegter Lanze seinen Gegner und bringt ihm am Halse eine Wunde bei.

Abgeschreckt wendet sich das Thier an einen zweiten Kämpfer. Auch hier widerfährt ihm das Gleiche, und mit lautem Schmerzgebrüll wendet es sich um und lagert sich keuchend vor dem Stalle.

Jetzt treten die Chulos hervor mit rothen Mäntelchen versehen. Sie necken das Thier, ja der eine wirft ihm seine Capa (Mantel) über den Kopf. Der gereizte Stier springt auf und verfolgt seine behenden Peiniger bis an eine hohe Bretterschranke, die den Zuschauerraum vou der Arena trennt, gegen die er anrennt, so daß die Balken zittern und die Hörner sich tief in die Bretter bohren.

Das Publikum klatscht, lacht und ist außer sich.

Jetzt wendet sich der Tauro gegen die noch in der Arena befindlichen Picadores. Es gelingt ihm, den nächsten zu überraschen und er begräbt seine Hörner in den Bauch des Pferdes desselben, das mit aufgerissenen Eingeweiden zu Boden stürzt.

Sein Reiter ist gewandt genug, sich unter das Pferd fallen zu lassen, und so dasselbe zum Schild gegen die Stöße des Stiers zu machen. Die Amateurs jubeln über diesen Meisterstreich.

Schon ist aber ein anderer Picador herangesprengt, und verwundet das blindwüthende Thier, während es das gefallene Roß zerfleischt, so erheblich, daß es sich wiederum zurückzieht.

Jetzt erscheinen die Banderilleros. Sie pflanzen dem muthlos da liegenden Stier ihre mit bunten Papierstreifen behängten Spieße in den Körper, bis derselbe sich zu neuem Anlaufe erhebt. Die schnellfüßigen Quäler entweichen mit Leichtigkeit dem Nachsetzenden.

Endlich kömmt der Hauptheld, der Matador oder Espada. Mit der Maleta (Stück rothen Tuches) reizt er das bis zum Tode ermat-

tete Opfer einer Unsitte, daß dieses mit letzter Kraftanstrengung auf ihn losstürzt.

Der Matador erwartet seinen Gegner stehenden Fußes, bis er mit den Hörnern fast seine Kleidung berührt. Dann fliegt das in der Muleta verborgene Schwert heraus, und mit einem furchtbaren, zwischen die Hörner geführten Streiche wird das Thier getödtet.

Nachdem auf diese Weise mehrere Stiere abgethan, noch mehr Pferde der Picadores zerrissen, Chulos und Banderilleros verwundet, und selbst zu großer Genugthuung der Madrilenos und Madrilenas ein Espada arg verletzt, verließ man bei sinkender Nacht den Circus.

Der Abend brachte neue Lust. Wie im Zauber begann sich über die Stadt ein Lichtmeer zu ergießen. Ueberall strahlten bunte Lampen, tausenderlei Figuren bildend, welche Thiere und Menschen darstellten, Licht=Kränze=Pyramiden und Sterne waren an den Häusern angebracht.

Auch die Kirchen glänzten im Brillantfeuer bis in die Spitzen der Glockenthürmchen hinauf. Triumphbogen mit den Namen des Königs und der Königin, sowie der neugeborenen Prinzessin waren aus lauter Lichtern aufgebaut und zogen sich in kurzen Zwischenräumen quer über viele Straßen.

Am buntesten und lebhaftesten ging es aber im Prado zu, wo ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt wurde, und die Cybelefontaine mit ihren 70 Fuß hohen Wasserstrahlen durch Tausende von Lichtern in ebensoviele Diamanten umgewandelt wurde.

Die Fuente Castillana zeigte sich im rothen, blauen, grünen bengalischen Licht, während ein dritter Springbrunnen durch den Zauber des electrischen Lichtes erhellt wurde.

Und wie jauchzte das Volk! In Gruppen getheilt tanzten hier Zigeunerinnen von bräunlichem Teint und in kurzem Röckchen den Zorango. Bald warfen sie das von stattlicher Haarfülle beschattete Haupt graziös zurück, daß die schwarzen Locken wild umherflogen, bald streckten sie den niedlichen Fuß mit unnachahmlicher Anmuth aus; bald wiegten sie die schlanke biegsame Taille auf den Hüften; Pantomime und Stellung, Mienenspiel und Auge drückten jetzt die größte Schüchternheit, dann wieder die wollustathmende Leidenschaft aus.

Zu dem Tanze klapperten die Castagnetten, klimperten die Zithern, wurde das baskische mit Metallplatten behängte Tambourin geschlagen.

Im raschen Tempo wurden Liebeslieder mit fremdartiger Melodie gesungen. Dann wurde wohl einer der Musikanten oder Zuschauer so aufgeregt, daß er in den Kreis der Tänzerinnen sprang, hüpfte,



Don Jaime Ortega, General-Capitain der Balearischen Inseln; erschossen am 21. April 1860.

mit den Fingern schnalzte, sang, und sich bog und wand, als ob er seine Aufregung durch vielerlei Bewegung beschwichtigen wollte.

In den dichteren, spärlicher beleuchteten Gebüschen dieses Volks=

gartens kos'ten am murmelnden Wasserquell auf lauschigen Ruheplätzen Liebespaare. Auch hier tönte hin und wieder die Guitarre zu einem leisen, die Schöne preisenden Liede.

So jauchzte und jubelte das Volk von Madrid bis tief in die Nacht hinein, so feierte es die Entbindung Ihrer apostolischen Majestät, der Königin Isabella und die Taufe des jüngsten Sprosses im königlichen Hause.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Prim als Günstling der Königin Isabella II.

Wir haben gesehen, wie der General Prim, hervorragend durch soldatische Tugenden und — wie schon die Griechen und Römer den Kriegsgott Mars mit Venus, der Göttin der Liebe, vermählt darstellten — dadurch der Liebling der Frauen und der schnelle Sieger über alle zartbesaiteten Weiberherzen, auch auf die Königin einen bedeutenden Eindruck machte.

Der Empfang zu Ildefonso an jenem reizenden Sommertage, den wir geschildert haben, war die Einleitung gewesen zu einem oft und gern wiederholten, angelegentlichen Verkehr zwischen der katholischen Majestät und dem Tapfersten ihrer Generale, ein Verkehr, welchen selbst das scheinbare Einverständniß zwischen dem hohen Herrscherpaare, welches vor den Augen der Welt sich am glänzendsten in jener Rundreise der Majestäten dokumentirte, nicht zu unterbrechen, oder gar aufzuheben vermochte.

Die Königin war einmal merkwürdig beständig in ihrer Neigung, und seit jenem Sommertage waren schon volle Dreivierteljahre vergangen, — Prim war noch immer der Rathgeber der Königin in allen die Regierung betreffenden und nicht betreffenden Dingen.

Wo Isabella war, dahin mußte Prim nachfolgen, und wir haben gesehen, daß, nur etwa zehn Tage, nachdem die Majestäten Madrid verlassen hatten, um ihr Volk zu sehen und sich von ihm sehen zu lassen, auch der Graf von Reus eine Inspektionsreise nach Sara-

gossa antrat, wo gerade damals — merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände — Isabella von Spanien mit ihrem hohen Gemahl Hof hielt.

Im Anfang März, — als dem in Madrid versammelten Congreß vom Ministerium angezeigt worden war, daß sich die Königin im sechsten Monat ihrer Schwangerschaft befinde, — trat Isabella eine Reise nach dem am Südabhange der Sierra de Guadarrama belegenen spanischen Königsschlosse El Escorial an.

Man sagte, die Aerzte hätten diesen Aufenthalt auf dem Lande als nothwendig bezeichnet; in Wirklichkeit aber war es nur eine Marotte der während der Schwangerschaft immer höchst sonderbaren und launenhaften Monarchin.

Es erregte Verwunderung, daß die Majestät nicht das liebliche und von ihr so geliebte Ildefonso, sondern das düstere Escorial wählte, aber, wer will Weiberlaunen ergründen.

Genug, Isabella war in Escorial und Marietta, die Listige, leistete ihr Gesellschaft.

Die Eisenbahn von Madrid nach Valladolid, führt am Schlosse vorbei, und in Zeit von zwei Stunden kann man dasselbe von der Hauptstadt aus erreichen.

An einem reizenden Morgen in der ersten Hälfte des März ist ein reges Leben auf dem vor dem Thore La Florida belegenen Nordbahnhofe von Madrid.

Hier kommt ein Liebespärchen, und reiche Thränen entströmen den schönen Augen der Sennorita — denn ihr Liebhaber verreist — vielleicht recht weit, auf lange. In inniger Umschlingung halten sie sich umfaßt, und der Schaffner hat Mühe, das Billet zu erhalten und die Thür zu schließen.

Dort steht eine Gesellschaft munterer Burschen, welche zum Abschiede die ganze Nacht hindurch gezecht haben, und nun ihren abreisenden Freund zur Bahn geleiten. Die frische Jugend giebt sich der Sorge nicht hin, und rosig öffnet sich ihr der Blick in die Zukunft.

Auch mancher besteigt einsam — ohne daß von den Lieben Jemand ein Abschiedswort spräche — den Zug, und eilt von dannen.

Unter diesen Letzteren befindet sich ein hoher Offizier in der Uniform der spanischen Generale. Feurig blitzt das große, schöne, dunkle Auge unter den sanft sich wölbenden Augenbrauen hervor — in keckem Bogen umrahmt der Schnurrbart fast den Mund, und an der Unterlippe steht ihm ein spärliches Bärtchen gegenüber. Sonst ist das Gesicht bis an die Backenknochen glatt rasirt und — der

Leser hat ihn schon erkannt, den General Don Juan Prim, Grafen von Reus.

Ehrfurchtsvoll grüßen die auf dem Bahnhofe anwesenden Offiziere und Soldaten, als der General nach dem zweiten Klingeln aus dem Wartesaal heraustritt, und sporenklirrend, seinen Mantel über den Arm geworfen, nach einem Wagen erster Klasse eilt.

Die Glocke erschallt zum dritten Mal — der Zugführer giebt das Zeichen zur Abfahrt — und davon braust der Zug, aus dem zum größten Theil noch schlummernden Madrid hinaus, den lauschigen Bergen der Sierra de Guadarrama entgegen. —

Die dritte Station, San Lorenzo del Escorial, ist erreicht; der General Prim verläßt den nach kurzem Aufenthalt weiter dampfenden Zug und besteigt ein Roß, welches von einem Diener in königlicher Livree ihm entgegengeführt wird.

Er giebt dem Rosse die Sporen, und im Galopp sprengt er dem in einer Entfernung von nur einer Achtelmeile sichtbar werdenden Schlosse zu, wohin er von Ihrer Majestät der Königin beschieden worden ist, um über die letzten Sitzungen des Congresses von Madrid Vortrag zu halten.

Das Schloß ist erreicht, und wir überblicken einen dunklen, melancholischen Riesenbau, welcher in jeder Beziehung den vollendetsten Gegensatz zu dem uns schon bekannten lieblichen Ildefonso bildet. Dort Alles luftig, leicht, idyllisch, von märchenhafter Pracht — hier Alles kalt, todt, finster und einfach.

Philipp der Zweite von Spanien, der Vater des durch Schiller allen Deutschen bekannten Don Carlos, führte an dieser Stelle ein kolossales Gebäude zu Ehren des heiligen Laurentius auf, als er am Tage dieses Heiligen einen großen Sieg erfochten hatte. St. Lorenz ist auf einem Roste gebraten worden, und deshalb ahmt das Kloster die Form eines Rostes nach, was freilich nicht die architektonische Schönheit fördert.

An das Kloster schließt sich die in ungeheuren Dimensionen angelegte Königsburg im altgothischen Styl, deren bedeutende Bibliothek von den Männern der Wissenschaft allgemein geschätzt wird.

Unter der prachtvollen Klosterkirche befindet sich die Königsgruft, und viele spanische Herrscher haben hier ihre letzte Ruhestätte gefunden. —

Die Königin ist noch in Morgentoilette; den schönen Körper umhüllt ein Kleid aus weißem, indischen Musselin, welches von Oben in reichen Falten herabfällt, und um die Hüften durch einen blau-

seidenen, silbergestickten Gürtel zusammen gehalten wird. Die Füße sind mit blauen Sammetschuhen bekleidet, ebenfalls, wie der Gürtel, mit Silber gestickt und mit flimmernden Steinen besetzt. Keine häßliche Krinoline entzieht dem Auge einen der Reize dieser wohl schon üppigen, aber immer noch verführerischen Gestalt.

Eine Diamantagraffe hält oben am Halse das Kleid zusammen, ohne daß der schwellende, üppige Busen in seinem Auf- und Niederwogen dadurch gehemmt wird.

Auf dem reichen, unfrisirten, fessellos das Haupt umwallenden Haare sitzt ein kleines, kokettes Hütchen von weißem Krepp mit blauem, wehendem Schleier.

Der halblange, reich mit Spitzen besetzte Aermel des Gewandes läßt den vollen, üppigen Arm der Königin wie von einer Wolke umgeben erscheinen.

So schreitet die Herrin vom Schlosse in den dahinter, nach den blauen Bergen der schönen Guadarrama zu sich erstreckenden Park.

Sie hat nur eine einzige Begleiterin, die Vertraute ihrer süßen Stunden, die vielgewandte Sylphide Marietta, welche, in einfacher Promenaden-Toilette, einen kostbaren weißen Kasimirmantel trägt, um damit die Königin zu bedecken, wenn die Lüfte der Sierra zu rauh und unzart die Majestät berühren sollten.

Leise rauscht es oben in den Wipfeln der Bäume — in der Ferne schwingt sich eine Lerche empor in den blauen Aether, und jubelt ihr Morgenlied.

„Bin ich auch wirklich so, wie mich der General gern sieht?" wendet sich im Weiterschreiten die Königin an ihre Begleiterin. „Marietta, werde ich ihm gefallen? Aber komme mir nicht mit den faden Worten seichter Gecken, daß ich in jedem Kleide schön und verführerisch sei."

„Majestät konnten keine wirksamere Toilette wählen," antwortet Marietta, „und es zeigt sich, daß der Geschmack der Königin besser ist, als der ihrer Dienerin. Ich war gegen das Musselin-Gewand, weil ich glaubte, es sei zu kalt. Aber in Anbetracht der dadurch erzielten Wirkung konnte die Wahl nicht besser ausfallen."

„Du hast ja den Mantel bei Dir," giebt die Königin zurück, „und wenn Du mich auch bald nach dem Eintreffen des Generals verließest, so wirst Du doch immer nahe genug bleiben, daß Dich mein Ruf erreichen kann."

„Ich bin Ihre ergebene Dienerin, Majestät," erwidert Marietta.

Die beiden Frauen schreiten an den Ufern eines hellen, klaren

Gebirgsbaches entlang, dessen krystallene Wellen schnell dahin huschenden Fischlein zum Aufenthalt dienen.

Ein leichter Steg schwingt sich hinüber zum andern Ufer, wo der Weg sich allmälich emporschlängelt, auf ein kleines, von einem See zum großen Theil in Anspruch genommenes Plateau, in dessen hinterstem Theile, mit dem Rücken an den schon wieder auf's Neue ansteigenden Berg sich lehnend, eine Hütte steht.

Die Königin, deren Wangen vom raschen Gehen in der frischen Morgenluft sich lieblich geröthet, eilt um das Ufer des See's herum, der Hütte zu.

Die letztere ist aus leichten, dünnen Baumstämmchen einfach und schmucklos zusammengefügt und mit Moos bekleidet. Aus Moos bestehen auch die weichen Sitze der „Isabella-Hütte", wie dieser erst in den Tagen des Aufenthalts der Königin entstandene liebliche Aufenthalt heißt.

Noch sind die Königin Isabella und ihre Dienerin kaum am Ziele ihrer Wanderung angelangt, als schon, mit schnellen, sicheren Schritten — er mußte den Pfad sehr genau kennen und ist ihn wohl schon oft gewandelt — General Prim, der Graf von Reus, über die Berglehnen heraufeilt, und am andern Ufer des See's aus den Bäumen des Park's heraustritt.

Er grüßt von drüben schon mit lustigem Schwenken des Hutes — nicht mehr, wie einst in Ildefonso, mit militärischer Steifheit und spanischer Grandezza. Nein, er weiß jetzt, daß er der Königin begegnen darf, wie er einst der schönen Enrica Valpesa im fernen Catalonien begegnete.

Isabella hat den Liebsten ihrer Generale erblickt, und mit dem weißen, seidenen Taschentuche seinen Gruß erwiedernd, eilt sie auf dem eben zurückgelegten Wege dem Grafen entgegen.

„Da sind Sie ja, General," ruft sie ihm schon von Weitem zu und verhinderte ihn, zuerst zu sprechen — „da sind Sie ja. Sie müssen dem Rappen wohl gründlich die Sporen gegeben haben, daß Sie fast mit mir zugleich die Hütte erreicht haben."

„Wie sollte ich nicht," erwidert mit einer leichten, graziösen Verbeugung der Graf, indem er die Hand der Königin mit seinen Lippen berührt und einen fast innigen Kuß auf dieselbe preßt — „wie sollte ich nicht eilen, um in die Nähe meiner Königin zu gelangen, die unter ihren vielen Dienern mich allein, den Unwürdigen, so auszeichnet und eines Vertrauens würdigt, wie es sonst wohl Keiner zu genießen sich rühmen darf."

„Schelm Sie," sagt wieder die Majestät, indem sie mit zwei Fingern der linken Hand ihn leicht auf die Wange schlägt, „was reden Sie da? Soll ich Ihnen etwa auf's Neue sagen, daß Sie der Würdigste meiner Diener sind — ja, daß Sie gar nicht einmal mein Diener, vielmehr mein Freund sein sollen? Fast scheint es, als hörten Sie es gern und wollten sich von mir schmeicheln lassen."

„Doch kommen Sie, lieber Prim," fuhr sie darauf fort, indem sie ungenirt ihren Arm unter den des Angeredeten schob, und an seiner Seite der Hütte wieder zuschritt; „Sie haben sich jetzt lange genug in dem staubigen, heißen Madrid bewegt, um eine kleine Erholung mit Recht beanspruchen zu dürfen.

„Auch ich will mich jetzt, an diesem schönen Morgen, wo der Thau noch auf allen Gräsern flimmert und die Sonne noch nicht die schönsten aller Diamanten von dem grünen Teppiche da um uns herum fortgeküßt hat, am allerwenigsten mit Regierungssorgen plagen. Lassen Sie Ihren Vortrag ruhig sein — der kommt an die Reihe, wenn wir die düstern Räume des Schlosses wieder betreten."

„Majestät haben aber auch, dem finstern Palaste des Escorial zum Trotz, in der kurzen Zeit Ihres hiesigen Aufenthaltes, ein Paradies hervorzuzaubern gewußt, wo vorher nur die Trauer zu wohnen schien," antwortete Prim, indem er, entzückt um sich blickend und wie vor Glück aufathmend, mit seiner hohen Begleiterin einen Augenblick stehen blieb.

„Und — während die Räthe der Krone in den düstern Mauern eines Schlosses, sei es nun das von Madrid oder der Escorial, — im Krönungssaal oder in den Empfangszimmern nur das hohe Glück genießen, von Ew. Majestät empfangen zu werden, ist es mir, dem einfachen Sohne des Volkes, der keine Ahnen hat und keine hohen Vorfahren, vom günstigen Geschick beschieden, die spanische Königin da begrüßen zu dürfen, wo Natur mit der Kunst sich eint, um ihrer erhabenen Gestalt zur würdigsten Folie zu dienen."

Die Königin schwieg, und Prim versenkte sich in Träumereien — — wie er, erst fast ein wesenloses Nichts, jetzt so hoch emporgestiegen sei, daß mancher Grand von Spanien, dessen Vorfahren vor Jahrhunderten vielleicht mehr Rechte und Besitz hatten, als die jetzige Herrscherfamilie, ihn beneidete, und daß Intriguen am Hofe gesponnen wurden, ihn zu beseitigen und von seiner hohen Stellung herabzustürzen.

Aber er saß fest im Sattel, der „catalonische Cid", und es wurde den kleinen und großen Neidern, all' den Mitbewerbern um die Gunst

der Monarchin, gleichviel, ob sie Kutten und Reverenden oder Uniformen und Sterne trugen, recht schwer, in irgend einer Weise seinen Einfluß zu untergraben.

Und wenn sie ihn auch untergrüben, denkt der stolze ehrgeizige Mann, was thäte es. In seiner Hand ruhen die Fäden von tausend Verbindungen, und sein rastloser Geist wird nicht eher Ruhe und Zufriedenheit finden, als bis er dasteht als der Erste, der Oberste. Wie der stolze Cäsar, dessen Legionen vor neunzehnhundert Jahren in dem benachbarten Gallien*) die römischen Adler zum Siege führten, in einem ärmlichen Dorfe die berühmten Worte sprach: „Lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite", so wohnt auch in der Brust des Tapfern von Tetuan ein verwandtes Gefühl, und nicht eher wird sein grübelnder Sinn aufhören, unendliche Pläne zu schmieden, als bis er einen Fleck der Erde gefunden, auf welchem er hoch genug steht, um Niemand mehr über sich zu haben.

Prim bricht den rebellischen Gedankenzug ab — er ist ja in Escorial — im Park des Königsschlosses — an der Seite des ersten Weibes von Spanien. Konnte er augenblicklich höher stehen, als er stand? Nein! — und so ruht, ihr Pläne; raste, du rastloser Geist — es ist nicht die Zeit zum düstern Sinnen, sondern zum heitern Tändeln.

„Majestät," beginnt er, indem er mit bewundernbem Blick die Gestalt Isabella's mustert, „wissen Sie auch, daß Sie nicht blos die erste, sondern auch die schönste Frau von Spanien sind? Majestät — ich schmeichle nicht — Sie haben mir ja selbst befohlen, ich solle die Vorschriften der Etiquette da lassen, wo sie hingehörten — in den Prunkgemächern des königlichen Palastes der Hauptstadt; aber beim heiligen Laurentius von Escorial, in dessen nächster Nähe wir uns befinden, wenn eine Fee herniederstiege, angethan mit allen Reizen, die ein arabisches Mährchen aus „Tausend und eine Nacht" ihr andichtet — sie hätte keine so sinnige, fesselnde, hinreißende Tracht ersinnen können, keine, die ihre Reize so versteckt und doch zur Geltung bringt, als diese weiße Wolkengewandung, an deren Rändern leise Streifen des himmlischen Blau's sichtbar werden."

„Schwärmer Sie" erwiedert mit glückseligem Lächeln die Königin, indem sie selbst mit einem scheinbar prüfenden, in Wirklichkeit wohlgefälligen Blick ihre Toilette mustert, „Sie haben wohl heut Nacht eine der überschwenglichen Liebeserklärungen aus dem Don Quixote

*) Frankreich.

gelesen und wollen mich nun mit einer ähnlichen beglücken. Aber ich bin keine eingebildete Prinzessin, sondern ich bin wirklich eine Königin, Spaniens Königin, des schönsten Landes der Erde — und ich sollte nicht thun, was jedes einfache Mädchen thun darf: mich schmücken und die spärlichen Reize, die mir Gott beschieden, zu erhöhen oder zur Geltung zu bringen suchen? —

„Doch lassen wir das jetzt sein, lieber General — kommen Sie nach der Mooshütte. Ich möchte mir so gern von Ihnen das Mährchen erzählen lassen, welches Sie mir schon lange versprochen haben."

Damit schritten sie wieder weiter, der Hütte zu, in welcher Marietta die beiden bald, auf einen leisen Wink der königlichen Augen, allein ließ.

„So, jetzt sind wir ungestört," nahm darauf Isabella das Gespräch wieder auf; „so setzen Sie sich hier neben mich und erzählen Sie."

Damit ließ sich Isabella auf den weichen Moossitz gleiten, und zog den General zu sich nieder.

Dieser, die in der seinen ruhende Hand der Königin leise pressend, begann:

„Einst lebte in einem navarresischen Thale, am Fuße der Pyrenäen, ein armer Ziegenhirt mit seiner Frau und einem einzigen Kinde, welches ein reizendes Mädchen mit schwarzen Locken und dunklen Augen war und Ana hieß.

„Das Kind war aber nicht von der Frau des Hirten geboren — vor einem Jahre hatte es eine Fee, die dem Hirten begegnete, als er seine Heerde auf den steilen Berglehnen weidete, ihm übergeben mit der Weisung: er solle es pflegen und hoch halten, denn sie habe es in ihren Schutz genommen und müsse es vor einem bösen Zauberer behüten. Darum dürfe er keinem Menschen die Kleine zeigen; aber vor den Thieren des Waldes könne sie frei einhergehen, und wenn ein fremder Prinz käme mit einem goldenen Fingerringe, darauf geschrieben stünde: „der Schönsten geweiht," dem solle er sagen: die er suche, würde nicht eher sein eigen, als bis er ihres Vaters Reich wieder aufrichte in seinem alten Glanz. Einst haben ihre Voreltern geherrscht über alle Länder der Erde, und die Sonne ging nie unter, wo ihr Zepter regierte — jetzt sei nichts übrig geblieben, als kaum die Heimath, da Ana geboren.

„So hatte der Hirt das Mädchen seiner Frau gebracht, und sie freute sich, daß sie nun nicht mehr allein sei, wenn ihr Mann die Heerde weidete.

„Das Kind aber sprach eine fremde Sprache, die so melodisch klang — und mit seiner glockenreinen Stimme sang es schöne Lieder in fremden, wunderbaren Melodien, daß die Vögel des Waldes verstummten und andächtig zuhörten.

„Da kam eines Tages ein Jüngling auf einem reichgeschmückten Pferde, das war weiß wie der Schnee vom Berge Maladetta, und an seinem Finger hatte er einen goldenen Reifen, auf dem standen in Diamantschrift die Worte: „der Schönsten geweiht."

„Es war ein fremder Prinz, der war ausgezogen von seines Vaters Schlosse, daß er die schönste Maid auf dem Erdenrund suche, um ihr den Ring zu geben, der an seinem Finger war und sie zu seiner Braut mache.

„Durch die Fee hatte er erfahren, daß die schönste Maid auf dem Erdenrund in dem navarresischen Thale wohne.

„Er fragte den Hirten nach seinem Pflegekinde — der aber hielt es versteckt nach dem Befehl der Fee, und sagte, es sei hier kein Kind in den Bergen und er wohne mit seiner Frau allein in der Hütte. Aber die er suche, könne er nur erwerben, wenn er das Reich ihrer Väter wieder in seinem alten Glanze aufrichte. Und er sagte dem Jüngling die Worte der Fee.

„Da zog der Prinz aus über das Meer, und nahm viele Schiffe und mancherlei Bewaffnete mit sich, und umschiffte die ganze Welt, und als er zurück kam, hatte er das Werk vollendet, das ihm aufgetragen war. —

„Aber die er suchte, wurde doch nicht sein eigen; denn der böse Zauberer hatte sie gefunden, und die Macht der Fee konnte nicht hindern, daß Ana einen Mann heirathen mußte, den sie nicht liebte.

„So hatte sie ein großes Reich und eine Herrschaft, wie sonst Niemand auf der Welt; aber ihr Herz war traurig, denn sie konnte nur *selten* und *heimlich* den schönen fremden Prinzen empfangen und ihm —"

„*Hören Sie auf*, General," fiel diesem plötzlich mit Thränen im Auge die Königin in's Wort, „ich will die Geschichte nicht weiter hören. Wie können Sie mir auch etwas so Trauriges erzählen? Wie können Sie so grausam sein, in dieser Mischung aus Wahrheit und Dichtung mir mein eigenes Bild vorzuführen!"

„*Verzeihung, Majestät*," rief erregt der General, indem er vor der Herrscherin auf ein Knie niedersank — „Verzeihung, wenn Ihr Diener es wagte, in das Gewand des Mährchens und der Dich-

tung zu kleiden, was als höchster, heißester, glühendster Wunsch in seiner Brust schlummerte.

„Ich will Ihr Ritter sein, Majestät, Ihr treuester und ergebenster — ich will, wo sich eine Gelegenheit bietet, kämpfen, und mein Schwert soll Ihren Namen und seinen Glanz hinaustragen in alle Welt — o, könnte ich das Reich beider Indien wieder aufrichten, jenes schimmernde Reich mit seinen Silberflotten und Triumphzügen, in welchem die Sonne nie unterging.

„Ich will ja nicht mehr sein, als dieser Ritter — ich bin ja beglückt, beseligt genug durch eine einzige süße Stunde, wie die gegenwärtige, und es giebt keinen höheren, kostbareren Lohn für mich, als die Gunst meiner Königin.

„Noch einmal, Majestät — verzeihen Sie Ihrem allzukühnen Diener, was er vielleicht in der Erregung des Augenblicks gefehlt hat."

„Ich habe Ihnen ja nichts zu verzeihen, mein lieber Prim," antwortete die Königin Isabella, indem sie mit ihrem Taschentuche die Thränen trocknete, welche die eigenthümliche Erzählung des Generals hervorgelockt hatte, „ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Nur daß ich, trotz alles Glanzes und aller Pracht, die mich umgeben, doch wirklich recht, recht unglücklich bin, hat mich weinen gemacht. O, daß Sie Recht haben mit Ihrem traurigen Mährchen — daß ich die arme, bedauernswerthe Prinzessin bin, die Alles, Alles ihr eigen nennt, Macht, Reichthum, Schönheit — nur kein liebendes Herz."

„O nein, Majestät," fiel der General wieder ein — „die arme Prinzessin Ana hat wohl ein liebendes Herz besessen. Das Herz des fremden Prinzen gehörte ihr ja unverändert und unveränderlich; nur daß sie ihn nicht vor aller Welt besitzen durfte, sondern nur selten und heimlich ihn empfing.

„Majestät — es giebt auch Herzen, die für Sie in treuer, unveränderlicher Liebe schlagen, es giebt Herzen, die für Sie den letzten Tropfen ihres Blutes opfern würden, und wenn Sie keine Königin, sondern ein einfaches Kind des Volkes wären."

„Ich weiß es, mein lieber Herzog," antwortete Isabella, „ich weiß es, daß Sie mir treu ergeben sind, und **Sie sollen es auch wissen, daß ich Ihnen geneigt bin,** und Sie allen Männern, die meinen Hof machen, weit vorziehe — damit, mit dieser Erklärung lassen Sie sich begnügen — oder soll ich noch deutlicher werden?"

Sie hatte erregt seine Hände ergriffen und zog, schnell aufsprin-

gend, den immer noch Knieenden empor. Dann trat sie einen Schritt zurück und sah ihm lange, lange — mit einem fast zärtlichen Ausdruck in die Augen.

Prim hatte kaltblütig mancher Gefahr in's Auge gesehen — sollte er den Blick senken vor einem Weibe, wenn dieses Weib auch **eine Königin** war? Nein — er hatte ja keinen Grund dazu; denn die Erregung, die sich in seinem Wesen gezeigt, war ja nur gemacht gewesen.

Prim hatte seine Rolle meisterhaft durchgeführt, und führte sie noch ferner durch. Ihm lag nichts, gar nichts an dem Besitz des Weibes Isabella: er wollte nur die Königin beherrschen, und man muß sagen, daß er es verstanden hatte, sich in ihrem Herzen einzunisten. Freilich war der General immer schlau genug, wenn die Aufregung der Majestät eine zu gewaltige wurde, wenn der Busen zu hoch wogte und im Begriff war, seine Fesseln zu sprengen, das angefachte Feuer wieder zu dämpfen und schließlich einen geschickten Rückzug anzutreten.

So auch heut. Als die Königin wieder auf das schwellende Moos zurücksank, und ihn zu sich herabziehen wollte — da blieb er aufrecht vor ihr stehen und sagte:

„Wohl, Majestät, ich weiß es, daß ich die Gunst meiner hohen Herrscherin besitze. Ich wußte es früher schon — aber nun haben Sie es mir selbst gesagt, und es ist ein hoher Jubel und eine Freude in mir, wie noch nie in meinem Leben.

„Aber gedenken Sie des Mährchens, das ich erzählte! Erst muß ich ja das Reich meiner Prinzessin wieder aufrichten, ehe sie mein eigen wird!

„Majestät, geben Sie mir Gelegenheit, meinen Degen zu schwingen und mein Schlachtenroß zu tummeln — geben Sie mir Gelegenheit, auf's Neue den Glanz der spanischen Waffen zu verbreiten unter allem Volk, und in alle Welt hinauszutragen den Namen meiner schönen Gebieterin: Isabella!"

„Kommen Sie," antwortete mit einer gewissen Kälte die Königin den glühenden Worten des Generals; denn sie hatte Anderes von ihm erwartet — „wir wollen nach dem Schlosse gehen und zusehen, ob sich vielleicht Gelegenheit bietet, Ihren Wunsch zu erfüllen. Sie haben mir ja Vortrag zu halten über die letzten Sitzungen des Congresses, nicht wahr?"

Enttäuscht biß sich Prim auf die Lippen — reichte der Königin den rechten Arm, nahm auf den linken ihren von Marietta in

der Hütte zurückgelassenen Mantel, und so verließen sie beide das lauschigste Plätzchen des Parks von Escorial, um bald, am andern Ufer des See's, wieder mit der Kammerfrau zusammenzutreffen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Prim wird Ober-Befehlshaber in Mexiko.

General Prim, Graf von Reus, hatte bei Ihrer katholischen Majestät, der Königin Isabella ein Urlaubsgesuch zum Zwecke einer Badereise nach Vichy, dem französischen Karlsbad, eingereicht und war zu einer Audienz in das Schloß befohlen worden.

Isabella, üppig und begehrlich wie immer, hat die Gemächer ihres Palastes in Gesellschaft ihrer Zofe Marietta verlassen, und eine entfernte Partie des Gartens aufgesucht.

Hohe, uralte Bäume erheben ihre Kronen in die laue, blaue Luft, und wiegen sich im sanften Zephyr, und ein kleines Wässerchen plätschert muntern Laufes unter niederem Buschwerk hin.

Die Königin schreitet mit Marietta weiter — sie hat ja befohlen, den „neuen Eid" an den Weiher zu schicken — und indem sie die sanfte Schwärmerei, welche der Ausdruck des sie umgebenden Paradieses ist, auf sich wirken läßt, beginnt sie:

„Da geht dieser Mann nun fort, der mir mit Treue und Ergebenheit mein Ritter sein zu wollen versprach, fort — und ich, die Königin, habe nicht genug Freiheit des Willens, ihm zu folgen. Wahrlich — die Großen der Erde sind nicht zu beneiden um den Glanz, der sie umgiebt."

„Majestät können ja den General zurückhalten," entgegnet die schlaue Marietta.

„Nein, nein!" antwortete rasch die Königin, „das will ich nicht. Es ist auch nicht Liebe zum General, nicht Trauer um sein Scheiden — kommt er doch wieder — was mich so sprechen ließ, ist ein Sehnen nach etwas Sicherem, Festem, Beständigem, was mir jenen Seufzer entlockte. Von Allen, die ich schon „mein" nannte, ist mir Keiner geblieben, Keiner, und wenn ich eine Weile gekos't, ge-

liebt und gelebt habe — dann erfaßt mich ein Ekel, ein Widerwillen; denn sie wollen Alle herrschen und regieren — aber nicht lieben. Ihre Liebe weihen sie immer einer andern.

„So jage ich von Lust zu Lust, pflücke leicht welkende Blumen am Wege, berausche mich — und habe doch kein Glück, keinen Seelenfrieden, ach, ich sehne mich nach einem Unbedeutenden, der Isabella, das Weib liebt."

Ein Diener kam, den General Prim, Grafen von Reus zu melden und nöthigte die Königin Isabella, ihren trüben Gedankengang abzubrechen.

Die Königin und Marietta waren inzwischen an einer Laube angekommen. Vor ihnen lag ein reizender Blumengarten, in welchem die schönsten und kostbarsten Blüthen in reichem Schmucke prangten.

Sie hatten eben Platz genommen, als General Prim langsamen Schrittes herannahte.

Der ehrgeizige Mann war voller Berechnung und Pläne, und seine Badereise galt viel weniger seiner Gesundheit, als seinen weitsehenden Entwürfen, wie wir bald erkennen werden.

„Ew. Königliche Majestät haben geruht, mir allergnädigst eine Audienz zu bewilligen; ich bin erschienen, um Ew. Majestät Befehle entgegenzunehmen," redet er die Königin mit ehrfurchtsvollem Gruße an, sobald er ihrer ansichtig geworden.

„Setzen Sie sich vor allen Dingen zu uns," antwortete ihm Isabella.

Prim befolgte den Befehl seiner Herrscherin, und Isabella begann nun:

„Sie wollen nach Vichy gehen, lieber General, und zwar, wie Ihr Urlaubsgesuch besagt, um Ihre Gesundheit zu stärken. Nun, wenn auch Ihr frisches, gesundes Aussehen gerade nicht für die Nothwendigkeit der Reise spricht, so will ich Ihnen doch den Urlaub nicht versagen, besonders da der Vortrag des Premier-Ministers heut Morgen Ihr Gesuch befürwortete, weil, wie er sagte, Ihr Aufenthalt in Vichy auch von politischer Wichtigkeit sein dürfte."

„Ich danke Ew. Majestät für die gnädige Gewährung meiner Bitte," antwortete der General, „allerdings werde ich mich auch in Vichy nicht der ungestörten Muße hingeben können, da dort die Gegenwart Seiner Majestät, des Kaisers Napoleon III. Gelegenheit giebt, in der mit Mexiko schwebenden Angelegenheit Wichtiges zu erreichen.

„Der Präsident Juarez hat den Erzbischof von Mexiko, Labastida, und vier andere Bischöfe verbannt, und dem Gesandten Ew. Majestät Pacheco, sowie dem päpstlichen Nuntius Monsignore Clementini und den Vertretern der Republiken Guatemala und Escuador ihre Pässe eingehändigt — die Unterthanen Ew. Majestät sind in jenem Lande ohne Schutz, da auch die Vertreter Frankreichs und Englands den Gewaltmaßregeln Juarez' machtlos gegenüberstehen.

„Kann ich für diese Angelegenheit die Instructionen Ew. Majestät entgegennehmen?"

„Was soll ich Ihnen für Instructionen ertheilen," antwortete Isabella; „das ist Sache meiner Minister, wann gedenken Sie zu reisen?"

„Mit Ew. Majestät Erlaubniß noch heut Abend."

„So schnell schon, General?" seufzte die Königin Isabella, nun — ich will Sie nicht aufhalten."

Nach kurzer Zeit verabschiedete sich Prim und die Königin Isabella verfiel in Nachdenken. — — — — — — — —

Wir finden Prim in Vichy wieder, wo eine große Anzahl hervorragender Militairs und Staatsmänner aus allen Völkern des Erdballs sich ebenso versammelt haben, wie die Modeschönheiten von Paris, die ihren glänzenden Toiletten als Kleiderstöcke dienen.

An einem schönen Sommerabend, der mit erfrischender Kühle einem heißen Tage gefolgt war, saßen zwei Offiziere in der Veranda des Kurhauses in eifrigem Gespräch, indem sie duftige Rauchwolken aus ihren feinen Havannah's in die Luft bliesen.

„Nun, Kamerad," wandte sich der General Lorencez, der nachmalige Ober-Befehlshaber der Franzosen in Mexiko, an Prim, „wissen Sie uns denn nichts Neues zu erzählen? Können Sie uns keine frohe Aussicht auf einen baldigen Krieg eröffnen? Der Teufel hole das Garnisonleben; da stockt das Blut in den Adern, und das ewige Einerlei des Exercirens und Paradirens reibt alle Kräfte auf. Wenn man sich die Zeit nicht noch mit galanten Abenteuern vertriebe — wahrhaftig, man könnte den Spleen kriegen und sich gelegentlich eine Kugel durch den Kopf jagen.

„Reden Sie, General, Sie haben ja heut bei unserem allergnädigsten Kaiser Napoleon Audienz gehabt, und sind, zum Erstaunen aller Welt, volle zwei Stunden mit Seiner Majestät allein gewesen. Passen Sie auf — morgen steht die Neuigkeit in allen Zeitungen, und sämmtliche politische Kannegießer der Welt zerbrechen sich den Kopf über das Ereigniß."

„Nun, General,“ antwortete Prim, „ich bin weit entfernt, Sie zu diesen Kannegießern zu zählen; aber Sie werden mir gewiß nicht zürnen, wenn ich Ihnen gegenüber den geheimnißvollen Schleier der Unterredung etwas lüfte.

„Es ist Aussicht vorhanden, daß wir in allernächster Zeit Waffenbrüder werden. Sie wissen, daß Juarez in Mexico alle Gesetze des Völkerrechts mit Füßen tritt. Neuerdings hat der Congreß von Mexico ein Gesetz angenommen, durch welches die Auszahlung der an fremde Compagnien oder Individuen zu entrichtenden Interessen für zwei Jahre aufgehoben wird.

„Nun hat Spanien schon seit längerer Zeit seine diplomatischen Beziehungen zu Mexico abgebrochen, und Frankreich und England sehen sich genöthigt, ein Gleiches zu thun.

„Ja, diese drei Mächte wollen weiter gehen — sie wollen sich vereinigen, um sich für die erfahrenen Unbilden Genugthuung zu verschaffen.

„Also, Aussicht auf neue Lorbeeren ist vorhanden, General, noch dazu sind sie im fernsten Westen zu pflücken — und nun stoßen Sie mit mir an auf gute Waffenbrüderschaft, wenn wir, wie ich glaube annehmen zu dürfen, in Mexico zusammen fechten werden.“

Ich weihe das Glas Ihnen und Ihrem Ruhm, Kamerad,“ antwortete aufspringend der galante Franzose. „Wahrhaftig, mein Podagra ist bei Ihrer frohen Nachricht spurlos verschwunden, und ich wünsche nichts sehnlicher, als die Erfüllung Ihrer Prophezeiung.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Königin Isabella war inzwischen, wie der Leser schon weiß, von einer Tochter entbunden worden.

Die hohe Wöchnerin konnte schon das Lager verlassen, und bereits war die erste Tertulia (Abendunterhaltung) in den kühlen Hallen an der Rückseite des Schlosses angesetzt.

Da ließ sich General Prim melden — er war von seiner Badereise zurückgekehrt.

Sofort wurde er vorgelassen.

Nachdem er der Königin seinen Glückwunsch zu ihrer Entbindung dargebracht, begann die Majestät:

„Also mit Mexico werden wir wirklich Ernst machen, General. Die Gesandten von Frankreich und Großbritannien, Monsieur Adolphe Barrot und Sir John Fiennes Crampton, wechseln lebhaft Noten mit meinen Ministern. Ich habe mich schon nach einem passenden Befehlshaber für mein tapferes Heer umgesehen, kann aber

keinen Passenderen finden, als Sie, lieber Graf. Wollen Sie den Oberbefehl des Mexikanischen Expeditions-Corps übernehmen?"

„Ew. Majestät haben über mich zu verfügen," antwortete schlau der General; „wenn ich jedoch kühn genug sein darf, meinerseits auch eine Meinung geltend zu machen, so würde ich vorschlagen, den Marschall Serrano, der sich ja auf Cuba, in der Nähe Mexicos, befindet, mit diesem wichtigen Posten zu betrauen."

„Nein, nein, General," entschied die Königin; „ich weiß wohl, daß Serrano Ihnen neidisch ist und sich auf den Oberbefehl verspitzt hat — aber ich will einmal nicht, daß er denselben erhalte. Uebrigens werde ich den eifersüchtigen Marschall, um ihm das Fehlschlagen dieser Hoffnung möglichst leicht erträglich zu machen, mit dem Titel eines Herzogs de la Torre beschenken. Das Patent liegt schon bereit, und so wird sich Ihr Rivale wohl zufrieden geben.

„Sie gehen also nach Mexico und ich bitte Sie, lieber Prim, sich auf eine, möglichen Falls plötzliche Abreise gefaßt zu machen. Sie wissen ja, wie die Diplomaten unberechenbar sind.

„Es thut mir leid, daß ich Sie, kaum aus Vichy zurückgekehrt, so bald wieder soll scheiden sehen; aber wer wäre geeigneter, als Sie, die Ehre des spanischen Namens in der neuen Welt wieder aufzurichten, als Sie, der Tapferste der Tapfern von Tetuan, der „neue Cid."

„Majestät erweisen mir allzuviel Ehre," antwortete galant der General, welcher seinen Zweck, die Anvertrauung des Commando's, ohne dabei allzusehr Serrano's Eifersucht fürchten zu dürfen, erreicht sah, „wenn Sie ein Verdienst aus Dem machen, was doch nur eine kaum genügende Erfüllung meiner Pflicht gegen die erhabenste Königin war." — —

Das Gespräch lenkte hierauf in andere Bahnen, und **erst jetzt bemerken wir unter der Gesellschaft einen noch jungen, schönen Mann, in der kleidsamen Uniform eines Garde-Offiziers,** den wir in diesem Kreise noch nicht gesehen haben, ja den wir überhaupt noch nicht kennen.

Das Auge Ihrer Majestät, der Königin, ruht oft und gern auf der schönen Gestalt, und mit offenbarer Vorliebe zieht sie ihn in's Gespräch.

Wer ist der Offizier, der die Königin selbst ihren treuen und ergebenen Ritter Don Juan Prim vernachlässigen läßt?

„Sie werden also meinen Generalissimus, den Grafen von Reus,

als Adjutant begleiten?“ wendete sich die Königin mit holdseligem Lächeln an den Offizier. „So geht Alles Ritterliche und Edle von mir und ich bleibe wieder allein.“

„Majestät haben edle Ritter genug um sich. — Sie dürfen nur befehlen, und eine reiche Tafelrunde schaart sich um Spaniens erhabene Königin,“ antwortet bescheiden Don Mencos.

„Was habe ich von all' den Herren,“ giebt die Königin zurück, „sie denken mehrentheils nur daran, daß ich Königin bin und lassen den Umstand ganz außer Acht, daß ich auch als Weib behandelt sein will. Nein, mein lieber Don Mencos, wenn ich Ihnen einen Rath geben soll, wie Sie meine ganz besondere Gnade sich verdienen können, so ist es der: suchen Sie, soviel es an Ihnen liegt, möglichst schnell eine für Spanien günstige Entscheidung in Mexiko zu erreichen, und kommen Sie dann unverzüglich zurück nach Madrid. — Hüten Sie sich auch,“ warf sie halb ernst, halb spöttisch ein, „vor den Gluthaugen der schönen Mexikanerinnen, sie sollen noch feuriger sein, als unsere Sennorita's und Donna's, und leicht in den Herzen solch' schöner Männer, wie Sie einer sind, große Verwüstungen anrichten.“

„Darum kann ich unbesorgt sein,“ sagte mit einem sonderbar schelmischen Gesichtsausdruck Don Menco's, „das süße Fühlen der Liebe, von dem unsere unsterblichen Dichter so überschwenglich singen, war mir bisher fremd; aber fast glaube ich, daß mein Herz in Spanien gefesselt zurückbleiben wird, wenn ich im Dienste meiner Herrin nach dem fernen Westen ziehe.“ — — —

Es wird nöthig, daß wir den Leser über Don Mencos aufklären.

Derselbe, jetzt im Alter von 26 Jahren, und schon mit dem Range eines Major's bekleidet, hat eine rasche Carriere gemacht; denn noch zur Zeit des Mordanschlages des Pfarrers Marino war er Cornet gewesen.

Aber das Glück hatte ihn begünstigt. Mit mehreren anderen Kameraden, die meistens schon älter waren und höhere Grade bekleideten, war er — scheinbar als Zuschauer, in Wirklichkeit aber, um der Majestät und der zu taufenden Infantin Isabella zum Schutz zu dienen, am 2. Februar 1852 in der Kirche anwesend gewesen, und er war es, der zuerst den Pfarrer Marino ergriff und gefangen nahm.

Die Königin hatte ihn damals bald aus den Augen verloren; aber bei Gelegenheit einer Truppenrevue hatte sie sich wieder seiner er-

innert. Sie war ihm geneigt, beförderte sein Avancement, und rief ihn in der letzten Zeit, während Prim in Vichy war, an ihren Hof.

Doch halten wir uns bei ihm jetzt nicht auf — wir haben später Gelegenheit, uns mehr mit ihm zu beschäftigen. — — —

Am 31. Oktober 1861 war zwischen den Cabineten von Spanien, Frankreich und England zu London eine Convention abgeschlossen worden, deren Inhalt folgender war:

„JJ. MM., Isabella II. Königin von Spanien, Napoleon III., Kaiser der Franzosen, und Victoria I., Königin des vereinigten Reichs Großbritannien und Irland fühlen sich durch das willkürliche Verhalten der Behörden der Republik Mexiko genöthigt, von diesen Behörden einen wirksameren Schutz für Person und Eigenthum ihrer Unterthanen, sowie eine Erfüllung der gegen Ihre Majestäten von der Republik Mexiko eingegangenen Verbindlichkeiten zu fordern, und haben sich dahin geeinigt, eine Convention abzuschließen, in der Absicht, ihr gemeinsames Handeln zu vereinigen.

„JJ. MM. machen sich anheischig, sofort nach Unterzeichnung der gegenwärtigen Convention, die nöthigen Anstalten zu treffen, um See- und Land-Streitkräfte, an die mexikanische Küste zu senden.

„Die Befehlshaber der verbündeten Streitkräfte sollen namentlich für die Sicherheit der im Lande wohnenden Fremden sorgen.

„Die hohen contrahirenden Partheien machen sich verbindlich, in der Anwendung der Zwangsmaßregeln für sich in keiner Weise einen Gebietserwerb oder irgend einen besonderen Vortheil zu suchen, und auf die inneren Angelegenheiten Mexico's keinen solchen Einfluß auszuüben, der das Recht der mexikanischen Nation beeinträchtigte."

Einige Tage später stand in den Zeitungen die Ernennung des Generals Prim, Grafen von Reus, zum Oberbefehlshaber der spanischen Expeditions-Armee nach Mexiko, sowie die Verleihung des Titels als Herzog de la Torre an den Marschall Serrano, General-Capitän von Cuba.

Prim mußte sich noch am Tage seiner offiziellen Ernennung nach Cuba einschiffen, wo er die ihm anvertraute Armee vorfinden sollte.

Dreißigstes Kapitel.

Tod der Infantin Maria de la Concepcion.

Die Ereignisse, welche wir zu schildern haben, sind so mannigfach verschlungen, daß es unmöglich ist — wollen wir nicht die verschiedenartigsten Dinge durcheinander werfen — die fortlaufende Reihenfolge der Zeit inne zu halten.

Wir gehen also wieder einige Wochen zurück — auf die zweite Hälfte des Monats Oktober.

Im Schlosse zu Madrid herrscht eine ungewöhnlich gedrückte Stimmung.

Die vorletzte Tochter der Königin Isabella von Spanien, die am 26. Dezember 1859 geborene Infantin Maria de la Concepcion, welche ein reizendes, schwarzlockiges Kind mit wunderschönen, großen Augen, und durch die Aufgewecktheit ihres kindlichen Sinnes der Liebling ihrer Mutter gewesen war, ist am 22. Oktober, nach kurzer, elftägiger Krankheit, gestorben.

Die königliche Mutter, ganz untröstlich über den Verlust, der sie treffen sollte, hatte erst zwei Nächte hintereinander am Bett der Tochter gewacht, und sich dann, als dieselbe verschieden war, mit so krampfhaftem, endlosem Weinen auf den kleinen Leichnam geworfen, daß die Diener sie nur mit Mühe entfernen konnten.

Sobald sie das Sterbezimmer verlassen, war sie ohnmächtig zusammengebrochen und auf die Weisung des Arztes zu Bett gebracht worden, in welchem sie zehn Stunden in einem unruhigen, von Fiebern gestörten Schlummer zubrachte.

Dann war sie erwacht, und selbst die inständigsten Bitten ihres Leibarztes waren nicht im Stande gewesen, sie noch länger im Bett zurückzuhalten. Was wollte auch der Arzt hier, wo die Geistlichkeit allmächtig war, ausrichten, wenn der Pater Claret den Wunsch der Königin, ihm beichten und mit ihm beten zu wollen, für berechtigt erklärte?

So hatte sich denn Isabella, bleich und matt von der übergroßen körperlichen Anstrengung, wieder erhoben, und war ihrem Gewissensrath in die Schloßkapelle gefolgt.

Die Kapelle — es war gegen sechs Uhr Abends und schon dunkel geworden — wurde von den Kerzen zweier Armleuchter matt er=

hellt, und das gespenstige Licht schimmerte von den silbernen und goldenen Geräthen am Altar, von den Marmorsäulen der Rotunde zurück, und brach sich in tausend Reflexen in den Edelsteinen, mit welchen die Knochen einer im Glassarge neben dem Altar stehenden Märtyrerleiche reich verziert waren.

Der Priester saß in seinem Beichtstuhl, in jenem räthselhaften Flüsterstübchen, welches zur allmächtigen Waffe der katholischen Kirche geworden ist. Er saß darin und erwartete schweigend, leise in seinem Brevier betend, die hohe Büßerin.

Isabella kam — ein leichtes Rauschen wie von seidenen Gewändern verkündete ihre Ankunft.

Pater Claret unterbrach sein Gebet nicht eher, als bis dicht an seinem Ohre sich die Worte: „Ich arme Sünderin beichte und bekenne Gott dem Allmächtigen, Maria seiner jungfräulichen Mutter, allen lieben Heiligen und Ihnen, ehrwürdiger Priester, daß ich von meiner letzten Beichte rc. rc." vernehmen ließen.

Nachdem die Königin die letzten Worte des Bekenntnisses: „bitte Euer Ehrwürden um die priesterliche Lossprechung und eine heilsame Buße," gesprochen, der Priester selbst um die Lossprechung gebetet und dieselbe ertheilt — nachdem er die Buße aufgegeben hatte — erhob sich Isabella und warf sich vor dem Altar nieder.

Bald darauf kniete der Pater Claret neben der Königin, und ließ, wie sie, die Kugeln des Rosenkranzes durch seine Finger gleiten.

Wohl zwei volle Stunden waren an den Beiden vorübergegangen, ohne daß sie ein Wort mit einander gewechselt, oder sich nur angeblickt hätten, als sich zuerst Claret erhob und die Kapelle verließ. Die Königin folgte in kurzer Zeit nach, und begegnete ihm zuerst wieder im Vorzimmer ihres Schlafgemachs, wo er auf dem Betschemel vor einem hohen, metallenen, vergoldeten Kruzifix kniete. Als Isabella nahte, rückte er zur Seite, daß noch Platz auf dem Schemel frei wurde — die königliche Büßerin kniete neben ihn.

Auch hier beteten Isabella und ihr Gewissensrath noch lange mit einander — dann erhob sich wieder zuerst der Priester, und als sein hohes Beichtkind seinem Beispiele gefolgt war, begann letztere:

„Sind Sie zufrieden mit mir, ehrwürdiger Vater?"

„Wohl, Kind! Sie befolgen wenigstens die nächsten Vorschriften Ihres Beichtigers mit Aufmerksamkeit und Treue. Aber wird das immer der Fall sein? Die Forderungen, die ich an Sie stellte, sind in ihrem weitaus wichtigsten Theile von solcher Art, daß Ew.

Majestät noch nach Jahren und bis an Ihr Lebensende an der Erfüllung derselben arbeiten können und arbeiten müssen.

„Fühlen Sie Kraft genug in sich, meine Tochter, treu und gewissenhaft Ihren Pflichten gegen die heilige Mutter Kirche nachzukommen? Werden Sie nie schwanken und nie straucheln?

„Ein Leben ist lang, und eine einzige Stunde der Nachlässigkeit, oder auch nur der Gleichgültigkeit, reicht hin, viele vorangegangene Mühe vergeblich und nutzlos zu machen.

„Sie haben viel und schwer gesündigt, Königin — und wenn auch der Schatz der Gnaden, den die heilige, alleinseligmachende Kirche durch ihre Diener verwaltet, groß ist und unerschöpflich, so ist doch kein Priester der Welt im Stande — und wäre er der Beste und Heiligste — Verzeihung zu geben, wenn nicht der Sinn des Sünders ein bußfertiger ist, und diese Bußfertigkeit sich zugleich in der aufmerksamsten Erfüllung der aufgegebenen Werke zeigt."

„Ehrwürdiger Vater!" antwortete Isabella, „ich bin selbst allzugut in den Lehren unserer guten Mutter, der heiligen Kirche, erzogen und unterwiesen — ich ehre und liebe die Glieder des heiligen Priesterstandes zu sehr, als daß ich nicht mit der größten Gewissenhaftigkeit den an mich gestellten Forderungen nachzukommen mich bestreben sollte.

„Aber ich bin nur ein Weib — ein schwaches, irrsames Weib, das schon oft strauchelte und fiel, wo es sicher und fest zu stehen glaubte. Ach, ehrwürdiger Vater, wie so treffend schildert jenes Gebet meinen Seelenzustand, das Sie mich einst lehrten:

„Herr, wer weiß, wie oft ich fehle?
„Oft, wenn ich mich bessern will,
„Stehet meine irre Seele
„Nur vor neuen Sünden still
„Und sie schlägt sich neue Wunden,
„Eh' die alten noch gesunden!"

„Wenn Sie das selbst fühlen, meine in Gott geliebte Tochter, so giebt das wenigstens die Bürgschaft, daß Sie, im Bewußtsein Ihrer Schwäche und im Vertrauen auf die Stärke und Zuverlässigkeit der Stützen, die Ihnen der Glauben leiht, nie versäumen werden, den rechten Weg zu suchen, der Sie immer und immer wieder errettet. Ich bitte zu Gott aus der Tiefe meines Herzens alle Tage, daß Sie das Heil Ihrer Seele bewahren.

„Sie haben, ich sage es nochmals, viel und schwer gesündigt — so gedenken Sie auch der Mahnungen der Religion, die die Kirche

Ihnen zuruft. Sie können — und ich werde es von nun an fort und fort wiederholen — nur dann zum Siege durchdringen und die Gnade und das Wohlgefallen des Himmels erwerben, wenn Sie für Ihr ganzes Leben, so lange oder so kurze Zeit es nach Gottes unerforschlichem Rathschluß auch währen mag, nur Eins als höchste und oberste Aufgabe sich setzen: die strenge Erziehung Ihrer Kinder — der vorhandenen und derjenigen, denen das Leben zu schenken Sie noch das Glück haben werden — in den Lehren der heiligsten und alleinseligmachenden Mutter Kirche.

„Die Letztere wird nichts zu thun versäumen, was im Stande ist, diese schwere Aufgabe Ihnen zu erleichtern — ja sie ist sogar gern bereit und verkündet Ihnen dies durch den Mund Ihres Priesters, den größten, am schwersten wiegenden Theil dieser Aufgabe von Ihnen zu nehmen und selbst zu erfüllen, daß ist: die Unterweisung der Infanten und Infantinnen; aber die Mutter kann auch im Verkehr der Familie viel und heilsam wirken, und das sei Ihre beste, schönste, liebste Pflicht.

„Strauchelt einmal Ihr Fuß, fühlen Sie, daß Ihr Gang unsicher wird, so wissen Sie auch, wo Sie einen Halt, eine Stütze finden."

Die Königin, welche in den letzten Tagen, aus Schmerz über den erst drohenden, dann wirklich erfolgten Verlust ihres Kindes, ganz in Reue und Buße über ihre Sündhaftigkeit sich aufgelöst hatte, und den Mahnungen der Religion mehr als je zugänglich war, hatte ihr bleiches, angegriffenes Antlitz, die vom vielen Weinen gerötheten Augen zu dem Pater erhoben, und sagte:

„Ach ehrwürdiger Vater — ich will das Gute aufrichtig und mit treuem Herzen; aber verlassen Sie mich nie — nie. Wollen Sie mir das versprechen? Ich weiß nicht, was der himmliche Vater über mich verhängt, und mir ist oft recht sehr bange, insonders in Stunden der Noth, wie die gegenwärtigen. Was wäre ich, wenn nicht Sie dann um mich wären mit Ihrem reichen Trost und Ihrem nie erschöpften Quell der Hülfe und Errettung. Nochmals also bitte ich Sie, mein Vater, verlassen Sie mich nie, bis der Tod uns einst scheidet. Versprechen Sie mir das bei dem Andenken meines entschlafenen Kindes."

Wieder füllten sich die Augen der Königin mit Thränen, und vor ihrem heftigen Schluchzen waren die Worte des Priesters kaum zu verstehen, welcher sagte:

„Ich verspreche es Ihnen, Majestät, vor Gott dem Allmächtigen und bei dem Andenken der in Gott entschlafenen Infantin Maria de la Concepcion, daß ich nie von Ihrer Seite weichen will."

„Ich danke Ihnen," hauchte die Königin hervor. „Ach, ich bin so namenlos, so unsäglich unglücklich, und so bange ist mir, daß ich nicht weiß, wie ich Mittel finde, dieses Gefühl der Furcht zu bewältigen und zu bannen."

„Beruhigen Sie sich, meine Tochter," tröstete der Geistliche, auch dieses Bangen wird vorüber gehen, wenn Sie viel und eifrig beten. Doch jetzt gehen Sie — der Körper beansprucht auch seine Rechte. Sie haben durch Ihren Eifer zum Gebet und zur Buße schon ein genug großes Opfer gebracht, jetzt mögen Sie schlafen."

„Ehe ich mir — und Ihnen — Ruhe gönne, habe ich noch eine Bitte an Sie, Hochwürdigster," antwortet die Königin, indem sie halb bittend die Hände zu dem Priester erhebt. „Wollen Sie mir gestatten, mein Kind erst noch einmal zu sehen und den hingeschiedenen Engel um seine Fürsprache zu bitten? Noch mehr — wollen Sie mich in das Sterbezimmer begleiten und Ihr Gebet mit dem Meinen vereinigen?"

Stumm winkte der Angeredete der Königin Bejahung zu, und ließ dieselbe vorausschreiten. — —

Die Leiche der Infantin lag noch in dem kleinen, weichgepolsterten, nachenartigen Bettchen aus feinem Korbgeflecht, welches auf einem kostbar geschnitzten, reich vergoldeten Gestell von Rosenholz ruhte. Von der Decke hingen in vollen, bauschigen Falten, mit schweren Quasten und kostbaren Brabanter-Spitzen versehen, die Vorhänge von dichter, himmelblauer Seide. Das Ganze schloß symmetrisch die vergoldete Figur eines Engels, welcher das spanische Wappen trug.

Das Bett war allein unverändert in seiner ursprünglichen Gestalt geblieben — die übrige Einrichtung des Zimmers war insofern seit dem Morgen eine andere geworden, als an den Wänden, Spiegeln, Bildern, Fensterrahmen u. s. w. schwarze Draperien aus Krepp angebracht waren. Vier Geistliche im einfachen Priestergewande saßen um das kleine Lager herum, und beteten eifrig in ihren Brevieren.

Die Königin trat ein — schwankenden Schrittes, so daß Pater Claret sie stützen mußte. Sie schritt vor bis zum Leichnam ihres Kindes, schlug die Vorhänge zurück, sank auf ihre Knie nieder, und betete leise, den Blick unverwandt auf ihren todten Liebling gerichtet. Pater Claret kniete neben ihr.

Dann erhob sie sich wieder und schritt hinaus. Draußen übergab sie der Priester der auf sie wartenden Marietta, von welcher Isabella nach ihrem Schlafgemach gebracht wurde.

Dort sank sie, als die Dienerin sie verlassen hatte, vor dem im Hintergrunde des Zimmers in einer Nische angebrachten Alabaster-Bildniß der Jungfrau Maria auf die Knie und betete:

„Gegrüßet seist Du, Maria, Du bist voller Gnaden, der Herr ist mit Dir. Du bist gebenedeiet unter den Weibern, und gebenedeiet ist die Frucht Deines Leibes, Jesus. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Absterbens, Amen! Du Schmerzensreiche, die Du die heiligsten Schmerzen littest um den Tod Deines göttlichen Sohnes — o, Du verstehst mich — Du erfassest mein Weh.

„Ich bin schwer geprüft durch die auf mir lastende strafende Hand des gerechten Gottes um meiner Sünden willen; ich weiß, daß ich armes sündiges Weib vor seinem prüfenden Blicke nicht bestehen kann. — Wie oft, wie vielfach habe ich die Langmuth des himmlischen Vaters auf die Probe gestellt, und wie bin ich tief hineingeschritten in den Schmutz der Sünde und des Unrechts. Nun ereilt mich die Strafe, und mein Liebstes nimmt der Herr über Leben und Tod von mir. O, ich bin tief, tief gebeugt und zur Buße geweckt.

„Ein Bangen wohnt in mir und eine Furcht, wie ich sie noch nie gekannt, und in der Angst meiner Seele flehe ich Dich an, Du Himmlische: Bitte für mich! Mein zitterndes Herz gelobt — wie es vorhin am Bilde Deines Sohnes und am Todtenbette meines Kindes gethan — treu den Weisungen der heiligen Mutter Kirche nachzukommen — ich will und werde meinen Kindern eine rechte, echte katholische Mutter sein.

„Siehe, Du Gebenedeite, das Herz an, und sein Fühlen und Wollen, wie es gut ist und recht, und bitte für mich am Throne Deines Sohnes, daß er mir Ruhe gebe und den Frieden der Seele, Amen!" —

Die Königin erhob sich, ließ sich entkleiden und ging zu Bett. — — —

Am Tage darauf war die Leiche der Infantin auf dem Paradebett ausgestellt.

Ein hohes, nicht zu großes Gemach in den Parterre-Räumen des königlichen Schlosses war zur Trauerkapelle gewählt worden, und man hatte den Ort mit erhabener Einfachheit ausgestattet. Die

Wände waren vollständig schwarz verhüllt und zum großen Theil von Laubgewächsen verdeckt, welche man rings aufgestellt hatte. Vier große Kandelaber brannten in den Ecken.

In der Mitte des Zimmers erhob sich ein mit einem schwarzen Teppich belegtes Gerüst von drei Stufen, auf welchem der mit Purpursammet bekleidete Katafalk ruhte. Der offene Sarg war schwarz und mit reichen Holzschnitzereien versehen. Die kleine Leiche trug ein weißes, einfaches Musselinkleid, über welches Blumen und eine große Zahl von Heiligenbildchen gestreut waren. Das Köpfchen umrahmte ein frischer Myrthenkranz.

Auf jeder Seite des Sarges standen, mit gezogenem Degen, zwei Pagen in altspanischer Tracht, welche alle Stunden abgelöst wurden, und aus den edelsten Geschlechtern des Landes ausgewählt waren. Außerdem standen je zwei Kammerdiener und zwei Palast-Offiziere als Wache an den beiden Flügelthüren. Zu Häupten und zu Füßen des Katafalks knieten zwei Priester, welche beteten. Die anstoßenden Zimmer waren von den Hellebardieren der Königin und einer, aus allen in der Residenz garnisonirenden Regimentern zusammengesetzten Compagnie besetzt.

Ueber dem Katafalk wölbte sich ein Baldachin von Purpursammt, der reich mit Gold ausgeschlagen war, und einen Engel mit der zu Boden gesenkten Fackel trug.

Von Nachmittags ein Uhr an bis zum Abend bewegte sich ein ununterbrochener Zug von stumm dahinschreitenden Menschen jedes Geschlechtes, Alters und Standes durch diesen Raum, um auf den kleinen, lieblichen Engel einen letzten Scheideblick zu werfen.

Die Königin betete inzwischen mit der Nonne Patrocinio, welche auf ihren Wunsch herbeigekommen war, und wurde nicht müde in Versuchen, ihre von Selbstvorwürfen gefolterte Seele, welche zu erleichtern sich die Geistlichkeit gerade nicht bemühte, durch Versprechungen und Gelöbnisse zu beruhigen, deren vornehmstes eine streng-katholische Erziehung ihrer Kinder verhieß.

Der König, Don Franzisko d'Assis, glaubte durch ein zweimaliges Erscheinen an der Leiche, als sie noch im Sterbezimmer sich befand, seiner Pflicht genügt zu haben, und blieb fortan bis zur Beisetzung in seinen Appartements. Er fürchtete sich vor dem Tode, der gute König, und konnte seinen Widerwillen vor Leichen selbst hier nicht bewältigen. — — —

Der Tag der Beisetzung war gekommen. In der oben beschriebenen Trauerkapelle hatten sich die Glieder des königlichen Hauses

versammelt: Die Königin Isabella mit ihrem hohen Gemahl, die Infantin Isabella und der Prinz von Asturien; die Infantin Maria Therese von Bourbon und Braganza, Prinzessin von Beira, sowie deren Kinder Infant Johann Karl und Infantin Maria Beatrice und die Enkel Karl und Alfons; der Vater des Königs, Franz de Paula, und die Geschwister des Königs mit ihren Kindern.

Außerdem waren noch zugegen die Minister und Ritter des Ordens vom goldenen Vließ und unserer lieben Frau von Montesa, sowie die obersten Hofchargen, zehn Palastoffiziere und Geistliche.

Der Erzbischof von Toledo, Cardinal Cyrill de la Bréa, hielt an der Leiche über die Worte: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet!" eine Rede.

Nachdem er das Amen gesprochen und den Leichnam gesegnet hatte, hoben die zehn Palastoffiziere den Sarg auf und trugen ihn hinaus, wo der Wagen ihn erwartete. Vier Weltpriester trugen die Zipfel des Leichentuches.

Alsbald setzte sich der Conduct nach der Kirche unserer lieben Frau von Atocha in Bewegung. Die Straßen, durch die er kam, waren mit Orangenzweigen und Blumen bestreut, und eine unendliche Menschenmenge stand fest Kopf an Kopf, so daß das Aufgebot der ganzen Besatzung von Madrid, welche Corporalschaftsweise vom Schlosse bis an die Kirche stand, nicht blos eine reine Ceremonie war. An den Häusern hin und auf den Plätzen waren Gerüste gebaut, auf denen die Sitze theuer vermiethet worden waren.

Die Helme, Fahnen, Standarten, Trommeln und Trompeten der Soldaten waren umflort.

In dem Augenblicke, als sich der Trauerzug in Bewegung setzte, erklangen die Glocken aller Kirchen von Madrid in dumpfem Geläut. Gedämpfter Trommelwirbel erscholl, und von Zeit zu Zeit wurde eine Kanone gelöst.

Den Zug eröffneten Priester aller Grade und Arten — vom Bettelmönch bis zum Domkapitular — welche eifrig beteten.

Dann kam das Hellebardierkorps der Königin in Galauniform und mit Trauerabzeichen. Nebenher schritten Trauermarschälle mit ihren umflorten Stäben.

Hierauf folgten die Pagen, welche die Wache bei der Leiche gehabt hatten, und deren Einer auf einem weißen Sammetkissen die Myrthenkrone trug.

Ihnen schlossen sich an: die sämmtlichen Hofchargen, die Inten-

danten und General-Intendanten, der Majordomus, die Kammerherren und Stallmeister, die königlichen Kämmerer und Leibärzte, und endlich der Pater Claret, das Rauchfaß schwingend.

Nun kam der Sarg, von acht schwarzbehangenen Rossen gezogen, welche von Hauptleuten der Garde am Zügel geführt wurden. Die Bedeckung des Wagens bildeten zwei Obersten von der Artillerie und zwölf Pagen in altspanischer Tracht aus der Zeit Jakob's II. von Aragonien und Valencia.

Dicht hinter dem Wagen schritt die trauernde Mutter, Königin Isabella II. von Spanien, geführt von ihrem Gemahl Franzisco d'Assis und der Nonne Raphaele del Patrocinio, sowie die übrigen Glieder der königlichen Familie, Granden von Spanien, Comthure und Ritter der Orden vom goldenen Vließ, unserer lieben Frau von Montesa, von Calatrava, von Alcantara, des heiligen Jacob vom Schwert und Anderer, das gesammte Staatsministerium, die Generalität und Abgeordnete aller Behörden.

Sobald der Trauerzug, welchen eine unendliche Volksmasse schloß, sich der Kirche unserer lieben Frau von Atocha näherte, wo die Leiche beigesetzt werden sollte, kam ihm die gesammte Geistlichkeit des Sprengels entgegen und nahm ihn in Empfang.

Wieder hoben die zehn Palastoffiziere den Sarg vom Wagen herab und trugen ihn, begleitet von der gesammten Geistlichkeit, nach dem Innern der Kirche, wo sie ihn vor dem Altar auf einem, um drei Stufen erhöhten Katafalk niedersetzten, der dem in der Trauerkapelle des königlichen Palastes vollkommen glich.

Hohe Cypressen, Palmen, Myrthen und Orangen standen um den Sarg herum, und zwischen ihnen leuchteten von den hohen Candelabern hunderte von Wachskerzen.

Das Innere des Gotteshauses war vollständig schwarz ausgeschlagen — den Fußboden bedeckten schwarze Teppiche, über den Kirchsitzen lagen schwarze Decken, die Fenster waren schwarz verhüllt.

Zu beiden Seiten des Katafalks standen Armstühle, welche für die königliche Familie bestimmt waren.

Sobald der Leichnam in die Kirche hereingekommen war, hatten die Priester, die ihn begleiteten, einen lateinischen Gesang angestimmt, welchem der Chor antwortete (die Todten-Vigilien). Diese Ceremonie wurde fortgesetzt, als der Sarg schon auf dem Katafalk stand und dauerte länger als eine Stunde.

Das Gefolge der Leiche hatte in der Kirche auf den vorher bestimmten Sitzen Platz genommen, und wo noch außerdem Jemand

stehen konnte, da drängte die zahllose Menge des Volkes nach. Dennoch herrschte ein tiefes, andachtsvolles Schweigen und Jedermann betete still vor sich hin.

Als die Vigilien vorüber waren, bot sich den Blicken des Volkes ein ergreifender Anblick dar. Die Königin, geleitet von ihrem hohen Gemahl und der Nonne Patrocinio, kniete laut schluchzend an den Stufen des Katafalkes nieder und verrichtete tief erschüttert ihr Gebet. Dasselbe thaten die übrigen hohen Leidtragenden.

Nun segnete der Erzbischof von Saragossa, Manuel Garcia Gil, zuerst die kleine Leiche, zu Zweit vor der Versenkung, das Grabgewölbe und dann, als der Sarg in der Oeffnung des Fußbodens verschwunden war, zu Dritt wieder die Leiche, und die Leidtragenden streuten aus Körben, welche von Pagen ihnen gehalten wurden, Blumen in die Gruft und warfen Todtenkränze hinab.

Hierauf celebrirte der Erzbischof von Saragossa das Todtenamt mit würdevoller erhabener Feierlichkeit, und als es vorüber war, verkündete der Donner der Kanonen, die Gewehrsalven der vor der Kirche und auf den Straßen aufgestellten Truppen, sowie das Verstummen sämmtlicher Glocken von Madrid, daß die heilige Handlung beendet sei.

Die Glieder der königlichen Familie bestiegen die zu diesem Zwecke vor der Kirche bereit gehaltenen Wagen und fuhren nach ihren Palästen zurück — das Volk zerstreute sich — die Tribünen auf den Straßen wurden abgebrochen, und bald war von all' dem Pomp nichts mehr sichtbar, als die jetzt welken, größtentheils zertretenen Orangenzweige und Blumen auf dem Wege.

Nur an den Seitenaltären der Kirche wurden noch fort und fort Messen gelesen. — —

Die Königin war im Schlosse angekommen und hatte sich in ihre Gemächer zurückgezogen. Da ließ sich der Erzbischof von Toledo melden und bat um Zutritt bei der Trauernden. Er wurde vorgelassen, und Isabella empfing ihn in dem oben schon genannten Vorgemach, auf dem Betschemel vor dem Bilde des Gekreuzigten knieend.

Die Geistlichkeit wollte die kostbare Gelegenheit, ihren Einfluß bei der Königin zu befestigen und zu mehren, welche sich durch die Zerknirschung derselben bot, voll und ganz ausnützen, und der Cardinal de la Alameda hatte sich selbst aufgemacht, das Herz der liebsten Tochter der Kirche zu trösten und — zu lenken.

Er kniete — ohne Gruß und ohne Frage — neben der Königin nieder, und betete wie sie. Dann, als das Gebet beendet, erhoben sich beide und der Cardinal begann:

„Majestät! Gottes Hand ruht schwer auf Ihnen, und eine große Prüfung ist über Sie gekommen. Verstehen Sie auch den Sinn derselben recht? Wissen Sie, was der Himmel durch den Tod Ihres Lieblings zu Ihnen spricht?“

„Ich weiß es, hochwürdigster Herr,“ antwortete mit matter, tonloser Stimme Isabella. „Ich habe gesündigt, schwer und viel — und nun soll dieser herbe Verlust, der mich betroffen, in mir Bußfertigkeit und Reue über meine vielen und schweren Fehltritte erwecken.

„Ja noch mehr — ich soll von nun an, da dieser schwere Schlag mich getroffen, so in mich gehen, daß ich ein neues Leben beginne, fortan nicht mehr sündige und mich ganz und gar — willenlos und gehorsam — den Forderungen füge, welche die heilige Mutter Kirche durch den Mund ihrer Priester an mich richtet.

„Das weiß ich, hochwürdigster Herr — aber ob ich auch fort und fort bete und rastlos meine Seele zu Gott, zur heiligsten Jungfrau Maria und zu allen lieben Heiligen erhebe, so kommt doch immer noch keine Ruhe über mich. Das furchtbare Bangen und die Angst der Seele, welche mich befielen, als ich meinen lieben nun dahingeschiedenen Engel mit dem Tode ringen sah, wollen mich nicht verlassen, und wie ein ruheloser Geist, dessen Schuld ungesühnt geblieben, läßt mir das Bewußtsein meiner Sünden nicht Ruhe bei Tag und bei Nacht.

„Oft, wenn ich endlich, von Gewissensbissen gefoltert, eingeschlummert bin, nachdem ich mich stundenlang schlaflos auf meinem Lager hin und her gewälzt, weckt mich ein düsterer Traum von den Qualen der Verdammten, oder eine Beengung und ein Drücken über die Brust, wie wenn ich eingeschnürt wäre von ehernen Fesseln, so, daß ich laut aufschreien muß.

„Dann kommen meine Dienerinnen besorgt herbei, und wollen den Arzt rufen — aber ich lasse ihn nicht kommen; denn was soll der Arzt des Leibes, da es doch nur die Seele ist, welche krankt, und in so gewaltsamer Weise von ihrem nicht normalen Zustande Kunde giebt. Ach, hochwürdigster Herr, könnte ich endlich, endlich Ruhe finden und Frieden für meine arme Seele.“

„Liebe Tochter,“ begann wieder der Erzbischof, „ich sehe, Sie erkennen die Forderungen recht, welche Sie erfüllen müssen, um zu

Ihrem Seelenheil zu gelangen. Aber die Ruhe, die Sie suchen, finden Sie nicht heut und morgen — die wird erst sehr allmählig und nach und nach bei Ihnen einkehren, wenn Sie ohne Aufhören, treu und rastlos, mit immer neuem Eifer, an die Erfüllung der Ihnen von Gott gestellten Aufgabe gehen: in Ihrem Lande den Glauben zu schützen, soweit menschliche Macht reicht, und in einer streng katholischen Erziehung Ihrer Kinder der Mutter Kirche die Garantie zu geben, daß auch dermaleinst, nach Ihrem, so Gott will, noch recht fernen Ende, derselbe Geist der Ergebenheit gegen unsern alleinseligmachenden Glauben in Spanien zu finden sein wird.

„Das ist der einzige Trost, den ich Ihnen geben kann, Majestät. Seien Sie treu in der Erfüllung Ihrer hohen Aufgabe bis an's Grab."

Der Priester verließ die Königin, die alsobald von der „blutenden Nonne" in Empfang genommen wurde, mit welcher sie ihre Bußübungen fortsetzte, und die sie in demselben Sinne weiter beeinflußte, wie der Pater Claret und der Cardinal-Erzbischof bisher gethan hatten.

Inhalts-Verzeichniß des dritten Bandes.

Druck von Ihring & Haberlandt in Berlin, Dresdener Str. 77.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 14 10 04 007 3